ARCHIV

FÜR DAS

STUDIUM DER NEUEREN SPRACHEN

UND LITTERATUREN.

HERAUSGEGEBEN

VON

LUDWIG HERRIG.

XXXVII. JAHRGANG, 70. BAND.

BRAUNSCHWEIG,
DRUCK UND VERLAG VON GEORGE WESTERMANN.
1883.

21003
e

Inhalts-Verzeichnis des LXX. Bandes.

Abhandlungen.

Seite

Shakespeares Comedy of Errors und die Menächmen des Plautus. Von H. Isaac 1

Vierzehn Gedichte von C. M. Wieland. Mitgeteilt von Dr. P. v. Hofmann-Wellenhof. Besprochen von Dr. L. F. Ofterdinger 29

Über die Resultate der Lautphysiologie mit Rücksicht auf unsere Schulen. Von Karl Deutschbein 39

Wie würde sich die Lehre von der Femininalbildung des französischen Adjektivs in unserer Schule darstellen, wenn das Französische eine phonetische Schrift hätte? Von Dr. Lütgenau 73

Sitzungen der Berliner Gesellschaft für das Studium der neueren Sprachen 81

Zur Einführung in das Studium der dramatischen Dichtkunst. Von A. Goerth 129

Raul von Cambrai. Ein altfranzösisches Heldenlied. Übersetzt von F. Settegast 173

Béni, e und Bénit, e. Von Felix Zvěřina 195

Luthers Bedeutung für die deutsche Litteratur. Erinnerungsblatt zur vierten Säkularfeier am 10. November 1883. Von Dr. F. H. Otto Weddigen 241

Beiträge zur Geschichte der mittelenglischen Lyrik. Von Dr. Julius Aust 253

Raul von Cambrai. Ein altfranzösisches Heldenlied. Übersetzt von F. Settegast. (Schluſs.) 291

Über französische Etymologie in der Schule. Von O. Josupeit 317

Aus den sogenannten quintilianischen Deklamationen. Von Felix Zvěřina 351

Neue Beiträge zur Etymologie deutscher Flufsnamen. Von Th. Lohmeyer. 355

Beurteilungen und kurze Anzeigen.

Franz Kern, Die deutsche Satzlehre, eine Untersuchung ihrer Grundlagen. (A. W.) 93

Briefe von Charlotte von Kalb an Jean Paul und dessen Gattin. Herausgegeben von Dr. Paul Nerrlich. (Heinrich Pröhle) 94

Seite

Hieronymus Schneeberger, Die Wechselbeziehung zwischen Schillers Tell und Shakespeares Julius Cäsar. (G. Willenberg) 95

Über die Physiologie und Orthographie der Zischlaute mit besonderer Rücksicht auf die Heysesche Regel. Von G. Michaelis. (Biltz) . . . 96

Die Hohenzollern und die deutsche Litteratur. Eine litterarhistorische Studie von Dr. F. H. Otto Weddigen. (A. M.) 97

Systematische Phrascologie der englischen Umgangssprache mit eingelegten Gesprächen, Briefen, Anekdoten und deutschen Übungssätzen, sowie sachlichen, synonymischen und grammatischen Anmerkungnn. Für den Schul- und Privatgebrauch von Dr. phil. Albert Gärtner. (Albert Stimming) 98

History of the English Language and Literature from the Earliest Times until the Present Day, including the Literature of North America, by F. G. Bierbaum 99

A. L. Meifsner, „The Philology of the French Language". (Fritz Bischoff) 100

P. Antoine, Aperçus sur la littérature française du XIXe Siècle depuis l'Empire jusqu'à nos jours 102

Victor Hugo, Hernani, nouvelle édition annotée par Holzapfel. (Dr. Joseph Sarrazin) 105

Eine Übersetzung des Shakespeare ins Spanische 106

Ausführliches Lehr- und Lesebuch der spanischen Sprache, bearbeitet von F. Booch-Arkossy und Don Manuel F. Cartajena. (Dr. Paul Förster) 107

Cristoforo Pasqualigo: Raccolta di Proverbi Veneti. (L. Freytag) . . . 108

Herwara von L. Freytag. (L.) 202

Middelnederlandsch Woordenboek van wijlen Dr. E. Verwijs en Dr. J. Verdam 203

Sprachliche Sünden der Gegenwart. Von Prof. Dr. August Lehmann . . 204

Lied von eines Studenten Ankunft in Heidelberg von Klemens Brentano. Mit Vorwort und Anmerkungen herausgegeben von Karl Bartsch 204

Stellung und Leben der deutschen Frau im Mittelalter. Von Gustav Reinsch 204

Versuch einer Darstellung der wallonischen Mundart nach ihren wichtigsten Lautverhältnissen. III. Teil. Von W. Altenburg 205

Sammlung kurzer Grammatiken germanischer Dialekte. III. Angelsächsische Grammatik von Ed. Sievers 206

Beowulf. Herausgegeben von Alfred Holder 206

Deutscher Litteratur-Kalender auf das Jahr 1883 hgb. von Joseph Kürschner. V. Jahrgang 206

Englische Sprach- und Litteraturdenkmale des seehzehnten, siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts herausgegeben von Karl Vollmöller . . . 207

Eine Geschichte der relativen Pronomina in der englischen Sprache. Von P. Noack 209

Seite

1) Les Centenaires de Voltaire et J. J Rousseau. 30 mai — 2 juillet 1878. Aperçu Bibliographique par Louis Mohr. 2) Des Impressions microscopiques par Louis Mohr 209

Le seizième siècle en France. Tableau de la littérature et de la langue suivi de morceaux en prose et en vers choisis dans les principaux écrivains de cette époque par MM. A. Darmesteter et Adolphe Hatzfeld . . . 210

Barbours, des schottischen Nationaldichters, Legendensammlung nebst den Fragmenten seines Trojanerkrieges. Zum erstenmal herausgegeben und kritisch bearbeitet von C. Horstmann 211

Zeitschriftenschau 212

Friedrich Diez' kleinere Arbeiten und Recensionen herausgegeben von Hermann Breymann. (G. Wolpert.) 111

Choix de lectures françaises à l'usage des Écoles secondaires, par H. H. Wingerath. Deuxième partie: Classes moyennes. (Th. Krafft) 412

M. A. Thibaut, Wörterbuch der französischen und deutschen Sprache. 100. Auflage 445

Gallia. Kritische Monatsschrift für französische Sprache und Litteratur. Hrsgb. von Dr. Ad. Krefsner 446

Französische Studien. Hrsgb. von G. Körting und E. Koschwitz. III. Bd., 3—4 Heft: Die Wortstellung in der altfrz. Dichtung „Aucassin et Nicolete" von Julius Schlickum. — Historische Entwickelung der syntaktischen Verhältnisse der Bedingungssätze im Altfranzösischen von Jos. Klapperich. (R.) 447

Émile Zola. Au Bonheur des Dames 448

Diekmanns französische und englische Schulbibliothek 449

La France lyrique, Album des meilleures Poésies lyriques des auteurs français par Mme Pauline Fouré 450

Dr. Klöpper, Englische Phraseologie für höhere Schulen und Studierende . 451

K. A. Oberle, Überreste germanischen Heidentums im Christentum, oder die Wochentage, Monate und christlichen Feste etymologisch, mythologisch, symbolisch und historisch erklärt. (Joseph Sarrazin) . . 452

Rudolf Falb, Das Land der Inca in seiner Bedeutung für die Urgeschichte der Sprache und Schrift. (H. Buchholtz) 452

Beitrag zu einer wissenschaftlichen Grundlage für etymologische Untersuchungen auf dem Gebiete der französischen Sprache. Von Heinrich August Schœtensack 455

Grammatik der englischen Sprache nebst Übungsstücken von Dr. F. W. Gesenius. (F. L.) 456

Englisch für Kaufleute. Unter Mitwirkung von Fachmännern von Prof. Dr. C. van Dalen 458

Histoire de la Civilisation en Europe depuis la chute de l'empire Romain jusqu'à la Révolution française par M. Guizot. (David Asher) . . 459

Seite

The real Lord Byron. New views of the poet's life. By John Cordy Jeaffreson. (Dr. Otto Weddigen) 459

Shakespeare für Schulen. Ausgewählte Dramen. Mit Einleitungen, erklärenden Anmerkungen und Abrifs der Shakespeare-Grammatik. Bearbeitet und herausgegeben von Dr. K. Meurer. III. Macbeth . . . 460

English Library 460

Asher's Collection of English authors, british and american 461

Programmenschau.

Der Unterricht im Deutschen. Von Oberlehrer Leonhard. Programm der Realschule I. O. zu Dortmund 109

Beiträge zur Volksetymologie. Von Oberlehrer Dr. Fufs 111

Über deutsche Volksetymologie: Ortsnamen. Von L. Lüttich. Programm des Domgymnasiums zu Naumburg 111

Die Allitteration im Munde des deutschen Volkes. Von Direktor Th. Heinze. Programm des Gymnasiums zu Anklam 111

Einige Bemerkungen über den Gebrauch des Relativpronomens im Deutschen. Von Professor Aug. Satory. Programm des Katharineums zu Lübeck 113

Die Familiennamen des Fürstentums Lübeck. Von Professor Dr. W. Knorr. II. Programm des Gymnasiums zu Eutin 113

Bürgerbuch der Stadt und des Kirchspiels Linz. Von Rektor Dr. J. Pohl. Programm des Progymnasiums zu Linz am Rhein 114

Sprichwörter und sprichwörtliche Redensarten in Rudolstadt und dessen nächster Umgegend, gesammelt und nach Stichwörtern alphabetisch geordnet von Gymnasiallehrer Dr. Karl Wagner. Programm des Gymnasiums zu Rudolstadt 114

Die deutsche Kaisersage. Von Dr. J. Häufsner. Programm des Gymnasiums zu Bruchsal 115

Die älteste Herzebrocker Heberolle. Von Gymnasiallehrer Paul Eickhoff. Programm des Gymnasiums zu Wandsbek 117

Die Sprachformen des Hildebrand-Liedes im Beowulf. Von Dr. Fr. Schulz. Programm der Realschule auf der Burg in Königsberg i. P. 117

Übersetzung zweier Stellen aus dem Heliand (1245—1359) und aus Otfrieds Evangelienbuch (II, 16) nebst einer Einleitung von Gymnasiallehrer Plaumann. Programm des Gymnasiums zu Graudenz 118

Beiträge zu einem nordthüringischen Idiotikon. Von Gymnasiallehrer Dr. S. Kleemann. Programm des Gymnasiums zu Quedlinburg. . . 118

Meier Helmbrecht von Wernher dem Gartennære, eine Quelle für deutsche Altertumskunde. Von Dr. Alfred Inowrachawer. Programm des Friedrichs-Gymnasiums zu Breslau 118

Die lyrische Poesie in Deutschland bis auf Heinrich von Veldeke. Von Dr. J. Jansen. Programm der Realschule I. O. zu Krefeld 119

Seite

Charakteristik der Poesie des Hans Sachs. Von Dr. Fleck. Programm der städtischen Gewerbeschule zu Dortmund 120

Die Lessingfeier der Realschule zu Mülheim a. d. Ruhr am 15. Februar 1881, dem 100jährigen Todestage des grofsen Denkers und Dichters. Von Direktor O. Henke. Programm der Realschule I. O. zu Mülheim a. d. Ruhr 120

Zu Schillers Ballade vom Grafen von Habsburg. Von Dr. Theodor Mauser. Programm des Gymnasiums zu Mainz 120

Briefe von Ernestine Vofs an Rudolf Abeken, mit erläuternden Anmerkungen herausgegeben von Professor Dr. F. Polle. Programm des Vitzthumschen Gymnasiums zu Dresden 121

Zur Feier deutscher Dichter. Abend 11 und 12: Geibel; die Romantiker. Von Direktor R. Strackerjan. Programm der Realschule zu Oldenburg. (Hölscher) 122

Bemerkungen und Ergänzungen zu Weigands deutschem Wörterbuch. 5 Stück. Von Dr. Gombert. Programm des Gymnasiums zu Grofs-Strehlitz 216

Behandlung der deutschen Grammatik in den unteren und mittleren Klassen höherer Lehranstalten Von Dr. Hörter. Programm der Realschule I. O. zu Bremen 216

Deutsche Altertümer aus dem Nibelungenliede und der Gudrun. Von Dr. O. Hartung. Programm des Progymnasiums zu Neuhaldensleben 217

Über Walther von der Vogelweide. Von Oberlehrer Dr. H. Siebert. Programm der Realschule I. O. zu Kassel 218

Übereinstimmende und verwandte Motive in den deutschen Spielmannsepen, im Anschlufs an König Rother. Von J. Thien. Programm der höheren Bürgerschule zu Hamburg 218

Aristotilis Heimlichkeit. Von Prof. W. Toischer. Programm des Gymnasiums zu Wiener-Neustadt 219

Über den Kultureinflufs Deutschlands auf Frankreich. Von Prof. Dr. Süpfle. Programm des Lyceums zu Metz 220

Die deutsche Dichtung des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts in ihren Beziehungen zu Horaz. Von Direktor A. Lehnerdt. Programm des Friedrichs-Kollegiums zu Königsberg 221

Entwickelung der Idee des Lessingschen Dramas Nathan der Weise und Darlegung des Sinnes der in ebendemselben Stücke enthaltenen Parabel von den drei Ringen in seiner Beziehung auf die Idee, von Prof. Joh. Sternat. Programm des Gymnasiums zu Brody 222

Über Lessings dramatische Entwürfe, Pläne und Fragmente. Von Alexander Tragl. Programm des Gymnasiums zu Böhm.-Leipa 222

Friedrich Leopold Graf zu Stollberg und Johann Heinrich Vofs. I. Von Dr. Otto Hellinghaus. Programm der Realschule I. O. zu Münster 223

Über Klingers philosophischen Roman. Eine litterarhistorische Studie. Von Franz Prosch. Programm des Gymnasiums zu Weidenau 223

Seite

Über die tirolischen Kriegslieder im Jahre 1796 und 1797. Von J. Feder. Programm des Gymnasiums zu Teschen 224

Die Häupter des schwäb. Dichterbundes. (II. Justinus Kerner. III. Gustav Schwab.) Von Prof. Dr. Ambrosius Mayr. Programm des Gymnasiums zu Komotau 225

Die Nibelungensage im deutschen Trauerspiel. Programm der Gewerbeschule in Mülhausen i. E. 225

Die Nibelungenstrophe. Eine metrische Untersuchung. Nebst einer Beigabe: Die Jagd auf Hohenburg. Von Oberlehrer Dr. W. Cramer. Programm des Realgymnasiums zu Schlettstadt. (Hölscher.) 227

Dr. A. Kummer, Victor Hugos lyrische Gedichte. Beilage zum Programm des städtischen Gymnasiums zu Hameln. (Joseph Sarrazin.) . . 228

Miscellen.

Seite 123—125. 230—238. 462—477.

Bibliographischer Anzeiger.

Seite 126—128. 239—240. 478—480.

Shakespeares Comedy of Errors

und

die Menächmen des Plautus.

Welches Stück Shakespeare bei seiner Comedy of Errors als Quelle gedient hat, läfst sich leider nicht mehr bestimmen. Es ist wohl möglich, dafs der Dichter sich an ein älteres englisches Drama gehalten hat, von dem wir nur noch den Namen wissen. In den Rechnungen der Hoflustbarkeiten nämlich finden wir angeführt, dafs am Neujahrstag 1577 in Hampton-Court eine Komödie, betitelt „The Historie of Error", aufgeführt und am heiligen Dreikönigs-Abend 1583 zu Windsor wiederholt worden ist. Von der Ähnlichkeit des Namens hat man auf die Verwandtschaft der beiden Stücke geschlossen. Da jene Historie of Error verloren gegangen, ist jede Untersuchung über ihr Verhältnis zu dem Shakespeareschen Drama ausgeschlossen. Es bleibt also nur übrig, sich nach einem anderen Stücke umzusehen, das Shakespeare benutzt haben könnte. Nach der Ansicht der meisten Forscher können dies nur die Menächmen des Plautus sein, deren Sujet dem des Shakespeareschen Stückes sehr ähnlich ist. P. Wislicenus und K. Elze behaupten, dafs aufser den Menächmen auch noch der Amphitruo des Plautus benutzt worden sei. Ulrici zwar hält eine Benutzung des Plautinischen Stückes für unmöglich, weil dies erst 1595 in einer Übertragung erschienen sei. An eine Benutzung des Plautus in der Ursprache ist nach ihm überhaupt nicht zu denken. Nun fällt die Comedy of Errors — dafür sprechen viele innere und äufsere Gründe — in die Jahre von 1589 bis 1593. Richard Simpson nimmt schon 1585 oder 1586 an.

Also kann Shakespeare, so schliefst Ulrici, die Menächmen des Plautus nicht benutzt haben. Dabei hat er aber eins übersehen. Sind auch die angegebenen Zeitdaten richtig, und sprechen wir dem Dichter die Fähigkeit ab, den lateinischen Plautus gelesen zu haben, so bleibt doch noch eine Möglichkeit. In dem Vorworte, welches der Drucker der Übertragung des W. W. — vermutet wird William Werner — vorausschickt, sagt er: „The writer hereof (loving Readers) having diverse of this Poettes Comedies Englished, for the use and delight of his private friends, who in Plautus owne words are not able to understand them: I have prevailed so far with him as to let this one go farther abroad, for a publike recreation and delight to all those, that affect the diverse sorts of bookes compiled in this kind, whereof (in my judgement) in harmlesse mirth and quicknesse of fine conceit, the most of them come far short of this.“ Warum soll Shakespeare diese Übertragung nicht gekannt haben? Konnte er nicht auch zu den „private friends“ gehören, die der W. W. erheitern wollte durch seine Übertragung, ehe er an deren Druck überhaupt dachte? Dafs es den Drucker Mühe gekostet hat, den Übersetzer zur Veröffentlichung gerade der Menächmen zu veranlassen, geht aus folgenden Worten hervor, die ich dem Vorwort entnehme: „And although I forced him very loath and unwilling to hazard this to the curious view of envious detraction, (being as he tels mee) neither so exactly written, as it may carry any name of a Translation, nor such libertie therin used, as that he would notoriously varie from the Poets owne order: yet sith it is only a matter of merriment, and the litle alteration therof, can breede no detriment of importance, I have over-rulde him so farre, as to let this be offred to your curteous acceptance.“ Also wird sich W. W. wohl lange gesträubt haben, ehe er die nach seiner Meinung etwas flüchtige Arbeit dem Drucker übergeben hat. Auch ein Grund für das schon längere Vorhandensein der Handschrift.

Die Möglichkeit, dafs Shakespeare die handschriftliche Übertragung gekannt und danach sein Drama gearbeitet habe, ist demnach nicht zu leugnen. Die Frage, ob Shakespeare fähig gewesen sei, Stücke wie das Plautinische im Original zu lesen, lasse ich als eine müfsige aufser acht. Für den vorliegenden

Gegenstand ist die Bejahung oder Verneinung jener Frage von keiner Bedeutung, da zur Zeit der Abfassung der Comedy of Errors eine englische Übertragung der Menächmen existiert hat, wenn auch nur handschriftlich.

Die Vergleichung des Shakespeareschen Stückes mit dieser englischen Übertragung, die ja ebensogut wie die verloren gegangene Historie of Error die Quelle desselben sein kann, ist der Zweck dieser Arbeit. Eine solche Vergleichung kann des Interesses nicht ermangeln. Ist das Stück wirklich die Quelle, dann giebt uns die Vergleichung einen Mafsstab für die Selbständigkeit und Originalität Shakespeares; ist es die Quelle nicht, dann haben wir zwei Dramen gegenübergestellt, die dasselbe Sujet haben, dessen verschiedene Behandlung in Anlage und Charakterzeichnung wir kennen lernen.

Der Übersetzer hat das Stück betitelt: „Menæchmi. A pleasant and fine conceited Comœdie, taken out of the most excellent wittie Poet Plautus. Chosen purposely from out the rest, as least harmefull, and yet most delightfull. Written in English, by W. W. London, Printed by Tho. Creede etc. 1595."

Dramatis Personæ.

W. W.	Shakespeare.
Peniculus a Parasite.	
Menechmus the Citizen.	Antipholus of Ephesus.
Menechmus the Traveller.	Antipholus of Syracuse.
Erotium.	A Courtezan.
Cylindrus.	
Messenio, servant to Menechmus the Traveller.	Dromio of Syracuse, attendant on Antipholus of Syracuse.
Ancilla, Erotium's mayd.	
Mulier, the Wife of Menechmus the Citizen.	Adriana, wife to Antipholus of Ephesus.
Senex.	
Medicus.	Pinch, a schoolmaster.
	Solinus, duke of Ephesus.
	Ægeon, a merchant of Syracuse.
	Dromio of Ephesus, attendant on Antipholus of Ephesus.
	Balthazar, a merchant.
	Angelo, a goldsmith.
	First Merchant, friend to Antipholus of Syracuse.
	Second Merchant, to whom Angelo is a debtor.
	Æmilia, wife to Ægeon, an abbess at Ephesus.
	Luciana, sister to Adriana.
	Luce, servant to Adriana.

Wir haben sechs Parallelfiguren, die wir vergleichen können. Wir richten uns in der Reihenfolge nach dem Personenverzeichnis. Die Citate sind der Dyceschen Ausgabe entnommen. Zuerst die beiden ansässigen und verheirateten Brüder. Der Wohnort derselben ist zugleich der Ort der Handlung in beiden Stücken: bei W. W. Epidamnum, bei Shakespeare Ephesus. Indes wird Epidamnum in der Comedy of Errors mehrmals erwähnt, woraus erhellt, dafs Shakespeare das Plautinische Stück oder dessen englische Übertragung gekannt hat. Ich stelle die Parallelscenen gegenüber und citiere die ähnlichen Stellen.

Menechmus Cit. (W. W.).	Antipholus Eph. (Shakesp.).
This same I meane to give to Erotium. (I, 2.)	— — — —: that chain will I bestow Be it for nothing but to spite my wife Upon mine hostess there. (III, 1.)
There I meane to have a delicious dinner prepard for her and me. (I, 2.)	To her will we to dinner. (III, 1.)
Gave mee the cloake and your chaine? In truth I never sawe ye since I left it heere with you. (IV, 3.)	I never saw the chain. (V, 1.)
Forsworne Queanes. (V, 8.)	Dissembling harlot. (IV, 4.)
The mischiefe light on thee, with all thy frivolous questions. (V, 4).	Peace, doting wizard, peace! (IV, 4.)
And Erotium she plainly sheweth what she is. (V, 4.)	Dissembling harlot, thou art false in all. (IV, 4.)
Doo you thinke that I am so mad that I cannot devise as notable lyes of you as you do of me? (V, 4.)	I am not mad. (IV, 4.)
What will ye do with me? (V, 6.)	What, will you murder me? (IV, 4.)
About seven years old: for even then I shedde teeth, and since that time I never heard of anie of my kindred. (V, 8.)	I never saw my father in my life. (V, 1.)

Why, asse, I neither have yet dined, nor came I there, since we were there together. (IV, 2.)

I dined at home! — Thou villain, what sayst thou? (IV, 4.)

Soweit die Citate. Menechmus Cit. und Antipholus Eph. sind beide ärgerlich über ihre Frauen. Ersterer beschwert sich darüber, dafs seine Frau ihn keinen Augenblick in Ruhe lasse, dafs er keinen Schritt thun könne, ohne dafs sie ihn frage, wohin er gehe. Dieser beständigen Überwachung überdrüssig beschliefst er, ihr einmal einen gehörigen Streich zu spielen. Er entwendet seiner Frau einen wertvollen Mantel, um ihn einer Buhlerin zu schenken. Bei letzterer will er auch ein „köstliches Mittagessen" einnehmen. Ähnlich Antipholus Eph. Auch er scheint nicht der glücklichste Ehemann zu sein. Er sagt, sein Weib zanke mit ihm, wenn er die Zeit nicht innehalte. Deshalb ersinnt er eine Lüge zur Entschuldigung. Er hat einige Freunde eingeladen zum Mittagessen und verheifst ihnen ein freundliches Willkommen. Als sie vor seinem Hause angelangt sind, erhalten sie keinen Einlafs. Dort sind ja bereits Antipholus Syr. und Dromio Syr. Der abgewiesene Ehemann gerät in solche Wut, dafs er mit Gewalt den Einlafs erzwingen will. Balthazar warnt ihn davor und Antipholus folgt der Warnung. Aber er will sich rächen. Er ladet seine Freunde ein, mit ihm bei einer Buhlerin zu speisen, ihr will er auch die Kette schenken, die seiner Gattin zugedacht war. — Beide, Menechmus Cit. und Antipholus Eph., erfahren dasselbe Schicksal. Beide werden für verrückt gehalten und darauf untersucht. Beide geraten in die gleiche Wut und erklären, dafs sie nicht verrückt seien. Ihre Wut erreicht ihren Höhepunkt, als man Hand an sie legen will. — Am Ende sind beide wieder in derselben Lage. Sie wissen nur wenig über ihre Herkunft und ihre Eltern. Menechmus Cit. erinnert sich noch, dafs er im Alter von ungefähr sieben Jahren mit seinem Vater nach Tarent gereist und da im Gedränge gestohlen sei. Antipholus Eph. behauptet, seinen Vater nie in seinem Leben gesehen zu haben, auch nie in Syrakus gewesen zu sein.

Menechmus Trav. (W. W.).

Otherwise I can never desist seeking. (II, 1.)

Antipholus Syr. (Shakesp.).

So I, to find a mother and a brother
In quest of them, unhappy, lose myself. (I, 2.)

Sirra, no more of these sawcie speeches, I perceive I must teach ye how to serve me, not to rule me. (II, 1.)

Come, Dromio, come, these jests are out of season;
Reserve them till a merrier hour than this. (I, 2.)

Because I feare you wil be busie among the Curtizans, and to be cozened of it. (II, 1.)

They say this town is full of cozenage. (I, 2.)

Auffallend ist das cozen auf beiden Seiten. Man könnte geneigt sein, aus diesem einen Faktum auf die Benutzung des Plautus (W. W.) durch Shakespeare zu schliefsen.

Surely this fellow is mad. (II, 2.)

The fellow is distract, (IV, 3.)

Whom doth this woman speake to? (II, 3.)

Plead you to me, fair dame? (II, 2.)

Gentlewoman, ye are a straunger to me, and I marvell at your speeches. (II, 3.)

— — — I know you not. (II, 2.)

She also calls me by my name. (II, 3.)

How can she thus, then, call us by our names,
Unless it be by inspiration? (II, 2.)

Nor never was in this place till this instant. (II, 3.)

In Ephesus I am but two hours old. (II, 2.)

I never had wife, neither have I. (II, 3.)

Thou hast no husband yet, nor I no wife. (III, 1.)

Ile then hie me away to my ship: tis time to be gone from hence. (V, 2.)

I will not stay to-night for all the town;
Therefore away, to get our stuff aboard. (IV, 4.)

O brother, brother, let me embrace thee! (V, 8.)

Embrace thy brother there. (V, 1.)

Ile go in with her, Messenio, Ile see further of this matter. (II, 3.)

Until I know this sure uncertainty,
I'll entertain the offer'd fallacy. (II, 2.)

Doo not all the Gods conspire to loade mee with good lucke? well I see tis high time to get mee out of these coasts, least all these matters should be lewd devises to draw me into some snare. (III, 3.)

There's none but witches do inhabit here;
And therefore 'tis high time that I were hence. (III, 2.)

This passeth that I meet with none, but thus they vexe me with straunge speeches. (V, 1.)	There's not a man I meet but doth salute me As if I were their well-acquainted friend. (IV, 3.)
I wil now goe see if I can finde my man Messenio, that I may tell him how I have sped. (III, 3.)	I'll to the mart, and there for Dromio stay: If any ship put out, then straight away. (III, 2.)
Impudent knave, wilt thou say that I ever saw thee since I sent thee away to day, and bad thee come for mee after dinner? (V, 7.)	— — — Wast thou mad, That thus so madly thou didst answer me? (II, 2.)
What ghoast? (V, 8.)	Ægeon art thou not? or else his ghost? (V, 1.)

Beide haben es sich zur Aufgabe gemacht, den verlorenen Zwillingsbruder aufzufinden. Das Gefühl ihres Unglücks wird um so bitterer, je länger ihr vergebliches Suchen dauert. Antipholus Syr. vergleicht sich mit einem Wassertropfen, der einen anderen Tropfen im Meere sucht und bei diesem Suchen in nichts zerrinnt. Deshalb kann er auch nicht froh werden, bis er den Bruder gefunden hat. Menächmus Trav. sucht sein Unglück hauptsächlich in der Ungewifsheit. Er weifs nicht, ob sein Bruder lebt oder tot ist. Hätte er sichere Kunde von seinem Tode, dann würde er sich zufrieden geben. — Beide machen dieselben Verwechselungen durch. Die wichtigste ist unstreitig die im Gespräch mit den Frauen ihrer Zwillingsbrüder. Die Verwechselungen und Verwickelungen werden schliefslich so arg, dafs den beiden der Kopf anfängt schwindlig zu werden, dafs sie glauben, mit einem Zauber behaftet zu sein, und es für die höchste Zeit halten, diesem Zauber zu entrinnen. Daher möglichste Beschleunigung der Abreise.

Erotium (W. W.).	A Courtezan (Shakesp.).
What mine owne Menechmus; welcome sweete heart. (I, 3.)	Well met, well met, Master Antipholus. (IV, 3.)
O Menechmus, why stand ye here? pray come in. (IV, 3.)	Will you go with me? We'll mend our dinner here. (IV, 3.)

Ah then, Sir, I see you wrought a device to defraude mee of them both. (IV, 3.)	I hope you do not mean to cheat me so. (IV, 3.)
Tush, what needeth all this jesting? Pray leave off. (II, 3.)	Your man and you are marvellous merry, sir. (IV, 3.)

Dies sind die einzigen Stellen, die ich zur Vergleichung anführen kann. Der Grund dafür liegt darin, dafs Shakespeare seine Courtezan überhaupt nur in zwei Scenen auftreten läfst. Sie spielt bei ihm eine ganz untergeordnete Rolle. Sie will gleich Erotium den unzufriedenen Ehemann ausnutzen, irrt sich aber in dessen Person und glaubt schliefslich selbst geprellt zu sein.

Messenio (W. W.).	Dromio of Syracuse (Shakespeare).
Either she is a witch, or else she hath dwelt there and knew ye there. (II, 3.)	This is the fairy land; — O spite of spites! We talk with none but goblins, owls, and sprites. (II, 2.)
Ah maister, will yee be cony-catcht thus wilfully? (II, 3.)	They'll such our breath, or pinch us black and blue. (II, 2.)
Whewe, marry I thanke for nothing. (V, 7.)	Marry, sir, for this something that you gave me for nothing. (II, 2.)
O Jupiter, what do I see? my maister abused by a companie of varlets. (V, 6.)	O, my old master! who has bound him here? (V, 1.)
I told ye, here were silver tong'de hacsters. (II, 3.)	Nay, she is worse, she is the devil's dam; and here she comes in the habit of a light wench. (IV, 3.)
For this assure your selfe, this Towne Epidamnum is a place of outragious expences, exceeding in all ryot and lasciviousnesse: and (I heare) as full of Ribaulds, Parasites, Drunkards, Catchpoles, Cony-catchers, and Sycophants, as it can hold. (II, 1.)	By my troth, your town is troubled with unruly boys. (III, 1.)

What a slave is this? that I had somewhat to breake the Rascals pate withal. (II, 2.)

Villaine, Ile make thee tell me what thou meanest by all this talke? (II, 2.)

Break any breaking here, and I'll break your knave's pate. (III, 1.)

It seems thou want'st breaking: out upon thee, hind! (III, 1.)

Messenio und Dromio Syr. sind Clowns voll toller Späfse. Bei den sie betreffenden Verwechselungen glauben sie sich ins Feenreich versetzt und wissen vor lauter Verwunderung nicht wohin. Doch sind sie mifstrauisch und sehen überall Schlingen und Netze. — Sie sind treue Diener. Sie sind ergrimmt, als ihre Herren — Messenio allerdings den falschen — gefesselt sehen. Sie haben keine anderen Interessen als die ihrer Herren. Ihr Witz entfaltet sich unter anderem in den Scenen, wo sie den Buhlerinnen begegnen. Messenio nennt sie eine silberzungige Meuchelmörderin, Dromio gar des Teufels Grofsmutter. Beide fällen dasselbe Urteil über die Stadt, in die sie geraten sind: sie ist ein Nest von Schurken, Wollüstlingen und Trunkenbolden. — Noch eine Eigenschaft haben beide gemeinsam. Sie sind grofse Maulhelden. Sie schlagen mit Worten ihren Gegnern die Knochen entzwei.

Gehen wir zu den Rollen der Frauen über.

Mulier (W. W.).	Adriane (Shakespeare).
I marvaile that my husband comes not yet. (V, 1.)	Neither my husband nor the slave return'd. (II, 1.)
He hauntes naughtie harlottes under my nose. (V, 2.)	I know his eye doth homage otherwhere. (II, 1.)
Thinkes he I will be made such a sot, and to be still his drudge, while he prowles and purloynes all that I have, to give his Trulles? (IV, 1.)	But, too unruly deer, he breaks the pale, And feeds from home; poor I am but his stale. (II, 1.)
Aske yee mee whats the matter? (IV, 2.)	Why, man, what is the matter? (IV, 2.)
Are ye not ashamed to deny so confidently, that which is apparant? (IV, 2.)	Dissembling villain, thou speak'st false in both. (IV, 4.)
These foule abuses and contumelies, I can never endure. (V, 1.)	Unfeeling fools can with such wrongs dispense. (II, 1.)

He makes me a stale and a laughing stocke to all the world. (V, 2.)	— — —; poor I am but his stale. (II, 1.)
There he feastes and banequets, and spendes and spoiles. (V, 2.)	How if your husband start some otherwhere? (II, 1.)
Out, out, what a wretched life is this that I live. (IV, 2.)	Since that my beauty cannot please his eye, I'll weep what's left away, and weeping die. (II, 1.)
Away, away; keep your hands off. (IV, 2.)	O, bind him, bind him! let him not come near me. (IV, 4.)
Impudent beast, stand ye to question about it? For shame hold thy peace. (V, 1.)	Hence, prating peasant! fetch thy master home. (II, 1.)

Beide Frauen warten auf ihre Männer. Beide beklagen sich über die Vernachlässigung, die sie von ihnen erfahren. Sie schelten über die Untreue der Gatten, die sie nicht länger ertragen können. Ihr Dasein erscheint ihnen als ein unbeschreiblich unglückliches. — Als sie ihre Männer für wahnsinnig halten, befällt sie entsetzliche Furcht. Sie wollen dieselben um keinen Preis an sich herankommen lassen.

Medicus (W. W.).	Pinch (Shakespeare).
O now he rageth upon these words: take heed. (V, 4.)	Mistress, both man and master is possess'd. (IV, 4.)
Menechmus, tell me, be not your eyes heavie and dull sometimes? (V, 4.)	I know it by there pale and deadly looks. (IV, 4.)
Ile tell ye, hee shall be brought over to my house, and there I will cure him. (V, 4.)	They must be bound, and laid in some dark room. (IV, 4.)

Der Medicus und Pinch sind gerufen, die Patienten zu untersuchen. Beide legen Wert auf den blassen, verstörten Blick. Nach vorgenommener Untersuchung erklären sie die Patienten für wahnsinnig und ordnen Maßregeln zu ihrer Heilung an.

Medicus und Pinch sind die letzten Personen, die wir zu

vergleichen hatten. Wenn nun die bisherigen Citate Worte waren nur der gerade zu vergleichenden Personen, so folgen jetzt solche, die nur durch ihre Ähnlichkeit bemerkenswert sind, gleichviel welchen Personen sie angehören. Wenn diese Citate auch nicht dazu dienen können, Vergleichungspunkte abzugeben für die einander entsprechenden Figuren, so ist doch ihr Wert für die Vergleichung der Dramen im ganzen darum kein geringerer.

Six yeares now have we roamde about thus; Istria, Hispania, Massylia, Ilyria, all the upper sea, all high Greece, all Haven Towns in Italy. Messenio (II, 1).

Five summers have I spent in furthest Greece,
Roaming clean through the bounds of Asia,
And, coasting homeward, came to Ephesus.
Ægeon (I, 1).

Not a world of men shall staie me, but Ile go tell his wife of all the whole matter, sith he is at this point with me.
Peniculus (III, 2).

My way is now to hie home to his house,
And tell his wife that, being lunatic,
He rush'd into my house, and took perforce
My ring away.
Courtezan (IV, 3).

Will ye denie that which you did in my company?
Peniculus (III, 2).

And why dost thou deny the bag of gold?
Antipholus Eph. (IV, 4).

I am of Syracusis in Sicilia.
Menechmus Cit. (V, 8).

— — —; I came from Syracuse.
Antiph. Syr. (V, 1).

Indeed she tooke ye for mee.
Menechmus Cit. (V, 8).

And I was ta'en for him, and he for me;
Antiph. Syr. (V, 1).

Maister Doctor, pray heartily make speede to cure him.
Senex (V, 4).

Good Doctor Pinch, you are a conjurer;
Establish him in his true sense again.
Adriana (IV, 4).

Why fond man, art thou mad, to deny that thou ever setst foote within thine owne house where thou dwellest? Senex (V, 2).

What, are you mad, that you do reason so?
Luciana (III, 1).

But see where he is now, and brings my cloake with him.
Mulier (V, 1).

'Tis so; and that self chain about his neck,
Which he forswore most monstrously to have.
Angelo (V, 1).

Father, marke I pray how his eyes sparkle: they rowle in his head; his colour goes and comes: he lookes wildly. Mulier (V, 2).

Alas, how fiery and how sharp he looks!
Luciana (IV, 4).

Take him up, and bring him to the Physitians house.
Senex (V, 6).

Go bear him hence.
Adriana (IV, 4).

Ye jest too perversly with your friends. Senex (V, 2).

I pray you, jest, sir, as you sit at dinner.
Dromio Eph. (I, 2).

See what idle talke he falleth into. Senex (V, 4).

God help, poor souls, how idly do they talk!
Luciana (IV, 4).

Out, drunken foole, etc.
Menechmus Trav. (II, 1).

Thou drunken slave, etc.
Antiph. Eph. (IV, 1).

Wold ye have your husband serve ye as your drudge?
Senex (V, 2).

A man is master of his liberty.
Luciana (II, 1).

How haps it ye come so soone?
Cylindrus (II, 2).

— how chance thou art return'd so soon?
Antiph. Syr. (I, 2).

Surely this fellow is mad.
Menechmus Trav. (II, 2).

Go bind this man, for he is frantic too.
Pinch (IV, 4).

Looke how he stares about! how he gapes. Mulier (V, 2).

Ay me, poor man, how pale and wan he looks!
Luciana (IV, 4).

Your purse is lockt up safely sealed in the casket, as you gave it mee. Messenio (V, 6).

There is your money that I had to keep.
First Merchant (I, 2).

Do, fetch it.
Menechmus Cit. (V, 6).

Go fetch it, sister.
Adriana (IV, 2).

Maydes looke that all things be readie. Cover the boord.
Erotium (II, 3).

Dromio, go bid the servants spread for dinner.
Luciana (II, 2).

Will ye go in to dinner, Sir?
Erotium (II, 3).

Come, sir, to dinner. —
Adriana (II, 2).

A good motion; yea, and thanks with all my heart.
Menechmus Trav. (II, 3).

— — —; and much thanks for my good cheer.
Antiph. Eph. (V, 1).

In troth I never sawe thee in all my life.
Menechmus Trav. (III, 2).

I, sir! I never saw her till this time.
Dromio Syr. (II, 2).

Fetch men to carry him to my house. Medicus (V, 4).

Bind Dromio too, and bear them to my house.
Adriana (V, 1).

Villaine, Ile make thee tell me what thou meanest by all this talke?
Messenio (II, 2).

Thou drunkard, thou, what didst thou mean by this?
Antiph. Eph. (III, 1).

Are ye not in a fit of an ague, your pulses beate so sore?
Peniculus (IV, 2).

Give me your hand, and let me feel your pulse.
Pinch (IV, 4).

Did I therefore put yee in trust?
Erotium (IV, 3).

A man is well holp up that trusts to you.
Antiph. Eph. (IV, 1).

And (I heare) as full of Ribaulds, Parasites, Drunkards, Catchpoles, Conycatchers, and Sycophants, as it can hold. Messenio (II, 1).

They say this town is full of cozenage;
As, nimble jugglers that deceive the eye,
Dark-working sorcerers that change the mind,
Soul-killing witches that deform the body,
Disguised cheaters, prating mountebanks,
And many such-like liberties of sin.
Antiph. Syr. (I, 2).

Wold ye have your husband serve ye as your drudge?
Senex (V, 2).

Men, — — — — —
— — — — — — —
Are masters to their females and their lords.
Luciana (II, 1).

But if I see cause, I wish as well tel him of his dutie.
Senex (V, 2).

Discover how, and thou shalt find me just.
Duke (V, 1).

—, tis verie ill done.
Senex (V, 2).

A grievous fault.
Duke (V, 1).

Why are ye so sad, man?
Senex (V, 2).

You are sad, Signor Balthazar.
Antiph. Eph. (III, 1).

Get thee into thy house, daughter. Senex (V, 2).	Then, gentle brother, get you in again. Luciana (III, 1).
See, see, what a sharpe disease this is. Senex (V, 2).	— — The fiend is strong within him. Pinch (IV, 4).
Nay Ile say no more. Mulier (IV, 2).	— O, let me say no more! Ægeon (I, 1).
Good Gods what meaneth this? Menechmus Cit. (V, 4).	What mean you, sir? for God's sake, hold your hands! Dromio Eph. (I, 2).
Go dispatch as I bid you. Erotium (I, 4).	— hie thee, slave, be gone. — Antiph. Eph. (IV, 1).
Ile go strait to the Inne, and deliver up my accounts, and all your stuffe. Messenio (V, 6).	Come to the Centaur; fetch our stuff from thence. Antiph. Syr. (IV, 4).
I will speake to my maister. Messenio (V, 8).	He speaks to me. — I am your master, Dromio. Antiph. Syr. (V, 1).
My faith he saies true. Messenio (V, 8).	Mistress, upon my life, I tell you true. Servant (V, 1).
Is there no good man will helpe me? Menechmus Cit. (V, 6).	Haply I see a friend will save my life. Ægeon (V, 1).
Let go ye varlet. Messenio (V, 6).	Masters, let him go. Officer (IV, 4).
I joy, and ten thousand joyes the more, having taken so long travaile and huge paines to seeke you. Menechmus Trav. (V, 8).	Twenty-five years have I but gone in travail Of you, my sons. Abbess (V, 1).

Die Menge der Parallel-Citate giebt einen annehmbaren Wahrscheinlichkeitsbeweis für die Verwandtschaft der Stücke. Die Vergleichungspunkte der einzelnen Figuren, die sich aus den Citaten ergaben, habe ich schon oben zusammengestellt. An ihrer Hand will ich versuchen, mit Zuhilfenahme des Gesamteindrucks den Charakter der Hauptpersonen zu skizzieren.

Menechmus Cit. erscheint uns bei seinem Auftreten als ein Mann, der nicht gewillt ist, seine Frau die Xanthippe spielen zu

lassen. Er weist energisch jeden Eingriff in seine persönliche Freiheit zurück. Auch geht er nicht gerade sanft mit seiner Gattin um. Er will sie ihrem Vater zurückschicken, wenn sie ihm noch ein einziges Mal Grund zur Klage giebt. Auch scheint er ihren Verlust nicht für unersetzlich zu halten, denn er würde sie am liebsten mit versteigern, wenn nur jemand auf sie bieten wollte. Das sind alles Äufserungen, die auf alles andere schliefsen lassen als auf das Zartgefühl des Gatten. Doch würden wir sehr irren, wenn wir glaubten, schon aus diesen Zügen uns ein zutreffendes Bild des Mannes machen zu können. Von einer ganz anderen Seite lernen wir ihn kennen in der zweiten Scene des vierten Aktes. Da warten nämlich auf ihn seine Frau und Peniculus, um ihn zur Rede zu stellen wegen seiner schamlosen Untreue. Menechmus Cit. spielt den Unschuldigen, der von nichts etwas weifs. Er sucht das Gespräch von dem Mantel, nach dem die Mulier ihn fragt, auf die Dienstboten zu lenken und stellt sich so, als sei es sein eifrigstes Bemühen, jeden Ärger von der Gattin fern zu halten. Als er endlich der Entwendung des Mantels bezichtigt wird, verlegt er sich aufs Lügen. Er habe den Mantel der Erotium nur geliehen. Jetzt ist es an der Frau zu schelten. Der Mann, der vorher drohte seine Gattin fortzujagen, mufs es sich gefallen lassen, dafs diese ihm das Haus verbietet, bis er den Mantel zurückgebracht habe. Wir sehen, die Gatten geben sich nichts nach im Schelten, ja der eine scheint den anderen noch überbieten zu wollen. Energie und Schroffheit, die wir nach dem ersten Auftreten geneigt sein könnten, dem Menechmus Cit. beizulegen, scheinen also nicht zu seinen hervorstechendsten Eigenschaften zu gehören. Welches sind denn aber solche Eigenschaften bei ihm? Eine vor allen anderen, über die wir nicht im Zweifel sein können, die Verzagtheit. Nachdem er sich wie ein unartiger Schulknabe hat ausschelten lassen von seiner Gattin, bleibt die Erotium sein einziger Trost. Als aber auch diese ihn abweist, ist er vollkommen ratlos. Vielleicht können seine Freunde ihm einen guten Rat geben. „How unfortunate am I“ sind seine Worte. Dann folgt seine Begegnung mit dem Arzte, der ihn für verrückt hält. Nachdem er sich ermannt hat, diesem einige Grobheiten ins Gesicht zu werfen,

bricht er ganz zusammen. Das ist zuviel für ihn. Er sagt: „Even here I will rest me till this evening: I hope by that time, they will take pittie on me.“ Doch noch ärger wird ihm mitgespielt. Der Schwiegervater holt handfeste Leute herbei, die ihn in das Haus des Arztes transportieren sollen. Aber Messenio springt ihm bei und schlägt mit wuchtiger Faust die Lastträger in die Flucht. Menechmus Cit. ist ganz zerknirscht. Rachsucht und Wut über die erlittene Unbill finden keinen Platz in seinem verzagten Herzen. Er will noch einmal sein Glück bei Erotium versuchen, er will sie flehentlich bitten, ihm doch den Mantel zurückzugeben. Hat diese seine Bitten erhört, dann will er mit dem Mantel im Triumphe zu seiner Gattin ziehen und sie bitten, ihn doch wieder in Gnaden anzunehmen. Ist ein derartiges Benehmen nicht ein unerträgliches Zeichen von Verzagtheit, von Feigheit, von Unmännlichkeit? Dies ist denn auch wirklich die einzige hervorstechende Eigenschaft, die ich an ihm habe entdecken können. Will man zu seinem Lobe etwas sagen, so könnte man vielleicht anführen seine Dankbarkeit für Messenio, dessen Freigabe er bei dessen Herrn aufs wärmste befürwortet. Bruderliebe kann man ihm wohl kaum nachrühmen, denn seine Freude über den gefundenen Bruder hat wohl ihren eigentlichen Grund in dem dadurch herbeigeführten Wechsel seiner Lebensverhältnisse, besonders in der Trennung von seiner Frau.

Antipholus Eph. tritt erst im dritten Akte auf. Er hat Angelo und Balthasar zum Mittagessen eingeladen und ist mit ihnen auf dem Wege nach seinem Hause. Er bittet Angelo, seine Verspätung bei seiner (des Antipholus Eph.) Frau entschuldigen zu wollen, da dieselbe mit ihm zanke, wenn er die Zeit nicht inne halte. Er giebt also nach, er ist gefügig, er will es mit seiner Frau nicht verderben. Menechmus Cit. schalt seine Frau, er wollte sein eigener Herr sein, er wäre sie am liebsten los gewesen. Nun wird die Nachgiebigkeit und Gutmütigkeit des Antipholus Eph. auf eine harte Probe gestellt. Er findet mit seinen Freunden keinen Einlafs und wird noch obendrein von der eigenen Gattin und der Dienerschaft in gröbster Weise verhöhnt. Zuerst versucht er es mit der Güte; als aber alles vergeblich ist, übermannt ihn der Zorn. Der Hunger,

die Verlegenheit den Freunden gegenüber, das Aufsergewöhnliche des ganzen Falles lassen ihn alle Rücksichten vergessen. Er will mit Gewalt die Thür erbrechen. Doch ist diese Gewalt nur eine momentane, sie hat noch nicht seine Vernunft ganz zum Schweigen gebracht. Sie hält nicht vor, als der besonnene Balthazar ihm die Sachlage ruhig auseinandersetzt und ihm die möglichen Folgen eines derartigen Schrittes vor Augen führt. Er verbeifst den Ärger und entfernt sich mit den Freunden ohne Aufsehen. Aber sein sonst so weichherziges Gemüt will eine kleine Rache haben. Entgegen dem Vorschlage des Balthazar, das Mittagessen im „Tiger" abzuhalten, ladet er den Balthazar ein, ihn zu einer Dirne zu begleiten. Wegen dieser Dirne hatte Adriana schon oft mit ihm gezankt, und gerade bei der will er mit den Freunden speisen. Auch will er ihr die Kette schenken, die er bei Angelo für seine Frau bestellt hat. Dieser soll die Kette holen und ihnen dann bei dem Mädchen Gesellschaft leisten. Dieser Plan wird zur Ausführung gebracht und zwar sogleich. Die Rachegedanken haben im Augenblick bei ihm die Oberhand, schnell will er ihnen folgen, ehe in seinem Herzen versöhnlichere Gedanken Platz greifen. Dieser Zug ist sehr bezeichnend für den Charakter des Antipholus Eph. Er sagt zu Angelo: „good sir, make haste." Und fügt hinzu:

> Since mine own doors refuse to entertain me,
> I'll knock elsewhere, to see if they'll disdain me.

Das sind Worte, die aus einem tief gekränkten Herzen kommen. Er fühlt sich verschmäht, verachtet von der eigenen Gattin, dadurch droht seine Achtung vor sich selbst einen Stofs zu erleiden. Diese Scharte will er auswetzen dadurch, dafs er sich davon überzeugt, dafs es noch Menschen giebt, die ihn nicht verschmähen. Gekränktes Ehrgefühl ist es also, was ihn der Dirne in die Arme treibt. Ganz anders Menechmus Cit. Er reflektiert ungefähr folgendermafsen: Weil meine Frau mich auf Schritt und Tritt verfolgt, weil sie mir durch ihr lästiges Aufpassen das Leben schwer macht, will ich sie nun einmal gehörig ärgern und bei einer „süfsen Freundin" das Mittagsmahl einnehmen. Er sagt: „Nay, if she be so warie and watchfull over me, I count it an almes deed to deceive her." Sein

Ehrgefühl ist nicht gekränkt, nichts als Trotz, nichts als die Befriedigung, seine Frau zu täuschen, führt ihn zu Erotium. Dafs Antipholus Eph. nicht aus reinem Wohlgefallen zur Courtezan geht, beweist der Umstand, dafs er, der wohlhabende Mann, an die Kosten denkt, die für ihn aus diesem „Scherze" erwachsen.

Doch ist Antipholus Eph. nicht immer so rücksichtsvoll und milde, wie er sich der Adriana gegenüber gezeigt hat. Mit der Milde des Gatten vereinigt er die Festigkeit und Energie des Mannes. Als die Thatsache bei ihm feststeht, dafs Adriana ihn getäuscht habe, da kennt er keine Rücksicht mehr, da hat er nur noch Worte des Abscheus und der Verachtung für sie. „O most unhappy strumpet!" ruft er ihr zu. Seine Mannesehre duldet es nicht, eine Dirne zur Frau zu haben, er appelliert an das Gerechtigkeitsgefühl des Herzogs, aus dessen Hand er sein Weib erhalten hat. Er beschuldigt seine Frau der schwersten Untreue, den Goldschmied des Meineids und der Vergewaltigung, Pinch und Konsorten des gewaltsamen Überfalls und der Mifshandlung. Er fühlt sich in seiner Würde und Ehre aufs schwerste geschädigt und erbittet vom Herzog die Bestrafung der Schuldigen. Ruhig und würdevoll ist sein Benehmen bei der Untersuchung. Offen gesteht er ein, dafs die Courtezan ihm den Ring gegeben hat. Dafs er mit einer Börse voll Dukaten seinen Vater loskaufen will, wollen wir ihm nicht besonders zur Ehre anrechnen.

Die zweite Person von Bedeutung ist bei Plautus Menechmus the Traveller oder Menechmus Sosicles, wie er bei seinem ersten Auftreten bezeichnet wird. Sosicles ist nämlich sein eigentlicher Name, den Namen Menechmus hat er erst erhalten, als sein Zwillingsbruder, der Menechmus hiefs, abhanden gekommen war. Diese Thatsache ist zugleich die Voraussetzung für die späteren Irrungen. Menechmus Traveller ist im Gespräch mit seinem Diener Messenio. Sie haben eine lange Seefahrt hinter sich und wollen nun in Epidamnum ihre Nachforschungen nach dem verlorenen Menechmus Cit. fortsetzen. Der unermüdlich suchende Bruder mufs es sich gefallen lassen, von seinem Diener verhöhnt zu werden wegen der endlosen, nutzlosen Reisen. Aber nichts kann ihn dazu bringen, von

seinem Vorhaben abzustehen. Auf die Frage des Messenio, ob sie denn jede Stadt, von der sie hörten, besuchen müfsten, erwidert er: „Till I finde my brother, all Townes are alike to me: I must trie in all places.“ Ausdauer und Standhaftigkeit zeigt er also schon bei seinem ersten Auftreten. Eine Eigenschaft, die der Erwähnung vielleicht nicht ganz unwert ist, ist seine Vorsicht. Er zeigt diese z. B., als der Diener ihn auf die mancherlei Gefahren von Epidamnum aufmerksam macht. Um in Epidamnum „sine damno“ zu sein, läfst er sich von Messenio die Börse herausgeben und nimmt sie selbst in Verwahrung.

Es folgt die Scene, wo der Koch Cylindrus ihn für den Menechmus Cit. hält und sich durch keine Vorstellungen von diesem Glauben abbringen lassen will. Dies ist die erste der Irrungsscenen, deren der arme Menechmus Traveller sechs durchmachen mufs. Bei der Hartnäckigkeit des Cylindrus ist es natürlich, dafs Menechmus Traveller sehr bald denselben für verrückt hält, nachdem er sich zuerst nur höchlichst verwundert hat, auf der Strafse von einem Menschen mit seinem richtigen Namen angeredet zu werden in einer Stadt, die er soeben zum erstenmal in seinem Leben betreten hat. Cylindrus kommt nach einigen Kreuz- und Querfragen zu demselben Schlufs. Als Messenio versucht, die Sache zu erklären als die Einleitung eines Gaunerstreiches und zu verdoppelter Vorsicht mahnt, wird Menechmus Traveller nachdenklich: „I mislike not thy counsaile Messenio.“

In der dritten Scene des zweiten Akts nehmen die Irrungen ihren Fortgang. Der Koch hat inzwischen die Erotium, seine Herrin, von der Anwesenheit des vermeintlichen Gastes benachrichtigt, und diese beeilt sich nun, mit der ausgesuchtesten Liebenswürdigkeit denselben zu begrüfsen. Es wiederholt sich die Scene mit dem Cylindrus: zuerst Verwunderung, dann Zweifel am Verstande des andern. Messenio meint, das Frauenzimmer habe es auf die Börse des Menechmus Traveller abgesehen. Letzterer, der diese Möglichkeit nicht für ausgeschlossen hält, übergiebt in seiner weisen Vorsicht die Börse wieder dem Messenio, um sodann der Einladung der Erotium zu folgen. Bei dieser Gelegenheit zeigt Menechmus Traveller sich uns von einer ganz neuen Seite. Wir haben bisher von

ihm kennen gelernt die Ausdauer und Standhaftigkeit, mit der er den verlorenen Bruder suchte, die Vorsicht, die er anwandte, wenn Gefahr im Verzuge schien, jetzt auf einmal legt er eine Eigenschaft an den Tag, die mit der einen der erwähnten in direktem Widerspruch zu stehen scheint. Es will uns scheinen, als liefse er alle Vorsicht aufser acht und stürze sich blindlings in die Gefahr hinein. Und diesen Eindruck hat denn auch Messenio. Der treue Mentór ist entsetzt, als er seinen Herrn in die vermeintliche Falle gehen sieht. Er hat keine anderen Worte als: „Ye are cast away then.“ Steht es nun wirklich so? Das wäre doch ein seltsamer Charakter, an dem das eine Mal weise Vorsicht zu rühmen, das andere Mal Sorglosigkeit und Unvorsichtigkeit zu tadeln wäre. Dafs er bei der ersteren Veranlassung weise Vorsicht gezeigt hat, daran ist nicht zu zweifeln. Es fragt sich nur: Ist dieselbe ein Charakterzug von ihm, oder aber nur das Resultat einer augenblicklichen Eingebung? Wäre letzteres der Fall, dann stände ja der Annahme der Sorglosigkeit und Unvorsichtigkeit als Charaktereigenschaften gar nichts im Wege. Ich lasse die Frage offen, bis wir den Menechmus Traveller in seinem weiteren Auftreten betrachtet haben.

In dieser selben Scene, nämlich der dritten des zweiten Akts, zeigt sich Menechmus Traveller noch in einer anderen Eigenschaft. Er ist schlau und gewandt. Mit raschem Blick übersieht er die Situation und weifs sogleich für sich einen geeigneten Platz zu finden. Als er sich entschlossen hat, einmal bei der Erotium sein Glück zu versuchen, da gilt es zunächst, diese zu beschwichtigen und seine Behauptung, er sei nicht der, den sie erwarte, zurückzunehmen. Auch mufs er ihr eine Erklärung für sein Benehmen geben: „I made straunge with you, because of this fellow here, lest he should tell my wife of the cloake which I gave you.“ Alles dies gelingt ihm aufs beste. Erotium zweifelt keinen Augenblick, den echten Menechmus zu Gaste zu haben. Einen letzten Versuch des Messenio, ihn zurückzuhalten, weist er mit den Worten zurück: „Peace foolish knave, seest thou not what a sot she is; I shall coozen her I warrant thee.“ Er will also das Blatt umdrehen, nicht er will der Betrogene sein, sondern er will selbst betrügen.

Die zweite Scene des dritten Akts zeigt uns den Menächmus Traveller in heiterster Stimmung. Er kommt vom Mahle bei der Erotium. Er kann nicht genug rühmen, was für ein Glück er gehabt habe. Nach den Freuden des Mahles, die er genossen hat, sieht er sich im Besitz eines Mantels, den Erotium ihm mitgegeben hat, um ihn verändern zu lassen. Da kommt ihm Peniculus in den Weg, sieht natürlich in ihm den Menechmus Cit. und ergiefst sich in Schimpfwörtern gegen diesen, der ihn so schmählich dupiert habe. Menechmus Traveller weist ihn ab wie die anderen, doch wird seine Verwunderung über diese sich wiederholenden Abenteuer immer gröfser. Akt III, 3. Ancilla, die Magd der Erotium, läuft dem Menechmus Traveller, den sie für den Menechmus Cit. hält, nach, um ihm noch weitere Aufträge von ihrer Herrin zu überbringen, die dieser bestens auszuführen verspricht. So beladen mit Mantel und einer von Ancilla überbrachten goldenen Kette, wird er fast ängstlich über all sein Glück. Er fühlt sich nicht mehr sicher auf dem Boden, den er betreten hat. Er fürchtet Entdeckung und Rache. Durch einen Kranz, den er auf die Strafse legt, sucht er diejenigen zu täuschen, die ihn etwa verfolgen würden.

Die ergötzlichste Verwechselungsscene ist unstreitig die, in der die eigene Frau ihren Mann zu sehen glaubt, während doch ein anderer, den sie nie gesehen hat, vor ihr steht (Akt V, 1). Ein herrliches Bild in der That: die gereizte Mulier, die lieber als Witwe bis zu ihrem Sterbetage leben will, ehe sie eine solche Behandlung erträgt, und ihr gegenüber der Menechmus Traveller in seiner stoischen Ruhe, aus der er auch nicht einen Augenblick sich bringen läfst trotz aller Anklagen des keifenden Weibes. Man höre nur seine Worte: „For whome this woman taketh me I knowe not. I know her as much as I know Hercules wives father.“

Die unglückliche Frau ruft ihren alten Vater zu Hilfe, damit er durch die Macht seiner Autorität dem Gatten sein schmähliches Betragen verweise und sie für die Zukunft schütze. Dieser gewinnt nach kurzer Unterredung die Überzeugung, dafs der Gatte seiner Tochter wahnsinnig geworden sei. Zu dieser Ansicht kommt er jedoch erst durch die Einflüsterungen der

Tochter. Kaum hat Menechmus Traveller gemerkt, was man von ihm denkt, da macht er sich sogleich diesen Umstand zu nutze und stellt sich verrückt. So, denkt er, wird er am leichtesten sie los werden. Wie geschickt und schlau diese Maſsregel war, bedarf keiner Erwähnung. Durch seine verrückten Reden wird natürlich der Senex veranlaſst, einen Arzt zu holen, nachdem die Mulier schon vorher sich ins Haus geflüchtet hat. So findet der Pseudo-Wahnsinnige die beste Gelegenheit, sich davonzumachen.

Es bleibt uns nur noch die letzte Scene zu betrachten übrig, in der das Erkennen der Brüder durch Messenio vermittelt wird. Wie glücklich ist Menechmus Traveller, nun endlich den Bruder gefunden zu haben, um dessenwillen er soviel Länder und Meere durchstrichen hat. Seine Freude muſs ja notwendig eine gröſsere sein, denn er hat gesucht und gefunden, während Menechmus Cit. vollständig überrascht wird und deshalb vor Verwunderung keinen Platz für die Freude findet. Es giebt sich dieser Unterschied sehr treffend in den Worten beider zu erkennen:

Menechmus Traveller.

It is he, what need further proofe? O brother, brother, let me embrace thee!

Menechmus Cit.

Sir, if this be true, I am wonderfully glad: but how is it that ye are called Menechmus?

Für Menechmus Traveller bedarf es keines weiteren Beweises. Er ruft den anderen sogleich mit dem trauten Brudernamen an. Menechmus Cit. behält noch die Anrede „Sir“ bei und möchte erst noch Auskunft haben über die Namenfrage. — Doch soll der Eindruck des liebenden Bruders nicht der letzte sein, den wir den Worten des Menechmus Traveller entnehmen, wir lernen auch noch den dankbaren Herrn kennen, der treue Dienste würdig zu belohnen weiſs: er schenkt dem Messenio die Freiheit.

Es bleibt uns nun noch die Frage zu beantworten übrig, ob wir dem Menechmus Traveller die Eigenschaft der Vorsicht oder der Sorglosigkeit beizulegen haben. Wir hatten die Beantwortung der Frage noch abhängig gemacht von der Betrach-

tung der weiteren Scenen. Diese Betrachtung kann eben nur dazu führen, die Vorsicht aus Besonnenheit als einen Charakterzug des Mannes anzuerkennen. Nirgends bei seinem Auftreten in diesen Scenen bemerken wir auch nur das geringste Anzeichen von Sorglosigkeit und Unbesonnenheit, wohl aber bei mehreren Gelegenheiten recht einleuchtende Beispiele vom Gegenteil. Ich erinnere nur an den Kranz, den er auf die Strafse legt, und an sein Entwischen aus dem Bereich des Senex und der Mulier.

Stellen wir dem Menechmus Traveller nun die Shakespearesche Parallelfigur, den Antipholus Syr., gegenüber. Da finden wir schon eine grofse Ähnlichkeit bei ihrem ersten Auftreten. Beide beklagen ihr Unglück. Sie suchen unablässig nach dem geliebten Bruder und finden ihn nicht. Ein kleiner Unterschied tritt hierbei zu Tage. Shakespeare giebt seinem Antipholus Syr. besser Gelegenheit zu seinen Klagen. Er bringt ihn ins Gespräch mit einem Kaufmann aus Ephesus, der ihm mit Rat und That zur Seite steht und ein williges Ohr leiht seinen Klagen. Das Interesse und die Teilnahme dieses Mannes sind es, die dem Antipholus Syr. sein Schicksal so recht zum Bewufstsein kommen lassen und ihn treiben, sein Herz auszuschütten. Menechmus Traveller hat keine solche Gelegenheit. Er hat im Gegenteil noch einen unzufriedenen Diener zurechtzuweisen, der das lange Suchen für einen Unsinn erklärt. Daher findet er als Ausdruck seines Unglücks nur die wenigen Worte: „Litle knowest thou Messenio how neare my heart it goes.“ Der Rest der Scene enthält die erste Irrung, die etwa derjenigen des Cylindrus und Menechmus Traveller entspricht. Nur ist bei Shakespeare die Irrung eine gegenseitige, was ihm durch Einführung der Zwillingsdiener, wenn dieser Ausdruck nicht zu gewagt ist, ermöglicht wird. Übrigens ist diese Erweiterung Shakespeares sehr verschieden beurteilt worden. Simrock z. B. erklärt die Änderung nicht nur für vortrefflich, sondern auch für ganz sagenmäfsig,* während Gervinus darin einen entschiedenen Mangel sieht.** Ich teile ohne Bedenken die Simrocksche Ansicht. Der Umstand der gröfseren

* Simrock, Quellen des Shakespeare II, p. 346.
** Gervinus, Shakespeare I, p. 236.

Unwahrscheinlichkeit, an dem Gervinus Anstofs nimmt, stört mich dabei durchaus nicht. Wir haben es eben mit einer Poesie zu thun, an die wir nicht den Mafsstab streng dramatischer Gesetze legen dürfen. Tadeln wir also Shakespeare nicht, dafs er durch Verdoppelung der komischen Effekte uns noch herzlicher hat lachen lassen. — Die erste Irrung nun tritt hervor zwischen Antipholus Syr. und Dromio Eph., dem Diener des anderen Antipholus. Ersterer hat seinen Diener, den Dromio Syr., abgeschickt, um das Geld in ihrem Gasthause zu deponieren, und will nun von dem anderen Dromio Auskunft darüber haben. Dieser aber kommt im Auftrage seiner Herrin, der Frau des Antipholus Eph., um ihn, den vermeintlichen Hausherrn, zum Mittagessen zu holen. Die Irrungsscene endigt mit Schlägen für Dromio Eph. Übereinstimmung mit dem Menechmus Traveller finden wir in der Ausdauer und Standhaftigkeit des Suchens nach dem verlorenen Bruder, ebenso in der Vorsicht, die er auf die Aufbewahrung des Geldes verwendet.

Wir treffen den Antipholus Syr. wieder in II, 2. Diese echt Shakespearesche Clownscene zeigt uns unter anderem, wie Antipholus Syr. sein Verhältnis zu seinem Diener ansieht. Er ist wohl milde und scherzt wohl auch einmal mit ihm, aber er will unter allen Umständen die Würde des Herrn gewahrt wissen. Deshalb weist er ihn sofort in seine Schranken, sowie dieser einmal sich mehr erlauben will, als sich für den Diener geziemt. Ganz ebenso verfährt Menechmus Traveller. Als Messenio murrt über das ewige Reisen, sagt sein Herr: „Sirra, no more of these sawcie speeches, I perceive I must teach ye how to serve me, not to rule me.“ Will man einen Unterschied in der Behandlung der Diener seitens der Herren konstatieren, so liefse sich anführen, dafs Menechmus Traveller seine Zurechtweisungen nur in Worte kleidet, während Antipholus Syr. zu drastischeren Mitteln greift.

Dieselbe Scene enthält ferner die ergötzlichste Verwechselung, nämlich die des Antipholus Syr. durch die Adriana. Der Scene entspricht bei Plautus V, 1. Hier ist nun aber Shakespeare bedeutend von seiner Quelle abgewichen, wenn wir hier von einer Quelle sprechen dürfen. Menechmus Traveller haben

wir bei dieser Gelegenheit wegen seiner stoischen Ruhe und Sicherheit bewundert, bei Antipholus Syr. dagegen bemerken wir nichts hiervon. Die unaufhörlichen Verwechselungen fangen an, ihn zu beunruhigen. Er denkt an Inspiration. Bezeichnend sind seine Worte:

> To me she speaks; she moves me for her theme:
> What, was I married to her in my dream?
> Or sleep I now, and think I hear all this?
> What error drives our eyes and ears amiss?

Es folgt III, 2. Antipholus Syr. im Gespräch mit Luciana. Er wirbt um die Schwester, die dem vermeintlichen Schwager Moral predigt. Entsprechend, wenn auch gänzlich abweichend, ist bei Plautus III, 3. Dort ist Ancilla, mit einem Auftrage ihrer Herrin versehen. Hier Luciana, die der Schwester den Mann wiedergewinnen will. Die Ähnlichkeit liegt nun darin, dafs beide im Interesse der Frauen handeln. Beide Männer kommen am Schlufs der Scene zu der Überzeugung, dafs es „hohe Zeit“ sei, das Feld zu räumen.

Die letzte Scene endlich ist V, 1, der bei Plautus V, 8 entspricht. Während bei letzterem durch Messenio das Erkennen vermittelt wird, sind es hier Ägeon und die Abbefs, die mit vereinten Anstrengungen den verwirrten Knoten lösen. Während dort nur der treue Diener Messenio Zeuge ist der Erkennung, führt uns Shakespeare eine ganze Fülle von Personen vor. Da ist der Herzog mit Gefolge, da ist der Henker nebst Gehilfen, die den alten Ägeon zur Hinrichtung führen. Da ist der Goldschmied Angelo mit einem Kaufmann im Gespräch, da sind Adriana, Luciana, die Buhlerin und andere, da ist die Äbtissin und die beiden Dromio. Nichts ist natürlicher, als dafs bei dieser veränderten Umgebung die Freude des Wiederfindens in anderer Weise zur Geltung kommt als in der entsprechenden Plautinischen Scene. So laute, heftige Ausbrüche, wie wir sie dort finden, passen nicht für die grofse Versammlung bei Shakespeare. Bei ihm mufs die Sprache und das ganze Benehmen der Beteiligten gemessener und ruhiger sein. So richtet denn Antipholus Syr. kein Wort der Freude an den Bruder, er wendet sich an seinen Diener, den er auffordert, seinen (des Dieners) Zwillingsbruder zu um-

armen und sich zu freuen. Als wichtiger Unterschied tritt hier hervor folgender Umstand. Die Freude, die den Antipholus Syr. bewegt, ist derjenigen des Menechmus Traveller gegenüber eine geteilte. Bei Menechmus Traveller tritt die Bruderliebe in ihr volles Recht, ungetrübt durch irgend welches andere Gefühl. Schon deshalb ist sie heftiger und bricht lauter hervor. Antipholus Syr. dagegen ist nebenbei verliebt, und zwar ist nicht zu verkennen, dafs diese Liebe zu Luciana in ihm stärker ist als die Liebe zum Bruder. Ihr giebt er auch Ausdruck:

(To Luciana) What I told you then
I hope I shall have leisure to make good;
If this be not a dream I see and hear.

Die Charakteristik der wichtigsten Personen wäre hiermit abgeschlossen, denn den Zwillingsbrüdern gegenüber sind alle anderen Figuren doch nur von sekundärer Bedeutung. Wollen wir noch Personen zur Vergleichung heranziehen, so können es nur Dromio Syr. und Adriana sein. Die beiden einzigen Personen, die dann noch eine Gegenüberstellung erlaubten, die Courtezan und Pinch, sind bei Shakespeare derart zu Nebenrollen herabgesunken, dafs eine Vergleichung mit ihren Parallel-Figuren kein Interésse bieten kann.

Zur Vergleichung des Dromio Syr. mit dem Plautinischen Messenio bieten sich vier Scenen dar. Zuerst I, 2 bei Shakespeare mit II, 1 bei Plautus. Messenio ist ungehalten über das lange Suchen nach dem Bruder. Er erinnert seinen Herrn an die Kosten und warnt vor Epidamnum. Durch allzu grofse Höflichkeit und Bescheidenheit zeichnet er sich dabei nicht gerade aus. Er spricht von Thorheit, vom Weifswaschen eines Mohren. Er fragt, ob sein Herr vielleicht eine Reisebeschreibung herausgeben wolle. Ganz anders Dromio Syr. Shakespeare läfst ihn kaum zu Worte kommen. Nur zwei Verse räumt er ihm ein. Und diese benutzt er, um einen Scherz zu machen. Kein Wort des Vorwurfs kommt über seine Lippen. Sein Herr stellt ihm das beste Zeugnis aus:

A trusty villain, sir; that very oft,
When I am dull with care and melancholy,
Lightens my humour with his merry jests.

Messenio kann billigerweise nichts anderes als Schelte verlangen, die ihm auch nicht erspart bleiben.

Dann finden wir sie in II, 3 (Plautus) und II, 2 (Shakespeare). Messenio warnt seinen Herrn vor der Erotium. Dromio Syr. hält sich für behext: „No, I am an ape.“ Er ist der reine Clown. Kein vernünftiges Wort bringt er zu Tage.

V, 6 (Plautus) und IV, 4 (Shakespeare). Messenio befreit seinen vermeintlichen Herrn aus den Händen der vermeintlichen Räuber. Dromio Syr., mit gezogenem Schwerte, ist bereit, seinen Herrn und sich gegen jeden Angriff zu verteidigen. Messenio trifft alle Vorbereitungen zur Abreise, um „diesem gefährlichen Strudel“ zu entrinnen. Dromio Syr. findet die Station allerliebst und möchte noch bleiben.

V, 8 (Plautus) und V, 1 (Shakespeare). Messenio vermittelt das Erkennen der Zwillingsbrüder. Dromio Syr. trägt noch dazu bei, es zu erschweren. Die verschiedene Bedeutung beider für die beiden Dramen zeigt sich wohl nirgends deutlicher als in dieser Scene. Auf Messenios Schultern ruht die ganze Lösung des Knotens. Dromio Syr. wird kaum zu Worte gelassen.

Um endlich noch die Adriana mit der Mulier zu vergleichen, stehen uns zwei Scenen zu Gebote. In V, 1 (Plautus) und II, 2 (Shakespeare) haben wir die Frauen im Gespräch mit ihren vermeintlichen Männern. Charakteristisch sind ihre Willkommensgrüße.

Mulier: „Oh Sir, ye are welcome home with your theevery on your shoulders. Are ye not ashamed to let all the world see and speake of your lewdnesse?“

Adriana: „Ay, ay, Antipholus, look strange and frown:
Some other mistress hath thy sweet aspects;
I am not Adriana nor thy wife.“

In diesem keifenden Tone fährt die Mulier fort. Sie nennt ihren „Gemahl“ ein „impudent beast“ und ruft ihm zu: „For shame hold thy peace.“ Sie läßt ihren Vater holen, um den „Gatten“ zur Rede zu stellen. Adriana schlägt eine ganz andere Tonart an. Sie erinnert den Antipholus Syr., den sie trotz aller Gegenvorstellungen zu ihrem Gatten stempelt, an das frühere eheliche Glück und beklagt die jetzige Veränderung. Sie erklärt, nicht ohne ihn leben zu können.

> Thou art an elm, my husband, — I a vine,
> Whose weakness, married to thy stronger state,
> Makes me with thy strength to communicate.

Die Mulier ist streng und abstofsend, sie droht mit der Intervention des Vaters. Adriana ist sanft und einschmeichelnd, sie nötigt ihren „Gatten“ zum Essen, da soll er ihr „tausend Schelmereien beichten“.

IV, 2 (Plautus) und IV, 4 (Shakespeare). Die Frauen im Gespräch mit ihren wirklichen Männern. Die Mulier empfängt den Menechmus Cit. mit fast denselben Worten, mit denen sie ihren Schwager empfangen hat. Doch läfst ihr Ungestüm gegen Schlufs der Scene etwas nach. Wir würden indes irren, wenn wir diese Abnahme der Keiferei auf Rechnung ihres Herzens setzen wollten. Sie hat ihren alleinigen Grund darin, dafs der Menechmus, den sie jetzt vor sich hat, ein schuldbeladenes Gewissen hat und daher nicht mit der Entschiedenheit auftritt wie der Zwillingsbruder. Die Mulier bleibt aber nach wie vor die alte Xanthippe. Ehe ihr Mann den Mantel nicht wieder herbeischafft, darf er das Haus nicht wieder betreten. — Adriana, von der vermutlichen Verrücktheit ihres Gatten unterrichtet, kommt mit dem Schulmeister Pinch, der den Teufel bannen soll. Sie will ihm alles geben, was er verlangt, wenn er ihrem Manne den Verstand zurückgiebt. Trotz aller Vorwürfe des Antipholus Eph. nennt sie ihn „gentle husband“. Selbst auf seine Anrede „O most unhappy strumpet“ bleibt sie ruhig und hat kein Wort des Unwillens. Weit also ist der Abstand der Plautinischen Mulier und der Shakespeareschen Adriana: dort die unablässige Keiferin, hier die eifersüchtige Gattin, die aber durch ihre Sanftmut immer noch sympathisch bleibt.

Unser Zweck war, Shakespeares Comedy of Errors mit der englischen Übertragung der Plautinischen Menächmen zu vergleichen. Diese Vergleichung ergiebt: Die Charaktere der Hauptpersonen stimmen in beiden Stücken durchaus nicht überein, die Bedeutung mehrerer Figuren für die Entwickelung des Ganzen ist eine verschiedene, die Anlage hat bei Shakespeare den Vorteil einer breiteren Basis.

H. Isaac.

Vierzehn Gedichte von C. M. Wieland.

Mitgeteilt von

Dr. P. v. Hofmann-Wellenhof.

(Archiv, Bd. LXVI, S. 49—76.)

Besprochen von

Dr. L. F. Ofterdinger.

Vom 23. August 1750 bis Dezember 1753 galt Wieland als Verlobter der Sophie Gutermann von Gutershofen, der nachherigen Frau von La Roche. Dieses Verhältnis löste sich aber zum grofsen Schmerz Wielands wieder auf, und der jugendliche Dichter besang denselben in verschiedenen Gedichten, welche zum Teil noch nicht gedruckt, deren Vorhandensein aber längst vermutet wurde.*

Herr P. v. Hofmann-Wellenhof fand auf der Züricher Stadtbibliothek vierzehn Gedichte Wielands aus den Jahren 1753 und 1754, welche jedenfalls hierher gehören und sehr viel Interessantes bieten. Diese Gedichte sind mit Ausnahme des letzten direkt an seine Liebe, unter dem Namen Sophie, oder Doris, oder Serena, oder an andere gerichtet, wo aber mehr oder weniger von Sophie gesprochen wird, und zeigen in aller Überschwenglichkeit seine seraphische Liebe. Mit Ausnahme des ersten Gedichtes haben alle anderen ihren Ursprung zu der Zeit, wo Sophie schon die Frau des La Roche war, wo also von einer Anknüpfung und Wiederherstellung des alten Verhältnisses nicht entfernt mehr die Rede sein konnte, und doch träumte der schwärmerische Dichter, dafs er seine Geliebte einstens in der anderen Welt mit seinen Freunden und Freun-

* Ofterdinger: Wielands Leben und Wirken in Schwaben und der Schweiz. Heilbronn 1877. S. 91.

dinnen wiedersehen werde, und dafs dann alles wieder gerade so sei, wie es einstens in seinen glücklichen Zeiten in Biberach war. Man ersieht daraus, dafs Wieland ganz recht hatte, wenn er in späteren Zeiten sagte, dafs bei seinen früheren Liebschaften recht viel Illusion war, und dafs er erst die wirkliche Liebe bei seiner Verehelichung kennen gelernt habe.*

Scherer hat im VII. Band, 1. Heft der Zeitschrift für deutsches Altertum und deutsche Litteratur die Aufmerksamkeit auf die Freundinnen Wielands in einem ausgezeichneten Aufsatz gelenkt: in den vorliegenden Gedichten, namentlich im zweiten, kommen merkwürdige neue Aufschlüsse vor.

Als Wieland diese Gedichte schrieb, war er einundzwanzig Jahre alt, war damals noch nicht der natürliche Wieland, sondern wurde noch von seiner Erziehung und seinem Umgang beherrscht. Klopstock war sein Muster, nach dem er zu streben hatte; noch gröfser war aber der Einflufs Bodmers auf ihn, bei dem er wohnte. Alle seine damaligen Gedichte erinnerten nach Form und Inhalt an Klopstock und noch mehr an Bodmer, zeichnen sich aber gegen diese an Klarheit des Ausdruckes sehr zu Gunsten Wielands aus. Wenn also in dieser Beziehung namentlich vorliegende Gedichte eine besondere Beachtung verdienen, so sind zwei, nämlich das zehnte und vierzehnte Gedicht, noch besonders merkwürdig, weil in denselben Ansichten vorkommen, welche man bisher beim damaligen Wieland noch nicht suchte.

Nach all diesem möchte eine Analyse dieser Jugendgedichte nicht als etwas Unnötiges erscheinen.

I. Ode an Serena.

(Zürich den 24. September 1753.)

Dies ist das einzige der vorliegenden Gedichte, das ein Datum trägt, und ist nach demselben zu einer Zeit geschrieben, als er seine Sophie noch als seine Braut ansah. So sehr Wieland damals noch glaubte, dafs dieses Verhältnis ewig dauern werde, so kam ihm doch manchmal der Gedanke, dafs dasselbe, sei es

* Ofterdinger a. a. O. S. 13.

durch Tod oder durch ein anderes unerwartetes Ereignis, getrennt werden könnte.* Dieser beängstigende Gedanke ist der Entwurf dieses Gedichtes.

In einer Mondscheinnacht sieht der Dichter seine geliebte Sophie sterben, er weint um sie, sucht sich zu trösten und betet:

— — — Die Nacht ging mit verhülltem Haupt
Über meinem Gebet langsam bei mir vorbei.
Aber, mit den erwachten
Ersten Strahlen des Morgens, kam

Eine Stimme zu mir; sanft wie die Frühlingsluft
Weht die Stimme mich an, und mein getröstet Herz
Schlug im Busen gelinder
Und die Thränen versiegten schnell:

Die, um welche du batst, ist dir von Gott geschenkt!
Aber dir nicht allein. Auch der verkehrten Welt
Soll ihr lehrendes Leben
Lang die sichtbare Tugend sein!

II. Ode.

Dieses Gedicht ist zu der Zeit entstanden, wo der erste Schmerz über den Verlust seiner Sophie schon vorüber war und an dessen Stelle eine ruhigere Überlegung getreten ist. Am 30. Juni 1754 schrieb Wieland an Frau von La Roche einen Brief, in welchem folgende bezeichnende Stelle vorkommt: „Ich fügte hinzu, dafs die Vorstellung, die mich in dieser traurigen Veränderung am meisten beruhige, diese sei, dafs ich hoffe, Sie (ob ich Sie gleich in dieser Welt nimmer zu sehen wünsche) in den Gegenden der Seligkeit wiederzusehen, wo unsere Seelen sich wiedererkennen, und die Ihrige, wenn Engel noch weinen können, gewifs eine Thräne der zärtlichsten Wehmut weinen wird, dafs Sie Ihrer Bestimmung in dieser Welt so unvorsichtig ausgewichen.“**

---

* Wieland schrieb an Schinz (Biberach 15. Juli 1752): „Was meine Doris und mich betrifft, so sind wir vielleicht bestimmt, in dieser Welt getrennt zu sein und zu leiden“ (s. Ausgewählte Briefe von C. M. Wieland. Zürich 1815. I, S. 104).

** C. M. Wielands Briefe an S. von La Roche. Herausgegeben von F. Horn. Berlin 1826. S. 29.

Diese Worte scheinen zu vorliegendem Gedichte der Text gewesen zu sein, und Gedicht wie der Text möchten im Juni 1754 ihren Ursprung haben.

In dem Gedicht kommt Wieland, nach einigen einleitenden Worten, in den Ort der Seligen, sieht dort seine damaligen Freunde in Zürich: Bodmer, Breitinger, Hefs und Schinz; dann seine Freundinnen Daphne, Melissa, Irene, Ismene und zuletzt zu seiner höchsten Seligkeit und Freude seine Serena, welche von allen umringt und umarmt wird.

Daphne ist die spätere Frau Pfarrerin Schinz in Altstetten bei Zürich, welche von Wieland diesen Namen erhielt, bevor er sie noch gesehen hatte,* und welche auch noch in folgenden Gedichten unter diesem Namen vorkommt. Aber wer ist Melissa, Irene und Ismene? Keine ist eine Geliebte von Wieland gewesen, denn vom August 1750 bis zur Zeit, aus der diese Gedichte entstanden, hatte Wieland keine andere Geliebte als die Serena, und dann wird man dem Dichter der Grazien doch nicht eine solche Geschmacklosigkeit zutrauen, dafs er im Himmel seine angebetete Sophie mit seinen Geliebten empfängt und umarmt.

Alle Gedichte Wielands aus jener Zeit sind an oder über Sophie gedichtet, und wenn er von einer anderen spricht, so ist es eine Freundin oder Verwandte von ihm oder der Sophie.

Einigen Aufschlufs giebt vorliegendes Gedicht, wenn auch hier noch recht viel Dunkles übrig bleibt. Von Ismene heifst es:

> Du auch Ismene öffne den holden Arm,
> Du sanfte Unschuld! lächle mir wieder zu,
> Wie an des Neckars grünen Ufern,
> Wo die platonische Weisheit lauschte.

Ismene ist also mit Wieland bekannt geworden während seines Aufenthaltes in Tübingen, zu einer Zeit, wo er in einer „schwermütigen Einsamkeit lebte".** Ob er aber dieselbe in Tübingen oder im benachbarten Rottenburg kennen lernte, möchte sich so lange nicht entscheiden lassen, als man von dem damals in Rottenburg lebenden Dr. jur. Deiser, in dessen Hause Wieland viel zu verkehren und ein Verwandter gewesen zu sein

* Ausgewählte Briefe, I 103.
** Wielands Werke, I. Supplement-Band, S. 6.

schien,* keine Nachrichten auftreiben kann. Dafs Ismene mit Sophie ebenfalls bekannt war, geht aus einer Stelle des angeführten Briefes Wielands an Frau von La Roche hervor, worin er schreibt: „Beifolgender Brief von Ihrer Ismene ist mir zugeschickt worden, und ich weifs nichts anderes mit ihm anzufangen, als ihn an Sie zu schicken. — Dieses gute Mädchen, welches die zärtlichsten Gesinnungen und die ungemeinste Hochachtung gegen Sie trägt, weifs noch nichts von den letzten unerbaulichen Begebenheiten —"**

Über Irene und Melissa finden sich keine weiteren Andeutungen, doch wird man nicht fehl gehen, wenn man diese ebenfalls als Töchter Schwabens und eine dieser beiden als die Schwester der Sophie, der nachherigen Frau von Hillern, annimmt. Zwar hat später Frau von La Roche die Mademoiselle Schulthefs, die nachherige Schwiegertochter Hallers, als Melissa angegeben,*** und Gruber hat dies bestätigt, allein die Bekanntschaft mit der Schulthefs gehört einer viel späteren Zeit an als diese Gedichte, und man wird hier wohl genötigt sein, anzunehmen: Wieland habe zu verschiedenen Zeiten verschiedenen Freundinnen den Namen Melissa gegeben.

III. Ode.

Am 23. August 1750 machte Wieland, nach Anhörung einer Predigt, welche sein Vater über den Text „Gott ist die Liebe" hielt, mit Sophie den Spaziergang auf den Lindenberg bei Bieberach. Dieser Spaziergang ist in dem Leben Wielands von ganz besonderer Bedeutung, weil auf demselben der Plan zu dem Lehrgedicht „Die Natur der Dinge" zuerst besprochen wurde, und die beiden Verwandten sich von diesem Tag als Verlobte ansahen.† Deswegen möchte in den folgenden Jahren 1751—1753 jedesmal von Wieland, sei es in einem Gedicht, sei

* Ausgew. Briefe I, S. 2. — Ofterdinger a. a. O. S. 59.

** Briefe an Frau von La Roche S. 30. Eine Stelle in dem Brief an Schinz A. B. S. 92—93 könnte sich auf Ismene beziehen.

*** Gruber: Wielands Leben. 2 Teile. I, S. 213. — Sophie von La Roche: Tagebuch einer Reise durch die Schweiz, S. 340. — Scherer im Anzeiger für Altertümer I, S. 32.

† Ofterdinger a. a. O. S. 43 ff.

es in einem Briefe an Sophie, dieser Tag besonders gefeiert worden sein, wohingegen im Jahre 1754 der Tag melancholische Gefühle bei Wieland erregen mufste, welchen er in diesem Gedichte Ausdruck giebt, und man wohl als sicher annehmen kann, dafs dasselbe im August 1754 seine Entstehung hatte.

Zuerst jammert der Dichter, dafs er seine Freundin nicht mehr sehe, fragt, ob es möglich sei, dafs er dieselbe nach nahe geglaubter Hoffnung wirklich verloren habe; in diesem Falle müsse er sich seinem Schmerz hingeben und sein Jammer werde nie verstummen. Dann kommen alte Erinnerungen, seine Gefühle von 1750 erneuern sich, und er malt das Glück aus, wie es wäre, wenn alles noch so wäre wie damals.

IV. Ode an Doris.

Dieses Gedicht ist an Sophie unter dem Namen Doris direkt gerichtet und übertrifft an Überschwenglichkeit alle anderen Gedichte. Der Dichter beschreibt die seligen Gefühle, welche er hatte, wenn er seine Geliebte (aber nicht als Frau von La Roche, denn die giebt es eben nicht) wiedersehen würde. Es ist dies eigentlich nicht ein Traum vom Wiedersehen im Lande der Seligen, sondern es ist noch mehr, nämlich eine unklare Einbildung.

V. Ode.

Unter den Mitarbeitern an den Bodmerschen Zeitschriften befand sich Schinz, Pfarrer in Altstetten bei Zürich, auf den Wieland schon in Tübingen aufmerksam wurde, und über den er in einem Briefe an Bodmer sich sehr anerkennend äufserte, weswegen sich Schinz veranlafst fand, an Wieland zu schreiben. Dadurch entstand zwischen beiden eine Korrespondenz, welche um so lebhafter wurde, als beide gleiche wissenschaftliche Interessen hatten, der Altersunterschied nicht gar grofs war, und jeder das Glück hatte, eine Geliebte — der eine eine Doris, der andere eine Daphne — zu haben.

Als Wieland sich anschickte, seine Reise in die Schweiz anzutreten, befand sich Schinz mit seiner Braut auf dem Land-

hause des mütterlichen Oheims seiner Braut, des Herren Billeter in Wesperspül am Rhein bei Schaffhausen. Dort sahen sich die zwei Freunde zuerst und gingen, nach Aufenthalt von ein paar Tagen, nach Zürich,* wo sie in den innigsten Verhältnissen, besonders nach der Verheiratung der Sophie mit La Roche, miteinander lebten.

Vorliegendes Gedicht ist zum Hochzeitstage des Freundes Schinz bestimmt. Wieland besingt zuerst das Glück seines Freundes, den Tag, an dem diesem seine Daphne ganz eigen sei; dann kommt er auf sein trauriges Schicksal zurück, wo es heifst:

Ach, ich sah auch vordem, glücklicher Schinz, wie du
In die Zukunft hinaus; schönere Hoffnungen
Hat die himmlische Liebe
Keinem Sterblichen je gezeigt.

Nun kommt er auf den Schmerz, dafs jetzt seine Liebe „ewig dahin" sei, tröstet sich dann, er kenne eines Weiseren Macht und es kommen oft Augenblicke, wo sein Herz noch dankt und er „Serena jetzt reiner liebt". Dann geht er über auf die Freude über das Glück seines Freundes und dessen Daphne und schliefst:

Deckt ein bräutliches Rot, Daphne, die Wange dir?
Ist die Hoffnung nicht schön? Wie wird der Anblick sein,
Wenn dein lächelndes Nachbild
Um den zärtlichen Busen scherzt?

O dann lehre sie auch, wenn sie sich jugendlich
Mit sanftlächelndem Mund Worte zu reden übt,
Meinen Namen stammeln
Und Serena mit Seufzen nennen!

VI. Ode.

Von Zürich aus besuchte Wieland recht oft das Pfarrhaus in Altstetten, weil er dort ein ländliches Pfarrleben fand, das ihn an seine Jugend erinnerte, ein junges und glückliches Ehepaar, Erholung und Zerstreuung.** Bei derartigen Besuchen kam dem jungen Dichter der Gedanke, wie schön es sei, wenn

* Ofterdinger a. a. O. S. 78.
** Ofterdinger a. a. O. S. 92.

Sophie noch die Seinige wäre und sie mit ihm in der Gesellschaft des glücklichen Paares zubringen würde. In dem Gedicht ist dieser Gedanke recht hübsch ausgeführt.

VII. Elegie.

In diesem recht traurigen Klageliede wird der Schmerz über den Verlust der Sophie rührend ausgedrückt. Der junge Dichter spricht seine Liebe für dieselbe aus, rühmt ihr Herz und ihre Schönheit, aber auch seine Verehrung für die „Schöne Schwester“ (nachherige Frau von Hillern), „die würdig“,

Ihre Schwester zu sein, blüht und Unsterblichen gleicht.

VIII. Ode.

Dieses Gedicht ist auf die Geburt eines Sohnes (des Schinz?) verfafst. Der Dichter wünscht, dafs die Nachwelt denselben nicht „bei den Erobrern“ sehe, dagegen ihn unter den Dichtern finden möge, und er dann von der Liebe zu einem Mädchen singe, das der Doris gleiche.

IX. Ode.

Dieses Gedicht ist an die Weisheit gerichtet, zuerst wird die Sehnsucht nach ihr dargethan und gebeten:

O so zeige dich mir, wie du dich Bodmern zeigst,
Dich zu sehen gewohnt, voll des olympischen
Sanften Lichts, das dein Aug unerschöpft um sich giefst,
Mifst er leicht deine Gegenwart.

Wenn die Weisheit den Dichter gestärkt habe, wolle er den „Götzen des Wahns und dem vielköpfigen Irrtum Widerstand thun“.

X. Ode.

(An Hr. M. C...)

P. von Hofmann-Wellenhof fragt, wer ist Herr M. C...? eine Frage, welche schwer zu beantworten ist. Gleich beim Anfang dieses Gedichtes müfste man an Schinz denken, wenn nicht die Überschrift wäre, denn da heifst es:

Freund, den mein suchendes Herz in diesen fremden Gefilden
Sich am ähnlichsten fand.

Ohne sehr genau in Zürich bekannt zu sein, wird es schwer werden, die Frage von P. von Hofmann zu beantworten.

In diesem sehr artigen Gedicht, das Stellen enthält, welche an spätere Zeiten Wielands erinnern, will sich der Dichter mit seinem Freunde der Weisheit widmen, damit beide glücklich in jeder Beziehung leben und die Eitelkeiten der Welt verachten können; dann haben sie ein glückliches Leben ohne Wünsche.

— — — nur meine Seele
Wünscht noch Doris und weint.

XI. Ode.

(An seine Freundin.)

Die Freundin ist Doris, und hier spricht Wieland von seiner Liebe und kommt schliefslich auf den so oft besprochenen Gedanken zurück, wie glücklich beide nach ihrem Tode sein werden:

Wenn ein himmlischer Leib uns jetzt umfliefst, und wir,
Aufgelöst in der Lust neuer Umarmungen,
Kein Elysium sehen,
O wie werden wir selig sein!

XII. Ode.

(An ebendieselbe.)

Eigentlich ist dieses Gedicht nicht, wie man nach der Überschrift vermuten sollte, an Doris gerichtet, sondern an den Traumgott, der ersucht wird, zuerst dem Dichter seine Doris zu zeigen, so wie sie früher gewesen ist, und sowie dies geschehen ist, soll der Gott zur Doris eilen und ihr im Traum das Bild des Dichters erscheinen lassen, damit beide zugleich voneinander und von der seligen Zeit träumen.

XIII. Ode.

Klagen und Beruhigung.

Der Inhalt dieses Gedichtes entspricht der Überschrift vollkommen. Die Klagen über den Verlust der Serena sind sehr rührend; die Beruhigung findet er im Umgang mit Bodmer,

Hefs und Schinz und berührt hier die erste Begrüfsung im Landhaus des Billeter in Wesperspühl mit dem letzteren, wo auch die unschuldige Daphne sich befand.

XIV. Der erste Gesang.

Das Rätsel.

In der ganzen Sammlung dieser Gedichte ist dies ohne Zweifel das merkwürdigste. Während in den vorhergehenden der Einflufs der Erziehung oder des Umganges über den Dichter herrschte und er in höheren Sphären schwebte, befreit er sich von allen Einflüssen, ist der natürliche Wieland und gelangt auf der Erde an, indem der auf der Erde lebende rätselhafte Mensch betrachtet wird.

Zu bedauern ist es, dafs von diesem Gedicht nur der erste Gesang und auch dieser nicht vollständig vorhanden ist, wenigstens scheint zwischen der dritten und vierten Seite eine Stelle und der Schlufs dieses Gesanges zu fehlen. Aufserdem ist an mehreren Zeilen der Rand abgerissen, wodurch an diesen die End- und Anfangsworte fehlen.

Über die Resultate der Lautphysiologie

mit Rücksicht auf unsere Schulen.

Von

Karl Deutschbein,

Oberlehrer am Gymnasium zu Zwickau.

§ 1. Wesen der Lautphysiologie. Die Lautphysiologie, auch Phonetik genannt, ist eine Wissenschaft, die uns über die Erzeugung, das Wesen und die Verwendung der Laute belehrt. Sie setzt uns in den Stand, jeden Laut seiner Entstehungsweise nach zu erkennen und zu beschreiben, seinem Werte und seiner Klangfarbe nach genau zu bestimmen; sie ist demnach das naturwissenschaftliche Studium der Laute selbst und bildet als solches einen Zweig der allgemeinen Sprachwissenschaft.

§ 2. Bedeutung der Lautphysiologie für die Schule. Zuerst gewährt sie nicht blofs dem Lehrer, sondern auch dem Kinde einen Einblick in den wunderbaren Bau des menschlichen Körpers, in die zweckmäfsige Einrichtung desselben und in die körperlichen und geistigen Fähigkeiten, die Gott in den Menschen gelegt hat. Aber nicht blofs von diesem ethischen, sondern auch vom praktischen Standpunkte aus ist die Lautphysiologie von grofser Bedeutung für die Schule; denn sie erleichtert dem Lehrer das Unterrichten und dem Schüler das Lernen und richtige Sprechen sowohl der fremden Sprachen als auch der Muttersprache. Dafs das erstere der Fall sein mufs, wird wohl jeder nach dem in § 1 Gesagten unbedingt zugeben. Um aber zu zeigen, dafs die Lautphysiologie auch für die richtige Aussprache der Muttersprache, also in Bezug auf uns des Hochdeutschen, von Wichtigkeit und Nutzen ist, müssen wir uns etwas ausführlicher aussprechen.

Schon oft ist die Frage aufgeworfen worden: „Welches ist das beste Deutsch?“ oder genauer; „Welche Aussprache des Deutschen

ist die beste?“ — Wir antworten mit B. Schmitz in seiner deutschen Grammatik für Gebildete, Seite 2: „Hochdeutsch im Munde des (gebildeten) Niederdeutschen (Norddeutschen).“ Und doch hat selbst der Sitz der reinsten deutschen Aussprache, die Gegend von Celle, Hannover, Braunschweig und Göttingen, einige unzulässige Eigentümlichkeiten aufzuweisen. Da es aber für die deutschen höheren und niederen Schulen eine Hauptaufgabe ist, bei den ihnen zugewiesenen Kindern eine richtige Aussprache des Hochdeutschen zu erstreben und zu erzielen, so mufs jeder Lehrer, auch der Volksschullehrer, wissen, nicht nur welches eigentlich die richtige Aussprache ist, sondern auch wie sie vermittelt wird, das heifst mit welchen Sprachwerkzeugen die einzelnen Sprachlaute hervorzubringen sind, damit er geeignetenfalls durch theoretische Anweisung dem Kinde zu Hilfe kommen kann. Die meisten Schwierigkeiten dabei werden die Lehrer in Mittel- und Süddeutschland haben, da hier am meisten von der richtigen Aussprache des Hochdeutschen abgewichen wird. Wir werden bei der Besprechung der einzelnen Laute auf die fehlerhafte Aussprache der einzelnen Gegenden Deutschlands wieder zurückkommen. Wie bereits angedeutet, thut es bei der Erzielung einer richtigen Aussprache seitens der Kinder das blofse richtige Vorsprechen seitens des Lehrers oft nicht; sei es, weil das Ohr der ersteren vom Elternhause her nicht scharf und geübt genug ist, den vorgesprochenen Laut richtig aufzufassen, sei es, weil sie das starke Nachahmungsvermögen ihrer frühesten Kindheit bereits verloren haben, jenen Laut richtig wiederzugeben. Zum Beweise des Gesagten berufen wir uns beispielsweise auf die Erfahrungen der Sprachlehrer in Sachsen. Dieselben haben fast tagtäglich Veranlassung, die Aussprache des weichen französischen und englischen s (des norddeutschen ſ) bei den Schülern korrigieren zu müssen, weil die letzteren dasselbe durchschnittlich zu hart (gleich norddeutschem ß) aussprechen. Das blofse Vorsprechen des Lehrers und das blofse Nachsprechen der Schüler hilft in vielen Fällen nichts; sie hören entweder den Unterschied zwischen weichem und hartem s gar nicht, oder sie wissen nicht, wie sie den weichen Laut erzeugen müssen. Da bleibt nichts übrig, als den Kindern zu sagen, auf welche Weise, das heifst mit welchen Sprachwerkzeugen sie den betreffenden Laut hervorbringen müssen. Wie im fremdsprachlichen Unterrichte, so ist es auch im muttersprachlichen, und wenn in Sachsen die richtige Aussprache des weichen ſ besondere Schwierigkeiten macht, so in anderen Gegenden andere Laute. Wenn aber dem

so ist, dann ist es klar, wie wichtig und nützlich für jeden Lehrer und bis zu einem gewissen Grade auch für den Schüler einige Kenntnis von den Ergebnissen der phonetischen Forschungen ist.

§ 3. Litterarhistorisches. Die Lautphysiologie ist eine verhältnismäfsig noch junge Wissenschaft, die, von Deutschen ausgegangen, am meisten in Deutschland und England gepflegt wird. Henry Sweet, der erste unter den jetzt lebenden englischen Phonetikern, bekennt in der Vorrede zu seinem Handbuche der Phonetik: „Deutschland verdanken wir den ersten Versuch, ein allgemeines Lautsystem auf physiologischer Basis aufzubauen."

Unter den hervorragendsten Werken nennen wir nach historischer Reihenfolge:

Rapp, Versuch zu einer Physiologie der Sprache. Stuttgart und Tübingen 1836.

Merkel, Anatomie und Physiologie des menschlichen Stimm- und Sprachorgans. Leipzig 1856.

Brücke, Grundzüge der Physiologie und Systematik der Sprachlaute. Wien 1856. Zweite Auflage 1876.

Thausing, Das natürliche Lautsystem der menschlichen Sprache. Leipzig 1863.

Merkel, Physiologie der menschlichen Sprache. Leipzig 1866. (Ein Auszug aus dem ersten Werke.)

Rumpelt, Das natürliche System der Sprachlaute. Halle 1869.

Helmholtz, Lehre von den Tonempfindungen. Braunschweig, dritte Auflage 1870.

Sievers, Grundzüge der Lautphysiologie. Leipzig 1876. Dasselbe Werk ist 1881 unter dem Titel „Grundzüge der Phonetik" in zweiter, wesentlich umgestalteter und vermehrter Auflage erschienen.

Trautmann, Bemerkungen über eine bessere Methode für den lautlichen Teil des neusprachlichen Unterrichts, abgedruckt in der Anglia, Band I, Seite 592—598.

Techmer, Phonetik zur vergleichenden Physiologie der Stimme und Sprache. Leipzig 1880.

Als schätzenswerte Beiträge sind dann noch zu verzeichnen Viëtors Aufsätze in den „Englischen Studien" von Kölbing (III. Band, 1. Heft) und in der „Zeitschrift für neufranzösische Litteratur und Sprache" von Körting und Koschwitz (II. Band, 1. u. 2. Heft), sowie

Schröers Aufsätze in der (österreichischen) „Zeitschrift für das Realschulwesen“ von Kolbe, Bechtel und Kuhn (VII. Jahrgang, 5. u. 6. Heft).

Recht beachtenswert für unsere Zwecke sind auch die ersten Lektionen der französischen und englischen „Unterrichtsbriefe“ von Toussaint-Langenscheidt, sowie die betreffenden Abschnitte bei Bock: „Das Buch vom gesunden und kranken Menschen.“

Die ersten Resultate der deutschen Forschung wurden in England durch unseren berühmten Landsmann Max Müller, Professor an der Universität Oxford, bekannt gemacht, indem derselbe 1864 den zweiten Teil seiner im Königl. Institut zu London gehaltenen „Vorlesungen über die Wissenschaft der Sprache“ herausgab. Hauptsächlich erst seit dieser Zeit haben die Engländer mit der ihnen eigentümlichen Ausdauer und mit dem ihnen eigentümlichen Geschick der jungen Wissenschaft sich bemächtigt und sind von ihnen folgende Hauptwerke ausgegangen:

Bell, Visible Speech. London 1867.

Ellis, On Early English Pronunciation. London 1869.

Sweet, A Handbook of Phonetics. Oxford 1877.

Würdig an ihre (der letzgenannten Engländer) Seite kann man den Norweger J. Storm stellen, dessen „Englische Philologie“ (deutsch bei Henninger in Heilbronn 1881) gerechtes Aufsehen erregt hat, da sich der Verfasser als Meister ersten Ranges in der Phonetik zeigt.

Bemerkung. Es ist natürlich, dafs wir die meisten der ebengenannten Werke als Hilfsmittel bei gegenwärtiger Arbeit benutzt haben.

§ 4. Einige akustische Begriffe und technische Ausdrücke. Ehe wir zur eigentlichen „Lautlehre“ übergehen, müssen wir uns noch über einige akustische Begriffe und technische Ausdrücke verständigen; es handelt sich dabei namentlich um folgende:

a) Schall. Jede Einwirkung auf unser Gehör nennen wir Schall. Wenn man mit einem Stocke auf den Tisch schlägt, so vernehmen wir einen Schall.

b) Geräusch und Klang. Der Schall rührt von den schwingenden Bewegungen eines Körpers her, die sich der elastischen Luft mitteilen. Gehen diese Schwingungen unregelmäfsig vor sich, so nennen wir sie Geräusch, sind sie aber regelmäfsig, so nennen wir sie

Klang. Der Wind macht ein Geräusch in den Blättern der Bäume; die Saiten, die Metalle u. s. w. klingen, sie haben einen Klang.

c) Ton. Wenn man nicht auf die Stärke, sondern auf die Höhe oder Tiefe eines Klanges Rücksicht nimmt, so redet man von einem Ton. Der tiefste Ton eines Klanges ist der Grundton, die übrigen heifsen Obertöne. Jeder schallerzeugende Körper, z. B. jede Saite, hat einen ihm eigentümlichen Ton, einen Eigenton oder eine Klangfarbe.

d) Stimmton. Den Inbegriff der Töne, welche beim Durchgange der Luft aus der Brust durch den Kehlkopf in diesem erzeugt werden, nennt man Stimmton, oder kurzweg Stimme. Nur die lebenden Wesen, welche einen Kehlkopf haben, besitzen eine Stimme; die übrigen nicht, sie können höchstens auf irgend eine Weise Töne hervorbringen.

e) Laut. Der Stimmton ist ungegliedert und unartikuliert, er ist an und für sich ein dem Gesumme der Biene oder des Käfers ähnlicher dumpfer Ton. Sobald aber der Stimmton durch die Sprachwerkzeuge wie Zunge, Zähne, Gaumen, Lippen zu einem gegliederten oder artikulierten Tone umgewandelt wird, entsteht der Laut, genauer Sprachlaut. Wenn man auf irgend einem Musikinstrumente, z. B. auf dem Klavier, einen Ton angiebt, so kann man darauf die Laute *a*, *e*, *i* u. s. w. singen. Nur diejenigen Wesen, welche eine Stimme (einen Stimmton) haben, können auch Laute von sich geben.

f) Sprache. Aus den Elementen der verschiedenen Laute setzt sich die gesprochene Sprache naturgeschichtlich zusammen; sie ist der lautliche Ausdruck der Gedanken. Die Sprache kommt als solche nur dem Menschen zu; die Tierwelt, und zwar nur die höhere, ist mit einer Stimme begabt. Die von den Tieren hervorgebrachten Laute sind nicht der Ausdruck von Gedanken, sondern nur der Ausdruck von Stimmungen und Empfindungen wie Freude, Schmerz u. s. w. — Demnach giebt es auch nur eine Menschensprache, keine Tiersprache im eigentlichen Sinne.

§ 5. Die Sprachorgane. Die Sprachorgane im weiteren Sinne, das heifst diejenigen Organe, welche zum Sprechen notwendig sind, bestehen aus drei Teilen, nämlich aus dem Respirations-, Stimm- und Lautapparat. Zum Respirationsapparat gehören die Lunge, der Brustkasten (richtiger Brustkorb) und die von den Lungen aufsteigende Luftröhre. Den Stimmapparat macht der am oberen Ende der Luftröhre befindliche Kehlkopf aus. Der Lautapparat wird durch das so-

genannte Ansatzrohr* gebildet, welches sich über dem Kehlkopf befindet und sich zusammensetzt aus der Kehl- und Rachenhöhle (Schlundkopf) hinten, der Nasenhöhle oben und der Mundhöhle vorn mit den angrenzenden Weichteilen, Gaumen, Zunge und Lippen. Alle die letztgenannten Teile des Ansatzrohres nennt man auch Sprachwerkzeuge im engeren Sinne.

Für unsere Zwecke bedürfen der Kehlkopf und einige Teile des Ansatzrohres noch einer genaueren Beschreibung.

1) Der Kehlkopf. Das Wichtigste beim Kehlkopfe sind die vier sogenannten Stimmbänder, von denen je zwei, ein unteres und ein oberes, rechts und links von hinten nach vorn in der Kehlkopfhöhle gespannt sind, aber nur die unteren sind stimmbildend. Zwischen dem rechten und linken Stimmbande bleibt ein dreieckiger Raum, die Stimmritze, die durch die elastischen Stimmbänder je nachdem ganz geöffnet, verengt oder geschlossen werden kann. Wir haben oben mit Absicht die „sogenannten" Stimmbänder gesagt, weil eigentlich das Wort „Stimmband" keine richtige Vorstellung giebt. Eine solche würde eher der Ausdruck „Stimmfalte" oder „Stimmlappen" geben, da die betreffenden Organe nicht Bändern, sondern eher Falten oder Lappen gleichen. Wenn man keine Gelegenheit hat, einen naturgetreuen Abdruck des Kehlkopfes zu sehen, so kann man sich am besten eine richtige Vorstellung machen, indem man sich in der Mitte einer Trommel ein in die beiden Trommelfelle eingeschnittenes Dreieck denkt; dieses Dreieck selbst läfst sich mit der Stimmritze vergleichen, die an den Seiten übrig gebliebenen Falten oder Lappen aber mit den Stimmbändern.

2) Das Ansatzrohr. Die Teile desselben sind alle sichtbar und bedürfen deshalb eigentlich mit Ausnahme des Gaumens keiner genaueren Beschreibung. Unmittelbar über den Oberzähnen in der Mundhöhle befindet sich eine Wölbung nach innen, die Alveolen der Oberzähne. Von hier ab nach hinten zu beginnt der Gaumen; dieser ist zunächst hart und heifst deshalb auch der harte Gaumen oder das Gaumendach. Ihm schliefst sich dann der Gaumenvorhang oder das Gaumensegel an, das in drei Teile zerfällt, nämlich a) in den weichen Gaumen (vom harten Gaumen bis zum Zäpfchen), b) in das Zäpfchen

* Ein Ansatzrohr haben auch die meisten Blasinstrumente, von denen erst die Bezeichnung herübergenommen ist.

und c) in die vier Gaumenbögen, je zwei nach rechts und links nach vorn und nach hinten (von der Wurzel des Zäpfchens bis herunter an die Seiten der Zunge); zwischen dem vorderen und dem hinteren Gaumenbogen liegen auf jeder Seite die oft etwas hervortretenden Mandeln. Das Gaumendach trennt die Mundhöhle von der Nasenhöhle, der Gaumenvorhang kann einerseits die Rachenhöhle von der Nasenhöhle und anderseits die Rachenhöhle von der Mundhöhle abschliefsen.

§ 6. Vorgang bei der Erzeugung eines Sprachlautes. Zur Erzeugung eines Sprachlautes ist dreierlei nötig: 1) Ein Luftstrom, 2) eine schallerzeugende Hemmung und 3) ein schallmodifizierender Resonanzraum dieses Stromes. Alles dies finden wir in den unter § 5 bezeichneten Sprachorganen. Zur Erzeugung eines Sprachlautes ist also zuerst ein Luftstrom nötig; derselbe wird hervorgebracht durch die Zusammenziehung der Brustmuskeln und der Lunge, welche die in der letzteren befindliche Luft durch die Luftröhre und den Kehlkopf, resp. durch die Stimmritze in die Rachen-, Mund-, oder Nasenhöhle treibt. Dieser Luftstrom versetzt gewöhnlich bei seinem Durchgange durch die Stimmritze die zu beiden Seiten liegenden Stimmbänder in schallbildende oder tönende Schwingungen, welche aber an den Wänden des Ansatzrohres (vergl. § 5) verändert werden uud auf diese Weise noch eine besondere Klangfarbe erhalten; dies geschieht z. B. bei den Vokalen und weichen Konsonanten. Die Höhe oder Tiefe der Töne hängt davon ab, ob die Stimmbänder kürzer oder länger, mehr oder weniger straff angespannt sind. Kinder können höhere Töne hervorbringen als Erwachsene, Frauen höhere als Männer, weil bei den ersteren die Stimmbänder kürzer sind als bei den letzteren.

Es ist jedoch auch möglich, dafs die Stimmbänder gar nicht in schallbildende Schwingungen versetzt werden (weil die Stimmritze ganz offen gelassen wird und den Luftstrom ungehindert durchgehen läfst wie beim Hauchen), und dafs die schallerzeugende Hemmung des Luftstromes erst im Ansatzrohre eintritt; dies geschieht bei den harten Konsonanten.

Wenn man den Luftstrom so verringert, dafs infolge dessen die Stimmbänder nicht in schallbildende Schwingungen versetzt werden, so hört man ein Flüstern, das auch erst im Ansatzrohre erzeugt wird: das ist die Entstehung der Flüstersprache.

Man hat nicht unpassend den ganzen Sprachapparat mit einer Orgel verglichen und gesagt, dafs die Lunge dem Blasebalge der Orgel, die Luftröhre der Windlade und der Kehlkopf einer einzigen Orgelpfeife entspricht, die aber durch ein Ansatzrohr verschiedene Töne hervorzubringen im stande sein müfste. Ein solches Ansatzrohr hat freilich die Orgel nicht, wohl aber dafür sehr viele einzelne Pfeifen; diesen entspricht bei dem Sprachapparat das Ansatzrohr (vergl. § 5).

§ 7. Unterschied von Vokalen und Konsonanten. Die Sprachlaute werden eingeteilt in Selbstlaute oder Vokale, Mitlaute oder Konsonanten und Mittellaute oder Vokalkonsonanten. Selbstlaute heifsen die ersteren, weil jeder für sich allein eine Silbe bilden kann (z. B. das a in Mari—a), Mitlaute die mittleren, weil sie nur in Gemeinschaft mit einem Selbstlaut eine Silbe bilden können (z. B. g und t in gut), Mittellaute die letzteren, weil sie die Eigenschaften der Vokale und Konsonanten in sich vereinigen (z. B. „handeln" könnte man auch „handln" schreiben und doch auf gleiche Weise aussprechen). Dies ist der Unterschied von Vokalen und Konsonanten ihrem Werte nach. Es ist aber noch ein Unterschied in ihrer Entstehungsweise vorhanden. In Bezug auf dieselbe nennt man Vokal einen solchen Sprachlaut, der entsteht, wenn der aus der Lunge kommende Luftstrom im Kehlkopfe den Stimmton (vergl. § 6) erzeugt und dann frei und ungehindert durch die Mundhöhle hindurchgeht, dabei aber zugleich infolge der verschiedenen Mund-, Zungen- und Gaumenstellungen verschieden gefärbt wird, oder verschiedene Klangfarbe erhält, z. B. i—a—u; deshalb pflegt man die Vokale jetzt auch wohl Stimmlaute zu nennen. Ein Konsonant dagegen wird hervorgebracht, wenn der aus der Lunge kommende Luftstrom einen vorher im Ansatzrohre (vergl. § 5, 2) gebildeten Verschlufs (z. B. bei Erzeugung des b- und p-, d- und t-Lautes) oder eine ebenfalls vorhergebildete Enge (z. B. bei der Erzeugung des f-, s-, ch-Lautes) durchbrechen mufs, wodurch ein Geräusch entsteht; deshalb heifsen die Konsonanten auch Geräuschlaute. Die eingangs erwähnten Mittellaute (l, m, n, r) vereinigen auch in dieser Beziehung die Eigenschaften der Vokale und Konsonanten in sich.

§ 8. Die einfachen Vokale. Theoretisch betrachtet, giebt es eine grofe Menge verschiedener Mund-, Zungen- und Gaumen-

stellungen und demzufolge auch eine ebenso grofse Menge verschieden gefärbter Vokale; praktisch aber ist es empfehlenswert, nur die folgenden Normalvokale ihrer Entstehungsweise, ihrem Klange und Werte nach zu bestimmen und sich zu merken:

§ 9. Die *i*- und *u*-Laute. a) Am leichtesten ist das eben Gesagte bei den i- und u-Lauten, weil sie an der äufsersten Grenze der Vokale liegen. Der i-Laut erhält nämlich dadurch seine ihm eigentümliche Klangfarbe, dafs die Zunge so weit wie möglich nach vorn und dabei mit ihrem mittleren Teile fast bis an den harten Gaumen gedrängt wird, während die Lippen einen breiten Spalt bilden, die Mundwinkel nach den Seiten hin in die Backen hinein sich zurückziehen und Ober- und Unterkiefer nur geringen Abstand voneinander haben. Würde man diese Mundstellung noch weiter verengen, so würde der Luftstrom nicht mehr frei und ungehindert durch den Mundkanal entweichen können; es würde dann nicht mehr ein Vokallaut, sondern ein dem j ähnlicher Geräuschlaut entstehen.

b) Beim u-Laut dagegen wird die Zunge so weit wie möglich nach hinten emporgezogen und zwar nach dem weichen Gaumen hin; die Lippen werden vorgeschoben und bilden eine kleine runde Öffnung, Ober- und Unterkiefer haben denselben Abstand wie beim i-Laut. Würde man diese Mundstellung noch weiter verengen, so würde wiederum der Luftstrom nicht mehr frei entweichen können; es würde kein Vokallaut mehr gebildet werden können, sondern ein dem f oder w ähnlicher Geräuschlaut. Beim u-Laut wird im vorderen Munde ein ziemlich grofser, kugelähnlicher Resonanzraum erzeugt, beim i-Laut dagegen ein möglichst kleiner; deshalb klingen auch die u-Laute dumpf und dunkel, die i-Laute dagegen klar und hell; und in der That haben die Akustiker gefunden, dafs beim Flüstern die Resonanz der i-Laute um zwei Oktaven höher klingt als die der u-Laute.

§ 10. Der *a*-Laut. Schwieriger als die Bestimmung der eben beschriebenen i- und u-Laute ist die des a-Lautes, weil hier die „Geräuschprobe“ in Wegfall kommt. Um den normalen a-Laut zu erzeugen, mufs man die Zunge aus der wagerechten Lage ein wenig rückwärts in die Höhe ziehen und Ober- und Unterkiefer so weit wie möglich voneinander trennen. Wenn der Arzt bei Halskrankheiten möglichst weit in den Hals hineinsehen will, so läfst er sich vom Kranken

den Laut a forttönend angeben; ebenso der Gesanglehrer, wenn er einen Ton recht genau hören will. Der a-Laut liegt in der Mitte des i- und u-Lautes, also i-a-u. Auch die Akustiker bestätigen diese Behauptung, denn beim Flüstern liegt die Resonanz des a-Lautes genau eine Oktave höher als die des u-Lautes, dagegen eine Oktave tiefer als die des i-Lautes. Der Klangfarbe nach ist der a-Laut der offenste und klarste, der i- und u-Laut der geschlossenste, i für sich allein der hellste, u der dunkelste Vokal.

§ 11. Der *e*- und *o*-Laut. Zwischen i und a liegt der e-Laut, zwischen u und a der o-Laut. Die Zunge, die Lippen, der Ober- und Unterkiefer haben deswegen bei der Erzeugung des e-Lautes eine Mittelstellung zwischen der i- und a-Mundstellung, bei der des o-Lautes eine Mittelstellung zwischen der u- und a-Mundstellung.

Die Zunge beispielsweise wird beim o nicht so weit nach rückwärts gezogen als beim u, und doch weiter rückwärts als beim a, beim e dagegen nicht so weit nach vorn geschoben als beim i und doch weiter vor als beim a, auf jeden Fall in die Mitte zwischen ihrer u- und a-Stellung, resp. zwischen ihrer i- und a-Stellung. Als Resultate dieser Betrachtung ergeben sich bis jetzt folgende Normalvokale:

i e a o u

Als Beispiele dieser Lautwerte mögen dienen:

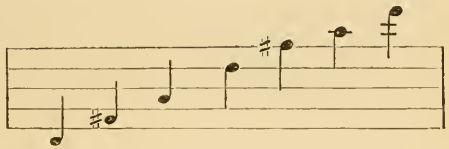
deutsch:*	ihn	See	Vater	so	du
engl.:	field, see	—	father	—	—
franz.:	fini	été	lâche	seau	sou

§ 12. Die ä- und ą-Laute. Nach der Mitte hin drängen sich in fast allen Sprachen noch Zwischenlaute, die hier noch näher bestimmt werden müssen. Es ist dies namentlich der breite, helle ä-Laut und der breite, dunkle o-haltige ą-Laut, wie er sich in österreichischen, süddeutschen und mitteldeutschen (thüringischen und erzgebirgischen) Dialekten findet; der erstere (ä) liegt zwischen e und a, der letztere (ą) zwischen o und a, also:

	e	ä	a	ą	o
deutsch:	See	Ähre	Vater	östr. Vater	so
engl.:	—	air	father	all, law, lord	—
franz.:	été	faire, père	lâche	—	seau

* Die deutschen Beispiele sind der reinen norddeutschen Aussprache (Bühnendeutsch) entnommen, wenn nicht anders angegeben ist.

§ 13. Das harmonische Verhältnis der Normalvokale zueinander. Wie schon in §§ 9 und 10 angedeutet worden ist, stehen alle diese Normalvokale, diese bestimmten Lautwerte in einem harmonischen Verhältnis zueinander: ihre Resonanz im Mundraume beim Flüstern giebt nämlich zwei aufsteigende Durakkorde und zwar so, dafs beim ersten Akkord u den Grundton, o die Terz, ą die Quinte, und a die Oktave, beim zweiten a den Grundton, ä die Terz, e die Quinte und i die Oktave bildet; Trautmann nimmt den fis-dur-, andere den d-dur-Akkord an, also:



u o ą a ä e i

§ 14. Geschlossene und offene Vokale. In §§ 9 und 10 haben wir gesehen, dafs i und u die geschlossensten Vokale sind, während a der offenste ist; sie wurden deshalb so bezeichnet, weil bei den ersteren der Mund sich fast ganz schliefst, und weil bei dem letzteren er so weit wie möglich offen steht. Es giebt nun aber noch ein zweites i und u, nämlich auch ein offenes, deshalb so genannt, weil bei diesem der Mund etwas mehr geöffnet wird; die Mundstellung des offenen i wird sich also etwas der des e nähern und die des offenen u derjenigen des o. Die englischen Phonetiker und ihre Anhänger nennen die geschlossenen Laute eng (narrow) und die offenen weit (wide). Diese Namen verdanken ihren Ursprung folgendem Vorgange:

Wenn man vom geschlossenen i zu e, oder vom geschlossenen u zu o übergeht, so mufs sich die Zunge jedesmal etwas senken, und zwar das erste Mal vorn, das zweite Mal hinten. Wenn man aber vom geschlossenen i zum offenen i, oder vom geschlossenen u zum offenen u übergeht, so bleibt die Zunge in ihrer jedesmaligen Lage, nur ist sie beim geschlossenen i und u krampfhaft angespannt, beim offenen liegt sie verhältnismäfsig schlaff da. Im ersteren Falle verengert sie den Raum in der Mundhöhle, im letzteren erweitert sie ihn, daher die Bezeichnung enge und weit.

Derselbe Vorgang wie beim i und u wiederholt sich bei allen Lauten, folglich giebt es ein geschlossenes e und ein offenes e, ein ge-

schlossenes o und ein offenes o u. s. w. Die i-, e-, ä-, ą-, o-, u-Laute, die wir zuerst in §§ 9—12 kennen gelernt haben, sind geschlossene Laute, wir wollen sie mit i^1, e^1, $ä^1$, $ą^1$, o^1, u^1 bezeichnen, die neuen aber, das heifst die offenen Laute mit i^2, e^2, $ä^2$, $ą^2$, o^2, u^2. Beim a-Laut dagegen haben wir in § 10 den offenen zuerst gefunden, diesen müssen wir deshalb mit a^2 bezeichnen. Nun giebt es aber auch einen geschlossenen a-Laut, den wir naturgemäfs mit a^1 bezeichnen. Da aber das normale a^2, wie wir gesehen haben, in der Mitte zwischen den hellen und dunkeln Vokalen liegt, so darf es uns nicht wundern, dafs es zwei geschlossene a-Laute giebt, nämlich einen auf der hellen und einen auf der dunkeln Seite; den ersten wollen wir bezeichnen mit a^1h (wir finden ihn z. B. in Katze), den letzteren mit a^1d (er kommt nur im Englischen vor, da aber auch sehr häufig und zwar als der kurze u-Laut in up, but etc.).

Stellen wir jetzt das gewonnene Resultat zusammen, so ergiebt sich folgendes Schema:

I. Die helle i—a^2-Reihe.

i^1	i^2	e^1	e^2	$ä^1$	$ä^2$	a^1h	a^2
ihn	Fisch	See	Mensch	Ähre	—	Katze	Vater
field, he	pity	(name)	Männer men	air there	man	(past)	father
fini	—	été	ennemi	faire père	—	ami	lâche

II. Die dunkle a^1—u-Reihe.

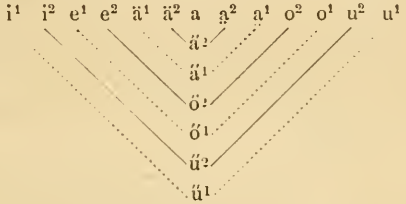
a^1d	$ą^2$	$ą^1$	o^2	o^1	u^2	u^1
—	—	östr. Vater	offen	so	Null	du
up	want, not	all, law, lord	more	(hope)	full	(cure)
—	alors	—	robe	seau	—	sou

Bemerkung: 1) Bei der i—a-Reihe stehen die geschlossenen Laute zuerst, weil wir von dem geschlossenen i haben ausgehen müssen; bei der a—u-Reihe findet das Entgegengesetzte statt.

2) Die englischen Beispiele von e^1, o^1 und u^1 sind in Klammer gesetzt, weil diese Laute im Englischen Diphthonge sind (vergl. § 20).

§ 15. Die Mischlaute. Unter Mischlauten oder Vermittelungslauten verstehen wir solche Laute, die ihre Entstehung der Verschmelzung von zwei gleichartigen Vokalen (also von i und u, e und o, ä und ą) verdanken. Diese Verschmelzung kommt dadurch zu

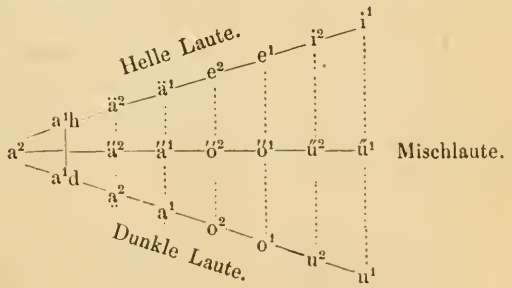
stande, dafs von dem hellen Vokale die Zungenstellung, von dem dunkeln aber die Lippenstellung angenommen wird. Wenn man also beispielsweise den i-Laut ausspricht, forttönen läfst und dabei nach und nach die Lippen verschiebt und rundet, also in die u-Stellung bringt, so entsteht der Mischlaut ü. Wenn man entsprechend bei e und o, bei ä und ą verfährt, so werden die Mischlaute ő und ą́ entstehen. Legen wir nun das Schema von § 14 zu Grunde, so erhalten wir noch folgende geschlossene und offene Mischlaute:



Beispiele:

	ü¹	ü²	ö¹	ö²	ä¹	ä²
deutsch:	Hüte	Hütte	Söhne	öffnen	Gabe	Vater
engl.:	—	—	—	—	her / bird / turn	clever
franz.:	lune	—	peu, que	peuple / peur	—	—

Die deutschen Phonetiker bringen voranstehendes Schema auch in die Form eines Dreiecks, welches die Klangfarben sehr anschaulich darstellt; es möge hier eine Stelle finden:



§ 16. Trübung der Vokale. Getrübte oder unvollkommene Vokale nennt man diejenigen, die ihren in den vorhergehenden Paragraphen festbestimmten Wert und ihre Klangfarbe verloren, die ihren reinen

Normalwert nicht behalten haben. Diese Erscheinung hängt mit der Betonung der Silben zusammen. Je gleichmäfsiger dieselben betont werden, desto weniger getrübte Vokale giebt es in einer Sprache. Dies ist beispielsweise im Französischen der Fall. Im Deutschen dagegen, namentlich aber im Englischen, wo die Hauptsilben sehr stark, die Nebensilben, das heifst die Vor- und Nachsilben und Endungen, sehr schwach betont werden, giebt es eine gröfsere Anzahl solcher getrübter Vokale. Namentlich mufs hier das e in den Flexionsendungen *es* nach Zischlauten und *ed* nach d oder t genannt werden, das seinen e-Wert verlierend sich nach i^2 hinneigt. Beispiele hierzu sind: princes, horses, glasses, foxes, he wishes, he mixes, he defended, he wanted.

Bemerkung: Mit dieser Trübung der Vokale ist nicht ihre Verdunkelung durch die Vokalkonsonanten zu verwechseln und ebensowenig ihre Verstummung.

§ 17. Länge und Kürze der Vokale. Bisher haben wir nur von der Qualität der Vokale, das heifst von ihrer Offenheit oder Geschlossenheit gesprochen, es erübrigt nun noch, einiges über ihre Quantität, das heifst über ihre Länge und Kürze zu sagen. Im allgemeinen, namentlich was das Deutsche anlangt, gilt der Satz, dafs die geschlossenen Vokale lang, die offenen aber kurz sind; vergleiche hierzu die angeführten Beispiele in §§ 14 un 15. Es kann jedoch auch, namentlich im Französischen, der offene Vokal lang und der geschlossene kurz sein, so z. B. ist das offene o in *alors* lang und das geschlossene ŏ in der ersten Silbe von *heureux* kurz. Im Deutschen giebt es nur lange und kurze Vokale. Ähnlich ist's im Englischen, jedoch werden hier die eigentlich kurzen Vokale vor weichen Konsonanten (b, d, g, v, z) etwas gedehnt, also halblang gemacht, z. B. in Bob, bad, dog, give, has, ebenso spricht man den Kompromifslaut a^1h (vergl. § 18 d) halblang. Im Französischen sind zwar die kurzen Vokale vorherrschend, doch giebt es auch viele lange und halblange.

Beispiele:

	lang	halblang	kurz
deutsch:	Schwan	—	Katze
engl.:	father	bad	man
franz.:	déluge	bu	refusé

§ 18. Besondere Bemerkungen und Fehlerhaftes. a) Die i-Laute. Wie die Tabelle in § 14 zeigt, kommt im Französischen

das offene i^2 nicht vor, ebensowenig in süddeutschen Dialekten. Der Süddeutsche spricht das kurze offene i^2 geschlossen, und deshalb heller als der Norddeutsche und Engländer. Übrigens ist das norddeutsche offene i (z. B. in Fisch) noch nicht so offen als das englische (z. B. in fish), weil der Engländer überhaupt seine Lippenthätigkeit so sehr als möglich beschränkt.

b) Die e-Laute. Das offene e^2 ist wie das offene i^2 im Englischen immer kurz. Der Buchstabe e im Deutschen stellt nicht weniger als sechs verschiedene Laute dar, man vergleiche: See (e^1), Mensch (e^2), her ($ä^1$), Herr ($ä^2$), Gabe ($ä^1$), Vater ($ä^2$). Dazu wird ein und dasselbe e in ein und demselben Worte verschieden ausgesprochen, z. B. das erste e in „geben“ spricht man in Norddeutschland wie e^1, in Süddeutschland wie e^2 und in Mitteldeutschland sogar wie $ä^1$. Man sieht daraus, wie unpraktisch es ist, wenn in unsern Wörterbüchern ohne nähere Ortsangabe beispielsweise gesagt wird: Sprich das englische a in fate wie das e in „Feder“. Genau so wie das e in „geben“ in Mitteldeutschland, wird das französische e ouvert in père gesprochen.

c) Die ä-Laute. Durch die Einwirkung des r wird das $ä^1$ in air, care, there mit etwas dunklem Nachhall gesprochen, vergl. darüber § 41. Wenn in einigen unserer Wörterbücher und Grammatiken die Laute von a in fate und care als gleichlautend angegeben sind, so ist das entschieden falsch.

d) Die a-Laute. Dem a^2 hat man verschiedene Namen gegeben, z. B. das reine, mittlere, normale, neutrale a, alles Ausdrücke, um es von dem hellen nach ä hin liegenden a^1 und von dem dunkeln nach ą hin liegenden a^1 zu unterscheiden. Wenn Plötz in seinen Lehrbüchern das a in ami offen und das a in âme geschlossen nennt, so ist das nicht richtig; gerade umgekehrt ist es. — Es sei hier übrigens bemerkt, dafs das deutsche und französische normale a (a^2) ein klein wenig tiefer klingt als das englische a, was englische Ohren sofort heraushören; diesen klingt das deutsche und französische a^2 fast wie ihr $ą^1$.

Wenn man, wie bereits bemerkt, in Österreich, Süddeutschland, Thüringen, im Harz und im Erzgebirge das normale a^2 z. B. in Vater viel zu dunkel, das heifst wie $ą^1$ spricht, so verfällt man am Sitze der reinsten deutschen Aussprache, in Braunschweig und Hannover, in das Gegenteil, indem man es wie $ä^2$ spricht, z. B.: Hören Sie mäl! — Das helle a^1 im Englischen ist eine verfeinerte und künstliche Aus-

sprache des vor ss (glass), sk (ask), st (past) und ft (craft) befindlichen a. In Südengland spricht man in solchen Wörtern gewöhnlich a^2, in Nordengland und Amerika gewöhnlich $\ddot{a}^2$; daher ist jener von Smart eingeführte a^1-Laut eigentlich ein Vermittelungslaut.

Noch eine besondere Erwähnung verdient der geschlossene dunkle a^1-Laut z. B. in up, but. Dieser Laut war bisher für ausländische, das heifst nichtenglische Grammatiker und Wörterbuchschreiber der undefinierbarste. Erst die Phonetik hat wie mit einem Schlage Licht über ihn verbreitet, indem sie ihn eben als den oben bezeichneten geschlossenen dunklen a-Laut erkannte. Dieser Laut hat durchaus nichts ŏ-haltiges, wie in fast allen Grammatiken und Wörterbüchern noch steht; man hüte sich also davor, die Lippen zu runden. Um ihn richtig auszusprechen, behalte man den in § 14 dargelegten Unterschied von den offenen und geschlossenen Lauten im Auge und richte sich danach, dann wird sich der a^1d-Laut wie von selbst einstellen. Man bringe also zunächst die Mundstellung des offenen a^2 zu Wege und spanne dann den hinteren Teil der Zunge bei ganz geringer Lippenbewegung straff an.

e) Die ą-Laute. Dieser Laut kommt im Deutschen, wie bereits bemerkt, nur in Dialekten vor, aber in sehr vielen. Im Englischen und Französischen hat er sich vollständiges Bürgerrecht erworben.

f) Die o-Laute. Die Engländer sind seit einigen Jahrzehnten ins Schwanken geraten, ob sie o vor r in Wörtern wie glory, story, Victoria wie $ą^1$ oder o^2 aussprechen, ob sie noch morning ($o = ą^1$) von mourning ($ou = o^2$) unterscheiden sollen. Im allgemeinen neigt man sich jetzt zur ersteren Aussprache hin.

g) Die u-Laute. Im Französischen giebt es kein offenes u, im Englischen, streng genommen, kein geschlossenes. Der u-Laut in fool ist nur der lange u-Laut vom offenen u in full. Wie das englische offene i noch offener ist als das deutsche, so ist auch das offene englische u noch offener als das deutsche.

h) Die ŭ- und ŏ-Laute. Diese Laute kommen im Englischen nicht vor. In vielen Gegenden Deutschlands, namentlich in Mitteldeutschland, spricht man (wohl aus Bequemlichkeit) i statt ŭ und e statt ŏ. Man bringt also die Zunge, nicht aber die Lippen in die richtige Stellung.

i) Die ä-Laute. Bei der Erzeugung dieses ä-Lautes findet die geringste Bewegung der Sprachorgane statt, sie kommen aus der sogenannten Indifferenzlage, das heifst ihrer Lage beim ruhigen Atmen

kaum heraus, so dafs man ihn auch den Naturlaut genannt hat. Obwohl dieser Laut entstanden ist aus einer Mischung des hellen ä und des dunkeln ą, so hat er doch einen überwiegend dunkel gefärbten, ŏ-haltigen Charakter, und zwar klingt er noch dumpfer in der betonten als in der unbetonten Silbe, vergl. engl. her und clever.

Im Deutschen nähert sich das unbetonte e in Gabe in manchen Gegenden dem ä, in anderen dem i, e oder ö. Richtig wird gesprochen, wenn er dumpfer als ä, aber heller als ŏ klingt, vergl. hierzu § 41, 6.

Als Schlufsbemerkung über fehlerhafte Aussprache diene folgendes: Im allgemeinen spricht man in Süddeutschland die Vokale rein, jedoch etwas zu lang und zu hell, in Norddeutschland etwas zu kurz und zu trübe, in Westdeutschland etwas zu dunkel und summend, in Ostdeutschland (Schlesien, Österreich, Sachsen) zu singend und zu undeutlich, indem man vielfach die Vor- und Nachsilben verschluckt.

§ 19. Zweilaute, Diphthonge. Ein Zweilaut ist eine äufserst enge Verbindung zweier Laute, die so miteinander verschmelzen, dafs sie mit einem Luftstofs hervorgebracht werden und nur eine Silbe bilden. Diejenigen Zweilaute, bei denen der erste Vokal stärker betont wird als der zweite, nennt man echte, starke oder fallende; diejenigen, bei denen das Umgekehrte stattfindet, heifsen unechte, schwache oder steigende Diphthonge. Im Deutschen giebt es nur fallende Zweilaute, im Französischen nur steigende; das Englische hat nur einen steigenden, sonst lauter fallende.

§ 20. Fallende Diphthonge. Im Deutschen giebt es folgende fallende Diphthonge: au, eu und äu, ai und ei. Die englische Sprache hat diese eigentlichen Zweilaute auch: sie stellt den au-Laut durch ow und ou (now, house) dar, den eu-Laut durch oi und oy (oil, boy), den ai-Laut durch i und y (time, my). Aber dennoch unterscheiden sich diese deutschen und englischen Diphthonge nicht unwesentlich in ihrer Klangfarbe. Der deutsche au-Laut besteht nämlich, phonetisch zerlegt, aus $a^2 + u^2$, der englische aus $ä^2$ (oder e^2) $+ u^2$,

der deutsche eu-Laut aus $ä^1$ (kurz) $+ ü^2$, der englische aus $ą^2 + i^2$,

der deutsche ai-Laut aus $a^2 + i^2$, der englische aus $ä^2$ (oder $ą$) $+ i^2$;

Der englische au- und ai-Laut klingt also heller als der deutsche, der englische äu-Laut dumpfer.

Aufserdem hat aber das Englische noch zwei uneigentliche fallende Diphthonge, nämlich $e^1 + i^2$ und $o^1 + u^2$. Den ersteren, also $e^1 + i^2$,

stellt sie durch a, ai und ay (z. B. in name, pain, pay), den anderen, also o^1 (oder o^2) + u^2 durch o, oa, ou, ow dar (z. B. in no, coat, poultry, slow).

Übersicht:

1) deutsch	au	=	$a^2 + u^2$	: Haus
engl.	ou u. ow	=	$\ddot{a}^2$ (od. c^2) + u^2	: house, now
2) deutsch	ai u. ei	=	$a^2 + i^2$	: Hain, Speise
engl.	i u. y	=	$\ddot{a}^2$ (od. $\ddot{a}^2$) + i^2	: time, my
3) deutsch	eu u. äu	=	$\ddot{a}^1$ (kurz) + $\ddot{u}^2$	: neu, Häuser
engl.	oi u. oy	=	$\underset{\sim}{a}^2 + i^2$	: oil, boy
4) engl.	a, ai, ay	=	$e^1 + i^2$	: name, pain, pay
5) engl.	o, oa, ou, ow	=	o^1 (od. o^2) + u^2	: no, coat, poultry, slow.

§ 21. Besondere Bemerkungen, Fehlerhaftes. Wie bei der Entwickelung des Hochdeutschen in jüngerer Zeit Diphthongisierungen hervortreten (gemeinmittelhochdeutsches î und û ist vom zwölften Jahrhundert ab im österreichisch-bayerischen Dialekt und dann im Schrifthochdeutsch ei und au), so entstehen auch im Englischen neue Diphthonge anstatt früherer einfacher Vokale. Erscheinungen dieser Art sind vor allen die uneigentlichen Diphthonge des langen a und o, von welchen die meisten deutsch-englischen Grammatiken und Wörterbücher noch keine Notiz genommen haben. Das Neuenglische hat also entschieden die Neigung zu diphthongisieren, während das Französische und einzelne deutsche Dialekte das Bestreben haben, die Diphthonge (wieder) in einfache Laute umzuwandeln, vergl. z. B. französisch pauvre, chaine, reine, peuple etc., deutsch mundartlich Bôm für Baum, Stên für Stein. Was die Quantität der Diphthonge betrifft, so sind sie sämtlich lang.

In den Gegenden Deutschlands, wo man die dunkeln Mischlaute ö und ü hell, das heifst gleich e und i spricht, also namentlich in Mitteldeutschland, hat auch der eu-Laut einen helleren Klang = ei angenommen. Im Bühnendeutsch wird zwischen ei und ai, eu und äu jetzt kein Unterschied gemacht, wohl aber noch in manchen Dialekten. So lautet man in Thüringen, Ost- und Westpreufsen den ei-Laut mit e^1 an; am Niederrhein den eu-Laut mit e^1, in Westfalen und oft in Berlin nach englischer Weise mit $\underset{\sim}{a}^2$; auf letztere Weise am Mittelrhein z. B. in Frankfurt sogar auch den ei-Laut.

§ 22. Die steigenden Zweilaute. Wie bereits bemerkt, giebt es solche nur im Französischen, wo man über den ersten Teil wie über einen „Vorschlag“ beim Klavierspielen hinweggleitet und den Ton auf den letzten legt; als solche Vokalverbindungen erscheinen am

häufigsten ia, ie, ieu, oi, oui, ui z. B. in fiacre, rien, ciel, Dieu, soin, oui (ja), lui. Das Englische kennt nur den Laut des langen u = iu fast ju (z. B. in cure) als steigenden Diphthong. Doch darf hier nicht unerwähnt bleiben, dafs viele Grammatiker und Phonetiker den ersten Teil in steigenden Zweilauten auch als Halbvokal betrachten, weshalb im folgenden Paragraph gleich davon die Rede sein soll.

§ 23. Halbvokale. Ein Halbvokal ist ein solcher Laut, der nicht mehr für sich eine Silbe bildet, sondern erst mit dem folgenden Vokal zusammen, und zwar dann, wenn der letztere so betont wird, dafs der erstere sich verflüchtigt. In erster Linie kommen hier i und u in Betracht, da sie, wie bereits bemerkt, an der äufsersten Grenze der Vokale nach den Konsonanten hin liegen; das i bekommt in solchen Fällen einen Anflug von j, vergl. französisch Dieu, ciel; das u, wenigstens im Englischen, den Charakter des w. Eine bestimmte Grenze giebt es hier allerdings nicht mehr, sondern nur Zwischenstufen. Das Deutsche besitzt in rein deutschen Wörtern keine Halbvokale; im Englischen giebt es deren zwei, nämlich i und w, dargestellt durch y und w, z. B. in yes und we. Das Französische kennt als Halbvokal die im vorigen Paragraph angeführten i, o, ou und u, vergl. die dazu angeführten Beispiele. Beiläufig sei bemerkt, dafs das englische u, resp. w in „we“ konsonantischer ist als das französische ou in oui (ja). Als i-haltiger Halbvokal wird auch das l mouillé und der zweite Teil des n mouillé (gn) angesehen, so z. B. in brillé und campagne.

§ 24. Nasenvokale. Nasenvokale nennt man solche Vokale, die mit Hilfe der Nase hervorgebracht werden. Bei der Aussprache der eigentlichen Vokale legt sich das Gaumensegel (vergl. § 5, 2) nach hinten gegen die Rachenwand und verschliefst dadurch der Luft den Zugang zur Nasenhöhle, so dafs sie (die Luft) durch die Mundöffnung entweichen mufs. Bei der Erzeugung eines Nasenvokales aber senkt sich das Gaumensegel so weit herunter, dafs der Luftstrom halb durch die Nase und halb durch den Mund entweicht. Um sich davon zu überzeugen, spreche man beispielsweise den a-Laut forttönend, dabei senke man nach und nach das Gaumensegel, bis der Luftstrom halb durch die Nase entweichen kann; dann wird sofort jener vollere, eigenartige Klang entstehen, den man eben Nasenlaut nennt. Wenn das Gaumensegel den Zugang zur Nasenhöhle nicht fest verschliefst, oder nicht genug herunterhängt, so entsteht jener eigentümliche näselnde

Ton, das sogenannte „Schnarren“. Auf die vorher angegebene Weise werden die französischen Nasenvokale gebildet; die deutschen und englischen Nasenlaute sind Nasenkonsonanten, bei ihnen entweicht die Luft nur durch die Nase (vergl. § 43). Der französische Nasenvokal mufs deshalb gleichmäfsig, ohne Unterbrechung forttönend, mit weit geöffnetem Munde und unbeweglicher Zunge gesprochen und kann beliebig in die Länge gezogen werden; beim deutschen und englischen Nasenkonsonanten dagegen wird der Mund verhältnismäfsig nur wenig geöffnet, die Zunge krampfhaft nach hinten gezogen, der Luftstrom mit einem Ruck kurz abgebrochen und wird am Ende ein schwaches g hörbar. Auf die angegebene Weise spreche man zuerst das französische „ancre“, dann das deutsche „An-ker“, oder zuerst das französische „long“ und dann das englische „long“, und wird man den grofsen Unterschied zwischen den beiden Nasenlauten sofort herausfinden. Die Resonanzen der Nasenlaute liegen übrigens eine Terz tiefer als die der einfachen Vokallaute. Soweit die Qualität in Betracht kommt, sind die Nasenlaute alle offen. In Bezug auf die Quantität kommen nur solche Vokalnüancen vor, die sich leicht und bequem bilden lassen, also mit ä, a, o und ö, z. B. vin, encore, long und un. Beispiele von den deutschen und englischen Nasenlauten siehe § 44.

§ 25. Besondere Bemerkungen, Fehlerhaftes. Wahrscheinlich durch den Namen „Nasenlaute“ verführt, sprechen manche Deutsche die französischen Nasenlaute so übertrieben, dafs der ganze Luftstrom durch die Nase entweicht, also auf deutsche Weise. Übrigens giebt es in Westdeutschland, z. B. im Nassauischen, Dialekte mit ganz vokalischen Nasenlauten wie im Französischen.

§ 26. Anordnung der Vokale.* Die vom lateinischen Alphabet herrührende Anordnung oder Reihenfolge der Vokale (a, e, i, o, u) hat in phonetischer Beziehung zwei Begründungen: 1) entspricht sie der allmählichen Abnahme der Mundöffnung und 2) bezeichnet sie das allmähliche Vorrücken der Artikulationsstellen, das heifst der Stellen, wo die einzelnen Vokale ihre besondere Klangfarbe je nach der verschiedenen Stellung der Sprachwerkzeuge erhalten. Die Artikulationsstelle bei a liegt im hintersten Teile der Mundhöhle, die des u vorn zwischen den Lippen. Es sind aber im Laufe der Zeit, schon seit

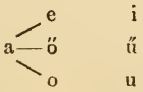
* Ausführliches darüber siehe in einem Aufsatze von Michaelis, Bd. LXV, Heft 4 und Bd. LXVI, Heft 1 d. Bl.

dem zwölften Jahrhundert, verschiedene Versuche gemacht worden, einerseits die Zahl der Lautzeichen zu erweitern, andererseits ihnen eine andere Reihenfolge zu geben. Es genügt hier zu sagen, dafs im Jahre 1781 der Württemberger Hellwag die Vokale so ordnete, dafs sie ein Dreieck bilden, und zwar so:

u ű i
o ő e
a̤ ä
a

Wie man sieht, hat Hellwag das a als Basis genommen, die dunklen Vokale stehen links, die hellen rechts, die Mischvokale in der Mitte.

Im Jahre 1812 gab Du Bois-Reymond († 1865 zu Berlin) diesem Dreieck die nachstehende Gestalt, welche gewissermafsen die geöffnete Mundhöhle darstellt:



Der grofse Philologe und Physiologe Kapp († 1878 zu Tübingen) vervollständigte das Dreieck auf diese Weise:

i	ü	u	=	unserm	i	ű	u
ė	ű	ó	=	„	e^1	$ő^1$	o^1
e	ö	o	=	„	e^2	$ő^2$	o^2
ä	ő	å	=	„	$ä^1$	$ä^1$	$a̤^2$
	ä — à		=	„		$ä^2 - a̤^2$	
	ë		=	„		$ä^1$	
	a		=	„		a	

Von Thausing und von Winteler wurde dieses Dreieck 1863, resp. 1876 gewissermafsen in ein Zweieck, das heifst in eine gerade Linie umgewandelt, wie wir es in § 14 kennen gelernt haben. Durch die Mischlaute sind wir aber doch wieder auf die Dreiecksform zurückgekommen, vergl. § 15.

Während sich so in Deutschland die Dreiecks theorie ausbildete, wurde in England 1867 eine neue Anordnung in Gestalt eines Vierecks aufgestellt und von Ellis und Sweet weiter ausgebildet. Die Grundlage für diese Theorie bilden die Zungenstellungen, denn es

kommt hier darauf an, 1) ob die Zunge, das heifst der in Frage kommende Teil derselben im hinteren, mittleren oder vorderen Raum der Mundhöhle liegt, 2) ob sie sich dabei vom Gaumen nur wenig (hoch), mittelweit, oder sehr weit entfernt (tief), und 3) ob sie dabei straff angespannt (geschlossene Vokale!) oder schlaff (weite Vokale!) ist. Nun erst kommt die Thätigkeit der Lippen in Betracht, ob diese gerundet sind (wie bei den dunkeln Vokalen!), oder mehr einen Spalt bilden (wie bei den hellen Vokalen!). Auf diese Weise bringen die Engländer 36 verschiedene Vokale zu wege, während das deutsche Dreieck nur 20 (resp. 22) darstellt. Wir geben hier das englische Viereck wieder und verzeichnen darin die 20 Normallaute des deutschen Dreiecks.

I. Die Lippen sind nicht rund (unround).

Die Zunge ist:	straff	schlaff	straff	schlaff	straff	schlaff
hoch	—	—	—	—	i¹	i²
mittelweit	a¹	a²	(a̋¹)*	(ä)²	e¹	e²
tief	—	—	a̋¹**	a̋²	ä¹	ä²
Die Zunge liegt:	hinten		in der Mitte		vorn	

II. Die Lippen sind rund (round).

Die Zunge ist:	straff	schlaff	straff	schlaff	straff	schlaff
hoch	u¹	u²	—	—	ű¹	ű²
mittelweit	o¹	o²	—	(ő²)†	ő¹	ő²
tief	a̤¹	a̤²	—	—	—	—
Die Zunge liegt:	hinten		in der Mitte		vorn	

In den leer gebliebenen Fächern stehen Laute, die entweder in keiner bekannten Sprache vorkommen, oder mindestens nicht im Deutschen, Französischen und Englischen. Für wissenschaftliche Zwecke mag das englische System geeigneter sein als das deutsche, da es die Zungenstellung genauer fixiert als das Dreieck. Ebenso mag es für die englische Sprache selbst passender sein, weil hier ja die Zungenthätigkeit bei der Bildung der Laute ersetzen mufs, was an Lippen-

* Der dumpfe Laut in „Gabe“.

** Der dumpfe Laut in „bird“; bei dem dumpfen ä-Laut in „bird“ ist also die Zunge noch etwas mehr gesenkt als bei demjenigen in „Gabe“.

† Ein etwas ö-haltiges o wie im französischen homme.

thätigkeit verloren geht, da es in England für unanständig gilt, die Lippen zu sehr vorzuschieben resp. zu runden. Für unsere deutschen Schulen ist jedoch das deutsche Dreieck besser zu verwerten als das englische Viereck, weil ersteres bei seiner Anordnung die Klangfarbe berücksichtigt, das letztere nicht; nun aber ist und bleibt beim Unterrichte, vor allen Dingen beim Sprachunterrichte, die viva vox, die laute Stimme, das lebendige Wort des Lehrers die Hauptsache. Übrigens zeigt Michaelis in dem eingangs erwähnten Aufsatze, dafs sich die Laute des englischen Vierecks alle im deutschen Dreiecke unterbringen lassen.

§ 27. Unterschied von Verschlufs- und Reibelauten, von harten und weichen Konsonanten. Leichter als die Normalwerte der Vokale sind diejenigen der Konsonanten zu bestimmen. Wie wir bereits in § 7 gesehen haben, entstehen die Geräuschlaute oder Konsonanten dadurch, dafs der aus der Lunge kommende Luftstrom entweder einen Verschlufs oder eine Verengung durchbrechen mufs; im ersteren Falle entstehen Verschlufs- oder Stofslaute (z. B. b und p, d und t), im zweiten Reibe- oder Hauchlaute (z. B. f, s, ch). Die Verschlufslaute entsprechen demnach den geschlossenen Vokalen, die Reibelaute den offenen. Warum die betreffenden Laute Verschlufslaute heifsen, ist leicht einzusehen: bei ihrer Erzeugung ist eben ein Verschlufs zu durchbrechen; Stofslaute heifsen sie deswegen, weil die Luft bei diesem Vorgange durch die entstehende Öffnung gestofsen wird.

Der Name Reibelaut kommt daher, dafs der Luftstrom bei dem Durchgange durch die Verengung sich an deren Wänden reibt; übrigens wird hier die Luft durch die Verengung nicht gestofsen, sondern gehaucht, daher der Name Hauchlaut oder Spirans. Sowohl die Verschlufslaute als auch die Reibelaute zerfallen wieder in harte und weiche. Der Unterschied zwischen diesen beiden Arten von Lauten besteht darin, 1) dafs bei den weichen der Stimmton (vergl. § 6) mittönt, bei den harten nicht, und 2) dafs bei den harten die betreffenden Sprachwerkzeuge straffer angespannt werden und die Mundbewegungen schneller von statten gehen als bei den weichen; in dieser Hinsicht entsprechen die harten Konsonanten den kurzen Vokalen, die weichen den langen. Dafs man den zweiten Unterschied bereits früher erkannt hat, beweisen die Bezeichnungen „hart“ und „weich“; den ersten

Unterschied hat erst die Phonetik festgestellt. Um sich hiervon zu überzeugen, mache man einen Versuch bei den s-Lauten. Wenn man bei ihrer Aussprache zwei Finger an den äufseren Kehlkopf legt, so wird man beim weichen (norddeutschen) s-Laut ein Erzittern derselben fühlen, beim scharfen, harten ß-Laut aber nicht; im ersteren Falle tönt eben der Stimmton mit, im letzteren nicht. Im ersteren Falle werden wir einen dem Summen der Biene ähnlichen Laut hören, darum wird dieser s-Laut wohl auch das Bienen-s genannt. Die weichen Konsonanten sind somit eine Art Zweilaut, ihre Bildung geht an zwei verschiedenen Stellen vor sich, nämlich 1) im Kehlkopfe und 2) an der betreffenden Artikulationsstelle. Aus dem eben angeführten Grunde nennt man dieselben jetzt auch tönende oder stimmhafte, die harten aber tonlose oder stimmlose Laute.

§ 28. Zahl der Konsonanten. Wo sich ein Verschlufs im Munde herstellen läfst, da ist es auch möglich, eine Enge oder Verengung zu bilden, folglich giebt es theoretisch ebenso viele Reibe- als Verschlufslaute. Da sich nun namentlich wegen der grofsen Elasticität der Zunge eine grofse Anzahl von solchen Verschlüssen und Verengungen bilden lassen, so giebt es theoretisch eine ebenso grofse Anzahl von Verschlufs- und Reibelauten. Für den vorliegenden Zweck genügt es, wenn wir die Entstehungsweise nur derjenigen Konsonanten betrachten, die im Deutschen, Französischen und Englischen vorhanden sind. Wir folgen dabei der herkömmlichen Einteilung in Lippen-, Zahn- und Kehllaute.

§ 29. Lippenlaute, Labiale. a) Wenn man mit der Ober- und Unterlippe einen Verschlufs bildet und dann denselben mit einem Luftstrom durchbricht, so ensteht als harter Verchlufslaut p, als weicher b; bildet man aber nur eine Enge, so erhält man als harten Reibelaut den w-Laut in „Quelle“, als weichen den in Mitteldeutschland bekannten w-Laut, mit dem man das b in Wörtern wie „Liebe, Rabe“ spricht.

b) Der eigentliche reine, norddeutsche w-Laut, oder der englische und französische v-Laut ist der weiche Reibelaut, der hervorgebracht wird, wenn die Unterlippe und die Oberzähne eine Verengung bilden; der harte hierzu ist das f. (Ein auf diese Weise hervorgebrachter Verschlufslaut kommt in den bekannten Sprachen nicht vor.)

§ 30. Zahn- oder Zungenlaute, Dentale. a) Der erste Laut, welcher hier in Betracht kommt, ist das englische weiche und harte th. Dasselbe wird erzeugt, indem man eine Verengung bildet entweder mit der Zungenspitze und den beiden Zahnreihen (also die Zunge zwischen die Zähne bringt, so dafs sie deutlich sichtbar wird), oder mit der Zunge und den oberen Schneidezähnen; die letztere Ansicht vertritt z. B. Sweet.

b) Ferner läfst sich ein Verschlufs und eine Enge bilden mit der Zungenspitze und dem inneren Damm der oberen Schneidezähne; als Verschlufslaute erhalten wir auf diese Weise tönendes d und tonloses t, als Reibelaute tönendes ʃ (französisches und englisches z), z. B. deutsch: reisen; französisch: zone, maison; englisch: rise, zeal; und tonloses ʃʃ, s̈, ß, z. B. deutsch: Wasser, das, reifsen; französisch: souffrir; englisch: suffer.

c) Werden bei der Mundstellung unter b die Lippen vorgeschoben, so entstehen als Reibelaute der weiche französische j-Laut in jeune und page, der weiche englische zh-Laut in pleasure, und der harte deutsche sch-Laut, z. B. in „schön“, der dem französischen ch-Laute, z. B. in „chanter“, und dem englischen sh-Laute in „ship“ entspricht.

d) Es mag hier gleich die Bemerkung ihren Platz finden, dafs einige Phonetiker, darunter Storm, die Artikulationsstelle für das englische d, t, z, s, zh, sh, l, n und r etwas höher ansetzen, so dafs also Verschlufs und Enge gebildet wird mit der Zungenspitze und dem vordern harten Gaumen.

§ 31. Gaumen- oder Kehllaute,* Gutturale. Verschlufs und Enge lassen sich herstellen: a) mit dem Zungenrücken und harten Gaumen (dies geschieht bei den hellen Vokalen i, e, ä); b) mit dem Zungenrücken und dem Gaumensegel (bei den dunkeln Vokalen a, o, u). Als Verschlufslaute erhalten wir so das tönende g und tonlose k, als Reibelaute das deutsche tönende j und ch.

§ 32. Eine eigenartige Stellung nimmt der Hauchlaut h ein; bei seiner Erzeugung mufs Verschlufs und Enge in der Stimmritze selbst gebildet werden. Bei der Verschlufsbildung entsteht der Spiritus lenis der Griechen, das h aspirée der Franzosen, der unbezeichnete leise Hauchlaut der Deutschen und Engländer, wie z. B. in „und“,

* „Kehle“ bedeutet hier nicht Luft- oder Speiseröhre, auch nicht Kehlkopf, sondern den Eingang aus der Mund- in die Rachenhöhle.

„ich“, englisch: „and“, „I“. Wird nur eine Enge gebildet, so erhalten wir den eigentlichen deutschen und englischen h-Laut.

§ 33. Übersicht über die Konsonanten in Beispielen.

I. Lippenlaute.

		Verschlufslaute		Reibelaute	
		tönend	tonlos	tönend	tonlos
a) Gebildet mit der Unter- und Oberlippe.	deutsch:	*B*aum	*P*unkt	Lie*b*e (mitteldeutsch)	*Qu*elle
	franz.:	*b*on	*p*ain	—	—
	engl.:	*b*e	*p*ain	—	(*qu*een)
b) Mit der Unterlippe und den Oberzähnen.	deutsch:	—	—	*W*inde	*f*inden, *V*olk
	franz.:	—	—	*v*oix	*f*ranc
	engl.:	—	—	*v*oice	*f*ree

II. Zahn- oder Zungenlaute.

		Verschlufslaute		Reibelaute	
		tönend	tonlos	tönend	tonlos
b) Gebildet mit der Zungenspitze und den (oberen) Schneidezähnen.	deutsch:	—	—	—	—
	franz.:	—	—	—	—
	engl.:*	—	—	*th*is	*th*iuk
b) Der Zungenspitze und dem innern Damm der oberen Schneidezähne.	deutsch:	*d*u	*t*ief	sein, Wesen, reisen	wessen, reifsen das
	franz.:	*d*onner	*t*on	mai*s*on, *z*èle	*s*ouffrir
	engl.:**	*d*og	*t*o	ri*s*e, *z*eal	*s*uffer
c) Mundstellung b, mit vorgeschobenen Lippen.	deutsch:	—	—	—	*sch*on
	franz.:	—	—	*j*eune, pa*g*e	*ch*anter
	engl.:**	—	—	pleasure	*sh*ip

III. Gaumen- oder Kehllaute.

		Verschlufslaute		Reibelaute	
		tönend	tonlos	tönend	tonlos
a) Gebildet mit dem Zungenrücken und harten Gaumen.	deutsch:	*g*iefsen	Be*ck*en	*j*a, le*g*en	i*ch*, Si*ch*el
	franz.:	*gu*erre	*k*ilomètre, *qu*el	—	—
	engl.:	*g*ive	*k*eep	(yes)	—
b) Dem Zungenrücken und Gaumensegel.	deutsch:	*g*ut	*K*appe	Wege	a*ch*
	franz.:	*g*oût	colline	—	—
	engl.:	*g*ood	*c*ap	—	—

IV. Der Hauchlaut h.

		Verschlufslaute		Reibelaute	
		tönend	tonlos	tönend	tonlos
Gebildet in der Stimmritze.	deutsch:	—	und, *i*ch	—	*H*and
	franz.:	—	eu *h*aut	—	—
	engl.:	—	a*n*d, *I*	—	*h*and

§ 34. Besondere Bemerkungen. Fehlerhaftes. a) Hierher gehört in erster Linie die Bemerkung, dafs man durchgängig in Mittel- und Süddeutschland die weichen Konsonanten, namentlich

* Vergl. hierzu § 30 a.
** Vergl. hierzu § 30 d.

b, d, g, s falsch ausspricht, indem man sie zwar weich, aber ohne den Stimmton, also tonlos bildet, man spricht eben nur ein „weiches“ p, k und ss. Dazu kommen noch in einigen Gegenden Mitteldeutschlands Verwechselungen der harten und weichen Konsonanten. Hier hat der Lehrer namentlich in Volksschulen gehörig zu thun, um jene Fehler auszurotten. Er halte also streng darauf, dafs die Kinder die harten Konsonanten auch wirklich hart, das heifst mit gröfserer Anspannung und mit schnellerer Bewegung der Sprachorgane sprechen, und die weichen Konsonanten wirklich weich, das heifst mit geringerer Anspannung und langsamerer Bewegung der betreffenden Organe. Dazu sehe er dann genau darauf, dafs die Kinder bei den weichen Konsonanten die Stimmbänder mit in Bewegung setzen, damit die letzteren auch wirklich tönend werden. In ähnlicher Weise hat der Sprachlehrer auf die richtige Aussprache des englischen und französischen v- und j- (zh-) Lautes zu achten.

b) Noch eine zweite allgemeine Bemerkung von hoher Wichtigkeit ist hier zu machen; sie betrifft die Aussprache der weichen Konsonanten im Auslaute; während sich dieselben an dieser Stelle im Deutschen verhärten, sind und bleiben sie im Englischen und Französischen weich. Wir sprechen demgemäfs im Deutschen richtig Leib = Leip, geraubt = geraupt, und = unt, los = lofs. Etwas Ähnliches darf im Englischen und Französischen nicht geschehen, also cab nicht gleich cap, good nicht gleich goot, dog nicht gleich dock, has nicht gleich hass, give nicht gleich gif. Höchstens beim Binden oder Herüberziehen verlangt das Französische die Verhärtung von d zu t, g zu k. Ebenso verhärtet im Englischen die Endung ed bei den Verben nach harten Konsonanten; dagegen müssen die tönenden Konsonanten im Auslaut noch summender gesprochen werden als im An- und Inlaut, vergl. die eben angeführten Beispiele.

c) Der englische w-Laut in queen ist noch offener als der deutsche in Quelle, so dafs bei ersterem ein reiner u-Laut zu hören ist.

§ 35. Die Lippenlaute. In § 29 a ist bereits angedeutet, dafs in Mitteldeutschland der (norddeutsche) w-Laut falsch gebildet wird, nämlich mit den beiden Lippen; das eben Gesagte bezieht sich auch auf viele Gegenden Süddeutschlands. Da im Deutschen v = f gesprochen wird, so sind die Schüler sehr geneigt, diese Aussprache auch auf das Englische und Französische zu übertragen; der Lehrer

lasse recht genau unterscheiden zwischen life und live, neuf und neuve, vergl. den vorigen Paragraphen.

§ 36. Die Zahn- oder Zungenlaute. a) In Sachsen und Westfalen spricht man stets ein scharfes s, also Weser = Wefser, See = Ssee; den umgekehrten Fehler macht man am Mittel- und Oberrhein, hier spricht man Wasser = Waser. Die richtige deutsche Aussprache verlangt den weichen s-Laut am Anfange einer Silbe, z. B. in „Wesen", den harten (= fs oder ss) in der Mitte und am Ende, also z. B. in „ist" und „das". Im Französischen wird s zwischen zwei Vokalen weich gesprochen; ebenso im Englischen, dazu aber noch als Flexionsendung nach Vokalen oder weichen und flüssigen Konsonanten. Diese Erscheinung erklärt sich jedenfalls dadurch, dafs in allen diesen Fällen die Thätigkeit des Kehlkopfes, resp. der Stimmbänder nicht unterbrochen wird, da eben das s tönend, also mit dem Stimmton gesprochen werden mufs.

b) Wie wir in § 30 b und c gesehen haben, entspricht der weiche französische j-Laut dem weichen s, der harte deutsche sch-Laut dagegen dem scharfen s oder fs. Aus diesem Verhältnis erklärt sich die Erscheinung, dafs es den deutschen Schülern, welche in ihrer Muttersprache keinen Unterschied zwischen dem weichen und scharfen s-Laut machen, sehr schwer fällt, den weichen französischen und englischen j- resp. zh-Laut zu erzeugen.

c) Eine besondere Erwähnung verdienen noch die Verbindungen sp und st. Im richtigen Hochdeutsch spricht man sie im Anlaut schp und scht, im Inlaut und Auslaut aber fsp und fst. Gegen diese Aussprache fehlen gewöhnlich die Süddeutschen einerseits und die Hannoveraner und Westfalen andererseits, indem die ersteren überall schp und scht, also z. B. Weschte statt Weste sprechen, die letzteren dagegen überall fsp und fst, also z. B. fsprache, fstein. Auch das Englische und Französische kennt die Aussprache des sp und st nur als ssp und sst im An- und Auslaute.

Die Westfalen haben die ursprüngliche Aussprache des sch beibehalten, das heifst sie sprechen es = s-ch, also z. B. Menschen = Mens-chen. Übrigens ist fsp, fst und fs-ch die ursprüngliche deutsche Aussprache; der schp-, scht-, sch-Laut verdankt seine Entstehung dem oberdeutschen und schwäbischen Dialekt und seine Verbreitung dem oberdeutschen Einflusse im Mittelalter.

§ 37. Die Gaumen- oder Kehllaute. Hier ist zu bemerken, dafs in manchen Teilen Norddeutschlands, vornehmlich in der Provinz Sachsen und Brandenburg g als Reibelaut = j, in Westfalen sogar = ch gesprochen wird; in der Provinz Sachsen, speciell zwischen Leipzig und Magdeburg erweicht sich aufserdem das k zum g.

§ 38. Der h-Laut. Dem ch-Laut in „ach“ liegt der h-Laut am nächsten, wie denn auch oft jener in diesen übergegangen ist, z. B. hoch = höher. Das hörbare h ist eigentlich ein tonloser Vokal, da der Luftstrom frei und ungehindert durch den Mundkanal entweicht; nur der Stimmton klingt nicht mit. Dies kann deshalb nicht geschehen, weil die Stimmritze nicht zugleich ein Luftgeräusch hervorbringen und den Stimmton erzeugen kann. Die englische Volkssprache verwechselt übrigens den Verschlufslaut oft mit dem Reibelaut des h, das heifst sie setzt ein h, wo keines zu setzen ist und umgekehrt, z. B. has statt as, his statt is; as statt has und is statt his.

§ 39. Die Mittellaute, Vokalkonsonanten. In § 7 haben wir bereits gehört, dafs es Laute giebt, welche den Charakter der Vokale und Konsonanten zugleich an sich tragen, indem sie zu ihrer Erzeugung einerseits einen Verschlufs und andererseits einen freien Abflufs der Luft verlangen, dafs sie silbenbildend und nichtsilbenbildend gebraucht werden können. Diese Laute heifsen eben deswegen Vokalkonsonanten oder Halbkonsonanten und sind sämtlich tönend. Es handelt sich hier um die sogenannten flüssigen Laute l, m, n, r.

§ 40. Der l-Laut. Der Verschlufs wird hier wie bei d gebildet, also mit der Zungenspitze und dem inneren Damm der oberen Schneidezähne, die Luft fliefst zu beiden Seiten der Zunge ab. Bei der Aussprache des deutschen und französischen l wird der obere Teil der Zungenspitze an den inneren Damm der oberen Schneidezähne gepreſst, beim englischen l dagegen der untere Teil, während der obere schaufelförmig zurückgezogen ist. Bei dieser Stellung tritt der Stimmton viel mehr in den Vordergrund, das englische l klingt deshalb tiefer als das deutsche und beeinflufst nach dieser Seite hin auch den vorhergehenden Vokal viel mehr, indem es ihn verlängert, z. B. mild und old, verdunkelt z. B. in all, oder mit ihm verschmilzt, z. B. in half, balmy, walk, folk. Aus der nahen Verwandtschaft des l mit den Vokalen, namentlich mit den dunkeln (a, o, u) erklärt sich auch seine Auflösung im Französischen, wo es sich in u verwandelt, um mit

a und o einen früheren Diphthong, jetzt einfachen Laut zu bilden, z. B. in animaux aus animals, in je vaux aus je vals; ebenso seine Erweichung zum Halbvokal, z. B. in fille.

§ 41. r-Laut. a) Im Deutschen und Französischen giebt es zweierlei r, das sogenannte Zungenspitzen-r und das Zäpfchen-r. Beim letzteren wird der Verschluſs mit dem Gaumensegel und dem hinteren Teil der Zunge, beim ersteren mit der Zungenspitze und dem inneren Damm der oberen Schneidezähne gebildet; beim Zungen-r wird die Zungenspitze, beim Zäpfchen-r das Zäpfchen in schwirrende oder rollende Bewegung versetzt und zwar im Französischen namentlich beim Auslaut noch stärker und deutlicher als im Deutschen, also honeur-r-r, daher spottweise la gr-r-r-r-ande nation.

b) Ganz anders das r im Englischen. Zunächst giebt es nur ein r, nämlich das Zungenspitzen-r; sodann macht dieselbe keine schwirrende Bewegung, sondern nur einen einzigen Schlag, daher klingt das englische r viel schwächer als selbst das deutsche r. Nach dem eben beschriebenen Vorgange kommt das anlautende r z. B. in rain zu stande; das auslautende r, z. B. in Sir, auch vor Konsonanten, z. B. in heard, ist noch viel schwächer, kaum hörbar, so daſs es von englischen Phonetikern nur ein vokalisches Gemurmel genannt wird, wobei die Zungenspitze oder der Zungensaum nicht mehr wirksam ist, sondern nur noch der Stimmton. Tritt dabei aber der Stimmton besonders hervor, so bekommen wir den in § 15 und 18 i beschriebenen dumpfen ĭ-Laut. Als Resultat ergiebt sich demnach, daſs im Anlaut das englische r noch artikuliert ist, im Auslaute aber nicht. Wenn aber das folgende Wort mit einem Vokale anfängt, wird das auslautende r wieder artikuliert gesprochen, also in for⁀us, aber nicht in for me.

§ 42. Einfluſs des *r* auf die vorhergehenden Vokale im Englischen. a) Wenn schon der Einfluſs des l, wie wir in § 40 gesehen haben, auf die vorhergehenden Vokale im Englischen ein groſser war, so ist derjenige des r noch viel gröſser, weshalb wir ihm einen eigenen Paragraphen widmen müssen.

Zunächst ist hier ein Unterschied zwischen den r-abhängigen und r-unabhängigen Vokalen zu machen; die ersteren bilden mit r eine Silbe, z. B. in far, her, bird, lord, burn, die letzteren nicht, z. B. in fare, here, fire, more, cure.

b) Die r-abhängigen Vokale stehen, wie man sieht, in ursprünglich

kurzen Silben; sie werden aber samt und sonders verlängert, i-e-u dazu noch zu dem ä-Laut verdunkelt. Da aber, wie wir in § 41 b gesehen haben, r im Auslaut fast gar nicht artikuliert wird, so kann man auch sagen, dafs es mit dem vorangehenden Vokale verschmilzt. Das a läfst sich ausnahmsweise nicht beeinflussen, oder vielmehr r geht in dem reinen normalen a-Laut auf, also far = fa-a; die englischen Phonetiker behaupten z. B., dafs zwischen far und der ersten Silbe in father kein Unterschied sei; überhaupt gilt bei ihnen das Sprechen eines deutlichen r-Lautes im Auslaute als provinziell. Das o dagegen läfst sich wieder mehr beeinflussen, lord wird einfach laad.

c) Nach den r-unabhängigen Vokalen bildet r noch eine Silbe, die den dumpfen ä-Laut annimmt, also z. B. here = hi-ä, fire = fai-ä, more = mo-ä, cure = cu-ä. Nur a macht hier wieder eine Ausnahme, da es sich beeinflussen läfst, indem es heller wird, z. B. in care = cä-ä; die einzige Ausnahme hiervon ist are = sind.

§ 43. Die Nasenlaute m und n. Bei diesen Nasenlauten entweicht die Luft durch die Nase, daher der Name. Eigentlich giebt es drei Nasenlaute, nämlich m wie in „*m*ich“, n wie in „*n*ie“ und n wie in „lang“ und „denken“. Bei m wird der Verschlufs mit den Lippen gebildet, bei n in „nie“ mit der Zungenspitze und dem innern Damm der obern Schneidezähne, vergl. § 30 d. Das n in „lang“ und „denken“ entsteht durch einen Verschlufs, der hergestellt wird durch den hinteren Zungenrücken und das Gaumensegel. Dieses n kommt nur im Deutschen und Englischen vor, nicht im Französischen, vergl. § 24; die Franzosen kennen dieses gutturale n nicht.

§ 44. Übersicht der Vokalkonsonanten in Beispielen.

Verschlufs wird gebildet:	Nasenlaute		l-Laut	r-Laut
1) Mit den beiden Lippen.	deutsch:	*m*ich	—	—
	franz.:	*m*e	—	—
	engl.:	*m*e	—	—
2) Mit der Zungenspitze und dem innern Damm der obern Schneidezähne.	deutsch:	*n*ie	fie*l*	*r*ein
	franz.:	*n*e	vi*ll*e	*r*are
	engl.:*	*n*ever	ve*a l*	*r*are
3) Mit dem hintern Teil der Zunge und dem Gaumensegel (Zäpfchen-r).	deutsch:	la*ng*e, O*nk*el	—	*r*ein
	franz.:	—	—	*r*are
	engl.:*	lo*ng*, u*n*cle	—	—

* Vergl. hierzu § 30 d.

§ 45. Besondere Bemerkungen. Fehlerhaftes. a) Zunächst mufs auch hier wieder die Bemerkung gemacht werden, dafs in Mittel- und Süddeutschland die Vokalkonsonanten sehr flüchtig und fast tonlos gesprochen werden. Alle diese Laute sind aber im Englischen und Französischen recht volltönend, deutlich und verhältnismäfsig langsam, nicht kurz abgebrochen zu sprechen; dies haben die Schüler namentlich recht im Auslaute zu beachten. Das englische und französische l in veal und ville klingt also voller, deutlicher und langsamer als das deutsche l in „fiel"; ebenso „I *will*" anders als „ich *will*".

b) Ferner müssen die Schüler dazu angehalten werden, das r im Französischen, namentlich auch das auslautende, recht stark, im Englischen dagegen schwach und nach einem Vokal fast gar nicht zu sprechen. Bezeichnend hierfür ist, dafs ein Engländer einst das deutsche Wort „Saal" hörte und es hernach *sarl* schrieb. Übrigens giebt es auch einige Gegenden in Deutschland, z. B. an der Nordküste, in Darmstadt und Berlin, wo das r fast gar nicht gesprochen wird; die Berliner führen bekanntlich den Spottnamen die „Bälinä".

c) Weiter ist zu bemerken, dafs solche Konsonantenverbindungen wie ble, tre, dle, cre u. s. w. im Auslaut verschieden gesprochen werden, nämlich im Englischen tönend, das heifst als Silbe, gleich b'l, t'r, d'l, c'r, im Französischen aber tonlos, also gleich bl', tr', dl', cr'; demnach sind solche gleichgeschriebene Wörter, wie z. B. table, noble, theatre (théâtre) im Auslaute doch verschieden zu sprechen.

d) In Mitteldeutschland, besonders in Sachsen und Anhalt, spricht man vielfach den Nasenlaut zu hart, das heifst das g wie k, z. B. „Rin*g*" wie „Rin*k*"; im richtigen Hochdeutsch sowie im Englischen ist dieses schwache g stets weich.

§ 46. Die Doppelkonsonanten. Nach den Beobachtungen und Feststellungen der Phonetiker werden im allgemeinen im Deutschen, Französischen und Englischen die Doppelkonsonanten wie mm, nn, ll, rr, ff, tt, ss u. s. w. als einfache Laute, in anderen Sprachen aber, z. B. im Italienischen und Schwedischen, als Doppellaute gesprochen. Diese Beobachtung widerspricht der Bemerkung des preufsischen Regelbuches, wo es § 13 Anmerkung 1 heifst: „Im Inlaut wird die Doppelkonsonanz gehört: fal-len, hem-men."

§ 47. Die heutige Orthographie. Die Darstellung der gesprochenen Laute durch Schriftzeichen nennen wir Lautschrift. Wenn

wir eine vollkommene Lautschrift oder Rechtschreibung hätten, so würden wir für jeden besonderen Laut ein besonderes Zeichen oder einen besonderen Buchstaben haben. Dies ist nun aber durchaus nicht der Fall, denn es giebt:

1) Laute, die durch verschiedene Lautzeichen dargestellt werden, z. B. im Deutschen der f-Laut durch f und v, im Französischen der ä-Laut durch è, ê, ei und ai, im Englischen der ą-Laut durch aw und au.

2) Verschiedene Laute, die durch ein und denselben Buchstaben bezeichnet werden, wie z. B. im Deutschen und Englischen der n- und ng-Laut blofs durch n, im Französischen der k-Laut durch c, q (und k).

3) Lautverbindungen, die durch ein Schriftzeichen wiedergegeben werden, z. B. ks durch x.

4) Einfache Laute, die durch mehrere Buchstaben bezeichnet werden, wie z. B. der eine Zischlaut im Deutschen durch sch, im Französischen durch ch und im Englischen durch sh.

Endlich werden im Englischen und Französischen eine Menge Buchstaben geschrieben, die nicht mehr ausgesprochen werden, so z. B. in through und in Bordeaux. Schuld an dieser Verwirrung ist zunächst der Umstand, dafs für die meisten der jetzigen europäischen Sprachen kein neues Schriftsystem erfunden, sondern einfach das lateinische dafür verwandt wurde. Genau bezeichnet konnten also nur die Laute werden, die sich auch im Lateinischen finden. Der Hauptgrund aber ist der, dafs sich die gesprochene Sprache im Laufe der Jahrhunderte allmählich verändert hat, während die Schrift, das heifst die Rechtschreibung in der Hauptsache auf dem Standpunkte geblieben ist, auf dem sie sich gerade nach Erfindung der Buchdruckerkunst, also gegen das Ende des fünfzehnten Jahrhunderts befand. Dies gilt namentlich von der französischen und englischen Orthographie, weniger von der deutschen, die mehr mit der Sprachentwickelung fortgeschritten ist. Im Altfranzösischen und Altenglischen hat man wirklich einmal ungefähr so gesprochen, wie jetzt noch geschrieben wird, also z. B. den Diphthong au im französischen „pauvre“ so wie unser deutsches au, das a und e im englischen „name“ so wie das deutsche a und e in „Name“.

Jeder Unbefangene, der uns bis hierher mit Aufmerksamkeit gefolgt ist, wird wohl nicht umhin können, unsere in § 2 ausgesprochene

Ansicht über die Wichtigkeit der Lautphysiologie für unsere höheren Schulen, ja bis zu einem gewissen Grade sogar für unsere niederen Schulen zu teilen.

In dieser unserer Ansicht werden wir auch durch die im Auftrage der hohen Schulbehörden herausgegebenen Regelbücher der neuen Orthographie bestärkt. In einigen derselben, z. B. in den preufsischen und sächsischen, ist eine Lauteinteilung vorausgeschickt, die nur erst mit Hilfe der Lautphysiologie recht verstanden werden kann. Auch Willmans sagt in seinem Kommentar zur preufsischen Schulorthographie S. 42: „Auf der richtigen Würdigung des Verhältnisses zwischen Laut und Buchstabe beruht das richtige Verständnis unserer Orthographie, und wenn es nun auch nicht der nächste Zweck des Schulunterrichts ist, über Wert und Wesen der Orthographie aufzuklären, sondern richtig schreiben zu lehren, so ist doch andererseits zu erwarten, dafs wenigstens alle höheren Lehranstalten ihre Schüler zur Einsicht in die Aufgabe der Schrift und den Wert der Mittel, durch die sie ihre Aufgabe löst, führen werde.“

Natürlich mufs sich die Bekanntschaft der Schüler mit den Resultaten der Lautphysiologie auf das Allernotwendigste beschränken; um dieselbe zu erlangen, werden zwei bis drei Stunden beim Anfang des betreffenden Sprachunterrichtes vollständig ausreichen. Wenn einmal eine Grundlage zum phonetischen Verständnis gewonnen ist, mag der Lehrer dann und wann den Kindern einen neuen Einblick in die Ergebnisse unserer Wissenschaft eröffnen, der dann gewifs um so dankbarer hingenommen werden wird.

Wie würde sich die Lehre von der Femininalbildung des französischen Adjektivs in unserer Schule darstellen, wenn das Französische eine phonetische Schrift hätte?

Es gehört zu den bedeutendsten Argumenten, welche für die phonetische Orthographie angeführt werden, dafs dieselbe dem Ausländer die Erlernung der Sprache wesentlich erleichtern werde. Der Grund dürfte, die Richtigkeit vorausgesetzt, allerdings gewichtig in die Wagschale fallen. Dafs aber diese Richtigkeit in manchen Punkten zweifelhaft ist, wollen wir an einem konkreten Falle, nämlich an der Frage: „Wie würde sich die Lehre von der Femininalbildung des französischen Adjektivs in unserer Schule darstellen, wenn das Französische eine phonetische Schrift hätte?“ nachzuweisen versuchen.

Gegenwärtig wird in der Elementarstufe gelehrt: Man bildet das Femininum eines französischen Adjektivs, indem man an die Maskulinform ein e anhängt, wofern dieselbe nicht schon auf e endigt. Abweichende Bildungsweisen, für welche heureux, heureuse — bon, bonne — dernier, dernière (besondere, seltenere Fälle werden einer höheren Stufe vorbehalten oder auch in der Elementarklasse unter die Vokabeln verwiesen) als Beispiele dienen, sind leicht gemerkt. Wollte man dagegen, anstatt von der Schrift, vom Laute ausgehen und Regeln — welche dann allerdings gröfstenteils nur deskriptive Geltung haben würden — darüber aufzustellen unternehmen, wie sich in der gesprochenen Sprache das Femininum zum Maskulinum verhält, so würden wir zu folgender, überaus komplizierter Aufstellung von Fällen oder Arten der Bildung des Femininums gelangen.

I. Das Adjektiv bleibt im Femininum unverändert:

A. Fälle mit Konsonant-Auslaut: rare (rār*), riche (riš), timide (timīd);

B. Fälle mit Vokal-Auslaut: joli, jolie (jòli), aîné, ainée (ènė).

II. Das Femininum wird durch Veränderung des Maskulinums gebildet.

A. Diese Veränderung ist eine einfache und besteht:

a) in Konsonant-Anhängung. Der angehängte Konsonant ist entweder *α*) stimmhaft: (wohl nur) *z*, z. B. français, française (fra̰sḛ̀, fra̰sḛ̀z); oder *β*) stimmlos: *s*, z. B. bas, basse (ba, bas), gros, grosse (gro, gros); *š*, z. B. frais, fraîche (frḛ̀, frḛ̀š); *t*, z. B. haut, haute (ṓ, ṓt), net, nette (nè, nèt; dieses Wort kann jedoch auch zu A. c gerechnet werden, da für das Maskulinum auch die Aussprache nḛ̀t üblich ist).

b) In Konsonant-Verwandlung: c wird š: sec, sèche (sḛ̀c, sḛ̀š).

c) In einer Veränderung der vokalischen Quantität. Der kurze Vokal wird im Femininum halblang: mortel, mortelle (mòrtḛ̀l, mòrtèl), cruel, cruelle (crüḛ̀l, crüèl) u. s. w.

B. Die Veränderung ist eine mehrfache.

a) Quantitative Veränderung, und zwar

{entweder: *α*) Vokalverlängerung / oder: *β*) Vokalverkürzung} + {*α*) Konsonantanhängung, / *β*) Konsonantverwandlung.}

α) Vokalverlängerung + Konsonantanhängung: 1) der angehängte Konsonant ist stimmhaft: *d*: grand, grande (gra̰, grā̰d), allemand, allemande (alma̰, almā̰d); *g*: long, longue (lo̰, lō̰g**); *z*: heureux, heureuse (ö̰rö̰, ö̰rö̰z***); 2) der angehängte Konsonant ist stimmlos: *t*: content, contente (co̰ta̰,

---

* Wir geben in Klammern überall die phonetische Schreibung an, beabsichtigen aber nichts weniger, als gerade diese phonetische Schreibung event. praktisch zu empfehlen: es kommt uns hier nur darauf an, uns verständlich zu machen. Geschlossenes e, ö und o bezeichnen wir mit dem Akut, offenes mit dem Gravis, indem wir die Nüance von sehr offenem und halboffenem e (welche Sachs in seinem Wörterbuche jedesmal bezeichnet) unberücksichtigt lassen. Die Quantität geben wir nur bei den betonten Vokalen an; betonte Vokale, bei welchen die Quantitätsangabe fehlt, sind mittellang. — Nach Littré hätte dieses Wort nicht tiefes langes a (Sachs: ā), sondern hohes mittellanges (Sachs a); doch auch dann gehört das Wort in obige Rubrik.

** Den Gravis lassen wir hier fort, da nasales e und o jederzeit offen sind.

*** Wohl nicht ö̰rö̰, ö̰rö̰z, wie Böhmer meint.

cotāt), secret,.secrète (s'crè, s'crèt); š: blanc, blanche (blą, blāš). β) Vokalverlängerung + Konsonantverwandlung: f (stimmlos) wird v (stimmhaft): neuf, neuve (nœf, nœv), attentif, attentive (atątif, atątīv). γ) Vokalverkürzung + Konsonantanhängung: vert, verte (vĕr, vĕrt), désert, déserte (dézĕr, dézĕrt), mort, morte (mŏr, mŏrt). δ) Vokalverkürzung + Konsonantverwandlung kommt, soweit ich sehe, nicht vor.

Anmerkung. Vokalverlängerung + Konsonantanhängung tritt ein bei vokalischem Ausgang des Maskulinums (und zwar ist, abgesehen von einigen wenigen Fällen wie secret und bei der Endung eux, der ausgehende Vokal kein reiner, sondern ein Nasalvokal), Vokalverkürzung + Konsonantanhängung und Vokalverlängerung + Konsonantverwandlung bei konsonantischem Ausgang des Maskulinums.*

b) Qualitative Veränderung + Konsonantanhängung: Der Nasalvokal verwandelt sich in den reinen Vokal: prussien, prussienne (prüsię, prüsièn).

Anmerkung. Auch eine doppelte qualitative Veränderung (+ Konsonantanhängung) kommt vor: ę wird häufig in i verwandelt (jedoch nie hinter einem i), z. B. fin, fine (fę, fin), voisin, voisine (voăzę, voăzin); ǫ wird in u verwandelt: brun, brune (brǫ, brün). In diesen Fällen tritt also nicht nur an die Stelle des nasalen der reine Vokal, sondern der letztere erleidet auch noch eine anderweitige Veränderung.

c) Quantitative neben qualitativer Veränderung + Konsonantanhängung. (Hier gehen also drei Veränderungen vor sich.) Die quantitative Veränderung besteht: α) in Vokalverlängerung; β) in Vokalverkürzung. Die gleichzeitig vor sich gehende quantitative Veränderung besteht: α) in dem Übergang des nasalen Vokals in den reinen; also 1) hautain, hautaine (ótę, ótèn); 2) bon, bonne (bǫ, bŏn); β) in der Verwandlung des geschlossenen Lautes in den offenen: 1) — — 2) sot, sotte (só, sŏt), cagot, cagotte (cagó, cagŏt).

III. Eine besondere Klasse für sich (bei welcher man das Feminin nicht aus dem Maskulinum bilden wird) machen noch aus: beau,

* épais, épaisse (épè, épès) ist mir als einziges Beispiel für Vokalverkürzung (wenn diese wirklich sicher steht) + Konsonantanhängung bei vokalischem Ausgang des Maskulinums aufgefallen.

belle (bó, bèl), nouveau, nouvelle (nuvó, nuvèl), fou, folle (fu, fŏl) u. s. w.

Es versteht sich nun wohl von selbst, dafs man diese Regeln nicht in das Lehrbuch aufnehmen und von dem Schüler ihr Memorieren verlangen würde. Dies würde deswegen nicht geschehen, weil sie zu kompliziert sind, um den Schülern die Aneignung der Formen zu erleichtern. Der Umstand, dafs die aufgestellten Regeln nur einen beschreibenden Charakter haben und nichts weniger als Gesetze der geschichtlichen Sprachentwickelung sind — sèche z. B. ist ja nicht aus sec durch Verwandlung des c in š entstanden, sondern es ward, wie dieses lautgesetzlich aus lat. siccum, so jenes lautgesetzlich aus lat. siccam — würde noch kein Hindernis bilden, dem Schüler zu sagen — nicht: diese Form ist von jener abgeleitet, sondern: diese Form läfst sich so und so von jener bilden, — wenn durch ein solches Bilden das praktische Erlernen eben einfacher und leichter würde. — Es stehen diese Regeln also nur deshalb hier, um von der Vielgestaltigkeit des Verhältnisses von Femininum und Maskulinum ein genaues Bild zu geben. In der Schule wird die Erlernung so geschehen müssen, dafs Maskulinum und Femininum eines jeden Adjektivs besonders gemerkt und das so Angeeignete durch Übung befestigt würde.

Hier ergeben sich nun aber folgende wesentlichen Nachteile.

Erstens würde die gegenwärtig zur Aneignung der Maskulin- und Femininformen der Adjektiva erforliche Zeit nahezu verdoppelt werden müssen, da Maskulinum und Femininum nicht mehr wie jetzt gleichzeitig (in einem) geübt werden können. Bei der „historischen“ Schreibung übt der Schüler, so oft er das von ihm aufgenommene Schriftbild reproduziert — sei es durch mündliches Buchstabieren, sei es durch Niederschreiben — zu gleicher Zeit die männliche und weibliche Form, wenn er eine von beiden darstellt. Er schreibt z. B. étroit, indem er auch das im Maskulinum stumme, im Femininum aber ausgesprochene t mitschreibt, so dafs sich ihm Orthographie und Laut der Femininform ganz von selbst ergeben — die Orthographie überall durch Anhängung eines e, der Laut durch Hörbarmachen des Endkonsonanten — und er nicht mehr in einem Zweifel über sie sein kann. Wenn dagegen im Maskulinum étroă, im Femininum étroăt geschrieben wird, so dient das Üben der männlichen Form nicht zur gleichzeitigen Mitaneignung der weiblichen; denn étroă läfst den Schüler

noch im ungewissen darüber, ob das Femininum nicht etwa étroăz oder etroăs lautet; und ebenso wenig läfst sich aus der Femininalform ohne weiteres folgern, dafs das Maskulinum étroă ist, es könnte ja auch etwa étroăt (mit dem Femininum gleichlautend) sein. Daraus folgt, dafs sowohl das Maskulinum als auch das Femininum besonders geübt werden müssen; die zur Übung erforderliche Zeit wird daher ungefähr verdoppelt werden müssen. Wir sagen „ungefähr", indem wir allerdings mit in Betracht ziehen, dafs das Einüben der Orthographie, insofern es nicht die nach dem Geschlecht entschiedene Endung, sondern das beiden Geschlechtern Gemeinsame betrifft, d. i. also das Wort eben mit Ausschlufs der Endung, nicht verdoppelt wird.

Zweitens: das gesamte Sprachauffassen wird äufserlicher, mechanischer, die Erkenntnis der etymologischen und geschichtlichen Zusammenhänge wird geschwächt. In der „historischen" Schreibung brun, brune spiegelt sich noch die einstmalige Gleichheit des betonten Vokals für beide Genera wieder, wird das sprachgeschichtliche Faktum ausgedrückt, dafs der Wandel von ü zu ö nur bei dem nasalen Vokal vor sich ging, während in allen anderen Fällen das ü blieb, auch bekundet diese Orthographie noch, dafs die weibliche Form ursprünglich aus zwei vollwichtigen Silben bestand — wobei in diesem Zusammenhange nicht darauf eingegangen werden soll, ob die heutige Artikulation von brune eine wirklich einsilbige ist. Die phonetische Schreibung würde diese drei Dinge dunkel lassen. Wir sind heute der Ansicht, dafs nur ein geschichtliches Sprachauffassen wirklich wissenschaftlich ist; denn Wissenschaft ist eine Zusammenfassung von Erkenntnissen, welche sich auf einen gemeinsamen Gegenstand beziehen; erkennen aber heifst: den Zusammenhang einer früheren Ursache und einer späteren Wirkung statuieren, besteht also in einem genetischen, geschichtlichen Denkverfahren. Wir werden uns daher keine Orthographie wünschen, welche das etymologisch-geschichtliche Sprachauffassen beeinträchtigt und etwas von der historischen Entwickelung Losgelöstes, Ephemeres an die Stelle des Organischen, geschichtlich Erwachsenen setzen will. Von anderem, davon z. B., dafs bei phonetischer Schreibung hier und da Wörter zusammenfallen, welche bei der gegenwärtigen Schrift unterschieden werden (etwa durch einen stummen Konsonanten am Ende des einen Wortes), wollen wir nicht sprechen, da Dinge dieser Art uns nebensächlich scheinen. Die beiden angezeigten wesentlichen

Nachteile zeigen aber, dafs eine phonetische Orthographie — deren Vorzügen wir uns in keiner Weise verschliefsen — nicht allzu radikal und generell vorgehen dürfte, sondern jedesmal mancherlei Verhältnisse genau prüfen müfste. Ein stummer Konsonant am Wortende würde uns nicht zu stören brauchen, könnte im Gegenteil den Lernenden von Nutzen sein: es würde uns genügen, eine Schrift zu besitzen, in welcher ein Wort, eine Buchstabengruppe auch nur auf eine Art gelesen werden kann.

Haben wir uns nun, indem wir die stummen Endkonsonanten in der Maskulinform der französischen Adjektiva in der Schrift beibehalten wünschten, dem Grundsatze der „historischen Schreibung" angeschlossen? Wir wünschen die Beibehaltung dieser stummen Endkonsonanten in der Schrift deswegen, weil so das Verhältnis zwischen der männlichen und der weiblichen Form sich einfacher gestaltet, die Art der „Ableitung" klarer und übereinstimmender wird. Das ist nicht das „geschichtliche" Princip; es ist auch nicht das etymologische im wissenschaftlichen Sinne, sondern höchstens in dem Sinne des gewöhnlichen, naiven, unwissenschaftlichen Sprachbewufstseins, welches dem gegenwärtigen Wort, und gar dem geschriebenen, eine Art unbedingten Rechts beimifst. Diese populäre Weise sprachlichen Ableitens wird fortdauern, solange die grofse Menge nicht Zeit und Gelegenheit findet, die Geschichte der Sprache zu studieren, d. h. also wohl für immer; in unserem Falle erhält sie aufserdem eine Stütze und anscheinende Bestätigung durch das Wiederaufleben der sonst toten Konsonanz im Falle der Bindung.

Also aus *praktischen und Zweckmäfsigkeitsgründen* wollen wir insoweit etymologisch schreiben, als die Ableitung in das allgemeine, nicht geschichtlich gebildete, gegenwärtige Sprachbewufstsein eingegangen ist, bezw. sich auch in demselben um- oder neugebildet hat; nicht aber aus *Grundsatz* wissenschaftlich etymologisch.

Was wir uns unter einer solchen wissenschaftlich etymologischen Schreibung zu denken hätten, wäre verständlich (wenngleich in manchen Einzelfällen Zweifel auftauchen würden); was aber unter „historischer" Schreibung zu verstehen ist, kann sehr zweifelhaft sein.

Wir möchten die sich hier darbietende Gelegenheit benutzen, um Sinn und Zulässigkeit der Bezeichnung einer Schreibung als einer

„historischen“ einmal zu prüfen. Freilich sind wir nicht die ersten, welche diese Bezeichnung mifsbilligen; auch nicht die ersten, welche ihren Tadel begründen.

Das Adjektiv „historisch“ dürfte, in Verbindung mit dem Substantiv „Schrift“ oder „Schreibung“ einen dreifachen Sinn zulassen.

„Historisch“ könnte soviel heifsen als „der Geschichte, d. h. also der Vergangenheit angehörend“. In dieser Bedeutung sind aber wieder zwei Nüancen möglich. Entweder wäre erstens die Schreibung dann „historisch“, wenn sie selbst zu irgend einer geschichtlichen Zeit geherrscht hat; oder aber zweitens, wenn der von ihr repräsentierte Laut (resp. die von ihr repräsentierten Lautkombinationen) zu einer bestimmten geschichtlichen Zeit lebend war. Drittens könnte historische Orthographie eine solche genannt werden, welche mit der geschichtlichen Entwickelung gleichen Schritt hielte, also alle Veränderungen, welche das gesprochene Wort im Laufe der Zeit erfährt, gleichzeitig in der Schrift zum Ausdrucke brächte.

Es wäre wohl sogar noch eine vierte Bedeutung möglich: geschichtlich = geschichtswissenschaftlich, durch die Sprachgeschichte ermittelt oder bewiesen; abgeleitet von „Geschichte“ nicht in dem objektiven Sinne: Geschehenes, sondern in der subjektiven Bedeutung: Erkenntnis des Geschehenen. Danach wäre eine historische Schreibung etwa eine solche, welche auf Grund der sprachgeschichtlichen Forschung restituiert wird (so z. B. gegenwärtig „bleuen“, früher „bläuen“). Dieser Fall kommt indes, zwar nicht der begrifflichen Auffassung nach, wohl aber in der praktischen Anwendung mit dem ersten, bezw. zweiten Falle auf dasselbe hinaus und kann schon deshalb von uns übergangen werden.

Sehen wir uns nun die einzelnen Fälle einmal genauer an.

In der ersten Bedeutung, mag man nun die eine oder die andere Modifikation wählen, ist unsere heutige französische, deutsche oder englische Schrift keine historische. Weder ist es richtig, dafs zu einer Zeit irgendwie annähernd so geschrieben worden ist wie heute, noch, dafs alle Laute, für welche die gegenwärtige Orthographie Zeichen hat, auch einmal geklungen haben. L in dem englischen could hat nie einen Laut gehabt und ist nur durch falsche Analogie eingedrungen (would); b in den Wörtern debt und doubt ist gelehrten Ursprungs und hat nie gelautet. Letzteres gilt auch von p in franz. corps, temps, sept, in deux ist niemals ein x gesprochen worden, und so ist es noch in zahlreichen anderen Fällen.

Bei allem diesem lassen wir, wie man sieht, die Frage noch ganz aufser acht, ob eine wirklich in dem (etwa ad 2) angegebenen Sinne „geschichtliche“ oder eine „phonetische“ Schrift den Vorzug verdiene.

In der dritten Bedeutung würde „geschichtlich“ sich mit „phonetisch“ decken und ausdrücklich die Forderung einschliefsen, dafs nach endgiltigem Vollzug eines Wandels im Laute auch die Schreibung abgeändert werden müsse. Dies wäre ein ganz hübscher Grundsatz — nur wird das Wort von den Verfechtern der „historischen“ Schreibweise nicht in diesem Sinne genommen.

So viel hat es mit der „historischen Schreibung“ auf sich.

Wir sehen, wie sehr auch bei einer Orthographieveränderung im phonetischen Sinne Behutsamkeit zu empfehlen sein mag, die „historische Schreibung“ zu verteidigen ist ein Nonsens.

Potsdam. Dr. Lütgenau.

Sitzungen der Berliner Gesellschaft

für das Studium der neueren Sprachen.

Sitzung vom 28. Oktober 1882.

Die Gesellschaft beging in feierlicher Weise ihr 25jähriges Stiftungsfest in den Arnimschen Sälen des Hôtel Métropole. Die Beteiligung war eine aufserordentlich grofse. Prof. Herrig eröffnete die Sitzung mit einer Begrüfsung der Festgenossen und gab dann einen eingehenden Bericht über die 25jährige Thätigkeit der Jubilarin, in dem sowohl das Wirken geschildert wurde, welches die Gesellschaft nach aufsen entfaltete, als auch die stille Thätigkeit, die sich in der Aufbesserung der Lehrkräfte für die neueren Sprachen überall äufserte. Zum Schlufs seiner Ansprache verkündete der Vorsitzende, dafs zur Erinnerung des Festtages die Herren Direktor Fritsche in Grünberg und Prof. Dr. Sachs in Brandenburg zu auswärtigen, Prof. Dr. Delius in Bremen, Prof. Dr. Mussafia in Wien und Prof. Frederick Furnival in England zu Ehrenmitgliedern ernannt worden seien.

Hierauf hielt Prof. Zupitza einen Vortrag über Shakespeare als Schulmeister, in welchem er sich ausführlich über alles erging, was sich über des Dichters und seiner Zeit Ansichten von Bildung, Erziehung und ihren Vertretern aus Shakespeare sammeln läfst.

Schliefslich trug Dr. G. Freytag längere Bruchstücke aus der metrischen Bearbeitung einer nordischen Sage vor, welche von der Geschichte der Zwerge Nain und Dwalin, des Schwertes Thyrfing und des daran gehefteten Fluches handelt, sowie von der schönen Herrara und ihrem traurigen Untergange.

Das Festmahl, an welchem etwa 200 Mitglieder und Gäste teilnahmen, war durch künstlerische Leistungen und sinnige Tischreden verschönert, und allgemein sprach sich der Wunsch aus: Möge der Verein auch in Zukunft die Bahn emsiger Arbeit nicht verlassen; möge gegenseitiges Einverständnis auch ferner darin herrschen; dann steht ihm sicherlich eine lange, segensreiche Zukunft bevor.

Sitzung vom 14. November 1882.

Der Vorsitzende widmete dem Mitbegründer des Vereins, Herrn Dr. Sachse, welcher vor wenigen Tagen gestorben war, einen weihevollen Nachruf.

Herr Wetzel sprach hierauf über Fischers Ausgabe von Macaulays „The Civil Disabilities of the Jews". Die Schrift scheint dem Referenten für die Schule nicht verwendbar, besonders nicht in dieser Ausgabe, die wahrscheinlich das gerade Gegenteil des vom Verf. Erhofften bewirken würde.

Herr Buchholtz verglich in einigen Punkten die Behandlung der Vokale in der rätoromanischen Mundart von Disentis (vgl. Carigiet, Rätoromanisches Wb., Surselvisch-Deutsch, Bonn und Chur 1882) und im Rumänischen. Die kurzen Schlufs-a scheinen in der Mundart von Disentis etwas verdunkelt zu sein, wie es im Piemontesischen, deutlicher im Portugiesischen, am deutlichsten im Rumänischen bemerkt wird. Offenbar ist die Übereinstimmung rumänischer Wörter wie iarbă, Kraut, tară, Land, und solcher von Disentis wie iarva, Kraut, tiara, Land, 'tiasta (lat. testa), Kohl. Allerdings fehlt in Disentis das oa des Rumäniers so sehr, dafs uo sogar mit geschlossenem o auftritt. Dagegen ist wieder klar der Umschlag von a zu u und i. Man vergleiche rumänisches umblà, macedorumänisches imnà (beide vom lateinischen ambulare) mit Wörtern von Disentis wie pupé, Papier, pluntar, pflanzen, pivun, Pfau, plischer, gefallen, pissiun, Leidenschaft; in Rumänien heifst Mutter mumă, in Disentis mumma. Schliefslich macht der Vortragende noch auf den launigen Umstand aufmerksam, dafs in Disentis das Schwein zwar umgehend salvanori genannt wird, das weibliche Ferkel aber ebenso wie die Jungfrau: purschala.

Herr Strack sprach über seine Reise nach dem Orient. Als Probe der Volkspoesie Dalmatiens trug er Übersetzungen einiger charakteristischer Volkslieder vor. Dann zu seinem Aufenthalte in Damaskus übergehend, behandelte er die höchst originellen Rufe der Kameltreiber und Strafsenverkäufer.

Sitzung vom 28. November 1882.

Herr Kühne sprach über: Maistre Elie, Li Ars d'Amors, eine altfrz. Bearbeitung der Ars amatoria des Ovid. Das Gedicht, erwähnt von De la Rue in seinen Ess. Histor. III, 151, oberflächlich analysiert von Michelant in der Einleitung zu der von Edw. Trofs, Paris 1866, herausgegebenen Clef d'Amour, ist bis jetzt noch nicht veröffentlicht. Es enthält in 1304 achtsilbigen Versen eine freie Bearbeitung, nicht Übersetzung, des ersten Buches und der ersten 168 Distichen des zweiten Buches der Ars amat. Der Anfang lautet:

Entendez tuit grāt & petit
ce q̄ maistre Elie uos dit
en lescout' auroiz delit
& en lapn̄dre grāt profit.

Die Fortsetzung entspricht dem Anfang des Ovidschen Gedichtes. Es schliefst mit der Stelle bei Ovid, wo davon die Rede ist, dafs auch die Krankheit der Geliebten dem Liebhaber häufig eine Gelegenheit biete, sich bei ihr in Gunst zu erhalten. Den hierauf bezüglichen 22 Versen bei Ovid entsprechen bei Elie 99. Ähnliche Erweiterungen finden sich häufig. Verkürzungen des Originals werden hauptsächlich bewirkt durch Auslassen der meisten mythologischen Erzählungen. Besonderes Interesse verleiht dem Gedicht der Umstand, dafs den lokalen Anspielungen bei Ovid solche auf Paris entsprechen und mittelalterliche Begriffe und Anschauungen an Stelle der antiken öfters drastischen Ausdruck finden. Von der Lascivität der Römer hat sich Elie meistens in geschickter Weise befreit. — Jaques d'Amiens, dessen Gedicht „L'Art d'Amors" von Körting 1868 veröffentlicht worden ist, hat unser Gedicht gekannt und benutzt. — Eine Herausgabe des Gedichtes wird beabsichtigt.

Herr Tobler sprach über Briefe aus dem Nachlasse von Diez, und zwar über zwei Briefe von Heinrich Vofs, dem Sohne von J. H. Vofs, an Diez aus den Jahren 1818 und 1819. Der erste handelt meist von Kritiken, besonders der einer Übersetzung des Tasso von Follen, auf die Vofs im zweiten Briefe zurückkommt. Er bittet in letzterem ferner Diez um eine Anzeige seiner Übersetzung des Shakespeare, bei welcher Gelegenheit er sich dahin ausspricht, dafs sein Vater sowie er selbst sich keine Sünden gegen die deutsche Sprache habe zu Schulden kommen lassen. Er betont, dafs man besonders die Wortstellung des Originals zu beachten und nachzuahmen habe, und tadelt in diesem Punkte Schlegel, dessen Übersetzung ihm nicht kräftig genug erscheint. Vofs verteidigt dann Shakespeares Moralität und bittet schliefslich Diez um Auskunft über einige Stellen Shakespeares.

Sitzung vom 12. Dezember 1882.

Herr Freytag besprach einige Stellen der altnordischen Frithjofsage. Dieselbe ist übersetzt von Mohnike, auch von Pöstion; auch der Vortragende (dessen Übersetzung der Tegnérschen Frithjofsage eben in 3. Auflage erschienen ist) hat eine wenn auch noch ungedruckte Übersetzung derselben gemacht. Erstens aus Kap. I. Boer hans stôdz â ok konûngs atsetr; Mohn.: sein Gut lag dem Wohnsitze des Königs gegenüber. Dies ist bedenklich und nach dem vorhergehenden überflüssig; gut Möbius: standar â ok = exæquari. Daher der Vortr.: war mit dem Sitze eines Königs vergleichbar. Zweitens in dem poetischen dunkeln Kapitel vom Sturm wird trotz Tegnér Frithj. 10, 91 Pöstions „es scheint mir die ganze See ein Aschenmeer" und Mohnikes „nur als Asch' erscheinen Ägirs Fluten" verworfen und übersetzt „mich dünkt die Wog', als säh ich ein endloses Weltmeer", ein myrja = unum mare. Drittens: ebendort hat Mohn. richtig „beim Schöpfen", es ist das Grundwasser im Schiffe gemeint. Viertens: skridr,

von Pöstion mit Dietrich „Wasserdruck“ erklärt, ist vielmehr ein Stofs, welchen das Schiff von einem Zauberwal bekommt. Fünftens: Kap. 5 und 8 sind zu vergleichen wegen des Glaubens, dafs eine Seele ihren indessen wie tot daliegenden Leib verlassen und in dessen Gestalt anderwärts umgehen könne.

Herr Werner betrachtete die im 14. und 15. Jahrhundert hochangesehene Verskunst des Alain Chartier. Die ihm gleichzeitigen Dichter sind freilich metrisch verwahrlost. Er war mit der besten Gesellschaft in Verbindung; die Histoire de Charles VII ist ihm abzusprechen und die Anekdote von Margarete von Schottland und ihm ist zweifelhaft. In den Strophen ist er mannigfach, wechselnd und reich, besonders im Reim. Die zehnsilbigen sind seine längsten Verse, mit der Cäsur nach der vierten Silbe; Enjambement hat er fast gar nicht. Sorgfältigste Silbenzählung; *ie* ein- und zweisilbig gesondert; ancien stets dreisilbig; oui ja ein-, von hören zweisilbig; eage oder aage Alter stets zweisilbig; seoir sitzen und Abend als zwei- und einsilbig geschieden. Selten giebt es hier Fehler, wie wenn er descendent zweisilbig hat. Viel Hiat, aber zuweilen zu entschuldigen, wie in chantera il noch ein *t* gehört wurde. Der reiche, der rührende Reim sind beliebt; gern simplex mit comp. gereimt, selten ist der Reim durch Inversion herbeigezogen; *er* mit gesprochenem und mit stummem *r* reimen; deux zwei und euls sie reimen; -aige ist so und auch als age zu sprechen, wie die Reime zeigen; auch blofse Assonanzen kommen vor, *ch* und *c* müssen sich vertragen. Metrische und Wortspiele, wie wenn immer wieder servir in den verschiedensten Formen wiederholt, immer wieder -ain und aine gereimt wird.

Herr Bischof besprach ein Buch von Folge und Fuchs, in welchem eine allgemeine, alle anderen Sprachen ersetzende Weltsprache, damit man dem Schicksale, alles vom Englischen verschlungen zu sehen, entginge, empfohlen und auf Grund des Lateins und der romanischen Sprachen aufgebaut wird. Der Bau ist aber leider ein banausisches Zusammenleimen, mit Änderungen ohne Sinn. Die Regeln sind wohl einfach, aber unbestimmt, wie wenn es heifst: unbetonte a o u beliebig lang oder kurz.

Herr Tobler setzte seine Mitteilungen aus Diez' brieflichem Nachlasse fort und zwar gab er den dritten Brief von Heinrich Vofs an Diez nebst einigen Erläuterungen zu demselben. Er ist vom 6. Juli 1819 (die vorigen vom vorherigen Jahre) und nach Holland gerichtet, wo Diez Hauslehrer geworden war und es bis 1820 blieb. Tröstliche Worte auf Diez' Augenkrankheit bilden den Eingang. H. Vofs hatte sich oft von Cuxhaven aus vergebens nach England gesehnt und vermutet, dafs Diez in ähnlicher Weise weiterblicken möchte. Die „Spanische Romanze“ (aus welcher später Diez' Doktordissertation wurde) soll in die „Elegante Zeitung“. Warnung vor Cotta, welcher durch Vorschüsse die Schriftsteller, wie Posselt und Aloys Schreiber, zu

Sklaven macht, freilich prompt zahlt. Diez hatte in einer Recension bemerkt, dafs ein Übersetzer die Wortstellung des Originals wiederzugeben habe, und den Vossischen Shakespeare in dieser Hinsicht sehr gelobt (ähnlich, bemerkt der Vortragende, wie Göthe von J. H. Vofs' Homer urteilt), was H. Vofs bescheiden hinnimmt. Heinrichs Bruder Abraham war in Rudolstadt ansässig. Diez hatte eine Recension von „Fresenius' hinterlassenen Schriften" von Fouqué eingeschickt, geschrieben hatte sie etwas scharf Schwenk, und wird er nun, ohne der Thäter zu sein, zurechtgewiesen. Schwenk, heifst es weiter, macht es noch ärger, und nun folgt die Erkenntnis des Mifsverständnisses. H. Vofs gefällt Schlegels Persönlichkeit nicht. Er ist zu glatt und hochwohlgeboren. Freilich, bemerkt der Vortragende, sieht, was von Titulatur und Sie sagen zwischen ihm und seiner Frau folgt (er war ja schon 1803 von Car. Michaelis geschieden, und in hierher gehörigen Briefen heifst es stets „Du") wie Klatsch aus. Er kannte die älteren Schriftsteller, heifst es weiter, zu schlecht, um Ausdrücke derselben rechtzeitig anwenden zu können; seine Übersetzung Richard II. ist ganz verunglückt. Perf. und Imperf. weifs er nicht anzuwenden, die Wortstellung ist verkehrt. H. Vofs gesteht bei sich selbst zum Teil judendeutsche Wortstellung zu. Beabsichtigt ein besonderes Werk statt einer Vorrede zu Shakespeare zu schreiben. Tiede (zu Anfang des Sturm, unten erklärt) ist hochdeutsch = Ebbe und Flut, notwendiges Wort. Die Schrift seines Vaters von F. Stolbergs Übertritt zum Katholicismus erwartet er freudig. Gewifs auch betrübt, fügt der Vortragende hinzu, da er Stolberg, der ihn ins Englische und auf Shakespeare gebracht hatte, auch lieben mufste. Försters Petrarca gefällt ihm wie Diez wenig. Der bissige Schwenk läfst von Fouqué die zweite Silbe weg.

Sitzung vom 9. Januar 1883.

Herr Wetzel unterzog den Gedanken von der Gründung einer allgemeinen Weltsprache einer nochmaligen Prüfung, vertrat die Meinung, dafs jene Vereinfachung der Deklination ein grofser Vorzug, dafs nach jener Formenlehre, etwa in Handelssachen, zu schreiben wohl möglich wäre, dafs aber im Syntaktischen die Schwäche des Unternehmens liege.

Herr Zupitza berichtete über die mittelenglischen Bearbeitungen der Novelle von Ghismonda und Guiscardo (Dec. IV, 1), welche er herauszugeben gedenkt. Eine erste Bearbeitung London 1532, Fleetstreet in der Sonne, in einem Exemplare in der Bibliothek des Herzogs von Devonshire, in einem zweiten in der Universitätsbibliothek zu Cambridge, in einem Neudruck auch in der hiesigen Bibliothek, verfafst von William Walter, und zwar, wie die übrigen hier noch zu nennenden Bearbeitungen, in den siebenzeiligen Chaucerschen Strophen, ist mit einem Prolog und einem Geleit von Copland versehen. Walter

folgte nicht dem Boccaccio selbst, sondern der lateinischen prosaischen Bearbeitung desselben von Leon. Bruni, 25. Jan. 1838, gedruckt Rom 1471 von Ricasoli. Walter zählt, ohne den Accent zu beachten, seine 10 bis 11 Silben ab, reimt die Participialendung ed mit sich selbst, perceived mit surprised. Eine zweite Bearbeitung, ein Spenser dediziertes Gedicht aus der Bibliothek „of a Norfolk gentleman G. S.", 1597 ohne Ortsangabe gedruckt, in einem Neudruck von 1812 im British Museum, auch in einer Handschrift des 15. bis 16. Jahrh. in Cambridge. Endlich ist eine dritte Version in zwei Handschriften vertreten, im British Museum und in der Bodleiana zu Oxford. Hier nennt ein Geleit Gilbert Banester als Dichter „nach prosaischer Vorlage". Die zweite und die dritte Version scheinen auf eine wohl französische Quelle, welche den Boccaccio nannte, zurückzugehen. Im ganzen ist das anonyme Gedicht aus der Mitte des 15. Jahrh. das beste.

Herr Biltz sprach über ein zu wünschendes deutsches Glossar, welches nicht alles, aber das jetzt Veraltete aller Perioden von Ulfilas ab enthielte. Etwa ein mäfsiger Oktavband scheint diesem Bedürfnisse genügen zu können. Alphabetische Ordnung ist gewifs notwendig; aber Komposita können sehr wohl zum Vorteil der Sache mit dem Simplex zusammenstehen. Man vergleiche etwa sachen = schaffen, machen, absachen (vgl. Mützell, Geistl. Lieder) = schwächen, besachen = stärken. Die geistliche Litteratur ist mehr als bisher zu berücksichtigen; Lübben (Niederd. Grammatik und Glossar) benutzt die niederd. Bibeln gar nicht und in Grimms Wörterbuch ist die Benutzung der vorlutherischen Bibeln auch in den letzten Bänden immerhin noch mangelhaft.

Sitzung vom 23. Januar 1883.

Der Vorsitzende widmete dem vor einigen Tagen verstorbenen Mitgliede der Gesellschaft, Herrn Max Strack, einen Nachruf, in welchem er dessen Bemühungen auf dem Gebiete der Pädagogik und für das Realschulwesen, sowie seinen edlen Charakter in wohlverdienter Weise rühmte, und folgte die Versammlung seiner Aufforderung, das Andenken desselben durch Erheben von den Sitzen zu ehren.

Herr H. Buchholtz stellte neben die Kranichnovelle (VI, 4), neben Ciappellettos Beichte (I, 1) im Decamerone und neben die Novelle von der Beichte in den Cento Novelle antiche (Mil. 1825, n. 91) die Volksanekdoten der Ungarn „Der Zigeuner und die gebratene Gans" (Adomatár, Budapest 1871, Vajda János, Magyar bors, Budapest 1876), „Die Pelzjacke der Mutter" (ebendort) und „Die Absicht ist soviel als die That" (ebendort und Öreg Hegedüs Lajos, Eredeti tréfák adomák s mondák a Cigány életből, Pest 1870). Die stärkste Ähnlichkeit liegt bei dem ersten Vergleichungspaare vor. Möglich ist, dafs diese Stücke der alten italienischen Litteratur sich in Ungarn volkstümlich so gestaltet haben oder dafs wir hier noch heute lebende verwandte zu den

Keimen, aus welchen diese italienischen Novellen erwuchsen, vor uns haben. In der Kranichnovelle sehen nicht wenige Züge wie vom Verfasser hinzugethanes Beiwerk aus. Die letztgenannte der ungarischen Anekdoten liegt in einer doppelten Fassung vor. Man findet hin und wieder in Ungarn dieselbe oder ungefähr dieselbe Anekdote auf Zigeuner und auf andere Personen erzählt.

Herr Brückner gab eine Übersicht der polnischen Litteratur bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts. Nur die neuere russische ist ihr unter den slavischen Litteraturen vergleichbar, obgleich sie mit ungünstigen Verhältnissen zu kämpfen hatte. Spuren einer mittelalterlichen Litteratur in nationaler Sprache, wie doch Böhmen hat, sind in Polen selten. Mit dem Jahre 986 ist ein Bistum Posen und abendländisches Christentum zu verzeichnen, mit 1364 Krakau als Studiensitz. Im 15. Jahrhundert kann Polen den von Deutschen gedrängten Böhmen, den von Türken gedrückten Südslaven nicht helfen, zu Ende desselben wird es selbst schon von Rufsland bekämpft. Doch erfolgt im 16. Jahrhundert bei der äufserlichen Blüte des Staates, durch die humanistischen Studien angeregt, eine Blüte der Litteratur. Zu Anfang desselben werden in Krakau die ersten polnischen Bücher in deutscher (Schwabacher) Schrift gedruckt. Mikolaj Rey ist gleichsam der Vater der polnischen Schriftsprache. Jan Kochanowski, lateinischer und polnischer Dichter, ist bereits vollendet in Sprache und Vers. Ein grofser Geist ist er nicht, aber im kleinen fast Meister. Wie die meisten Dichter der Slaven überhaupt ist er wesentlich Lyriker und vereinigt mit seinem mitunter losen Witz einen harmonisch durchgebildeten Geist und lautere Gesinnung; Horaz ist sein Vorbild. Im antiken Drama und noch mehr im Epischen ist er unbedeutend; besser sind seine Elegien, schön sein Psalter. Leider bezeichnet er schon die Höhe dieser Litteratur. Klonowicz, welcher beschreibt oder moralisiert, ist Dichter nur der Form nach. Der begabtere Scymonowicz ist in seinen dem Theokrit nachgedichteten Idyllen unübertroffen. Der Jesuit Sarbiewski, päpstlicher poeta laureatus, hat sich leider ganz dem Latein zugewendet. In der Prosa ist der Jesuit Piotr Skarga als ein grofser Prediger zu nennen. Die Prosa wird immer pomphafter und hohler, wie auch die Dichtung des 17. Jahrhunderts. Dies hängt mit dem Verfall der Bildung zusammen. Der später herrschende Einflufs der französischen Litteratur ist schon im 17. Jahrhundert mitunter bemerkbar. Die Litteratur der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts ist so inhaltslos wie die Geschichte dieses Zeitraumes.

Sitzung vom 13. Februar 1883.

Herr Wetzel betrachtete die neueren in Deutschland erschienenen Werke über englische Synonymik. F. B. Norman teilt den Stoff in vier Klassen, besser wäre alphabetische Anordnung gewesen; das

Etymologische ist schwach bei ihm. Viele Fehler finden sich auch in dem kleinen Buche von Kl. Klöpper. Die kleine Schrift von Karl Mensen, welche das Ganze in 450 Gruppen vorführt, ist die einzige ohne alle Etymologie, was schwerlich zu billigen; seine Erklärungen sind nicht immer scharf. Von den beiden gröfseren hier zu nennenden Werken von Klöpper und von Drehser ist letzteres das bessere. Das Vorführen von Wurzeln bei Klöpper hat sein Bedenkliches, da nicht jeder leicht sehen kann, wie sie der Verfasser ableitet oder abgeleitet wünscht.

Herr Michaelis sprach über die Zischlaute im Französischen. Griechen und Römer scheinen ein weiches oder stimmhaftes *s* ursprünglich nicht gekannt zu haben. Die französischen Forscher behaupten, *s* zwischen Vokalen sei erst im Französischen, noch nicht im Lateinischen stimmhaft. Das Entgegengesetzte schliefst Corfsen aus dem Beispiele der neueren Sprachen und aus dem Übergange solcher *s* in *r*. Gegen ihn trat Storm auf, Rom und Süditalien habe jetzt noch nur scharfes *s*, jenes andere gehöre dem Westen und der neueren Zeit an. Auch der Vortragende meint, dafs scharfes *s* wohl auch zu *r* werden konnte. Früh kam man darauf, *s* als scharf, *z* als weich zu setzen. Daneben kam noch *ç* auf, zuerst im Poema del Cid um 1245. L. Maigret (1550) u. a. wollte das f abgeschafft. Im allgemeinen hatte man doch lange Buchstaben gern. Jakob Grimm war früher für dasselbe, später erklärte er sich dagegen. In Pierre Corneille Thé. rev. et corr. wird *s* geschrieben, chaste aber tête. 1782 schlug de Wailly vor, f für stimmlosen, *s* für den stimmhaften Laut zu setzen. Die Gramatica de la lengua castellana von 1772 hatte kein f mehr und ihr folgten die Drucke aller Länder. So auch die fünfte Ausgabe des Wörterbuches der französischen Akademie ohne f. In der siebenten Ausgabe desselben ist bemerkenswert, dafs Schreibungen festgesetzt sind wie lice, alisier, bagasse, scazon.

Herr Buchholtz sprach über den Namen des Koches in der Kranichnovelle des Decamerone, welcher nach zwei von S. Ferrari im Giornale di Fil. rom. 7 mitgeteilten Gedichten des 17. Jahrhunderts den Ton auf der vorletzten hat: Chichibío. Das Etymon desselben scheint der in Aristophanes' Vögeln vorkommende Eulenruf *κικκαβαῦ* und die hiervon herkommenden Bezeichnungen für Eule zu sein. Auch Italien hat solche Benennungen für die Eule: lateinisch cicuma, napol. coccovaja u. a., rumän. cucuvæ, vgl. Cihac Étymol. dacor. Der Name bedeutete also einen Gefallsüchtigen. Dem Vortragenden scheinen auch die solchen ähnlichen nur um die erste Silbe verkürzten Bezeichnungen der Eule, als ital. civetta, frz. chouette hierherzuziehen, wie auch Cihac a. O. von jenem aus auf diese verweist. Aber auch cicisbeo, Verehrer, Liebhaber, dürfte nicht französischer Herkunft (s. Diez, Et. Wb.), sondern jenem Namen nahe verwandt ursprünglich eulenhaft, gefallsüchtig bedeuten. Das *s* in dieser Form cicisbeo, cicisbeare kann durch vermeintliche Verwandtschaft mit bisbigliare (Gherardini Vocab.:

Cicisbeare, mi dicea uno di Genova dal far ci ci nell' orecchio) entstanden sein. In jenen beiden Gedichten im Giornale di fil. rom. erscheint der Name Chichibio (und chichibio) mehr appellativ. In dem ersteren steht er als Zusammenfassung eines vorhergehenden Registers von Schimpfworten: aufser mastro Janni, un di color che follan panni, padre de' malanni, pecora fünf Bezeichnungen der Eule, nämlich cucco, civetton, guffo, alocco, barbagianni, so dafs jene Etymologie unterstützt wird. Das andere in venezianischer Mundart scheint ihr auch nicht zu widersprechen.

Sitzung vom 27. Februar 1883.

Herr Förster redete über die Macphersonsche Übersetzung der Hauptwerke Shakespeares in das Spanische, von denen Hamlet in zweiter Auflage vorliegt. Da das Versmafs beibehalten ist, so werden bei der Knappheit der englischen Sprache dem Spanischen gegenüber oft mehr Verse gebraucht als im Original. Einleitungen geben über den Inhalt und die Charaktere der einzelnen Stücke Auskunft. Im Texte sind orthographische Neuerungen eingeführt, z. B. das Trema. Die Übersetzung ist empfehlenswert; eine andere Frage ist, ob sie der spanischen Bühne von Nutzen sein wird.

Derselbe bespricht hierauf Booch-Arkossy und Don Manuel F. Cartajena, Lehr- und Lesebuch der spanischen Sprache. Die ältere Grammatik von Booch-Arkossy ist nicht wissenschaftlich; diese ist praktisch, nach der Robertsonschen Methode gearbeitet. Recht gut sind die Lesestücke. Anders verhält es sich mit dem theoretischen Teile. Die ersten Kapitel über die Aussprache etc. sind schlecht. Unklar ist die Bezeichnung d h; auch das *r* ist ungenügend behandelt. Der Accent wird durch alle drei Teile auf jede betonte Silbe gesetzt und gesagt, ein solcher Vokal sei lang. Auf diese Weise lernt der Schüler gar nicht, wo der Accent im Spanischen steht. Zu tadeln ist, dafs grammatische Ausdrücke deutsch gegeben werden. Das Mittelwort (Participium) bildet eine besondere Wortklasse. Der Ausdruck „einpersönliche Verben" ist unverständlich. Auf das Lateinische wird nicht verwiesen. Die Anordnung ist nicht immer zu loben. In der Interlinearversion finden sich auffällige Fehler, auch wird oft zu frei übersetzt. Teil III ist am besten. Auf Synonyme folgen Hispanismen d. h. spanische Sprichwörter, die zum Teil mifsverstanden sind. Die Metrik ist im ganzen gut, doch ist die Anordnung nach der Zahl der Silben, nicht nach den Versfüfsen, unwissenschaftlich.

Her Bischoff zeigt an Bierbaums History of the English Language and Literature. Das Buch ist überflüssig. Da Bierbaum mit neueren Arbeiten nicht genügend bekannt ist, so finden sich bei ihm viele Fehler.

Herr Rossi hat zur silbernen Hochzeit unseres kronprinzlichen Paares ein Gedicht erscheinen lassen, mit dem er ein eigenes Gedicht

auf den Kaiser Wilhelm vom Jahre 1870 und die Sibylla teutonica von Karl Denina nebst Notizen über das Leben und die Werke Deninas hat drucken lassen. Denina, der eine Reihe von Jahren in Berlin lebte, hat sich besonders auf dem Gebiete der Geschichte ausgezeichnet. Die Sibylla teutonica wurde für die Prinzessin Charlotte, die Tochter Friedrich Wilhelm II. gedichtet und besingt die künftige Gröfse Deutschlands und die Hohenzollern. Herr Rossi las darauf den Schlufs seines eigenen Gedichtes vor.

Sitzung vom 13. März 1883.

Herr Zupitza sprach über ein ungedrucktes Gedicht, das sich in einer Handschrift der Bodleiana findet. Es enthält sechs siebenzeilige Strophen mit der Reimstellung ababbaa. Die erste und letzte Zeile jeder Strophe sind gleich; aufserdem ist die erste und letzte Zeile der zweiten Strophe gleich der zweiten in der ersten Strophe, und so durch das ganze Gedicht. Zu finis ist von anderer Hand hinzugefügt quoth queen Elisabeth, was nur bedeutet, dafs sie die Sprechende des Gedichtes ist. Es ist wohl nicht an die Gemahlin Heinrich VII., sondern an deren Mutter, Lady Grey, zu denken und als ein Spottgedicht aufzufassen. Wahrscheinlich ist es 1464 oder 1465 entstanden und zunächst meist mündlich verbreitet worden, da in der Handschrift Fehler zu sein scheinen.

Herr Biltz redete hierauf über einen 1469 bei Zainer in Augsburg gedruckten Vocabularius rerum. Das wohl vor Erfindung der unerwähnten Buchdruckerkunst abgefafste Werk läfst auf keinen sehr hohen Bildungsgrad des Verfassers schliefsen. Grobe grammatische und metrische Fehler, sowie höchst eigentümliche Etymologien finden sich bei ihm.

Herr Brückner sprach über den anonymen Dichter der Polen, der von 1833 bis 1859 seinem Vaterlande Trost zusprach und riet, den heiligen Zweck nicht durch unheilige Mittel zu entweihen. Vaterland, Freiheit und Menschlichkeit besingt er in allegorischen, symbolisierenden, reflektierenden Gedichten. Mystische Anschauungen finden sich vielfach. Er besitzt umfassende Bildung, einiges Gefühl und grofse Phantasie. — Es war der Graf Sigmund Krasiński, der 1812 in Paris geboren wurde und daselbst 1859 starb. Sein erstes Werk (1835) ist die „Ungöttliche Kömödie, ein Lesedrama in Prosa“, in dem er mit den von der besitzenden Klasse unterdrückten Arbeitern fühlt. Von allen seinen Werken hat dies wegen des Polen noch fremden Problems den geringsten Einflufs geübt.

Sitzung vom 10. April 1883.

Herr Kamlah sprach über eine Handschrift von 28 Predigten Johann Paulis, des Barfüfsermönches, welche er besitzt und zur Ansicht vorlegt: 255 Blätter Baumwollenpapier kl. 4°. Die in elsässischer

Mundart verfafsten innigen und schönen, mehr an Tauler als an Geiler von Keisersberg erinnernden Predigten sind von einer frommen Zuhörerin aufgeschrieben, die Marginalien vielleicht von Pauli selbst.

Herr Wetzel redete über Engels Englische Litteraturgeschichte. Er besprach die beiden ersten Lieferungen. Das für Laien bestimmte Werk zeichnet sich durch Gewandtheit der Darstellung aus, ohne dafs jedoch Härten im Einzelausdruck vermieden wären. Auch in Bezug auf die Thatsachen stören Unrichtigkeiten mancherlei Art. Der wohl hauptsächlich in der neueren Litteratur bewanderte Herausgeber wird sich in den späteren Heften hoffentlich als sichereren Führer erweisen; sonst dürfte das Buch dem Scherrschen schwerlich ernstliche Konkurrenz machen.

Herr Brückner setzte seinen Vortrag vom anonymen Dichter der Polen fort. Krasiński rühmte, ohne es gewollt zu haben, den Verrat, indem er Konrad Vallenrods Kampf für die Littauer darstellte, wie derselbe zu den Feinden überging, Ordensgrofsmeister wurde, den Orden zu einem Winterfeldzuge und damit ins Verderben brachte. Sein 1836 erschienenes, den Verrat verurteilendes Gedicht Irydion erinnert an Göthes Faust, auch etwas an Byron. Sein gröfstes Gedicht, Die Vordämmerung, sagt ungefähr: wir stehen vor einer neuen Weltordnung; wie zu Cäsars Zeit ist jetzt der Glaube im Untergange, die äufsere Macht grofs, das gröfste Verbrechen ist gegen Polen geschehen, das auferstehen wird, wie Christus auferstanden ist. Dieses Ganze ist in Gestalt einer Vision gegeben, 1842 in Nizza verfafst. Im folgenden Jahre stiefs er durch seine drei Psalmen der Zukunft, Glaube, Liebe, Hoffnung, weil er den Adel zu opfern warnte, an, und Julius Slovacki, sein Freund, nächst ihm der gröfste damalige polnische Dichter, schrieb deshalb gegen ihn. Krasińsky gab nach in seinen minder gelungenen Psalmen der Reue und des guten Willens. Seine in späteren Jahren geschriebene Fortsetzung der Ungöttlichen Komödie entsprach nicht ihrer früheren Anlage. Er starb 1859.

Herr Förster bemerkte zu dem Buche der Königin von Rumänien, „Aus Carmen Sylvas Königreich“ betitelt, dafs ihm diese Märchen alle oder fast alle im Keime auf rumänische Volksmärchen zurückzugehen scheinen.

Herr Werner machte auf eine Pariser Zeitung „La Bavarde“ aufmerksam. Die vierte Seite des ihm vorliegenden Blattes, „Le Zola“ betitelt, zieht Zolas Nachtreter in nicht übler Weise durch.

Sitzung vom 8. Mai 1883.

Herr Brückner besprach Nitschmanns „Polnische Litteraturgeschichte“. Der Verfasser behandelt seine Aufgabe wesentlich als Übersetzer und Anekdotenjäger. Er selbst hat einzelnes von der polnischen Litteratur übersetzt, hat aber keine gute Auswahl getroffen, sich vielmehr fast ganz von der Frage, ob sich das Betreffende gut über-

setzen läfst, bei derselben leiten lassen. So erscheinen denn hier Übersetzungen von den für die Sache gleichgültigsten Dingen, selbst Übersetztes wieder übersetzt. Der Anekdoten giebt es zu viele und recht wertlose. Die Erzählungen sind nicht immer richtig, die Biographien haben eine unangenehme Breite; der bedeutende Slovacki wird auf vier bis fünf Seiten abgethan.

Herr Werner redete über Paul Heyses Troubadournovellen. Diese sechs Erzählungen (in der dritten Auflage) sind wohl öfter des Verfassers eigene Erfindung, vielleicht aber hat er auch hin und wieder neue, wenigstens dem Vortragenden unbekannte, Quellen benutzt.

Herr Wetzel machte in einigen Worten auf die Programmabhandlung von Körner (Friedrichs-Realschule 1882) aufmerksam, als auf ein Hilfsmittel, eine Vorstellung von dem Bau einer agglutinierenden Sprache zu bekommen.

Herr Brückner sprach im Anschlufs an einen Artikel im letzten Hefte des Archivs kurz über den Namen Berlin. Ist er slavisch, so kann er nur in dem Personennamen Berla mit dem Possessivsuffix *in* bestehen. Doch bleibt zu erklären, wie der Name in Gegenden kommt, in welchen nie Slaven gesessen haben, z. B. in die Umgegend von Augsburg.

Beurteilungen und kurze Anzeigen.

Franz Kern, Die deutsche Satzlehre, eine Untersuchung ihrer Grundlagen. Berlin 1883, Nicolaische Buchhandlung.

Es ist sicherlich ein sehr dankenswertes Unternehmen, wenn jemand sich die Aufgabe stellt, die Fundamente eines wissenschaftlichen Gebäudes einer genauen Prüfung zu unterwerfen. Gerade in betreff der deutschen Grammatik oder in specie der deutschen Satzlehre wird niemand eine solche kritische Beleuchtung und Untersuchung ihrer Grundlagen für überflüssig halten können.

Der Verf. der oben bezeichneten Broschüre geht darauf aus, den ganzen wissenschaftlichen Apparat der deutschen Syntax mit seinen terminis technicis, seinen Einteilungen und Definitionen kritisch zu prüfen, um auf diesem Wege Unrichtiges und Unzweckmäfsiges zu beseitigen und namentlich auch für den deutschen Unterricht eine wirklich sachgemäfse Grundlage zu gewinnen. Im besonderen wendet sich der Verf. (um dies gleich hier zu bemerken) gegen diejenigen Grammatiker, welche die Satzlehre auf allerhand logischen Abstraktionen aufbauen wollen.

Eine eingehende Beurteilung des ganzen Buches mit allen Beweisführungen kann nicht in unserer Absicht liegen. Sie würde die Grenzen einer kurzen Anzeige weit überschreiten. Bei einer Schrift wie die vorliegende kommt es unserer Meinung nach hauptsächlich auf den praktischen Erfolg d. h. darauf an, ob und wie weit der Verf. mit seinen Betrachtungen und Vorschlägen in den Kreisen der Sachverständigen Anerkennung finden und seine Wünsche oder Forderungen in der Praxis durchsetzen kann.

Wir fürchten, dafs in Hinsicht auf den Erfolg der Arbeit sich die Erwartungen des Verf. nicht erfüllen werden. Die Entscheidung darüber wird freilich erst nach Verlauf einer längeren Zeit möglich sein.

Es ist nicht zu leugnen, dafs das Büchlein viele interessante und scharfsinnige Beobachtungen und Betrachtungen enthält, die dem aufmerksamen Leser nicht entgehen werden; indes wird der Scharfsinn zuweilen auch verschwendet zur Bekämpfung von Dingen, die (wie die unglückliche Copula) ihrem Schicksal ruhig hätten überlassen werden können, weil sie vom wissenschaftlichen Standpunkte aus längst in ihrer Unhaltbarkeit nachgewiesen sind.

Nicht selten artet der Scharfsinn des Verf. auch in Spitzfindigkeit oder Sophisterei aus, und man wird unwillkürlich an die Beweisführungen der mittelalterlichen Scholastiker erinnert. Man vergl. z. B. (S. 8 flg.) die Stelle, wo eine logische Analyse des Satzes „Sokrates ist tugendhaft“ gegeben wird. In diesem Satze könne, sagt der Verf., selbstverständlich

nicht an den Körper, sondern nur an den Geist des Sokrates gedacht werden. Logisch sei also der Inhalt des Satzes so zu bestimmen: „Der Geist des Sokrates, alles Geistige in ihm ist tugendhaft.“ Aber auch diese Bestimmung sei noch nicht ausreichend; denn vieles Geistige verhalte sich indifferent gegen die Tugend und falle keineswegs in ihre Sphare. Es müsse also eigentlich heifsen: „Der Wille des Sokrates ist tugendhaft.“ Auch das sei noch nicht richtig; denn 1) habe auch manche Willensbestrebung nichts mit der Tugend zu thun und 2) könne man doch nicht behaupten, dafs Sokrates ohne jede Neigung zum Bösen und Unsittlichen gewesen sei. Schliefslich wird folgende logische Analyse des obigen Satzes gegeben: „Ein Teil der sokratischen Willensbestrebungen (nämlich ein sehr erheblicher, ungewöhnlich grofser) fällt in die Sphäre der tugendhaften Bestrebungen.“

In dieser Analyse ist schon die Sonderung von Geist und Körper kaum zu rechtfertigen. Oder meint der Verf. wirklich, dafs die Tugend mit dem Körper nichts zu schaffen habe? Sind Keuschheit, Mäfsigkeit im Essen und Trinken etc. nicht auch Tugenden, und haben diese Tugenden ihren Sitz nicht ebenso gut im Körper wie in dem Geiste oder der Seele des Menschen?

Es ist überhaupt eine Eigentümlichkeit der Darstellung des Verf., dafs er Schwierigkeiten oder Widersprüche schafft und wissenschaftliche Probleme aufstellt, wo bei einer unbefangenen Betrachtung nichts der Art zu finden ist. Dies gilt z. B. von den Auseinandersetzungen über das logische Verhältnis von „wir“ und „ich“ (S. 43 flg.), von den weitläufigen Besprechungen der sogenannten „unpersönlichen Verba und Sätze“ und vielen anderen Dingen dieser Art. Auch der Satz „Hannibal pacem peto“ und Ähnliches wird ohne alle Not wie ein schwieriges wissenschaftliches Problem behandelt.

Diese Eigentümlichkeit des Buches von Fr. Kern hängt allerdings auf das engste zusammen mit dem Streben nach Gründlichkeit, das niemand dem Verf. wird absprechen können. Es ist dieses Streben nach Gründlichkeit und Tiefe der Auffassung vielmehr auch ein charakteristischer Zug des Buches, der sich durch den ganzen Verlauf der Untersuchung (namentlich auch Kap. II) bemerkbar macht. Vieles Ansprechende enthält kurz vorher (S. 25 flg.) der Abschnitt, in welchem eine lebendige, durch verschiedene Bilder veranschaulichte Charakteristik des Satzes und der Satzglieder in ihrem Verhältnis zu einander gegeben wird.

Im übrigen können wir das Urteil über das Büchlein und seine wissenschaftliche Bedeutung wohl den philosophierenden Grammatikern und sachverständigen Fachgenossen überlassen. Die letzteren werden im besonderen auch über den Wert der zum Schlufs (Kap. VI) zusammengestellten „Praktischen Vorschläge“ zu urteilen haben.

Die in dem Büchlein vorkommenden Druckfehler (S. 11. Z. 14. v. o. l. indem st. in dem; S. 26, Mitte l. der Terminus st. des T.; S. 25 unt. l. ἔχειν st. ἐχειν; S. 41, Mitte l. bestimmt st. hestimmt u. a.) werden von jedem Leser leicht selbst aufgefunden und berichtigt werden.

Ldsb. a. W. A. W.

Briefe von Charlotte von Kalb an Jean Paul und dessen Gattin. Herausgegeben von Dr. Paul Nerrlich. Mit zwei Faksimiles. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung.

Paul Nerrlich hat bereits ein vortreffliches Buch geschrieben, worin er Jean Pauls Verhältnis zu seinen Zeitgenossen darstellt. Da der Dichter in diesem Augenblicke wenig gelesen wird, so überwiegt bei ihm jetzt das

Interesse an seiner Persönlichkeit. Jenes im gleichen Verlage wie das vorliegende erschienene Buch inaugurierte aber eine umfassende Kritik des Schriftstellers Jean Paul, die mit dem Erscheinen jenes Buches noch keineswegs geschlossen war und von der noch nicht abzusehen ist, ob sie Jean Paul noch einmal zu einem gelesenen deutschen Schriftsteller machen wird oder nicht. Nerrlich führt nicht allein die Sache Jean Pauls gegen das Publikum, sondern auch die Sache des Publikums gegen Jean Paul. Eben wegen seiner Unparteilichkeit versprechen seine Bemühungen sehr fruchtbar zu werden. Bei seiner Gründlichkeit und seiner noch jugendlichen Arbeitskraft wird man ihn hoffentlich seine Aufgabe allein durchführen lassen, ohne dafs man durch bunte Publikationen von Ost und West ihm die Lust an der Arbeit verdirbt, deren Ziele von ihm ebenso sicher als eigentümlich bestimmt sind.

Glücklicherweise scheint das Material auch schon grofsenteils in seinen eigenen Händen zu sein. Mit der Publikation der vorliegenden Briefe hat er einen guten Schritt vorwärts gethan in Bewältigung seiner Aufgabe. Die Herausgabe der Sammlung verursachte grofse Schwierigkeiten. Ein Teil der Briefe aber ist schon gedruckt in den Denkwürdigkeiten aus Jean Pauls Leben von Hofrat Förster.

Nerrlich hat diesen Briefwechsel mit einer lesenswerten Einleitung versehen.

Dafs von Palleske eine selbständige Publikation über die Kalb vorhanden ist, wird den Lesern bekannt sein. Die Dichter, denen sie aufser Jean Paul nahe stand, sind Schiller, Göthe, Wieland und Hölderlin. Der Umgang mit ihr hatte nicht blofs auf Jean Pauls Titan, sondern auch auf Hölderlins Hyperion Einfluſs, der übrigens nur eine veredelte Nachahmung von Heinses Ardinghello ist.

Heinrich Pröhle.

Hieronymus Schneeberger, Die Wechselbeziehung zwischen Schillers Tell und Shakespeares Julius Cäsar. Programm des kgl. Gymn. zu Münnerstadt 1882. 31 S. 8.

Veranlassung zu dieser frisch geschriebenen Abhandlung war Schillers Ausspruch, dafs ihm der Jul. Cäsar für seinen Tell „von unschätzbarem Werte“ gewesen sei, wonach der Schluſs berechtigt erscheint, dafs Shakespeares Drama auch auf die Gestaltung des Tell unmittelbaren Einfluſs geübt habe. Die Wechselbeziehungen zwischen den beiden Stücken im einzelnen nachzuweisen, ist nun dem Verf. unseres Schriftchens wohlgelungen. Da wir seinen Ausführungen durchaus beistimmen, so können wir uns darauf beschränken, den Inhalt dieser Parallele übersichtlich zusammenzufassen.

1) Den Rahmen für das zu entwerfende Gemälde bilden in beiden Werken Züge des Übernatürlichen, sowohl im Vorspiel (Aufruhr der Elemente; Meldungen von Ereignissen der wunderbarsten Art, die verschieden gedeutet werden), als auch im Verlaufe des Dramas (Calpurnias Traumgesichte — Hedwigs bange Ahnungen; Cäsars Geist heftet sich an Brutus' Fersen — Parricida irrt, „sein eigenes Schrecknis“, ruhelos durch die Berge).

2) Das von diesem Rahmen umschlossene Bild stellt dar die Reaktion der Freiheit gegen Anmafsung und Willkür, freilich mit ungleichem Ausgange. Die Verschwörung entwickelt sich im Cäsar wie im Tell in dreifacher Stufenfolge, nur dafs in letzterem der Anstofs von einer Frau ausgeht: Cassius weifs den anfangs schwankenden Brutus bald ganz für sich zu gewinnen; in der Nacht vereinbart letzterer in seinem Garten mit den Bundesbrüdern den Mordplan; Scene zwischen Brutus und Portia, welche Mit-

wissenschaft des ihren Gatten drückenden Geheimnisses beansprucht. — Gertrud reizt ihren zaghaften Gemahl, der auf ihre dringenden Bitten ihr sein Herz ausgeschüttet, zu gewaltsamer Erhebung; Unterredung zwischen Walther Fürst, Melchthal und Stauffacher; Rütliscene. — Die Handlung erreicht endlich ihren Höhepunkt: Calpurnia und Hedwig dringen vergebens in ihre Männer, daheim zu bleiben. Auf dem Wege zum Kapitol wird Cäsar, wie Gefsler in der hohlen Gasse, von Bittstellern aufgehalten; die Zudringlichen verweist Cassius auf das Kapitol, Rudolf der Harras in die Burg. Metellus und Arngard flehen umsonst um Begnadigung der Ihrigen. Da bricht Gefsler, von Tells Geschofs durchs Herz getroffen, wie Cäsar unter den Dolchen der Verschworenen zusammen. Damit ist in beiden Dramen für das Volk, welches bei Shakespeare durch des Antonius Leichenrede noch mehr gereizt worden, das Signal gegeben, der Zerstörungswut freien Lauf zu lassen.

3) Auch die Charaktere sind ähnlich gestaltet, besonders auffallend Calpurnia und Hedwig, Portia und Gertrud: jene wirken hemmend, diese fördernd auf den Gang der Handlung. Das feurige Wesen des Melchthal gleicht dem des Cassius; Brutus spiegelt sich teils in Stauffacher, teils in Tell wieder; Cäsar und Gefsler endlich sind die Träger des in kritischen Augenblicken bis zur Brutalität verhärteten Tyrannentums. — An den Leichen der beiden letzgenannten aber scheiden sich die Wege: die verbündeten Römer werden schliefslich von der Katastrophe ereilt, bei den Eidgenossen geht es zu Triumph und Sieg.

Spremberg. G. Willenberg.

Über die Physiologie und Orthographie der Zischlaute mit besonderer Rücksicht auf die Heysesche Regel. Von G. Michaelis. Zugleich als zweite Auflage der Schrift: „Über die Physiologie und Orthographie der S-Laute“ 1863. Berlin 1883, E. S. Mittler & Sohn.

Der Verf., welcher, wie bekannt, diesem speciellen Teile unserer Lautlehre die eingehendsten Studien gewidmet hat und dadurch zu interessanten und namentlich auch für die endliche Feststellung unserer Orthographie wichtigen Ergebnissen gelangt ist, giebt in der vorstehenden Schrift eine fleifsige Zusammenstellung der S-Laute, wie sie sich in den Druckwerken der verschiedenen Jahrhunderte zeigen, sowie der darüber aufgestellten Lehren. Unter den Schreib- oder vielmehr Druckweisen des 15. Jahrhunderts ist die bemerkenswerteste die in der ersten Ausgabe von Sebastian Brants Narrenschiff (Basel 1494) festgehaltene, wonach inlautend ſſ für ß und ſs, im Auslaut ß steht. Da sich diese Regel als die vorherrschende bis zu Gottsched hin erhalten hat, so nennt sie der Verf. die vorgottschedsche. Sie ergiebt also den Kanon 1) groſſe, groß; hieſſen, hieß; haſſen, haſſt, haſſte, Haß. Im 16. Jahrhundert, in welchem für die Entwickelung der nhd. Schriftsprache Luthers Schriften und vor allem seine Bibelübersetzung epochemachend wurden, setzte sich unter den Wittenberger Drucken allmählich der Kanon 2) groſſe, groſs (groſs), hieſſen, hieſs (hieſs), haſſen, haſſt (haſt), Haſs (Haſs) fest, welchen der Verf. daher den Wittenberger Kanon nennt. In diesem Jahrhundert beginnen die ersten Lautlehren veröffentlicht zu werden, so von Kolrofs, Enhiridion, das ist, Handbüchlin tütscher Orthographi, Basel 1530, von Val. Ickelsamer, Teutsche Grammatica, um 1534, deren hier einschlagende hauptsächlichste Ansichten der Verf. auszugsweise mitteilt. Näher werden dann die sich aus der zweiten und dritten Ausgabe des Dictionariums von Dasypodius aus den Jahren 1536 und 1537, sowie die aus Frisius, Dictionarium latin.-germ., Tiguri 1556, ergebenden Schreibweisen (Kanones 3 und 4)

angegeben. Nachdem hierauf auf die sehr schwankende Behandlung der S-Laute in den verschiedenen Ausgaben der Fischartschen Schriften hingewiesen worden ist, giebt der Verf. ausführlichere Beispiele der Schreibweise dieser Laute durch den hervorragendsten Grammatiker des 16. Jahrhunderts, Johannes Clajus aus Herzberg a. d. Schwarzen Elster. Derselbe schliefst sich im ganzen an Luther an; die sehr zahlreichen Ausgaben seiner zuerst 1578 erschienenen Grammatik weichen nur unwesentlich voneinander ab. Im siebzehnten Jahrhundert blieb es trotz manchen Schwankens und mancher Versuche zu Neuerungen, wie der Verf. S. 16 bemerkt, im allgemeinen für die Schreibung der S-Laute bei dem Kanon 1, der den Wittenberger Kanon so ziemlich verdrängt hatte. Der Bericht der Giefsener Professoren Helvicus und Jungius über die Ratichsche Methode zeigt dagegen bereits den Gottschedschen Kanon: große, groß; heißen, hieß; haſſen, haſſt, Haß (Kanon 7). Wir können hier die Reihe der sich im Laufe der Zeit ergebenden Kanones (der Verf. stellt deren im ganzen zweiundzwanzig für die deutsche, dreiundzwanzig für die lateinische Schrift auf) nicht einzeln verfolgen. Die Zahl derselben ergiebt in evidenter Weise die Schwankungen und Verschiedenheiten, welche im Laufe der Jahrhunderte bei den einzelnen Schriftstellern statthatten. Licht und Ordnung brachte bekanntlich in die ganze Frage erst Joh. Christian August Heyse, geboren zu Nordhausen 1764, gestorben zu Magdeburg 1829; der Verf. unterscheidet in Bezug auf die von diesem verdienten Sprachforscher beobachteten Regeln eine altheysesche Schreibung (Kanon 16: Roſſ, Haſſ, haſſe, haſſt, haſſte, häſſlich; Fuß, Fuße, fußt); eine mittelheysesche (Kanon 18: Roſs, Haſs, haſste, häſslich, haſſen, haſst; Fuß, Füße, fußt) und endlich eine neuheysesche, in dem ausführlichen Lehrbuche, Bd. I, Abtl. I, 1835, festgesetzte (Kanon 19: Haſs, häſslich, haſſe, haſst, haſste, beſſre; Fuß, Füße). Eine modifizierte Heysesche Regel (Kanon 21: große, groß, haſſe, Haſs, haſst, haſste) findet sich in dem im Jahre 1851 erschienenen, von A. Krombholz und M. A. Becker herausgegebenen Österreichischen Schulboten.

Was die Physiologie der S-Laute an sich betrifft, so giebt der Verf. S. 63 folgendes Resultat seiner in dieser Hinsicht angestellten feinen Beobachtungen und Unterscheidungen. Er scheidet hiernach die Zischlaute 1) nach der Beteiligung der Stimme in stimmhafte und stimmlose, 2) nach der Art der Artikulation in apikale und dorsale, 3) nach der Artikulationsstelle in interdentale, marginale, superficiale, alveolare, kakumniale, 4) nach der Beteiligung der Zähne in Halbzischer und Ganzzischer.

Diesen ausführlichen und eingehenden Erörterungen über die Natur der Zischlaute in der deutschen Sprache, welche für längere Zeit einen Abschlufs der dabei zur Geltung gekommenen Fragen ergeben dürften, schliefst der Verf. von S. 79 noch einige kürzere Bemerkungen über die Zischlaute anderer Nationen an, welche der Natur der Sache nach nur fragmentarisch bleiben konnten, nichtsdestoweniger aber für den Sprachforscher des Interessanten, ja Überraschenden mancherlei bieten.

Berlin. Biltz.

Die Hohenzollern und die deutsche Litteratur. Eine litterarhistorische Studie von Dr. F. H. Otto Weddigen. Druck und Verlag von L. Vofs & Co., Düsseldorf 1883.

Vorliegende Schrift ist, der Vorrede gemäfs, die erweiterte Gestalt einer Festrede, gehalten in der Aula des kgl. Gymnasiums zu Hamm am Tage des vollendeten 85. Lebensjahres des ersten deutschen Kaisers aus dem Hause Hohenzollern.

Umfassendere Studien haben den Grund zu dem Entstehen der Schrift gelegt, welche es nunmehr zum erstenmal unternimmt, das Verhältnis der glorreichen Dynastie zu dem geistigen Leben des deutschen Volkes, insbesondere zu seiner Litteratur in Betracht zu ziehen.

Mit kritischer Schärfe ist das vorhandene Quellenmaterial gesichtet worden, die Darstellung ist fesselnd, überzeugend, belebt vom edelsten und reinsten Patriotismus und getragen von einem Adel des Geistes.

Es wird der Schrift zuversichtlich an einem gröfseren Leserkreis nicht fehlen, sie verdient es im vollen Mafse; sie ist zugleich ein schätzenswertes Pendant zu dem Prachtwerke „Die Hohenzollern und das deutsche Vaterland" von Graf Stilfried und Prof. Dr. Kugler.

A. M.

Systematische Phraseologie der englischen Umgangssprache mit eingelegten Gesprächen, Briefen, Anekdoten und deutschen Übungssätzen, sowie sachlichen, synonymischen und grammatischen Anmerkungen. Für den Schul- und Privatgebrauch von Dr. phil. Albert Gärtner. Bremen 1883.

Das Buch verfolgt eine durchaus praktische Tendenz und bezweckt, Schüler, welche mit den Elementen der englischen Grammatik bereits vertraut sind, auf methodischem Wege in die englische Umgangssprache einzuführen. Wir haben es jedoch hier nicht mit einem der vielen Konversationsbücher zu thun, welche naiv genug sind, zu glauben, durch Vorführung von Gesprächen über das Wetter, das Theater u. s. w. den Schülern Fertigkeit im englischen Ausdruck verschaffen zu können, sondern mit einem Werke, das, wie man auf jeder Seite erkennt, auf ernster, selbständiger Arbeit beruht und das unmittelbar aus eigener Erfahrung und eigener Praxis hervorgegangen ist.

Der gesamte in dem Buche behandelte Stoff gruppiert sich, wie billig ist, um das Verbum als den Träger des Gedankens, und zwar werden alle vorkommenden Verben in 32 Gruppen vorgeführt, deren jede immer die zu ein und derselben engeren oder weiteren Begriffssphäre gehörigen Ausdrücke umfafst. Die Verben werden einzeln in ihren Stammformen vorgeführt und dann werden alle Nüancierungen ihrer Bedeutung und alle Fälle ihres Gebrauches durch Beispiele erläutert. Dabei werden die begrifflich näher aneinander liegenden, d. h. synonymen immer zusammen behandelt, nachdem die Unterschiede ihrer Bedeutung scharf hervorgehoben worden sind.

Um nun aber den so erlernten Stoff fester einzuprägen, wird derselbe zunächst in einer anderen Form, meist in Gestalt eines englischen Dialogs, auch wohl einer Anekdote, eines Briefes oder einer Erzählung noch einmal vorgeführt und dann wird durch zahlreiche deutsche Übungssätze Gelegenheit gegeben, das Gelernte auch vollständig zu reproduzieren und richtig zu verwenden.

Sehr interessant und lehrreich sind auch die Anmerkungen, die das ganze Buch begleiten und die den Wert desselben nicht wenig erhöhen. In denselben werden nicht nur schwierigere grammatische Einzelheiten, namentlich solche Punkte erörtert, die besondere Eigentümlichkeiten der englischen Sprache sind, es werden nicht nur Hinweise auf Aussprache, Orthographie, auf synonymische Unterschiede nicht verbaler Begriffe, auf specifische lexikalische Anglicismen eingestreut, sondern in einer Reihe von sachlichen Anmerkungen werden zahlreiche Aufschlüsse über das öffentliche und private, namentlich auch das kommerzielle Leben des englischen Volkes gegeben und alle dahin gehörigen Ausdrücke sorgfältig vorgeführt.

Kurz, das Buch verdient allen denen, die sich eine Kenntnis der englischen Umgangssprache und des englischen Lebens in seinen verschiedenen Erscheinungen aneignen wollen, warm empfohlen zu werden, und selbst diejenigen, die sich schon längere Zeit mit dem Englischen beschäftigt haben, werden aus demselben noch etwas lernen können.

Kiel. Albert Stimming.

History of the English Language and Literature from the Earliest Times until the Present Day, including the Literature of North America, by F. G. Bierbaum, Ph. D. Prof. of (sic!) the Ladies' High School in Heidelberg. Heidelberg 1883, Georg Weifs. London, Trübner & Comp. (sic!).

Man sollte meinen, dafs die in den Engl. Studien VI, 1 erschienene vernichtende Kritik von Sillings „Manual" die Lust zu ähnlichen Unternehmungen, und namentlich zu englisch geschriebenen, einigermafsen gedämpft habe. Statt dessen tritt ein neuer Kämpe unverdrossen in die Arena, wirft abermals eine „Englische Litteraturgeschichte" auf den Büchermarkt und versucht sich in jener englischen Schreibweise, die Dr. Asher Veranlassung und Stoff zu seiner kürzlich erschienenen Flugschrift über die Behandlung der neueren Sprachen an unseren Universitäten gegeben hat. Seiner Vorrede nach stimmt der Verf. allerdings mit Dr. Ashers Ansichten über die Wichtigkeit eines eingehenden Studiums des gegenwärtigen Standes der neueren Sprachen durchaus überein. Doch geschieht dies nur in der Theorie, in der Praxis beweist er durch mannigfache Verstöfse gegen den Sprachgebrauch, dafs ihm eine genaue und sichere Kenntnis desselben nicht eben als unentbehrlich erschienen sei. Schon der Titel „Professor of the Ladies' High School" erregt Bedenken; es giebt zwar mancherlei Arten von „Professors", aber von einem „Professor of a Ladies' High School" können wir uns nicht erinnern, je gelesen zu haben. Meint der Verf. vielleicht „Principal"? Und sind die „Ladies" die höheren Töchter Heidelbergs?

Doch das nebenbei! Prüfen wir auf Grund seiner „Preface" zunächst des Verfassers Befähigung, englisch zu schreiben. Er beginnt: „The present little work, which has grown from (out of?) daily practice and necessity, is intended for the use of schools and colleges as well as for private studies (study?). Respecting the former, we do not understand (By the former we do not understand oder mean?! Dr. Bierbaums Ausdrucksweise giebt dem Satz einen ganz anderen Sinn, als er beabsichtigt) those institutions in which the modern languages are considered and treated as a means of exhibiting great scientific learning shining (scientific learning! und learning shining!) in etymological and comparative researches, which we do not mean to underrate but only to confine to their due proportions; nor (?) for those in which individual incapacity (?) is concealed under the old fashioned system of grammatical drudgery, — for in both (neither) the real purposes of the study of foreign languages are not (!) attained; — but it is intended for those establishments (jetzt weifs man doch, worauf sich das voranstehende nor bezieht) in which all the various exercises connected with the study of a foreign language tend and communicate (?!).

Diese schöne Periode, deren sich manche ähnliche vorfinden, möge zur Charakteristik des Buches genügen; einzelne Abschnitte lassen zwar rücksichtlich der Korrektheit nichts zu wünschen übrig, aber sie sind ganz unzweifelhaft aus Kompilierung national englischer Schriften entstanden.

Schliefslich sei noch rücksichtlich des Inhalts bemerkt, dafs viele bedeutende Schriftsteller ganz unberücksichtigt und andere, z. B. Keats, nicht verdientermafsen gewürdigt worden sind.

A. L. Meifsner, Phil. Dr., Librarian and Professor of modern languages in Queen's College, Belfast, etc. „The Philology of the French Language", 3. Aufl. London 1883. XI u. 162 pp. 8°.

Einleitung, Allgemeines über die Entstehung der romanischen Sprachen, einiges über die langue d'oïl und die langue d'oc, Phonologie, Morphologie (Artikel, Substantiva, Geschlecht und Ableitung der Substantiva, Adjektiva, Ableitung der Adjektiva, Zahlwörter, Pronomina, das Verb, die Konjugationen, die Hilfszeitwörter, Ableitung der Verba, Adverbia, Präpositionen, Konjunktionen, Zusammensetzung, Accente). Dazu ein „Appendix", enthaltend die Eide, Eulalia, ein Stück aus der Passion, ein anderes aus St. Alexis, aus Roland, aus dem Roman de Rou, aus Raous de Soisons, aus Joinville, aus Charles d'Orléans. Es folgen „Examination Questions", auf den Zuschnitt englischer Studenten berechnet.

Der Zweck des Buches ist gut; es ist erfreulich zu sehen, dafs man auch in England bestrebt ist, aus dem blofsen Maitretum herauszukommen. Anerkennenswert ist, was Einleitung p. VI gesagt wird, dafs das Kapitel über Lautlehre mit grofsem Nutzen in den unteren Klassen behandelt werden könne und viel mehr Segen stiften würde als die gelegentlichen Etymologien, die man jetzt so gern in die Grammatiken des Französischen einführt. Wenn aber der Verf. unmittelbar nachher bemerkt, man müsse die „Doppelformen" me moi, te toi, se soi dem Schüler erklären als eines der auffallendsten Beispiele von dem Einflusse der Dialekte auf die Schriftsprache, das sich in dem ganzen Bereich der romanischen Grammatik finden lasse, so möchte man doch meinen, es sei besser, man lasse den Schüler in seiner unschuldigen Unwissenheit. Will man mit Wissenschaftlichkeit lehren, so wird man die angeführten Beispiele eher dazu benutzen, an ihnen die Wirkungen der stärkeren oder schwächeren Betonung, des ersten und wichtigsten Lautgesetzes klar zu machen.

p. 3 spricht der Verf. von den Leistungen der Franzosen (es werden G. Paris und P. Meyer genannt) auf dem Gebiete der romanischen Studien; von denen der Deutschen, von Tobler, Suchier, Mussafia, Gröber, Bartsch, Förster etc. etc. erwähnt er nichts, was man nur bedauern kann.

Die Auseinandersetzungen über das Verhältnis der romanischen Sprachen zum Lateinischen auf p. 3—4 sind treffend, in der darauf folgenden Liste von französischen Ableitungen aus archaistischen oder aus plattlateinischen Wörtern sind einige kleine Ungenauigkeiten zu konstatieren: adire-*aditare-aller hätte bei der Unsicherheit der vielumstrittenen Etymologie lieber wegbleiben sollen — acheter kommt nicht von *acceptare, sondern von *accaptare, da in romanischer Bildungsweise die Komposita den Vokal des Stammwortes ungeschwächt erhalten — oiseau kommt von *avicellus, *aucellus, nicht von *avicella. — Von iter, wofür viaticum, voyage eingetreten ist, kommt afr. oire, oirre und errer. — *propriare für prope accedere ist nur Druckfehler; es wird dann richtig appropiare gesetzt.

Der Hauptfehler der p. 4—5 gegebenen Aufzählung liegt darin, dafs ungetrennt durcheinander geworfen werden klassische Wörter, welche überhaupt untergegangen sind, wie anser, ensis, os, edere, discere, felis, ignis, lapis, proelium etc., und andere, die in ihrer klassischen Bedeutung oder in einer anderen fortbestanden haben, neben denen aber Wörter aus fremden Sprachen eingeführt oder auch neugebildet wurden, um entweder jene Bedeutung zu modifizieren (wie bei portus, baia, baie), oder um einen Aus-

druck für einen Begriff zu haben, der mit dem der Sprache erhaltenen klassischen Worte nicht mehr bezeichnet wird (sermo, colloquium, discursus, discours; mittere, inviare, envoyer). Andere Wörter wiederum sind erst aus ihrer romanischen Form in die bei Meifsner als ihr Etymon angegebene plattlateinische Form umgebildet worden, wie costuma aus coutume, casnus aus chêne. Von diesen beiden unter sich durchaus verschiedenen Arten von Plattlatein ist in dem Buche indessen ebenso wenig die Rede, als der Verf. zwischen volkstümlichen französischen Wörtern und mots savants, wie circuler, zu unterscheiden weifs.

Unter den p. 7 aufgeführten Wörtern deutscher Herkunft findet sich maréchal, „marscha", was wohl ein Druckfehler ist; das Stammwort marahscalc, mhd. marschalc ist zu bekannt, als dafs man an ein wirkliches Versehen glauben könnte. Ebenda führt die fälschliche Schreibung von capre „der Kaper" mit einem Circonflex, auf die Vermutung, der Verf. meine das aus dem arab. alcabar stammende câpre „die Kaper". Escrou ibid. wird von „Schraube" abgeleitet (mit Littré); Diez zieht als Etymon scrobis vor, und sagt ausdrücklich, dafs Schraube bei dem Übergange ins Französische kaum anders als écrue oder écru hätte lauten können. Cloche von Glocke herzuleiten, ist gewagt. — Mit guêpe verhält es sich wie mit guivre; sie kommen aus dem Lateinischen mit Einmischung der deutschen Formen, nicht aber kommen sie, wie M. angiebt, aus dem Deutschen selbst. Guichet kommt nicht von engl. wicket, sondern umgekehrt wicket von guichet, dieses aber nach Diez von altn. vik Schlupfwinkel, altengl. vic. Ebenso steht es mit hallebarde, das auch nicht von Hellebarde kommt, sondern umgekehrt dieses erst veranlafst hat. Ouate von deutsch Watte abstammen zu lassen, ist doch etwas stark. Dasselbe gilt von proue, das von engl. prow herkommen soll, von coussin, das von Kissen, von faucon, das von Falke, von rang, ranger, arranger, die von Rang herkommen sollen. Tomber hat mit engl. tumble direkt nichts zu thun.

Es ist ungenau, wenn p. 8 gesagt wird, dafs mitunter derselbe Begriff durch zwei Wörter ausgedrückt werde, von denen das eine lateinischen, das andere deutschen Ursprungs sei. Völlige Tautologie findet nie statt, am wenigsten zwischen Wörtern wie frapper — battre, écrevisse — cancer, bouquin — livre, blanc — candide, die a. a. O. als Beispiele angeführt werden.

p. 9 wird ein Verzeichnis von Wörtern griechischen Ursprungs gegeben. Darunter befinden sich einige wie aranea, — (*araneata) — araignée — *ἀράχνη;* aise (got. *azi zu azêts, oder *asa für ansa, dann *asium oder *asia) — *αἴσιος;* moquer (Nebenform zu moucher, *muccare) — *μωκᾶν*, deren griechischer Ursprung mindestens zweifelhaft ist.

Die Behauptung des Verfs. p. 10, dafs es lächerlich sei, das Eindringen der zahlreichen aus dem Italienischen stammenden Wörter auf den Einfluſs des Hofes zurückzuführen, und dafs nur sklavische Schmeichler von diesen „in ganz Europa verbreiteten Wörtern" so etwas hätten behaupten können, geht doch etwas zu weit. Ein Blick auf Darmesteter et Hatzfeld, le 16 siècle en France I, 193, Demogeot, Hist. de la litt. franç. p. 265 hätte dem Verf. gezeigt, dafs solche Behauptung auch von anderen als von sklavischen Schmeichlern des Hofes aufgestellt wird.

Von den p. 11—13 aufgezählten mots savants, die neben mots populaires in die Sprache eingeführt sind, ist chanteur auszuscheiden. Es ist bekanntlich der regelrechte Accusativ zu chantre, dessen Nominativform sich neben dem Accusativ erhalten hat, wie on neben homme, maire neben majeur, pâtre neben pasteur etc. Hinter singularis — sanglier steht in Klammer (sc. epur), was wohl auf einem Druckfehler beruht.

Dafs die franz. Verse nach dem Accente gebaut würden, wie p. 13 behauptet wird, ist eine ganz neue, aber darum nicht bessere Theorie.

p. 15, wo von den phonetischen Unterschieden der altfranz. Dialekte

die Rede ist, wird aufser acht gelassen, dafs das normannische *u* nur graphisch, nicht phonetisch verschieden ist von dem als pikardisch daneben genannten ou: flos (soll heifsen florem) — flur — flour. Was für ein phonetischer Unterschied der Vokale zwischen normannisch chëir (hier cheir geschrieben) und pikard. quëir (hier queir geschrieben) sein soll, ist unerfindlich. Dem Normannischen aber *e* statt des picard.-burgund. *ie* in Wörtern wie mangier zuzuschreiben, hätte nach der von Mall in der Einleitung zum Cumpoz gegebenen sehr deutlichen Auseinandersetzung unterbleiben sollen.

Die darauf folgende Auseinandersetzung der Eigentümlichkeiten der einzelnen Dialekte ist teils ungenau, teils falsch. So wenn vom normannischen Dialekte gesagt wird, dafs er das *i* der „meisten" Wörter, welche auf *ie* (soll heifsen *ié*), *ier*, *ai*, *air* (soll heifsen *aire*) enden, abwirft, (z. B.: derrere, lesser, plere); dafs *u* für *o*, *ou*, *eu*, *u*, *oi* und manchmal sogar für *a* steht; dafs die Nasallaute schwächer klingen oder ganz verschwinden; dafs *ei* immer für *oi* steht (z. B.: diseit, penseit, feseit). Die wirklichen Eigentümlichkeiten des normannischen Dialekts (die Beibehaltung des auslautenden *n* nach Konsonanten; die Vermengung von *ai* mit *ei* bei den späteren normannischen Dichtern; die sehr früh schon eintretende Störung der Regel vom *s;* der gleichmäfsige Übergang von latein. ŏ, *u* in Position, ō in *u* = deutschem *u*, von denen *u* aus latein. ŏ, und *u* aus latein. *u* in Position reimen und assonieren; das zähe Festhalten des Normannischen an dem aus latein. ē und ĭ entstandenen *ei*; die Bildung des Imperfekts 1. conj. auf oue, oues, ot, ouent; die Endung *um* in der 1. plur.; die beständige Verwechselung von *d* und *t* im Auslaut; die Feststellung des *i* in den tonlosen Endsilben ius, ia, ium, das nicht wie sonst in die vorangehende Silbe zurücktritt etc.) scheinen dem Verf. unbekannt geblieben zu sein.

Vom Pikardischen wird gesagt, dafs es eine besondere Vorliebe für *ch*, hartes *c* oder *k*, und Schlufs-*g* zeige, in welchen Fällen aber der eine oder andere Laut statt des entsprechenden gemeinfranzösischen Lautes eintrete, mag sich der angehende Student aus den beigefügten Beispielen: canchon, ichi, chiel, kanoine oder canoine, commenchier selbst zurechtlegen. — Das *o* und *a* des Burgundischen soll hier in *e* verwandelt werden!

Vom Burgundischen wird nur der Hinzutritt des *i* zu *a* und *é* als Merkmal angegeben.

Es würde zu weit führen, wenn wir in der begonnenen Weise fortfahren wollten, alles was in dem Buche ungenau ist, richtigzustellen. Da der eigentliche Stoff desselben, wie er oben zu Anfang angegeben worden ist, passend angeordnet und erschöpfend behandelt ist, liefse es sich entschieden mit Nutzen verwenden, wenn die Behandlung eine exaktere wäre.

Fritz Bischoff.

P. Antoine, Aperçus sur la littérature française du XIXe Siècle depuis l'Empire jusqu'à nos jours. Dresden, Ehlermann, 1882. VII u. 304 S.

Eine Geschichte der französischen Litteratur im neunzehnten Jahrhundert zu schreiben, dazu ist die Zeit noch nicht gekommen. Denn richtig sagt Demogeot pag. 577: il est difficile, pour ne pas dire impossible, d'écrire l'histoire d'une littérature contemporaine. Comment apprécier un mouvement d'idées qui n'a pas terminé son évolution?... *La critique* etc. etc. *a besoin qu'un certain éloignement établisse la perspective et donne à chaque objet sa véritable grandeur*, und richtig beschränkt er sich für die Zeit nach dem Romantismus auf eine bescheidene Nomenklatur. Einzelne Abschnitte indessen, vor allem die romantische Evolution, deren Sonne schon

lange untergegangen, lassen bereits eine zusammenfassende Behandlung zu, die ihnen auch zu teil geworden ist. Es genügt, Paul Albert und Georg Brandes zu nennen.

Erst in neuester Zeit hat Eduard Engel, der jüngste Geschichtschreiber der französischen Litteratur, eine Übersicht über die Litteratur unserer Tage zu geben versucht; seine Arbeit leistet soviel man überhaupt erwarten kann und verdient das ihr von allen Seiten gespendete Lob.

Unter diesen Umständen ist ein Werk wie das von Antoine dankenswert zu nennen. Der Verf. sieht von den bewegenden Ideen ganz ab; er will lediglich in gedrängter Kürze ein klares und abgeschlossenes Bild dessen geben, was auf jedem Gebiet der Litteratur geleistet worden ist. Mag auch, wie wir unten sehen werden, das Bild des einzelnen Schriftstellers als Ganzes unter dieser Art der Behandlung leiden, so ist doch der Fleifs des Verfs. und sein Geschick anzuerkennen.

Zunächst zeugt das Buch nicht blofs von reicher Belesenheit, sondern auch von sorgfältigem Studium der einschlägigen Monographien. Denn aufser Vapereaus unentbehrlichem Dictionnaire des Contemporains sind Paul Albert, Nettement, G. Planche, Villemain, Demogeot, Stapfer, Larousse und besonders Sainte-Beuve benutzt und an mehreren Stellen citiert. Dabei läfst Antoine niemals durch eine Autorität sich einschüchtern und sein eigenes Urteil beeinflussen. Für den zweiten Abschnitt des behandelten Zeitraums tritt dasselbe in den Vordergrund und ist von einer bei einem Franzosen seltenen Mäfsigung und Objektivität. Falsch angebrachten Patriotismus weifs der Verf. glücklich zu meiden, denn er sagt mit Lamartine:

> Je suis concitoyen de toute âme qui pense;
> La vérité c'est mon pays.

Die Pseudoklassiker, die unter dem Kaiserreich vegetierten, läfst Antoine mit Recht aufser acht. Die Litteratur des neunzehnten Jahrhunderts beginnt mit den Romantikern und ihren beiden grofsen Vorgängern Chateaubriand und Mme de Staël. Nach einem kurzen Überblick geht er zuerst auf die Lyrik ein, die mit Casimir Delavigne, dem grofsen Chansonnier, und zwei Unbedeutenderen beginnt, um im Führer der romantischen Schule, in Victor Hugo, zur höchsten Vollendung gebracht zu werden. Lamartine, der erst nach Hugo behandelt wird, hätte ihm vorangestellt werden müssen. Mit Musset und Vigny schliefst die Reihe der ausführlicher behandelten Lyriker. Die übrigen Romantiker, sowie die Lyriker der Neuzeit bis auf François Coppée und Eugène Manuel herab werden S. 68—79 unter dem Titel „quelques poètes lyriques" kurz abgethan, nur der Iambograph Barbier ist etwas eingehender gewürdigt. Die Dichterinnen sind in etwas ungalanter Weise hinten angefügt.

Der zweite Abschnitt, die Geschichte, ist in ähnlicher Weise behandelt. Man mag sich darüber wundern, dafs er dem viel bedeutungsvolleren Drama, das ja eigentlich der romantischen Evolution ihren Charakter aufdrückte, vorangestellt ist, zumal der Zusammenhang zwischen Lyrik und Drama bei Hugo und Vigny ein sehr enger ist. Aber der Verf. hat das romantische Drama mit Ausnahme des älteren Dumas bei der Lyrik gleich vorweggenommen, um in dem Kapitel Théâtre (S. 103—186) einigen Pseudoklassikern und den neuesten Theaterdichtern mehr Aufmerksamkeit widmen zu können. Nach unserem subjektiven Dafürhalten ist diese Einteilung eine unglückliche, wenngleich zuzugeben ist, dafs *„le 19e siècle est surtout le siècle de l'histoire; c'est le triomphe et la grande originalité de la littérature française contemporaine* (S. 79). Wenn die Leser, die A. nach der Vorrede im Auge hat, über das französische Theater in unserem Jahrhundert sich orientieren wollen und den betreffenden Abschnitt aufschlagen, so finden sie kein Wort über die romantischen Reformen und müssen die-

selben unter der lyrischen Poesie bei Victor Hugo suchen. Dem Werte der jeweiligen Ausführungen Antoines thut dies übrigens keinen Eintrag. Als besonders gelungen mögen die Partien über Scribe und Legouvé hervorgehoben werden, als besonders klar die Behandlung der drei historischen Schulen: die École narrative mit Barante, die École philosophique mit Guizot, und die École fataliste der Historiker der Revolution mit Thiers an der Spitze.

Im reichhaltigen und sorgfältigen Abschnitt über den Roman tritt uns der nämliche durch die schematische Einteilung verursachte Mifsstand entgegen. Während von Victor Hugo nur der Titel Notre-Dame angegeben wird —, die anderen Romane sind im Abschnitt Poètes lyriques erwähnt worden — kehren die im Drama behandelten beiden Dumas nochmals wieder. Antoine läfst übrigens der naturalistischen Schule volle Gerechtigkeit widerfahren, ein nicht geringes Verdienst. Bei Flaubert vermifst man die Tentation de St.-Antoine, auf die der Verf. sich so viel zu gute that und die sein Busenfreund Du Camp so rücksichtslos gerecht verurteilte. Gegen Schlufs artet dieser Abschnitt wie bei Engel in blofse Nomenklatur aus, weil der Verf. möglichst vollständig sein will. Referent glaubt, dafs er vielen überflüfsigen Ballast mit aufgenommen hat, und dafs viele der erwähnten Namen bald wieder in die wohlverdiente Vergessenheit hinabtauchen werden. So schlummern Madame Ancelot und la comtesse Dash in rührender Eintracht neben Paul de Kock und Hector Malot. Die Feuilletonisten, deren nervenerschütternde Schauerromane die Leser der Sousblätter mit Gier verschlangen, sind nicht vergessen. Der Vater des berüchtigten Rocambole und seiner Variationen prangt mit Emile Gaboriau und Xavier de Montépin da. Warum nicht gar noch Alexis Bouvier?

Die Beurteilung der Kritiker ist eine sehr schwierige. Den Ref. will es bedünken, als sei Ste-Beuve bis jetzt überschätzt worden. Selbst der bedeutendste Schriftsteller über die französische Litteratur unseres Jahrhunderts, Georg Brandes, stimmt in das allgemeine Loblied ein. Aber der konventionelle Nimbus, der um das Haupt des geistvollen Schwätzers (venia sit verbo) gewoben ist, wird dereinst vielleicht erblassen. Aus der Korrespondenz zwischen Flaubert und Du Camp (vgl. des letzteren Souvenirs littéraires I) spricht eine begreifliche Geringschätzung desjenigen, den man *Roi des critiques* zu nennen beliebt. Wenn dieser Titel irgendwem gebührt, so ist es Taine, und wenn einer der scharfsinnigsten, wenn auch einseitigsten Kritiker der Neuzeit, der Naturalist Émile Zola, den abtrünnigen Romantiker lobt, so geschieht dies wohl eben wegen seines Abfalls und der denkwürdigen Worte: „Dumas s'est gaspillé, de Vigny n'a jamais pu s'évertuer, Hugo s'est appesanti“ — cf. Zola, le Roman expérimental p. 312—319. Merkwürdigerweise ist neben so manchem ephemeren Zeitungskritikus Zola ausgelassen, dessen Roman expérimental trotz aller Selbstberäucherung nicht unbeachtet zu lassen ist; ferner hätte Ferd. Brunetière ebenso gut als sein Kollege an der Revue des deux mondes, Janit-René Tallandier, Erwähnung verdient.

Die kleinen Résumés über Éloquence, Journalistes et Publicistes, Philosophie, Érudition, Sciences enthalten wenig, besonders die zwei letzten, die der Verf. unserer Ansicht nach am besten weggelassen hätte. Aufser Littré, Renan und Barthélemy St. Hilaire enthält das Kapitel über Érudition keinen Namen. Michel Bréal, Gaston Paris, Deschanel, Lenient, Boucherie, Weil, Quicherat sind indessen Namen, die der Nachwelt nicht unbekannt bleiben können und die ebenso der Erwähnung wert sind wie Fourcroy Biot, Bastiat, Baudrillart u. a.

Beachtenswert ist ein gegen 80 Seiten starkes Appendice mit den schönsten lyrischen Gedichten unseres Jahrhunderts. Millevoye und Delavigne eröffnen den Reigen, es folgen die gewaltigen Namen Béranger, Victor Hugo, Lamartine, Musset, Vigny, von Gröfsen zweiten Ranges Barbier,

Brizeux, Deschamp (Ém.), Soumet, Nodier, Laprade; dann die drei Dichterinnen Desbordes-Valmore, Delphine Gay, Amable Tastu; nach diesen erst (weshalb?) der Patriarch Chateaubriand mit dem wundervollen und in Deutschland so wenig gekannten *Combien j'ai douce souvenance,* einem Lied von ergreifender Einfachheit; zuletzt fünf unbedeutende Stücke, von denen Arnaults Feuille desséchée und Nadauds Lied „Bonhomme" die bekanntesten sind. Man sieht aus dieser Aufzählung, dafs der Anhang mit trefflichem Geschmack und taktvollem Geschick zusammengestellt ist.

Es ist nicht zu zweifeln, dafs Antoines Buch des reichen Inhalts und der gefälligen Form* halber — bei einem in Deutschland gedruchten französischen Buche eine grofse Seltenheit — seinen Zweck vollständig erfüllen und bei seinen Lesern Liebe zu der neuesten französischen Litteratur erwecken wird. Bei den jedenfalls zu erwartenden neuen Auflagen möge der Verf. die obigen Ausstellungen, die dem Werte seines Buches und der Achtung vor seinem Fleifs keineswegs Eintrag thun sollen, berücksichtigen und namentlich die letzten zwei Abschnitte entweder ganz weglassen oder entsprechend ausarbeiten.

Victor Hugo, Hèrnani, nouvelle édition annotée par Holzapfel. Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing, 1882. Auch unter dem Titel: Théâtre français publié par Schütz, 18ème Série, 6ème livraison.

Schütz' Théâtre français ist allen, die mit französischer Lektüre sich abgeben, seit Jahren bekannt. Der überaus billige Preis der einzelnen Lieferungen zwang die Verlagshandlung, schlechtes Papier und schlechten Druck anzuwenden, so dafs eine bessere Ausgabe schon längst zum Bedürfnis geworden war. Die altbewährte Firma hat sich dieser Einsicht nicht verschlossen und ganz neue Ausgaben zu veranstalten begonnen, die etwas teurer sind als die alten und doch noch sehr wohlfeil genannt werden können. An die Spitze des Unternehmens wurde der wohlbekannte Grammatiker Albert Benecke gestellt, der unter Mitwirkung einer Anzahl tüchtiger Philologen der ganzen Sammlung ein völlig neues Aussehen gegeben hat. Zunächst soll jedes Heft eine deutsch geschriebene Einleitung mit dem Leben des betreffenden Schriftstellers und ein vollständiges Vokabular enthalten, welches auch separat verkäuflich ist; die Anmerkungen werden bedeutend erweitert, solche über Aussprache überall hinzugesetzt, wo es notwendig erscheint. Den poetischen Stücken wird eine Abhandlung von Benecke „Über den Alexandriner" vorausgeschickt, die in sechzehn Oktavseiten alles Wissenswerte zusammenstellt. Becq de Fouquières, Quicherat, Legouvé, Foth, Lubarsch, Tobler sind die wichtigsten Quellen, aus denen hier Benecke schöpft.

Nachdem Ref. in der Gallia (I, 245—247) die Ausgabe eines Theaterstückes in Prosa, Mme de Girardins Lady Tartuffe besprochen, soll die von

---

* Der Stil ist durchweg klassisch und erinnert zuweilen an Demogeot. Von Einzelheiten bemerken wir partir *en* (p. 11 und 54); *sur le désir* même de la mourante (82), die Orthographie rhythme statt des von der Akademie vorgeschriebenen rythme; schliefslich mehrere Druckfehler und abgesprungene Accents, besonders in den ersten dreifsig Seiten. — Weniger sorgfältig ausgefeilt ist die Inhaltsangabe zu Hernani.

Von Druckfehlern in meinen früheren Beiträgen bitte ich folgende korrigieren und durch die Entfernung zwischen Baden-Baden und Braunschweig, die eine regelmäfsige Zusendung der Korrekturen erschwert, entschuldigen zu wollen: Bd. LXVIII, p. 103, Zeile 3 v. o. lies fomenter st. form. — p. 238, erste Zeile lies époux st. épouse, und in der letzten Zeile sur *le* bouquin st. la bouquin.

Victor Hugos Hernani, welche Direktor Dr. Holzapfel besorgte, geprüft werden. Die Einleitung enthält auf sechs Seiten ein Leben Victor Hugos, wie es in so beschränktem Raume nicht besser und klarer gegeben werden kann; wenn man es mit der von Kühne in der Weidmannschen Ausgabe der Lyrischen Gedichte vergleicht, so mufs man, so brauchbar auch Kühnes Einleitung ist (vgl. Herrigs Archiv, Bd. LXVI, p. 104), dieser Arbeit Holzapfels entschieden den Vorzug geben. Als besonders gelungen möchte Ref. die Partie bezeichnen, in der die romantische Schule und ihr jugendlicher Führer lebendig und treffend charakterisiert sind. Vielleicht hätte indessen hervorgehoben werden können, dafs der bleibende Wert Hugos in der Lyrik, nicht im Drama liegt, und seine Leistungen auf diesem letzteren Gebiet jetzt nur noch historischen Wert haben. — Als „Beitrag zur Charakteristik des Dichters und seiner Dichtung" hat Holzapfel einen geschickt zusammengestellten Auszug aus Hugos *Préface de la première édition* folgen lassen mit der berühmt gewordenen Définition: le romantisme n'est que le libéralisme en littérature.

Als Text war in der Schützschen Ausgabe der stark beschnittene des Theaterexemplars zu Grunde gelegt. Der jetzige Herausgeber hat diesen Übelstand beseitigt und das Stück in seiner vollen und unverkürzten Gestalt, in seiner ganzen Gröfse dem Leser dargeboten. Besonders stark sind bekanntlich die Abweichungen in Karls V. Riesenmonolog, jenem so vielbesprochenen und vielumstrittenen Monolog, der am denkwürdigen Abend der ersten Aufführung das Schicksal von Hugos Drama entschied. Hier kann der Herausgeber in der Anmerkung ein bescheiden tadelndes Urteil nicht unterdrücken, das bei der Erklärung der schwierigeren Ausdrücke wieder leise hervorbricht. Ohne den Hugolâtres anzugehören, kann Ref. nicht umhin, dem Herausgeber entgegenzusetzen, dafs Georg Brandes in seinem grofsartigen Werke über die Litteratur des 19. Jahrhunderts in ihren Hauptströmungen (Bd. V, S. 36 ff.) diesen Monolog mit anderen Augen ansieht.

Die Anmerkungen sind zweckentsprechend und sachlich durchweg unanfechtbar. Das *faire la barbe á qn.* statt faire qch. à la barbe de qn. = etwas zu Trotze thun, betrachtet Ref. als einen Druckfehler, obschon das 192 Seiten starke Büchlein vollkommen korrekt gedruckt ist, was von der älteren Ausgabe keineswegs gesagt werden konnte. Auf das Wortspiel gouverneur (q. 55) hätte der Herausgeber aufmerksam machen können. *C'en est là* (p. 80) heifst nicht „Ja, das ist da so einer", sondern „ja, soweit ist's gekommen!" — Das Vokabular hält Ref. für überflüfsig; vollständig kann ein solches nie sein, und wer Hernani lesen will, der scheut die Mühe nicht, ein ordentliches Wörterbuch aufzuschlagen.

In Summa ist Holzapfels Hernaniausgabe als eine in jeder Hinsicht mustergiltige und anregende zu bezeichnen. Bei der Flut von Schulausgaben von fraglichem Werte, die den Büchermarkt überschwemmen, ist eine tadellose Leistung wie diese eine seltene und erfreuliche Erscheinung. Mögen viele Kollegen dadurch veranlafst werden, das jugendkräftige Drama des greisen Altmeisters mit ihren Primanern zu lesen. Die jungen Leute werden sich daran begeistern.

Baden-Baden. Dr. Joseph Sarrazin.

Eine Übersetzung des Shakespeare ins Spanische.

Herr Guillermo Mac-Pherson, engl. Konsul in Sevilla, hat eine früher erschienene Übersetzung des Hamlet jetzt in einer zweiten, vielfach verbesserten Auflage herausgegeben, dazu folgende andere Stücke: Romeo und Julia, Richard III., Othello, Macbeth. (Madrid, Fontanet.) Die Übersetzung hat keine Vorgänger und ist eine nicht unbedeutende litterarische Leistung,

im allgemeinen getreu und glücklich in der Wiedergabe des poetischen Ausdruckes. Der Charakter der spanischen Sprache bedingt allerdings häufig eine beträchtliche Erweiterung; so werden z. B. aus den einunddreifsig Versen eines Hamletschen Monologs neununddreifsig spanische. Der fünffüfsige Iambus ist beibehalten; ob nicht der Romance besser gewählt wäre? Den Stücken sind kurze passende Einleitungen zum besseren Verständnis vorangeschickt. Die orthographischen Neuerungen, z. B. Trennung zweier nicht diphthongbildender Vokale durch das Trema, verdienen Beachtung. Die gut und korrekt gedruckten Bändchen könnten manchem zur leichten Einübung des Spanischen dienlich sein. Auf die litteraturgeschichtliche und noch allgemeiner die kulturgeschichtliche Bedeutung, welche die Einführung Shakespeares in Spanien haben kann, will ich hier nur hindeuten, ohne darauf einzugehen.

Ausführliches Lehr- und Lesebuch der spanischen Sprache, bearbeitet von F. Booch-Arkossy und Don Manuel F. Cartajena. Leipzig, Breitkopf & Härtel, 1880. 2 Teile u. Supplementband.

Das Buch, bestimmt „für höhere Lehranstalten und zum Selbstunterrichte Gebildeter", ist nach der Robertsonschen Methode gearbeitet worden und verdient, was den praktischen Wert betrifft, Anerkennung. Auch die Auswahl der Lesestücke ist mit Takt und Geschick getroffen worden. Was jedoch das Theoretische betrifft, so giebt auch diese Sprachlehre zu vielerlei Ausstellungen Veranlassung. Die Angaben über die Aussprache in den ersten Kapiteln genügen in keiner Weise und sind teilweise geradezu falsch, wie wenn gelehrt wird, u vor anderen Vokalen laute wie w (yegua = jegwa), c und z wie dsh, welche Umschreibung ganz zu verwerfen ist, oder wie sz in Amerika; ll laute wie lj, „etwas stärker als daz französische —eille" (!), s = sz u. a. d. A. Ungenügend sind auch die Angaben über die Aussprache des y; yo soll (S. 10) lauten ĭŏ! Über reyes, leyó u. a. dgl. fehlen die Angaben. Ganz unzureichend ist das wenige über die Diphthonge Gesagte; es ist da das entscheidende Princip, die Betonung, ganz vergessen worden. Das Tonzeichen ´ wird durch die ganze Grammatik hindurch bei jedem Worte gesetzt. Wie lernt nun aber der Schüler, wo dasselbe notwendig zu setzen sei? Aufserdem wird derselbe fälschlich belehrt, dafs die betonte Silbe auch langen Vokal habe: á = ā! Die Ausdrucksweise hat etwas Routinäres, Handwerksmäfsiges und ist weit entfernt von wissenschaftlicher Präcision. Dafs statt der internationalen Terminologie die deutschen Ausdrücke gebraucht werden (thätige, leidende, übergehende, ja einpersönliche, d. h. unpersönliche Zeitwörter, einfach bejahender und zielender [sic!] Satz u. a. dgl.), ist eine Marotte und Geschmacklosigkeit, welche man endlich aufgeben sollte, da es sich noch dazu um höhere Lehranstalten und Gebildete handelt. Die wissenschaftliche Erklärung der Sprachformen und sprachlichen Eigentümlichkeiten wird durchaus vermieden, mag sie auch noch so nahe liegen und durch ein einziges Wort möglich sein. Daher kommen dann schiefe und falsche Angaben, wie dafs die Pluralendung —es statt —s (señor —es) „der leichteren Aussprache wegen" angehängt werde, dafs es *se lo* für *le lo* etc. „aus Rücksicht auf den Wohllaut" heifse, womit doch die Eigentümlichkeit nur teilweise erklärt wird. Auch falsche Angaben fehlen nicht: Geographische Namen sollen meist den Artikel haben, aber doch nicht die Städtenamen, mit wenigen Ausnahmen! Haber sei nur noch Hilfsverbum, doch nicht so ausschliefslich! *El* etc. diene mit Präpositionen zur Ergänzung des Zeitwortes (! S. 110). Die Anordnung ist mehrfach verworren, so wird z. B. der Gebrauch des Infinitivs als Subjekt und Objekt, des einfachen Infinitivs und des Nominativs c. inf. zusammengeworfen; und II, 168 und 178 ist ohne alle rechte Ordnung. Von den sogenannten

unregelmäfsigen Verben gehört errar unter acertar; erguir und dormir unter advertir; jugar zu apostar, podrir zu vestir, natürlich mit entsprechenden Bemerkungen. Auch in der Interlinearübersetzung finden sich Fehler, zum Teil auffallende. Dagegen ist das Buch von Druckfehlern ziemlich rein. — Im Supplementteile befindet sich eine umfangreiche Liste von Synonymen, wohl aus spanischen Quellen überkommen; sodann eine Auswahl von Sprichwörtern, welche seltsamerweise „Hispanismos“ genannt werden. Hier wäre bei manchem aufser dem analogen deutschen Sprichwort eine wörtliche Übersetzung und diese und jene grammatische Bemerkung an der Stelle gewesen. Gleich beim ersten „Agua el da, agua el lleva“ mufs doch das „el“ erklärt werden, worüber die Grammatik keinen Aufschlufs giebt. Nicht alles ist richtig verstanden worden: „van (oder vielmehr „allá van“) leyes do quieren reyes“ soll heifsen „Der verderbteste Staat hat die meisten Gesetze“, aber wieso denn! In dem Kapitel über die Metrik endlich fehlt einiges, vor allem das Betonungsprincip. Elision ist mit Synizesis zusammengeworfen; die Synkrisis wird ganz übergangen. In einem Paragraphen von den sogenannten poetischen Licenzen wird das ältere Spanische gemafsregelt, Ercilla wie ein Quartaner eines Besseren belehrt.

Ich habe damit nur auf einiges hingewiesen, um nicht zu ausführlich zu werden. Leider wird dadurch der unleugbar praktische Wert des Werkes bedeutend gemindert. Mehr Logik in Ausdruck und Anordnung und wissenschaftliche Durcharbeitung! Heutzutage mufs davon auch das gewöhnlichste Schulbuch durchdrungen sein; es hat das Historische mit der Logik des sprachlichen Thatbestandes zu vereinigen. Die Routine und die Kompilation des sprachlichen Materials allein thut es nicht. Gleichwohl kann das Buch seiner brauchbaren Methode wegen empfohlen werden, doch vornehmlich nur, wenn ein kundiger Lehrer danach unterrichtet und die mannigfachen Mängel berichtigt.

Dr. Paul Förster.

Cristoforo Pasqualigo: Raccolta di Proverbi Veneti. Terza edizione. Treviso, Luigi Zoppelli, 1882.

Diese Sammlung umfafst nicht nur die speciell venetianischen, sondern auch die Sprichwörter der nordostitalienischen mehr oder weniger verdorbenen und mit germanischen Bestandteilen versetzten Dialekte, wie sie in den Grenzdistrikten gesprochen werden. So ist denn auch das Verständnis mancher Sprichwörter nicht leicht für denjenigen Leser, der nur der offiziellen italienischen Schriftsprache mächtig ist. Für den Sprachforscher und den Freund des Volkstums ist die Sammlung von hohem Werte, und wir wollen es dem Verf. darum auch nicht verargen, dafs er sich über das Vordringen des Italienertums herzlich freut: wir Deutsche mögen es furchtlos beklagen und Österreich bedauern wegen der bitteren Früchte, die es für seine frühere Verhätschelung der Italiener erntet.

Die Einteilung und Einordnung des Stoffes ist umständlich, aber doch zweckmäfsig, und die vergleichenden und erläuternden Anmerkungen legen für die Gelehrsamkeit des Herausgebers ein gutes Zeugnis ab. Er hätte vielleicht in Bezug auf die Erläuterung sprachlicher Schwierigkeiten hier und da noch etwas mehr thun können; gewifse Abbreviaturen z. B. dürften doch auch dem gebildeten Italiener mitunter nicht leicht verständlich sein.

Berlin. L. Freytag.

Programmenschau.

Der Unterricht im Deutschen. Von Oberlehrer Leonhard. Programm der Realschule I. O. zu Dortmund 1882. 31 S. 4.

Wiederum eine Abhandlung über den vielbesprochenen Gegenstand. Es genüge den Inhalt mitzuteilen, soweit er etwas allgemein Interessantes darbietet. Das Ganze handelt ausschliefslich von der deutschen Lektüre. Schiller soll für sie den Mittelpunkt bieten. In der Verteilung des Stoffes knüpft der Verfasser, aufmerksam auf das zu Besprechende machend, an das Lesebuch von Paulsiek für die unteren Stufen an. Nicht alles darf da gelesen werden, denn in dem Sextakursus nennt er die beiden Stücke von Friedrich Jacobs, das erste Stück „Das Kind und die Wölfe“ „läppisch“, das zweite „Das Lamm“ „unnatürlich und unbrauchbar“. Auch nicht empfehlenswert scheinen ihm für die Lektüre Chamissos Riesenspielzeug und Göthes wandelnde Glocke, welche nach seinen Beobachtungen bei der Jugend kein rechtes Interesse gewinnen (?). Von der Untertertia an soll sich der Unterricht mehr von dem Lesebuche emancipieren, zu den vollständigen Sammlungen der Gedichte Uhlands und Schillers führen. Aus dem Folgenden sei nur hervorgehoben, was auf starken Widerspruch stofsen möchte: In Obertertia soll gelesen werden das Lied von der Glocke, sodann Schillers Wilhelm Tell und Jungfrau von Orleans; in Untersekunda u. a. Schillers Ideale, Ideal und Leben u. a. Bekanntlich wollen andere diese Gedichte für Prima zurücklegen, aber der Verfasser meint: „Nachdem der Untersekundaner den hohen Flug der Gedanken uud die Macht der den hochsinnigen Dichter bewegenden Ideen kennen gelernt und ihre Einwirkungen an sich selber erfahren hat, wird er jetzt auch den Klagen des von der Welt, die seinen Flug gehemmt, widrig berührten Dichtergemüts teilnehmend sich hingeben u. s. w.“ — In Bezug auf die weitere Verteilung des Lesestoffes, ob nach Sekunda oder nach Prima, ist der Verfasser der Ansicht, dafs die Entscheidung nicht immer leicht sei, so in Bezug auf die Braut von Messina und Göthes Iphigenie. Schillers Spaziergang soll in beiden Klassen gelesen werden. Auch über Göthes Faust den Schüler vor seinem Übertritt in die Welt aufzuklären, auf das Herrlichste in ihm, die grofsartige Naturbetrachtung, ihn hinzuweisen, sei Pflicht des Lehrers. Der Verfasser wendet sich nun zur Prosa. Es ist dem Leser auffallend, dafs nirgend von Hermann und Dorothea die Rede gewesen ist; wie ist aber die Lesung dieses Gedichts zu entbehren?

Nun also Lessings Laokoon. Aber da ist es wieder auffallend, dafs der Laokoon nur so nebenbei abgemacht wird; von seiner unermefslichen Bedeutung für die Schule ist gar nicht die Rede. Es heifst einfach: „Von Lessings Laokoon wird man wohl nicht alles, sondern nur die bedeutenderen Abschnitte durchnehmen, was bei dem fragmentarischen Charakter der Schrift ohne Nachteil für das Verständnis des einzelnen geschehen kann und dazu im Interesse einer weisen Benutzung der Zeit nur wünschenswert ist.“ Das ist alles über den wichtigsten Gegenstand der Schullektüre. Nein, aus der Dramaturgie (die übrigens hier auch gar nicht erwähnt ist) mag man einzelnes auswählen, den Laokoon lese man ganz, schon um sich in die Lessingsche Art der Beweisführung einweihen zu lassen. Eine weise Benutzung der Zeit kann lieber anderes überschlagen. So, worauf der Verf. gleich darauf ganz besonderen Wert legt, Herders Kritische Wälder, die ihm für die Schule unentbehrlich scheinen wegen der „vielfachen Aufklärung über Lessingsche Irrtümer“. Die Mehrzahl der Lehrer wird wohl nicht der empfohlenen Schullektüre der Kritischen Wälder zustimmen, nicht darum, weil ihnen diese Schrift „auffallenderweise wenig bekannt sei“; wir dürfen zur Ehre des deutschen Lehrerstandes doch wohl annehmen, dafs ihnen die weit meisten Schriften Herders und vor allem die Kritischen Wälder bekannt genug sind, dafs sie den Herder auch genug studiert haben, ehe die hier angezogene „Empfehlung der Suphanschen Ausgabe durch das Königliche Ministerium“ erschien. Woher diese Abneigung des Verfassers gegen Lessing! Denn auch von Minna von Barnhelm, von Emilia Galotti zu schweigen, ist nicht die Rede gewesen, und nun im Folgenden auch nicht einmal von Lessings Abhandlung über die Fabel.

Dagegen werden nun als ganz besonders für die Lektüre in der Schule notwendig bezeichnet Schillers ästhetische Aufsätze, wohl gemerkt, nicht die kleinen Abhandlungen, sondern die ästhetischen über Anmut und Würde, über das Erhabene, deren Lücken und Irrtümer dem Schüler zu erklären seien.

Das wahrhaft Tragische soll dann der Schüler an Shakespeare, besonders an König Lear und Macbeth kennen lernen. Um dem Realschüler auch den hervorragenden Einfluſs, den das griechische Altertum auf die Entwickelung unserer Dichtung gehabt hat, verständlicher zu machen, soll die Schillersche Übersetzung der Iphigenie von Aulis von Euripides treffliche Gelegenheit bieten. Bei Gelegenheit der Lektüre des Laokoon soll er auch mit Sophokles' Philoktetes, Antigone u. s. w. bekannt gemacht werden u. s. w. Der Realschüler „wird auf diese Weise mit dem Altertum mindestens (!) ebenso vertraulich als der Gymnasiast“. Ferner soll der deutsche Unterricht auch mit der bildenden Kunst, besonders mit den drei Säulenordnungen bekannt machen, dann wieder mit dem Verhältnis von Schönheit und Sittlichkeit, wozu wieder Herder zu lesen ist. Schliefslich wird dann ein litteraturgeschichtlicher Kursus durchgenommen. Wieland wird nur kurz zu besprechen sein — mag sein — aber warum? „weil seinen Dichtungen der rechte Gehalt fast gänzlich mangelt“; über den Oberon lautet bekanntlich Göthes Urteil gerade umgekehrt, „Herder mufs lange und eingehend besprochen werden“; über den Satz mag sich der Verf. mit den Manen des verstorbenen Herbst herumstreiten. „Nach Göthe und Schiller“ verdienen die Dichter des Hainbundes eine besondere Beachtung; aber „nach“, chronologisch nach? das ist eine auffallende Disposition. Weiterhin soll die romantische Dichtung besprochen werden; es ist doch wohl die romantische Schule gemeint. — Die Abhandlung enthält gute Auseinandersetzungen, besonders über Schillersche Gedichte, auch über den Unterschied Schillerscher und Göthescher Dichtung; aber über das, was doch eigentlich das Hauptthema bilden soll, von dem freilich Abschweifungen vorkommen, die besser zu einem eigenen Schulprogramm verwertet wären, nämlich über den zur Schullektüre auszuwählenden Stoff, wird man sich nicht leicht mit dem Verf. einigen können.

Beiträge zur Volksetymologie. Von Oberlehrer Dr. Fufs. Düsseldorf, Buchdruckerei von Schwann, 1883. 12 S. 4.

Der Verfasser (gegenwärtig zu Strafsburg i. E.), schon durch mehrere Arbeiten auf dem Gebiete der rheinischen Mundarten rühmlich bekannt, bietet uns hier eine Reihe anmutiger Beiträge zu dem unerschöpflichen Kapitel der Volksetymologie, manches Bekannte, manches aus den vielen Büchern, die den Gegenstand behandeln, aber auch manches noch nicht Veröffentlichte, welches wir mit Behagen lesen. Es kommen solche griechische, lateinische, französische, italienische, spanische Etymologien vor, hauptsächlich aber deutsche, und diese übersichtlich nach den Kategorien Andersens geordnet. Jeder Leser wird aus seiner Umgebung Zusätze liefern können. Zu dem Kapitel der Strafsennamen giebt Ref. einen Beitrag aus dem nördlichen Westfalen: der Strafsenname Gehrenberg kommt da oft vor, er ist gebildet aus dem schwerfälligen St. Gertraudenberg; eine nach der ehemaligen Johanniterkomturei führende Strafse heifst allgemein Kunterstrafse st. Komtureistrafse; eine nach der adeligen Familie Kraien genannte Strafse heifst Kraienstrafse, das lautet den Leuten plattdeutsch und sie nennen sie Krähenstrafse, ganz so wie das durch J. H. Vofs allgemein bekannte Wort Uhle = Haarbesen von den feiner redenden Menschen Eule, Handeule genannt wird, denn der Vogel heifst plattdeutsch ja auch Uhle. Und ad vocem Ortsnamen: das ungewönliche Pyrmont = Petri mons — das Volk kennt dafür nur die Form Permünt. — Es ist unerschöpflich, dies Meer der Volksetymologie, und noch immer scheint ein Meer ein neues Meer gebären zu wollen. Immer bewundern wir an diesen Schöpfungen den kräftigen Volkshumor; sein gegenwärtiger Aufenthaltsort wird wohl den Verf. noch manchen anziehenden Fang thun lassen.

Über deutsche Volksetymologie: Ortsnamen. Von L. Lüttich. Programm des Domgymnasiums zu Naumburg 1882. 42 S. 4.

Auf vorliegende Abhandlung sei, ohne dafs auf einzelnes eingegangen werden kann, deshalb aufmerksam gemacht, weil sie eine ungewöhnlich grofse Zahl von Ortsnamen nach angenommenen Stämmen zusammenstellt und zu erklären sucht. Eine grofse Zahl von Ortsnamen werden, als durch Volksmund allmählich geändert, auf die ursprüngliche Form zurückgeführt, diese aber nicht nach der früheren Methode von Personennamen abgeleitet, sondern von vornherein nach Stämmen allgemeinerer Bedeutung gebildet angenommen, so dafs wir in den Ortsnamen noch den anschauenden und gestaltenden Volksgeist wahrnehmen können. Solcher Stämme, in alphabetischer Ordnung aufgeführt, zählt der Verf. hier 149 auf, und bei einem jeden ist nun eine fast unübersehbare Zahl von Ortsnamen untergeordnet. Es versteht sich von selbst, dafs diese Etymologien nicht unantastbar sein wollen; da aber der Verf. nirgends willkürlich verfährt, nicht durch gewagte Hypothesen zu blenden sucht, mit aufserordentlicher Belesenheit immer auf die ältesten nachweisbaren Formen zurückgeht, so verdienen die Erklärungen auf diesem schwierigen Gebiete besondere Würdigung.

Die Allitteration im Munde des deutschen Volkes. Von Direktor Th. Heinze. Programm des Gymnasiums zu Anklam 1882. 31 S. 4.

Man pflegt gewöhnlich, wenn man von dem alten Stabreim redet, einige Formeln aufzuführen, wie Haus und Hof, Mann und Maus u. a., um zu beweisen, dafs die Allitteration sich noch bis jetzt im Munde des Volkes unbewufst erhalten habe. Die vorliegende Abhandlung aber zeigt in anziehender

Weise, dafs keineswegs dieselbe sich auf ein paar Ausdrücke beschränkt, dafs solcher allitterierenden Ausdrücke vielmehr so unendlich viele sind, dafs man sagen sollte, fast in jedem dritten Satze sprudelt die Allitteration hervor. Es ist ein ganzes Lexikon von Allitterationen, welches vor uns ausgebreitet liegt; in demselben ergehen wir uns aber nicht wie in einem ungeordneten Garten, sondern die Ausdrücke sind sehr übersichtlich geordnet, und dafs in den scheinbar unbewufsten Zusammenstellungen doch keine Willkürlichkeit herrsche, zeigen die feinen Erklärungen des Verfassers.

Gleichartige Begriffe nebeneinander oder verschiedenartige einander gegenüberzustellen, um durch Zerlegung der Einheit die Sache in einzelnen Zügen schärfer hervorzuheben, liebt jede Sprache. So sagen wir: Müh und Not, Dank und Preis, Haut und Knochen u. s. w. und so giebt es zahlreiche allitterierende Zusammenstellungen von Verben, Substantiven, Adjektiven, Adverbien; aber auch bei den Synonymen läfst sich noch jetzt fast durchweg der Bedeutungsunterschied nachweisen. Dahin gehören: Acht und Aberacht, Dach und Decke, denken und dichten, drauf und dran, ganz und gar, Gift und Galle, kurz und klein schlagen, nie und nimmer u. s. w.; solcher Verbindungen sind hier nicht weniger als 153 aufgeführt, die Synonymen erklärt. Dann folgen die einander ausschliefsenden Begriffe, wie: auf und ab, aus und ein, eins und alles, Freund oder Feind, samt und sonders u. s. w. Wenn die beiden Bestandteile eines Wortpaares sich wie Stücke eines Ganzen zueinander verhalten, haben wir die dritte Art, es wird dadurch dem Verstande die Auffassung erleichtert; so von Körperteilen: Haut und Haar u. a.; von Naturkörpern: Stumpf und Stiel u. a.; von Kleidungsstücken: Sammet und Seide; von Gerätschaften: Topf und Tiegel; von Verhältnisbegriffen: Fürst und Volk, Hirt und Herde, Haus und Hof.

Anders ist die Allitteration in den prädikativen und attributiven Wortfügungen; hier hat der für das Ohr einschmeichelnde Anklang den Ausschlag gegeben, auf diesem Felde ist der Sprachgeist noch immer thätig. Dahin gehören: blaue Bohnen, dunkler Drang, ein Jüngling noch an Jahren, seine sieben Sinne, Zahn der Zeit, etwas ans Bein binden, sein Herz in der Hand tragen, sein Licht vor den Leuten leuchten lassen, Donner und Doria u. a., und damit kommen wir zu den sprichwörtlichen Redensarten, in denen sich oft zu dem Stabrein der Endreim gesellt: Almosen geben armet nicht; du bist der beste Bruder auch nicht; gleich und gleich gesellt sich gern; Hoffen und Harren macht manchen zum Narren; die Laus läuft einem über die Leber; rast ich, so rost ich; allzustraff gespannt zerspringt der Bogen; auf Weiber und Gewinn steht aller Welt der Sinn u. a. — Diese überaus mächtige Allitteration hat nun weiter auch auf die Bildung von zusammengesetzten Worten den gröfsten Einfluss gehabt: bitterböse, blitzblau, Dings da, Wortwechsel u. a.

Der Stabreim ist auch thätig gewesen in denjenigen Wortgestalten, in denen der Ablaut seine üppige Kraft zeigt, so in: blinkerblank, Gickgack, Krimskrams, Schnickschnack, Wirrwarr u. a. Und vollends in den Kinderliedern, Scherzreden u. ähnl., welche die reine Freude am Klange geschaffen hat, in den Wiegenliedern, Koseliedern (Lirum larum Löffelstiel, Müller Müller Mahler), Spielliedern (Eins zwei drei hicke hacke Heu; Ringel Ringel Rosenkranz; Ich steh und schneide Schinken, wen ich lieb hab werd ich winken), Neckmärchen und Schwänken (Hott hott Habermann; Schnecke Schnecke schmiere, weis mir Hörner viere; Stripp strapp strull, is de Emmer nau nich vull? u. a.).

Wie unendlich ausgedehnt erscheint uns somit das Gebiet der Allitteration in unserer Sprache. Die zahlreichen Erscheinungen derselben, wie sie jetzt vorliegen, mag der Verf. wohl alle zusammengestellt haben. Wer das Programm durchgelesen, wird nicht blofs Belehrung empfangen zu haben und zum Nachdenken angeregt zu sein, sondern auch einen anmutigen Weg zurückgelegt zu haben sich gestehen müssen.

Einige Bemerkungen über den Gebrauch des Relativpronomens im Deutschen. Von Professor Aug. Satori. Programm des Katharineums zu Lübeck 1882. 23. S. 4.

Unter den mancherlei heutigestages vorkommenden Sprachsünden, über die schon viel geschrieben ist, kommen auch Fehler gegen den richtigen Gebrauch des Relativpronomens vor; das ist unleugbar. . Der Verf. hat dies Thema allein hier behandelt und zahlreiche Beispiele aufgeführt, in denen das Pronomen verkehrt angewendet worden ist. Auch dies ist zu loben, dafs er auf diese Fehler nicht blofs aufmerksam gemacht, sondern auch sie verbessert hat. Indes die am Schlufs geäufserte Besorgnis, dafs manche der aufgestellten Forderungen als zu peinlich erscheinen möchten, ist nicht unbegründet. Der Sprachgebrauch der Klassiker kann nicht in jedem Punkte mustergültig sein, sagt der Verf., denn unsere Sprache ist in einer fortwährenden Entwickelung begriffen und mufs auch dem heutigen Sprachgebrauch sein Recht gewahrt bleiben. Ist aber auch der heutige Sprachgebrauch verkehrt, was bleibt da Norm? Darauf könnte die Antwort lauten: die in der ursprünglichen Sprache liegenden Gesetze, die wir durch historische Forschung allein erkennen können. Der Verf. geht darauf nicht ein, die logischen Gesetze sind für ihn die bestimmenden. Damit kommen wir zu dem bedenklichen Satze, dafs Logik und Sprache sich decken müssen. Dies Gesetz befolgt keine Sprache, nach ihm hat auch Cicero für das Latein keine unbedingte Geltung. So sind denn viele Forderungen des Verfassers allerdings wohl begründet, wie diejenige, dafs im allgemeinen, mit wenigen Ausnahmen, der Relativsatz im Deutschen unmittelbar auf das Substantiv folge, zu welchem er gehöre, dafs jedes Mifsverständnis aufgehoben werde; indessen sind andere sehr bestreitbar, wenn man von der Bedeutung des Sprachgebrauches eine andere Ansicht hat als der Verfasser.

Die Familiennamen des Fürstentums Lübeck. Von Professor Dr. W. Knorr. II. Programm des Gymnasiums zu Eutin 1882. 40 S. 4.

Die umfangreiche Abhandlung ist die Fortsetzung des Programms von 1876, welches nur diejenigen Familiennamen behandelte, die von Haus aus Personennamen sind oder aus denselben entstanden sind; manche von den dort aufgeführten ist der Verf. jetzt geneigt anderen Kategorien zuzuschreiben. Jetzt behandelt er zuerst diejenigen Familiennamen, welche die Zugehörigkeit zu einem Volksstamme, Herkunft aus einem Orte oder die Wohnstätte bezeichnen. Dem Personennamen wurde zuerst die Präposition von oder aus beigefügt, dann diese ausgelassen. Von solchen, welche Herkunft von Ländern bezeichnen, wie Anhalt, Dehn, führt er 8, von Familiennamen, die die Herkunft von Städten, Dörfern, Gütern bezeichnen, nicht weniger als 309 auf; es ist aber sehr ungewifs, ob alle diese von solchen oft entlegenen und winzigen Ortschaften abzuleiten sind. Ebenso mehrdeutig bleiben auch die Familiennamen, welche andere Örtlichkeiten bezeichnen, wie etwa Baak = der am Leuchtthurm Wohnende, Dahl = der im Thale, Capell = der an der Kapelle, Kosegarten = der im Ziegenhofe Wohnende, Schoolmann = der an der Schule u. a. Es folgen die von Stand, Gewerbe, Handel, Beschäftigung jeder Art hergenommenen Familiennamen, wie Bader, Bade (= Bote), Blöcker = Gefangenwärter, Filter = Hutmacher, Mutzenbecher = Brotbäcker (?), Öltermann = Kirchvorsteher (?), Schlüter = Gefangenwärter (?), Vermehren = Dienstbotenvermieter (?). Auch hier ist vieles zweifelhaft. Die nächste Rubrik enthält die Familiennamen, welche leibliche und geistige Eigenschaften, Gewohnheiten oder Fertigkeiten bezeichnen, wie Baldt (kühn), Brede, Bruhn, Fruhm (tüchtig), Grage (grau), Gröning (grün, jung), Nau (genau, sparsam), Kolster (untersetzt), Stender

(Pfosten, untersetzt), Rix, Spiel (lang aufgeschossen), Schlör (langsamgehend), Kröcker (von der heiseren Stimme), Wehrhahn (= Wetterhahn, unbeständig), Ketter (Ketzer, Schimpfname). Die Satznamen bezeichnen Eigenschaften, aber auch sie lassen andere Deutungen zu, wie Prahl, Klopp, Kortum, Schnack, Schubutz, Allewelt u. a. Andere Familiennamen sind von Werkzeugen, Waffen, Gefäfsen, Münzen, Naturprodukten, Speisen, Kleidung, Kirchfesten, Tages- und Jahreszeiten gebildet, wie Boldt, Nagel, Schlegel, Schilling, Diestel, Hagedorn, Pottharst, Speck, Kipp, Herbst, Morgenstern. So zeigt auch diese fleifsige Sammlung, wie unsicher noch die Erklärung unserer Familiennamen ist, wieviel auf diesem Gebiete noch zu thun ist.

Bürgerbuch der Stadt und des Kirchspiels Linz. Von Rektor Dr. J. Pohl. Programm des Progymnasiums zu Linz am Rhein 1882.

Die Abhandlung hat zunächst geschichtliche Bedeutung. Aber sie bietet auch ein sprachliches Interesse, nämlich für die Kenntnis des rheinfränkischen Dialekts; wir lernen nämlich eine grofse Zahl von Formen der Eigennamen kennen, welche der Verf. zusammengestellt hat; nicht alle sind noch üblich. So kommen vor für: Adelheid: Älgen, Eickel; Agnes: Agneis, Nietgen; Andreas: Dries; Apollonia: Plomich, Plöme; Arnoldt: Arnd; Barbara: Barbar; Christoph: Stoffel; Kunigunde: Kungne, Küne; Timothea: Demut, Timmet; Angela: Engel; Engelbert: Engel; Severin: Frein, Freng, Fring; Georg: Gorg, Jörgen; Kilian: Gielgen; Ägidius: Gilles, Gillich; Gottfried: Goddert; Gudula: Gudgen, Gütgen, Jöd; Hedwich: Hebbich; Hilarius: Hilger; Gertrud: Drögg; Ida: Enkgen; Jobst: Jöst, Joest; Laurenz: Lenz; Martin: Marten; Matthias: Mattheis, Theifs; Mechtild: Mettel, Metzgen; Bartholomäus: Mewis, Miefs; Apollinaris: Nalis, Nöles; Nikolaus: Klaus, Klös; Odilia: Ohell, Öl; Pantaleon: Pantell, Päntel; Sophia: Sophi, Fiechen, Fichen; Sibylla: Biell, Bielgen, Beill; Valentin: Velten; Veronika: Frew, Freuchgen, Fröchen, Frönu; Maria Sybilla: Maritzabell; Cölestin: Zillis.

Sprichwörter und sprichwörtliche Redensarten in Rudolstadt und dessen nächster Umgegend, gesammelt und nach Stichwörtern alphabetisch geordnet von Gymnasiallehrer Dr. Karl Wagner. Programm des Gymnasiums zu Rudolstadt 1882. 42 S. 4.

In engem Druck und knapper Form bietet die Abhandlung eine fast unübersehbare Menge von Rudolstädter Sprichwörtern, welche der Verf. selbst gesammelt hat, und reicht doch nur bis zum Buchstaben K. Die alphabetische Ordnung nach Stichwörtern hat natürlich auch ihre Mängel, aber sie mag immerhin die beste sein, zumal der Leser, wenn er das Sprichwort nicht unter dem erwarteten Stichworte finden sollte, ihm unter einem andern begegnet; der Verf. hat also wohlgethan, dies und das Sprichwort mehrmals aufzuführen. Die meisten Sprichwörter mögen wohl in der Stadt vorkommen, daher die meisten uns überall in Deutschland, wenigstens in Norddeutschland, begegnen, viele auch einen litterarhistorischen Ursprung haben, manche auch nach dem Einflufs unserer Reichshauptstadt schmecken. Daher hat der Verfasser auch nicht die Sprache des Dialekts gewählt. Eine sehr grofse Anzahl ist aber Rudolstadt eigentümlich; das beweist schon die Beziehung auf dortige Ortschaften, und viele auch nicht in den gröfsten Sprichwörtersammlungen gefunden zu haben versichert der Verf. Die ungemein fleifsige Arbeit ist deshalb mit Dank aufzunehmen und die Fortsetzung erwünscht. Als gewifs neu hebt Ref. u. a. hervor: „Er ist bekannt wie ein weimarischer Dreier“; das Wort: „Er ist kurz angebunden wie Leberwurst“ ist ein echt thüringisches Kulturbild; das kürzlich vielfach

erklärte Wort: „Er mufs Hunde führen bis Bautzen“ kommt also auch in Rudolstadt vor; das „Herrgottskühlein“ (der Marienkäfer) erscheint sonst als „Herrgottskindlein“; für das Wort: „Er ist ein rechter Dremel“ brauchte dem Verf. die Erklärung „Träumer“ nicht zweifelhaft zu sein, die Westfalen haben dafür den derberen Ausdruck: „Damelpott.“

Die deutsche Kaisersage. Von Dr. J. Häufsner. Programm des Gymnasiums zu Bruchsal 1883. 49. S. 4.

Die deutsche Kaisersage hat einen solchen Ausdruck in unserer Litteratur gefunden, dafs die Zahl der auf sie mittelbar oder unmittelbar sich beziehenden Gedichte fast unübersehbar ist, dafs besondere Abhandlungen über unsere Kaiserlieder erschienen sind. Nicht blofs der Historiker, sondern speciell auch der Litterarhistoriker hat der Kaisersage daher seine Aufmerksamkeit zu schenken. Die letzte umfangreiche Schrift von Dir. E. Koch, welche im Archiv angezeigt ist, geht auch auf die litterarische Seite genau ein. Nicht so läfst sich auf die poetische Behandlung des ausführlicheren ein die vorliegende Schulschrift, aber gründlicher als irgend eine bisherige Untersuchung, mit einer staunenswerten Belesenheit, scharfsinnig kombinierend, betrachtet sie ihr Thema von allen Seiten, nimmt auf alle bisher vorgebrachten Begründungen Rücksicht, so dafs sie wahrscheinlich für immer die Frage abgeschlossen hat. Der Gang der Untersuchung verdient darum auch weiteren Kreisen vorgelegt zu werden.

Erst seit dem 17. Jahrhundert lautet die Fassung der Sage auf Friedrich I. Auch Jak. Grimm meinte darum, es müsse doch die Sage beide Friedriche gemengt haben. Ist aber auch schon einmal früher, 1519, an Kaiser Friedrich Barbarossa gedacht, so ist doch auch nach 1519 lange Zeit hindurch derselbe wieder gänzlich aus der Vorstellung verschwunden. Erst in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts hat sich die Wandlung durch den Sagensammler Johann Prätorius vollzogen, und dann hat Rückerts Ausschmückung den Barbarossa für unsere Anschauung fast unverrückbar festgestellt.

Es giebt nun aber neben der Friedrichsage in der Kaisersage noch eine Version, welche auf Kaiser Karl lautet. Beide Sagen gehen auf dieselbe Quelle zurück, auf eine ältere Kaisersage, die, schon im 10. Jahrhundert verbreitet, ganz allgemein den letzten römischen Kaiser nennt, sich anfangs auf einen fränkischen, dann auf einen deutschen Kaiser bezieht. Folglich kann die Friedrichsage nicht aus den Zeitverhältnissen der Staufer abgeleitet werden. In diese Kaisersage kommt durch das Eintreten Friedrichs II. eine ghibellinisch-antiklerikale Strömung, während die parallele, schwächer ausgeführte Karlsage einen französisch-hierarchischen Charakter hat.

Historische Personen sind oft sagenhaft geworden. Von besonderer Wichtigkeit ist die Person des Königs Artus, man hat in der Friedrichsage selbst nur eine Übertragung der Artussage finden wollen. Die meisten Sagenforscher erblicken in unserer Sage nur eine Verjüngung der alten Götter- und Heldengestalten. Indes solche mythologische Reminiscenzen treten beim ersten Auftreten der Friedrichsage wenigstens ganz zurück. Sie hat kräftigere Triebe gehabt. Die mystisch-apokalyptische Richtung des 13. Jahrhunderts war durch den kalabresischen Abt Joachim von Floris eine gewaltige geistige Macht geworden. In dessen System spielte der deutsche Kaiser eine grofse Rolle; in den dem Joachim zugeschriebenen Schriften ist dieser Kaiser Friedrich II., er erscheint da als Vorläufer und Statthalter des kommenden Antichrists; als Mittelpunkt aller gegen die Macht des Papsttums gerichteten Ziele wurde er ein Hauptfaktor für apokalyptische Spekulationen. Bei der allgemeinen Verbreitung der apokalyptischen Richtung in Italien erregte sein plötzlicher Tod die gröfste Bewegung. Die Litteratur der Zeit und dieses Geistes kümmert sich nicht mehr um die

Einzelperson des Kaisers, sie setzt an seine Stelle überhaupt seine Nachkommenschaft. Und späterhin hat man bald diesen bald jenen Friedrich für Friedrich II. eintreten lassen. Jedenfalls hatten politische Parteigänger der Staufer ein Interesse daran, das aus der anfänglichen Unsicherheit über Friedrichs II. Tod entstehende Gerücht, der Kaiser lebe noch, nicht untergehen zu lassen. Friedrich II. wurde die Verkörperung des politischen, nur mit Vernichtung der weltlichen Macht der Kirche ausführbaren Herrschaftsgedankens. So besonders in Italien. Indes eine allgemeine Volkssage von seinem Wiederkommen kann noch nicht aus den religiösen Ansichten einzelner gefolgert werden. Jenem Gerücht vom Fortleben Friedrichs mufste eine andere Tradition zu Hilfe kommen.

Schon in den ersten christlichen Zeiten war die Person des Antichrists, der dem Weltende vorangehen wird, ein beliebter Gegenstand theologischer Spekulation. Seit Konstantin d. G. Beschützer der Kirche geworden war, konnte der römische Kaiser nicht mehr der Antichrist sein. Nun wird das eschatologische Bild umgestaltet: der Kaiser wird am Ende einen Zug nach Jerusalem machen, dort seine Krone freiwillig niederlegen und abdanken. In Konstantinopel ist die Quelle der deutschen Kaisersage. Auf der Fahrt nach dem heiligen Lande soll der Kaiser seinen Schild an einen dürren Baum hängen, auf dafs derselbe wieder grüne; auch dieser Zug verpflanzte sich nach dem Abendlande. Schon im 10. Jahrh. findet sich die griechische Sage von der Abdankung des letzten Kaisers im Occident, und zwar spielt nun längere Zeit ein Frankenkönig die Rolle des letzten Kaisers. Dann erstarkt das deutsche Kaiserbewufstsein; im lateinischen „Drama vom römischen Kaisertum deutscher Nation und vom Antichrist 1188“ ist ein deutscher König der Mittelpunkt; hier betritt schliefslich der deutsche König den Tempel zu Jerusalem, legt Krone und Scepter nieder und übergiebt Gott das Reich, danach kommt der Antichrist. Von nun an ist in der Kaisersage der letzte römische Kaiser ein Deutscher. Zuerst ist nachweisbar mit demselben identifiziert Karl der Grofse. Aber diese Kaisersage verbindet sich fast zur selben Zeit mit dem Namen Friedrichs II. Bei der wachsenden Unzufriedenheit nämlich mit den kirchlichen Zuständen wurde Friedrichs Name Symbol für die geweissagte Züchtigung des Klerus und Roms; Friedrich, der letzte Kaiser für längere Zeit, mufste wahr machen, was man von ihm hoffte, er konnte noch nicht gestorben sein. So erhielt die Kaisersage eine entschieden antihierarchische Tendenz, und gegenüber der Karlsage tritt in der Friedrichsage ein ghibellinischer Grundton uns entgegen. Gegen Ende des 13. Jahrhunderts, wie die Reimchronik von Ottokar zeigt, ist Friedrich mit dem letzten Kaiser identifiziert. In ihrer vollkommensten Gestalt erscheint sie bei Johann von Winterthur 1348. Die Karlsage tritt entschieden zurück; die ältere Tradition des 14. und 15. Jahrhunderts bietet die Kaisersage überwiegend als Friedrichsage. Nur einmal, im Jahre 1519, stofsen wir auf einen Bericht, wonach Kaiser Karl V. als Träger der antikirchlichen Mission erscheint. Wer aber in der nachfolgenden Zeit nur immer Friedrichs Namen trägt, erregte die Hoffnung, er werde das Werkzeug einer grofsen und glücklichen Veränderung sein, so Kaiser Friedrich III., Friedrich der Weise, Friedrich V. von der Pfalz; in der dem letzten Kaiser Friedrich zugeschriebenen Mission treten ebenso allmählich einige Züge der alten Sage auf Kosten der anderen zurück, so der Gedanke vom Abschlufs der Weltdauer gegenüber dem ersehnten Völkerfrieden, ferner der kirchenfeindliche Zug, die Thätigkeit des Kaisers beschränkt sich auf den Kampf gegen die Ungläubigen, auf das Aufhängen des Schildes an den dürren Baum; später treten auch der dürre Baum und das Aufhängen des Schildes zurück; es bleibt nur die Wiederherstellung des Reiches, auch das Kaiserbild selbst erblafst.

Dafür aber erfuhr die Kaisersage eine anderweitige Fortbildung in plastischer Hinsicht. In frühester Zeit erscheint der Kaiser stets als Pilger.

Erst im 15. Jahrhundert erhält derselbe einen festen Aufenthalt, nämlich das Schlofs des Kyffhäusers. Dann im Volksbüchlein vom Kaiser Friedrich von 1519 zuerst wird er in die Tiefe des Berges versetzt; solche Entrückungen von Heldengestalten in Berge finden sich bei allen Völkern; aber nicht einmal immer wohnt der deutsche Kaiser in dem Berge des Kyffhäusers, er wird auch oft in die Burg von Kaiserslautern versetzt, auch wohl in den Trifels u. a. Der Kyffhäuser wurde besonders populär durch ein Ereignis von 1546, die Erscheinung eines irrsinnigen Schneiders, der sich für den Kaiser ausgab und vom Volke angestaunt wurde. Der Sammler Johann Prätorius bringt dann 1665 den runden Tisch, den grofsen weifsen Bart, die umherkreisenden Raben. Die Frage des Kaisers, ob noch die Raben den Berg umfliegen, meint der Verf. nach Zurückweisung anderer Erklärungen dahin deuten zu können, es frage einfach dadurch der Kaiser, ob noch in der Welt alles denselben Gang gehe, keine Anzeichen von grofsen Veränderungen vorhanden seien. Der durch den Tisch gewachsene Bart wird zuerst schriftlich 1696 erwähnt, 1703 sitzt der Kaiser am steinernen Tisch, mit den Augen zwinkernd, der Bart ist rot (schon 1680 ist Barbarossa für Friedrich II. eingetreten), 1817 ruht Friedrich auf einem Stuhle von Elfenbein, an einem marmelsteinernen Tische. Jetzt aber ist mit der Wiederaufrichtung der alten deutschen Herrlichkeit durch Kaiser Wilhelm die deutsche Kaisersage zu ihrer Ruhe eingegangen.

Die älteste Herzebrocker Heberolle. Von Gymnasiallehrer Paul Eickhoff. Programm des Gymnasiums zu Wandsbek 1882. 19. S. 4.

Die deutsche Litteraturgeschichte führt als altes Denkmal der niedersächsischen Sprache das Freckenhorster Heberegister auf, das um 1020 abgefafst ist. Bei weitem nicht den Wert für die Geschichte der Sprache hat die Heberolle, welche zum erstenmal die vorliegende Abhandlung bringt. Das Kloster Herzebrock, gegründet 880, aufgehoben 1803, liegt in dem westfälischen Kreise Wiedenbrück in der ehemaligen Herrschaft Rheda. Es existieren zwei Heberollen dieses Klosters auf dem Staatsarchive zu Münster; die älteste besteht aus einem Pergamentstreifen, der auf der Vorderseite 97, auf der Kehrseite 36½ Zeilen enthält. Eben von dieser giebt die Abhandlung einen Abdruck und ausführliche Erläuterungen. Die Abfassungszeit fällt danach zwischen 1082 und 1096. Für die alte Geographie Westfalens haben wir hier ein wertvolles Dokument. Als deutsche Wörter kommen in der Urkunde nur Ortsnamen vor, deren Formation für die altsächsische Grammatik nicht zu übersehen ist.

Die Sprachformen des Hildebrand-Liedes im Beowulf. Von Dr. Fr. Schulz. Programm der Realschule auf der Burg in Königsberg i. P. 1882. 21 S. 4.

Der Beowulf enthält manches Übereinstimmende mit dem Hildebrandsliede. Der gesamte Wortvorrat findet sich fast vollständig in dem letzteren, auch einzelne Wendungen, Ähnlichkeiten und Abweichungen weist die vorliegende Abhandlung aufs ausführlichste und sorgfältigste nach, bietet aber auch zugleich einen genauen grammatischen Kommentar. Vorausgeschickt hat der Verf. den Text des Liedes nach Schade, auch bemerkt, dafs der Lachmannsche Text in dem Naumburger Programm von Schulze von 1882 neu abgedruckt steht. Zur Kritik und Erklärung konnte aufser den Ausgaben noch verglichen werden die Dissertation von O. Schröder: Bemerkungen zum Hildebrandliede, Berlin 1880, und die gute Übersetzung nebst Kommentar von Girschner im Kolberger Programm von 1879.

Übersetzung zweier Stellen aus dem Heliand (1245—1359) und aus Otfrids Evangelienbuch (II, 16) nebst einer Einleitung von Gymnasiallehrer Plaumann. Programm des Gymnasiums zu Graudenz 1882. 29 S. 4.

Die Abhandlung bietet mehr, als der Titel sagt, weshalb eine Inhaltsangabe notwendig ist. Der Verf. verfolgt den löblichen Zweck, Lust und Liebe zu unserer alten Poesie anzuregen und dazu durch Übersetzung zweier Stellen zu helfen. Er schickt aber eine längere Einleitung voraus, in der es ihm darauf ankommt, nachdem er die Disposition des Heliand angegeben hat, die nationale Bedeutung desselben hervorzuheben. Er kennzeichnet gut das deutsche Gewand, in welches der Stoff gekleidet ist," die deutsche Lokalität, die Beziehungen auf deutsche Mythologie, die Charakterzüge der Nation, häusliche Einrichtung, Königtum, Kriegerleben, die deutsche Verskunst der Allitteration, geht genau auf die Formen des Stabreims ein und giebt dann Text und treue Übersetzung der Bergpredigt. Nach einer kurzen Abschweifung auf die Formen des Muspilli und der Merseburger Zaubersprüche folgt dann der Text und Übersetzung der angeführten Stelle aus Otfrid.

Beiträge zu einem nordthüringischen Idiotikon. Von Gymnasiallehrer Dr. S. Kleemann. Programm des Gymnasiums zu Quedlinburg 1882. 26 S. 4.

Nur den kleineren Teil dessen, was er im Laufe der Jahre gesammelt habe, sagt der Verf., biete er hier dar; aber diese kleinere Hälfte ist schon ungemein umfangreich, bietet eine Fülle des interessantesten Stoffes. Für Dialektforschungen und Sprichwörtersammlungen ist die Arbeit von grofser Wichtigkeit. Es ist sehr interessant, Ausdrücken, die man nur in ganz andern Gegenden Deutschlands zu finden geneigt ist, auch hier zu begegnen, und dann wieder zu sehen, wie Ausdrücke unserer Heimat bei den Nordthüringern eine andere Gestalt angenommen haben. So mutet uns nun wohl das meiste als bekannt an; aber es begegnen uns in diesem Idiotikon auch sehr viele Artikel, die wir sonst nirgends gefunden zu haben uns erinnern. Es wäre eine dankbare Aufgabe, auf die Etymologie dieser Wörter einzugehen. Nach den hier mitgeteilten Proben gehört der nordthüringische Dialekt zu den interessantesten Mundarten des Mitteldeutschen. Es ist dringend zu wünschen, dafs der Verf. diese Sammlung zu einem vollständigen nordthüringischen Idiotikon erweitere.

Meier Helmbrecht von Wernher dem Gartenære, eine Quelle für deutsche Altertumskunde. Von Dr. Alfred Inowraclawer. Programm des Friedrichs-Gymnasiums zu Breslau 1882. 19 S. 4.

Für die deutsche Altertumskunde die mittelhochdeutsche poetische Litteratur zu verwerten, ist man in neuester Zeit immer mehr bemüht gewesen; die gründlichste Benutzung für seinen besonderen Zweck verdanken wir Alwin Schultz. Auch der Meier von Helmbrecht hat eine hohe Bedeutung, wenn auch vielleicht die Ansicht des Verf. vorliegender Abhandlung, dafs ihm kein zweites Gedicht im ganzen Umkreis der mhd. Poesie als Kulturgemälde gleich zu setzen sei, zu stark ausgedrückt scheinen möchte. — Der Verf. stellt nun übersichtlich die Züge aus dem Leben jener Zeit zusammen, überall auf die Beweisstellen verweisend, natürlich nur hauptsächlich aus dem Leben des süddeutschen Bauern: die befriedigenden Vermögens-

verhältnisse des alten Helmbrecht, seine Frömmigkeit, aber auch sein Selbstbewufstsein, sein starrer Sinn, seine patriarchalische Stellung; daneben das entartete Leben des jüngeren Geschlechtes. Auch die häusliche Einrichtung, Speise und Trank, Kleidung, Tanz, die bemerkenswerte geistige Bildung, besonders die Bekanntschaft mit poetischen Werken lernen wir genau kennen; der Verf. hat die einzelnen Züge gut zusammengestellt. Aber auch über das Leben der Ritter erfahren wir manche anziehende Einzelheit aus dem Gedichte, und namentlich über die Raubritter. — Die Abhandlung ist als ein wertvoller Beitrag zur deutschen Altertumskunde zu bezeichnen.

Die lyrische Poesie in Deutschland bis auf Heinrich von Veldeke. Von Dr. J. Jansen. Programm der Realschule I. O. zu Krefeld 1882. 39 S. 4.

Die umfangreiche Abhandlung behandelt nur eine kurze Periode unserer Poesie, etwa nämlich von 1150 bis 1184, bis zu dem durch Veldekes Anwesenheit berühmt gewordenen Mainzer Fest, auf welches sich, wie man meint, das Lied Heinrichs (VI.), das schon die neue Manier atmet, bezieht. Diese Periode ist in neuester Zeit genauer untersucht worden, und die Früchte dieser Forschung sucht nun der Verf. in weiteren Kreisen bekannt zu machen. Heben wir kurz die Hauptpunkte hervor: Eine lyrische Poesie hat es der menschlichen Natur gemäfs auch bei den Deutschen schon in der ältesten Zeit gegeben. Es fehlen nur die Aufzeichnungen. Die Lyrik keimt um 1150 auf. Es hängt das mit der Ausbildung des Rittertums zusammen. In der provençalischen Lyrik erscheint das Verhältnis des Ritters und Sängers zu seiner Dame so, wie es anfangs der deutschen Sitte durchaus unangemessen erschien. Seit 1184 legte aber die deutsche Poesie einen grofsen Teil ihrer Einfachheit ab und gewöhnte sich allmählich französische Zierlichkeit in der Form an. Der Übergang zeigt sich seit 1150; man fängt an, an Reimverschlingungen Wohlgefallen zu finden, an fremden Ausdrucksweisen, es ist der Kampf der Kunstdichtung mit der Volksdichtung. Der Kunstdichter giebt uns seine individuellen Anschauungen, nicht der Gesamtheit. Zunächst haben die Dichter der Übergangszeit nur kurze, meist einstrophige Lieder gedichtet; aber bei den späteren sehen wir schon das Gesetz der Dreiteiligkeit der Strophe. Die Dichter bewegen sich noch in der Empfindungsweise des Volkes. Mit dem Eintritt des Rittertums ist die Minne da; aber der Mann wird nicht so sentimental sklavisch der Frau unterthan wie in Frankreich; mit besonderer Innigkeit wird die Anhänglichkeit und Treue der Frau gepriesen. Die Sprache der Gedichte ist einfach, der Ausdruck wiederholt sich gern. In dieser älteren Poesie bekennt sich die Frau dem Manne unterthan; der Schlüssel ist verloren, mit dem er in ihrem Herzen verschlossen ist. Schon aber erkannte die vornehme Welt, namentlich auch die gebildeten Frauen, in den Bestrebungen des Rittertums das Vorbild der feinen Sitte. Daher zeigt sich auch schon neben der treuen Hingabe an den Geliebten in den Gedichten eine Freude an den einschmeichelnden Gunstbezeigungen, wenn auch noch die Liebe und Beständigkeit den Sieg über den äufseren Schein davonträgt. Der neue Aufschwung der lyrischen Poesie in Deutschland um 1150 wird heutigestages auf den Einflufs der lateinischen Lieder der Vaganten, der fahrenden Schüler, zurückgeführt, welche die deutsche Lebenslust und den deutschen Humor, auch die Erinnerung an die Heldenthaten der Vorfahren festgehalten hatten. Aus den Liedern der Vaganten griff das Rittertum namentlich die Liebeslieder hervor und gab den Motiven derselben eine vollendetere Form. Danach erst trat der Gegensatz in den Anschauungen der Kleriker und der Spielleute hervor. In lateinische Gedichte werden deutsche Wörter eingemischt; dieser Wechsel zeigt sich besonders deutlich in dem jetzt herausgegebenen Ruodlieb. — Als Übergangsdichter sind nun anzuführen der Kürenberger,

Meinloh von Sevelingen, der Burggraf von Regensburg, der Burggraf von Rietenburg, Dietmar von Eist, Spervogel. Mit dem letzteren, welcher unter seinen Zeitgenossen wohl die erste Stelle einnimmt, als der einzige, der in keinem seiner Lieder die Minne im Sinne jener Zeit behandelt, also sich wesentlich unterscheidet, beschäftigt sich der Schlufs der vorliegenden Abhandlung ausführlicher. Über diesen wären aufser den genannten Schriften noch zu vergleichen die Programmabhandlungen von Schneider (Halberstadt 1876) und von Wisser (Jever 1882).

Charakteristik der Poesie des Hans Sachs. Von Dr. Fleck. Programm der städtischen Gewerbeschule zu Dortmund 1882. 13 S. 4.

Der Verf. macht zuerst darauf aufmerksam, dafs zuerst wieder Göthe Hans Sachs eine Ehrenrettung gebracht habe, dann Gervinus, Koberstein, Gödecke am besten ihn charakterisiert hätten. Auf diesen letzteren beruht auch seine Auseinandersetzung; es hätte aber auch von Göthe gesagt werden können, dafs er nicht blofs ihn gelobt, sondern auch wirklich ihn charakterisiert habe, man mufs nur aus den dichterischen Worten den feinen Inhalt herausfinden. So ist denn gegen die hier angegebene Charakteristik nichts einzuwenden, aber sie ist nicht erschöpfend, sie berührt nicht den ungemein grofsen Umfang der Anschauungen des Dichters, zu wenig das energische Eingreifen desselben in die Zeitverhältnisse. Die Wittenbergische Nachtigal allein giebt eine Fülle von Gedanken.

Die Lessingfeier der Realschule zu Mülheim a. d. Ruhr am 15. Februar 1881, dem 100jährigen Todestage des grofsen Denkers und Dichters. Von Direktor O. Henke. Programm der Realschule I. O. zu Mülheim a. d. Ruhr 1882.

Die Realschule zu Mülheim hat eine schöne Lessingfeier gehalten. Über diese berichtet dies Programm, es ist aber nicht ein einfacher Bericht, sondern, wodurch es einen besonderen Wert erhält, es enthält die ganze Festrede des Verfassers, und eben diese giebt ein treffliches Bild des grofsen Toten, und zwar sowohl des Dichters wie des Kritikers, des Mannes der Wissenschaft und des Menschen. Was der Poesie abhanden gekommen war, einerseits Volkstümlichkeit und Naturwahrheit, andererseits Idealität, wie durch die Wiedereroberung dieser Tugenden Lessing der grofse Dichter, besonders dramatischer Dichter geworden ist, hebt kurz und klar der Verf. hervor. Wie Lessing die Wahrheit über alles gelte, wie er dadurch der grofse Kritiker, so recht eigentlich für die Wissenschaft geboren, wie er ein Patriot im besten Sinne des Worts ist, ewig ein Vorbild für den Pädagogen bleibt, das ist in einer für das grofse Publikum verständlichen Sprache dargelegt. — In darauf folgende Deklamationen wohl ausgewählter Gedichte war eingeflochten eine Recitation, von dem Verf. verfafst und gesprochen, eine Übersicht des inneren Entwickelungsganges des deutschen Volkes im Anschlufs an hervorragende Momente aus Lessings Leben und ein Hinweis auf Lessings dauernde Bedeutung.

Zu Schillers Ballade vom Grafen von Habsburg. Von Dr. Th. Mauser. Programm des Gymnasiums zu Mainz 1882.

In einem philologischen Programm, welches zum grofsen Teile eine vortreffliche Erklärung der vielgedeuteten Stelle Cäsars über seinen Brückenbau bringt, aufserdem eine Deutung einiger Stellen der Odyssee und der Äneide, bei der jedoch leider dem sinnigen Interpreten nicht die ganze ein-

schlägige Litteratur bekannt gewesen ist, die gewonnenen Resultate nicht alle neu sind, hat der Verf. als Anhang eine neue Deutung der ersten Zeile in Schillers Ballade gegeben. „In seiner Kaiserpracht“ bezieht er auf Aachen und nicht auf Rudolf. Es sei störend die Verbindung der Kaiserpracht mit „König“ Rudolf, störend das Zerreifsen der Ortsbestimmung, der allgemeinen „zu Aachen“ und der besonderen „im altertümlichen Saale“; durch die neue Beziehung erhalte erst Aachen sein schmückendes Beiwort, wie der Saal und der König Rudolf.

Darauf ist zu erwidern: Grammatisch ist des Verf. Beziehung allerdings unantastbar. Aber gegen ihn ist einzuwenden: König und Kaiser eng mit einander zu verbinden hindert nichts; es heifst gleich darauf: die kaiserlose Zeit, der Kaiser. Zweitens ist das Zerreifsen der Ortsbestimmung, der allgemeinen und der besonderen, keineswegs störend, sondern diese chiastische Stellung effektvoll. Drittens Aachen erhält sein Beiwort in den Worten: im altertümlichen Saale, eines andern bedarf es nicht. Wir dürfen aber noch triftigere Gründe gegen die neue Erklärung beibringen; der Verfasser erklärt: zu Aachen in seiner Kaiserpracht ist = in dem kaiserprächtigen Aachen; aber wir fragen, was soll das heifsen: in dem kaiserprächtigen Aachen? wer hat sich so ausgedrückt? und, gesetzt einmal, wir könnten uns davon eine deutliche Anschauung machen, wie kann man dann wohl statt des Adjektivs sagen: in Aachen in seiner Kaiserpracht? Es sträubt sich also das Sprachgefühl gegen die neue Interpretation. Es sträubt sich auch das ästhetische Gefühl. Das „kaiserprächtige“ Aachen führt der Phantasie die mit Ehrenpforten und Blumengewinden geschmückten Strafsen der Stadt vor; beabsichtigte dies unser Dichter, so würde er nach seiner Weise eine prächtige Ausmalung nicht unterlassen haben. Aber im Gegenteil, er will uns auf den einen Ort, den Saal, beschränken, den er auch einfach als altertümlich bezeichnet, durchaus nicht ausgeschmückt, es sei denn mit der jubelnden Volksmenge. Es kommt ihm allein auf die Person Rudolfs an, den er in seiner ganzen Gröfse uns vorführt, umgeben von den dienenden Fürsten. Und diese Majestät mufs er auch in einem schmückenden Beiwort ausdrücken, er führt uns den „König“ in seiner Kaiserpracht vor. Wir bedürfen des Glanzes des Krönungsornates des Kaisers als Gegenbild gegen die Einfachheit des ritterlichen Grafen; die „heilige Macht“ ist keineswegs ein schmückendes, den äufseren Schmuck bezeichnendes Beiwort. Somit wird es bei der Erklärung und Beziehung sein Bewenden haben müssen, welche der „Einfalt des kindlichen Gemütes“ so nahe liegt.

Briefe von Ernestine Vofs an Rudolf Abeken, mit erläuternden Anmerkungen herausgegeben von Professor Dr. F. Polle. Programm des Vitzthumschen Gymnasiums zu Dresden 1882. 39 S. 4.

Aus der reichen Sammlung des Prof. Dr. Rudolf Abeken, welche ihm durch dessen Tochter zur Verfügung gestellt ist, wird der Herausgeber die Mehrzahl der Briefe in dem Archiv für Litteraturgeschichte veröffentlichen. Die hier mitgeteilten Briefe, 11 an der Zahl, sind überaus wertvoll. Sie beziehen sich sämtlich auf Heinrich Vofs, dessen vertrautester Freund bekanntlich Abeken war. Völlig spiegeln sie wieder und vervollständigen sie das schöne Bild, welches uns Herbst von Ernestine Vofs gezeichnet hat. Es ist ein sehr schönes Familienverhältnis, in welches wir eingeführt werden; hier natürlich ist noch der geschiedene Sohn der Mittelpunkt, welchen jeder Leser aus den Briefen von und an Heinrich Vofs lieb gewonnen hat. Ungemein eingehende Erläuterungen, welche manchem zu ausführlich scheinen könnten, hat der Verf. zugefügt, weil er auch diejenigen Leser befriedigen wollte, welche mit den litterarischen Verhältnissen unbekannt sind. Die

Versehen in der Datierung des 9. und 10. Briefes sind bereits von A. Schäfer im Archiv f. Litt.-Gesch. Bd. XI, 454 dahin verbessert, dafs der 10. Brief auf den 14. Febr. 1827, der 9. Brief aber ins Jahr 1828 fällt. In Bezug auf die Art der Wiedergabe der Briefe kann man anderer Meinung sein als der Herausgeber. Er hat es für passend gehalten, nicht nur die Briefe selbst, sondern auch alle Mitteilungen aus dem vorliegenden handschriftlichen Material buchstabengetreu wiederzugeben. Diese philologische Akribie mag aber wohl manchen Leser und besonders manche Leserin, und auf solche ist besonders gerechnet, im Genufs der schönen Lektüre stören; es ist ja nur Flüchtigkeit im Schreiben, welche die Schreiberin den statt dem, ihn statt ihm setzen läfst, denn Ernestine Vofs ist in der deutschen Grammatik nicht unbewandert; warum mich da, fragt die Leserin, zweimal den Satz lesen zu lassen, dafs ich ihn verstehe? Kann sich da nicht der Unwille ob der Störung auch gegen die flüchtige Schreiberin wenden?

Zur Feier deutscher Dichter. Abend 11 und 12: Geibel; die Romantiker. Von Direktor R. Strackerjan. Programm der Realschule zu Oldenburg 1882.

An der Realschule zu Oldenburg besteht bekanntlich die schöne Sitte, dafs im Winterhalbjahr an einzelnen Abenden Lehrer und Schüler und eingeladene Gäste sich in der Aula der Schule versammeln und zum Andenken deutscher Dichter eine rhetorisch-deklamatorisch-musikalische Unterhaltung veranstalten, bei der Gedichte eines bestimmten Dichters von den Schülern vorgetragen und das Ganze durch einen um die Bedeutung des Dichters sich drehenden Vortrag des Leiters eingeführt wird. Es wird dadurch in engeren und weiteren Kreisen der Sinn für wahre Poesie gepflegt und geläutert. Die Mitteilungen über diese Feier erhalten ihren besonderen Wert durch die einleitenden Reden des Leiters. Und so verdienen die Berichte über die Feier des 11. und 12. Abends auch über die Grenzen der Stadt bekannt zu werden. Die schöne Auswahl aus den Gedichten Geibels, die getroffen war, um den Dichter nach dem ganzen Reichtum seiner Ideen zu würdigen, wird allgemein befriedigen; aber wieder sei hingewiesen auf die Rede, welche in sinniger Weise zuerst auf die für unser deutsches Vaterland so wichtigen Ereignisse des 18. Oktober zurückdeutend, denn an Geibels Geburtstag ist die Feier veranstaltet, Geibel als den deutshen Vaterlandsfreund, als den wahren Dichter, dem immer das Mafs das Höchste ist, hinstellt. — Die zweite Feier führte Gedichte von Novalis, den beiden Schlegel, Tieck, H. v. Kleist, Eichendorff, de la Motte-Fouqué, Brentano, Arnim, Houwald, Ernst Schulze, Immermann, Schmidt von Lübeck vor; dem Redner war es nicht möglich, auf die einzelnen Romantiker näher einzugehen, so etwa Kleist, Immermann nach ihrer hervorragenden Bedeutung zu würdigen, aber es ist ihm gelungen, das Dauernde und Vergängliche in den Bestrebungen der Romantiker in kurzen Skizzen in schöner Form deutlich zu machen.

Herford. Hölscher.

Miscellen.

Was bedeutet der Name Pyrmont?

(„Pyrmonter W.- u. K.-Bl.“)

Eine stattliche Reihe von Ableitungen dieses Namens lassen sich aufführen, die alle den Eindruck machen, als ob sie aus jener Zeit stammten, wo die Etymologie noch im argen lag. Dahin gehören zunächst jene Herleitungen aus den fremden Sprachen, die man in dem fleifsigen und gelehrten Werke von Menke, Pyrmont und seine Umgebungen S. 46 ff. verzeichnet finden, wie Pyrmont = per montes oder = Pierremont (Steinberg) oder gar — unter Annahme eines Bastardwortes — = Feuerberg (aus πῦρ und mons). Abzuweisen ist auch die von Menke a. a. O. nach anderen mitgeteilte Ableitung von Viermont, dem Namen des Nebenflusses der Emmer, welcher jetzt Wörmke, in althochdeutscher Form Wermana heifst; abzuweisen ist sie deshalb, weil Pyrmont niemals in Urkunden mit einem V, das hier = W ist, geschrieben wird, andererseits nach den Lautgesetzen der Übergang des P in W durchaus unbegründet ist. Unhaltbar ist auch die in dem von Braun über Pyrmont herausgegebenen Buche als wahrscheinlich bezeichnete Ableitung von „purus mons = heiliger Berg“, das „vielleicht erst Umwandlung oder Anlehnung an purus fons = heilige Quelle“ sei; die Ausdrücke „hylliger Anger“ und „hylliger Born“ werden zur Stütze dieser Erklärung angezogen. Wie kann — von anderem abgesehen — aus „purus fons“ „purus mons“ entstehen? Wie erklärt sich ferner das u, da doch die am ältesten überlieferten Formen e, beziehungsweise y zeigen? — Von allen bisherigen Ableitungen könnte blofs die auch von Förstemann in seinem Buche „Deutsche Ortsnamen“ als richtig angenommene Ableitung von Petri mons in Betracht kommen; aber dieselbe läfst sich aus folgenden Gründen ebenfalls nicht halten.

Giefers in seiner Schrift „Zur Geschichte der Stadt Lügde“ sagt S. 8: „Im Jahre 1184 bekundet der Erzbischof Philipp von Köln, dafs er in Sachsen das Alod Udistorp (Ösdorf) angekauft und auf dessen Grunde zum Schutze seines Dukates in Westfalen das Schlofs Petri mons (Petersberg, jetzt Schell-Pyrmont) erbaut habe. Weil dasselbe innerhalb des Komitates und der Gerichtsbarkeit der Herrn Widekinds (von Schwalenberg), des Bruders des Volkwin von Pyrmont — Permunt — gelegen sei, habe er dem Widekind die Hälfte des Schlosses zu Lehen gegeben. . .“ „Diese merkwürdige Urkunde,“ fährt Giefers fort, „liefert den sicheren Beweis, dafs die Edelherren von Pyrmont ein Zweig des Geschlechts der Grafen von Schwalenberg und in der Gegend von Lügde reich begütert waren.“ Zugleich geht hieraus auf das klarste hervor, dafs bereits vor der Gründung des Schlosses Petri mons, jetzt Schell-Pyrmont, der Name Permunt vorhanden war, da Volkwin als Herr von Permunt genannt wird. Die Annahme nun, dafs Permunt eine Entstellung aus Petri mons sei, und dafs der alte

Name Petri mons erst durch den Erzbischof bei der Benennung seiner Feste auf dem Schellenberge wiederhergestellt sei, ist ganz willkürlich: entweder hat der Erzbischof dem Apostel zu Ehren seine Burg so genannt — s. Menke a. a. O. S. 89 — oder wir haben in Petri mons eine Mönchsetymologie; auch Braun in seiner Schrift über Pyrmont erwähnt, dafs Petri mons eine entstellende Etymologie der Lügdener Mönche sei. Gegen die Annahme, dafs Pyrmont = Petri mons sei, spricht aber auch noch folgender sehr wichtige Umstand.

Giefers bemerkt a. a. O. S. 7, dafs im Jahre 889 der König Arnulf Güter an den Orten Piringisimarca, Schidara u. s. w. dem Kloster Corvey zum Eigentum geschenkt habe: Schidara sei ohne Zweifel Schieder bei Pyrmont und Piringisimarca vielleicht der alte Name für die Gegend von Peremunt (Pyrmont). Der Name Piringisimarca erhebt es für mich in Verbindung mit folgenden Erwägungen zur Gewifsheit, dafs Pyrmont nicht = Petri mons sein kann.

Ich habe in meinem Buche „Beiträge zur Etymologie deutscher Flufsnamen“ (Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht) S. 105 ff. das Vorhandensein eines deutschen Grundwortes moina = Flufs bewiesen, welches in Zusammensetzungen auch in den Nebenformen — mona, — moune, — muna, — mana, — mina und — mena erscheint; auch die Ableitung dieses Wortes habe ich versucht, wenngleich letztere mir selbst noch nichts weniger als sicher erscheint. Obiges Wort haben wir z. B. als blofses Grundwort in Main und Möne (Ruhr, Rhein), ferner in Mainbach (Prüm, Sure, Mosel), sodann in Monne (Losse, Unstrut). Als letzter Teil einer Zusammensetzung erscheint dasselbe in Alcmona, jetzt Altmühl, welches ich als Elch-, das heifst Elenflufs gedeutet, in Liastmona, jetzt Lesum (Weser), das ich als Haldenflufs erklärt, in Helmana, jetzt Helme (Unstrut) = Bergflufs nach meiner Deutung, in Almina, jetzt Alme (Lippe) = eilender Flufs, in Wermana, jetzt Wörmke (Emmer, Weser) = reifsender Flufs. Dieser althochdeutsche Name des Baches Wörmke, welcher bei Lügde in die Emmer fliefst, zeigt auf das deutlichste, dafs das Grundwort moina an der Emmer gebräuchlich war; zugleich wird dies bestätigt durch den „Mainteborn“, welcher am Fufse eines Berges ungefähr $^3/_4$ St. westlich von Lügde aus drei starken Quellen hervorsprudelt und nach kurzem Laufe in den Eschenbach (Emmer) sich ergiefst. In Mainte haben wir eine ähnliche Fortbildung des Wortes durch den T-Laut, wie in Holzminde, woran Holzminden liegt, ferner in der Roten Minde, einem Nebenflusse der Weser südlich von Höxter. Holzminden heifst in althochdeutscher Form Holtisminni, also noch ohne die Fortbildung mit dem T-Laute. Diese Weiterbildung erscheint auch in den althochdeutschen Nebenformen der Lesum (Weser), welche aufser Liastmona auch Liestmuone, Liestmundi und Liesmundi heifst; der Name ist zunächst für den Ort Lesum überliefert. So heifst z. B. auch die Wörmke, wie schon oben bemerkt, Wiermont, ferner auch Warmend (s. Giefers a. a. O. S. 36), sowie Wermode und Warmede. Permunt setzt also nach meiner Meinung eine frühere Form Permoua und Permana voraus, wie Wiermont die überlieferte Form Wermana, wie Liestmundi die gleichfalls urkundlich vorkommende Form Liastmona. Das -munt in Permunt heifst demnach Flufs; was aber bedeutet Per? Ich bringe Per zusammen mit dem althochdeutschen Worte përo = Bär, welches mittelniederdeutsch bare, neuniederdeutsch bâr, sowie baor, bor lautet. Permunt heifst mithin Bärenflufs. Nach den Bären sind die Flüsse häufig benannt, so z. B. die Pernaffa, jetzt Perf (Lahn), ferner der Berenbach, sodann die Barbeck (Stör) in Holstein, sowie die Bermecke*

* -mecke ist eine Entstellung aus mebecke und me selbst der Rest von mana. Klar wird dies besonders durch Wermana, jetzt Wörmke oder Wermecke, wie man meistenteils in der Gegend hört.

und Barmecke in Westfalen u. s. w. Auf das besonders häufige Vorhandensein von Bären in früherer Zeit in der Gegend von Pyrmont deutet der Bergname „Bierberg“ bei Lügde, ferner die Ortsnamen Baarsen* = Bärenhausen, sowie Barntrup = Bärendorf. Eine besondere Bestätigung nun, dafs Per- in Permunt so zu erklären sei, finde ich in dem ältesten Namen der Gegend von Pyrmont, die nach meiner Ansicht ohne Zweifel durch Piringisimarca bezeichnet wird. Schon daraus, dafs neben Permunt die Formen Piermont und Pyrmunt vorkommen, geht hervor, dafs das Pir- in Piringisimarca = Per = Ber sein kann. Die Silbe -ingen bedeutet bekanntlich die Zugehörigkeit, oft unserem -heim entsprechend; z. B. ist Sigmaringen der Ort, der dem Sigmar zugehört = Sigmarsheim, — Beverungen a. d. Weser = Biberheim;** zunächst lehnt sich der Ortsname Beverungen an den durch Beverungen fliefsenden Bach, die Bever = Biberbach, an. Piringen bezeichnet also eine Gegend, wo sich viele Bären befinden, also Bärenheim; das -is in Piringisimarca ist Genitivendung, welches letztere demnach etwa „Bärenheimsmark“ bedeutet. So haben wir ein Beringen bei Schaffhausen, althochdeutsch Peringen lautend, welches schon Förstemann in seinem altdeutschen Namenbuche mit Bär zusammenbringt. Das P in Piringisimarca und Permunt statt des in niederdeutscher Gegend zu erwartenden B läfst sich am einfachsten so erklären, dafs der überwiegende Einfluſs der althochdeutschen Sprache die Fixierung des Namens in oberdeutscher Form veranlafst hat. Später verstand man den Namen nicht mehr und behielt die Schreibung mit P bei.

Welcher Bach bei Pyrmont hat nun der Bärenbach geheifsen? Nach meiner Ansicht der Bach, der als der natürliche Abfluſs der beiden gewaltigen, nicht erbohrten, sondern von selbst seit uralter Zeit hervorsprudelnden Quellen, der Bade- und der Trinkquelle, vor der künstlichen Fassung, Ableitung und Benutzung der Quellen der Emmer zueilte. Dieser natürliche Abfluſs hat nach einer freundlichen Mitteilung des Baumeisters Gösling in Pyrmont früher, wie ein von Tuffsteinfelsen eingefafster und sich quer über die Altenaustrafse ziehender Morastboden deutlich zeigt, über die Altenaustrafse nach der Emmer zu stattgefunden. Der Abfluſs der sogenannten Trampelschen Quellen vereinigte sich mit diesem Hauptwasserlaufe. Übrigens findet vom Brunnenplatze aus noch jetzt ein Abfluſs in dieser Richtung statt.

Also von dem aus den beiden mächtigen Quellen entstehenden wasserreichen Bache, der wegen der Menge der an diesem Bache sich aufhaltenden Bären der Bärenbach von unseren Vorfahren genannt wurde, hat der Ort Pyrmont selbst den Namen erhalten. Es ist dies bei einer ungemein zahlreichen Menge von Orten der Fall, dafs sie von dem Bache den Namen bekommen haben.

---

* -sen ist eine Verschrumpfung von -hausen, wie Lövensen neben Lövenhausen.

** Die Biber waren bekanntlich noch vor einigen hundert Jahren an manchen Flüssen Deutschlands ziemlich zahlreich.

Altena i. W. Dr. Lohmeyer.

Bibliographischer Anzeiger.

Allgemeines.

H. Osthoff, Schriftsprache und Volksmundart. (Berlin, Habel.) 80 Pf.
W. Münch, Zur Förderung des franz. Unterrichts, insbesondere auf Realgymnasien. (Heilbronn, Henninger.) 2 Mk.
G. Fincke, Über die Behandlung der franz. Konjugation auf Gymnasien. (Danzig, Progr. des Realgymn.) 1 Mk. 20 Pf.
Strafsburger Studien, Zeitschrift f. Geschichte, Sprache und Litteratur des Elsasses. Hrsg. v. E. Martin u. W. Wiegand. 1. Bd. 4. Heft. (Strafsburg, Trübner.) 5 Mk.

Lexikographie.

F. Kluge, Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. 5. Lfrg. (Strafsburg, Trübner.) 1 Mk. 50 Pf.
F. Godefroy, Dictionnaire de l'ancienne langue française. Liv. 21. 22. (Paris, Vieweg.) à 5 fr.
A. Romdahl, Glossaire du patois du Val de Saire (Manche) suivi de remarques grammaticales. (Linkœping.)

Grammatik.

E. Nordmeyer, Die grammatischen Gesetze der deutschen Wortstellung. (Magdeburg, Progr.) 1 Mk. 20 Pf.
Th. Müller, Angelsächsische Grammatik. Hrsg. v. H. Hilmer. (Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht.) 4 Mk. 40 Pf.
H. Bokemüller, Zur Lautkritik der Reimpredigt „Grant mal fist Adam". (Halle, Dissert.) 1 Mk. 20 Pf.
H. Schiller, Der Infinitiv bei Chrestien. (Oppeln, Franck.) 1 Mk. 80 Pf.
A. Beyer, Die Flexion des Vokativs im Altfranzösischen u. Provençalischen. (Halle, Dissert.) 1 Mk.
A. Wigand, Formation et flexion du verbe français basées sur le latin d'après les résultats de la science moderne. (Hermannstadt, Michaelis.) 2 Mk. 40 Pf.
J. Witte, Abrifs der franz. Etymologie für den Standpunkt der oberen Gymnasialklassen. (Wolfenbüttel, Progr.) 1 Mk. 20 Pf.
F. Miklosich, Beiträge zur Lautlehre der rumunischen Dialekt-Lautgruppen. (Wien, Gerold.)

Litteratur.

W. Cramer, Die Nibelungenstrophe. Eine metrische Untersuchung. (Schlettstadt, Progr. des Realgymn.) 1 Mk. 20 Pf.

A. Jacklein, Die Frithjofsage aus dem Altnordischen übersetzt. (Progr. der Studienanstalt in Straubing.) 1 Mk. 20 Pf.

Kudrun, hrsg. v. B. Symons (Halle, Niemeyer.) 2 Mk. 80 Pf.

Saltzmann, Wolframs v. Eschenbach Willehalm und seine altfrz. Quelle. (Pillau, Progr. des Realgymn.) 1 Mk. 20 Pf.

H. Schlüter, Zur Geschichte der deutschen Spruchdichtung im Zeitalter der Minnesänger. (Striegau, Progr.) 1 Mk. 20 Pf.

Arnims Tröst-Einsamkeit. Hrsg. von F. Pfaff. 1. Lfrg. (Freiburg und Tübingen, Mohr.) 1 Mk.

Arnoldt, Über Schillers Auffassung u. Verwertung des antiken Chors in der Braut von Messina. (Königsberg, Progr.) 1 Mk. 20 Pf.

A. Althaus, Erörterungen über Lessings Minna von Barnhelm. (Berlin, Gärtner.) 1 Mk.

S. Friedmann, Un poeta politico in Germania (Gualterio di Vogelweide). (Livorno, Vigo.) 2 l.

S. Kalischer, Göthe als Naturforscher u. Herr Du Bois-Reymond als sein Kritiker. Eine Antikritik. (Berlin, Hempel.) 1 Mk. 60 Pf.

A. Wysard, The intellectual and moral problem of Gœthe's Faust. Part. I and II. (London, Trübner.) 2 s. 6 d.

Ch. Borgeaud, J. J. Rousseaus Religionsphilosophie. (Leipzig, Fock.) 3 Mk.

A. Kummer, Victor Hugos lyrische Gedichte. (Hameln, Gymn.-Progr.) 1 Mk. 20 Pf.

P. Sébillot, Gargantua dans les traditions populaires. (Paris, Maisonneuve.) 7 fr. 50 c.

H. Christensen, Beiträge zur Alexandersage. (Hamburg, Nolte.) 1 Mk. 20 Pf.

La chanson de Roland. Texte critique. Traduction p. L. Gautier. 12e éd. (Tours, Mame et fils.)

J. Fleury, Littérature orale de la Basse Normandie. (Paris, Maisonneuve.) 7 fr. 50 c.

H. Möller, Das Beowulf-Epos mit den übrigen Bruchstücken des altengl. Volks-Epos in der ursprünglichen strophischen Form. (Kiel, Lipsius & Tischer.) 2 Mk. 75 Pf.

F. Rönning, Beovulf kvädet. (Kopenhagen.) 2 Mk. 50 Pf.

M. C. Thomas, Sir Gawayne and the green Knight (a comparison with the french Perceval). (Zürich, Dissert.) 1 Mk. 50 Pf.

E. Groth, Komposition u. Alter der angelsächsischen Exodus. (Berlin, Mayer & Müller.) 1 Mk. 20 Pf.

C. P. Vining, Das Geheimnis des Hamlet. Aus dem Engl. v. A. Knoflach. (Leipzig, Brockhaus.) 2 Mk.

P. Stapfer, Les tragédies romaines de Shakespeare. (Paris, Fischbacher.) 3 fr. 50 c.

Pseudo-Shakesperian Plays P. I. The comedie of Faire Em. Revised and edited with introduction and notes by K. Warnke and L. Proescholdt. (Halle, Niemeyer.) 1 Mk. 50 Pf.

E. Engel, Hat Francis Bacon die Dramen William Shakespeares geschrieben? 2. Aufl. (Leipzig, Friedrich.)

B. G. Kinnear, Cruces Shakespearianæ. (London, Bell & Sons.) 7 s. 6 d.

Fr. Ohlsen, Dryden as a Dramatist and Critic. (Altona, Progr. des Realgymn.) 1 Mk. 20 Pf.

Lord Byron von Stephan Born. (Basel, Schwabe.) 80 Pf.

J. C. Jefferson, The real Lord Byron. (London, Horst & Blackett.) 30 s.

E. Engel, Geschichte der englischen Litteratur. 4. Lfrg. (Leipzig, Friedrich.) 1 Mk.
A. Filon, Histoire de la littérature anglaise. (Paris, Hachette.) 6 f.
Galanti, Can., Carmine. Sulla interpretazione dei primi terzetti del canto IX del Purgatorio: continuazione della lettera V della serie 2ª a Giuseppe Despuches. (Ripatransone, Jaffei e Nisi.)
Dante und Beatrice v. F. Hettinger. (Frankfurt a. M., Fösser.) 50 Pf.

Hilfsbücher.

K. Darenwell, Der deutsche Aufsatz in den unteren u. mittleren Klassen höherer Lehranstalten, sowie in Mittel- und Bürgerschulen. 1. Teil. (Hannover, Meyer.) 2 Mk. 40 Pf.
G. Helmcke u. W. Dobert, Übungsstoffe f. den orthographischen Unterricht. (Leipzig, Peters.) 50 Pf.
Huver, Entwurf einer franz. Formenlehre auf Grundlage des Lateinischen, nebst einer Zusammenstellung der wichtigsten franz.-romanischen Lautgesetze für den Unterricht auf dem Gymnasium und Realgymn. (Progr. des Gymn. Hohenstein.) 1 Mk. 20 Pf.
O. Garve, Tabellen zur franz. Grammatik. (Leipzig, Schultze.) 1 Mk. 25 Pf.
G. Strien, Die unregelmäfsigen franz. Zeitwörter, nebst einem Abrifs der franz. Syntax. (Halle, Strien.) 50 Pf.
Hane, Bemerkungen zu Knebels franz. Schulgrammatik. (Rössel, Progr.) 1 Mk. 20 Pf.
König, Franz. Syntax im Abrifs. (Meldorf, Gymn.-Progr.) 1 Mk. 20 Pf.

Zur Einführung
in das
Studium der dramatischen Dichtkunst

von
A. Goerth,
Schuldirektor in Insterburg.

Drama heifst Handlung, oder auch die Darstellung einer Handlung.* Die dramatische Kunst stellt uns menschliche Thaten und Ereignisse dar, so wie sie sich im Leben vollziehen. Die Personen, welche sie als Träger der Handlungen uns vorführt, denken, sprechen und gebärden sich wie in der Wirklichkeit. Aber doch ist das, was wir auf den „Brettern, die die Welt bedeuten, sinnvoll still an uns vorübergehen lassen", nicht die Wirklichkeit selbst, sondern eine ideale Welt. Der dramatische Dichter durchwebt und verarbeitet seine Stoffe so wie der lyrische oder epische Künstler mit religiösen oder sittlichen (socialen und politischen) Ideen. Auch in der dramatischen Kunst entscheidet die Idealisierung des Stoffes und trennt das Gedicht als Kunstwerk streng ab von den blofs gekünstelten Machwerken geschickter Dilettanten.

Man rechnet zur dramatischen Kunst Tragödien, Komödien und Schauspiele** in ihren verschiedenen Ab- und Unterarten. Die meisten dieser Stücke sind für die Auf-

* Von dem Verfasser ist kürzlich erschienen: Einführung in das Studium der Dichtkunst, Bd. I: Das Studium der Lyrik.

** Schauspiele nennt man wohl auch Dramen im engeren Sinne. Es ist besser, das Wort Drama als Gattungswort für alle dichterischen Leistungen in dialogischer Form zu gebrauchen.

führung auf dem Theater gedichtet und beanspruchen die Kunst der Mimen, der Schauspieler.

Demgemäfs hat der Dichter sie nach Kunstgesetzen komponiert, die auf diesen Zweck und auf die Mitwirkung der Schauspieler Rücksicht nehmen. Es giebt aber auch dramatische Gedichte, die sich an diese Regeln nicht kehren. Das Genie geht stets seinen eigenen Weg und erfindet nicht selten neue Kunstformen. Man denke an Göthes „Faust".

Die Gesetze, nach denen der dramatische Dichter schafft, sind bedingt durch das Wesen seiner Kunst. Die Lyrik wendet sich, wie ich im ersten Bande meines Werkes gezeigt habe, vorzugsweise an unser Gemüt; sie „wecket der dunkeln Gefühle Gewalt, die im Herzen wunderbar schlafen." Darum ist ihr schönstes und reichstes Gebiet das der Liebe, wie sie in tausendfach verschiedenen Strahlen sich äufsert als Liebe zwischen Jüngling und Jungfrau, als Gatten-, Geschwister-, Freundesliebe, als Liebe zur Natur, zur Heimat, zum Vaterlande, zu allem Grofsen, Guten und Schönen; und dazu das Gebiet des Schmerzes um das verlorene Schöne. Den Stoff für die dramatische Kunst liefert der menschliche *Wille* mit seiner die Welt bezwingenden Macht.

Unser Wille ist das Produkt eingeborener Anlagen (nach Beneke Kräftigkeit der Urvermögen) und der Erziehung, die uns von frühester Kindheit an durch Eltern, Lehrer, durch die Umgebung, durch Bücher und Schicksale teils beabsichtigt, teils unabsichtlich zu teil wird. Durch fortgesetzte, auf bestimmte vernunftgemäfs erreichbare Zwecke gerichtete Strebungen (Willensakte*) bildet sich in der Seele eines jeden Menschen im Laufe der Jahre eine eigentümliche Art der Entschlossenheit, die ihn bei seinem Handeln, bei seinem Thun und Lassen leitet und den Ausschlag giebt. Jeder einzelne, wirklich ausgeführte Willensakt ist von früher Jugend an je nach dem bewegenden Motiv und der damit verbundenen Verantwortlichkeit mit dem Gefühl der Lust oder Unlust verbunden, das sich von einfacher Befriedigung bis zu beseligender

* Beneke nennt sie Wollungen. Von ihnen zu unterscheiden sind die Wünsche. Diese richten sich auf keinen bestimmten erreichbaren Zweck und sind zu unserer Charakterbildung gleichgiltig.

Freude, von Unruhe bis zu nagendem Schmerz, ja bis zur Verzweiflung steigern kann. Daraus bildet sich im Laufe der Jahre in der Seele das Gewissen, d. h. das Wissen um unser Thun mit seinen belohnenden oder strafenden Gemütsbewegungen. So giebt der Wille eines Menschen den treuesten Spiegel seines Ich, seiner Persönlichkeit; denn er enthüllt dem Kenner des Handelnden Beweggründe, seine Neigungen, Leidenschaften, Anlagen und Gemütsbewegungen. Daher ist Wille gleichbedeutend mit Charakter.

Die einzelnen Willensakte stehen in den ersten Lebensjahren lediglich unter dem Einfluſs der Naturgesetze; mit zunehmendem Alter werden sie beeinflufst, ja geregelt durch die Gebote der Sittlichkeit und der Religion.

Das kleine Kind ist reines Sinnenwesen: es will nur trinken, essen und spielen; später lernt es sittlich handeln durch die Gebote und Verbote der Eltern, der Erzieher und anderer Personen seiner Umgebung;* zuletzt, sobald es vermag, den Begriff „Gott“ zu fassen und in sein Gefühl aufzunehmen, steht sein Wille auch unter dem Einflusse der Frömmigkeit, d. h. des Gefühls der Abhängigkeit von seinem Gott und Vater.

Die Gebote der Sittlichkeit (Verhältnis des Menschen zum Menschen) und der Religion (Verhältnis des Menschen zu Gott) sind durch gemeinsame Arbeit des Menschengeschlechts erzeugt worden und werden unablässig verändert und vermehrt. Sie entwickeln sich aus Ideen, d. h. Meinungen, die unter der allgewaltigen, die Menschheit beherrschenden Macht des „kategorischen Imperativs“ bei dem unbewufst gemeinsamen Streben nach Vollkommenheit zu Tage gefördert werden und unser ganzes Leben und Streben beherrschen (s. Bd. I, Künstler und Dilettant, S. 16). So bildet sich der Wille oder Charakter eines jeden Menschen einmal nach den alten bereits zu Gesetzen erstarkten oder erstarrten Ideen und den neuen treibenden Mächten, welche seine Zeit gebiert. Daher ist jeder ein „Kind

* Den gröfsten Einfluſs hat die nicht beabsichtigte Erziehung. Das Kind abstrahiert sich sittliche (oder unsittliche) Gesetze aus den Reden und dem Beispiel der Personen seiner Umgebung, sowie aus den Thaten der Menschen, die ihm in Büchern geschildert werden. Daher die Gefahr schlechter Lektüre namentlich für phantasiereiche Kinder.

seiner Zeit", selbst wenn sein Geist so gewaltig ist, dafs er die neuen Ideen seinem Volke, ja allen Menschen zur Klarheit zu bringen und ihr Leben danach umzugestalten vermag. Luther glaubte sein lebelang an den Teufel, an die Hölle des Mittelalters, an Hexen- und Zauberspuk, wie die beschränktesten Köpfe seines Jahrhunderts.

Aus diesen Betrachtungen wird klar geworden sein, dafs bei dieser grofsen Fülle von Bedingungen der Wille oder Charakter eines Menschen sich eigentümlich gestalten mufs. Zwar lassen sich bei Annahme bestimmter Bedingungen auf die Ausbildung ziemlich sichere Schlüsse ziehen. Wer von Kindheit auf gewöhnt wird, seine sinnlichen Neigungen um des Guten willen zu beherrschen, wem bei so sittlichem Handeln durch die liebevolle Teilnahme edler Eltern und Erzieher die rechte Wärme fürs Gute erzogen wird: der kann und mufs, falls seine eingeborenen Anlagen nicht zu mächtig dagegen wirken, ein edler Mensch werden, bei dem schliefslich das Sittengesetz Naturgesetz wird, also dafs er nicht anders als sittlich handeln kann. Wer sich von Jugend auf allen Vergnügungen hingeben darf, und nie oder nicht mit rechtem Ernst gezwungen wird, das Vergnügen der Pflicht zu opfern, mufs allmählich selbst bei guten Anlagen ein vergnügungssüchtiger Mensch, ein leichtsinniger Charakter werden. Wer bei hervorragenden Anlagen zu selbständigem Handeln nie gewöhnt wird, seinen Willen, der schon früh dieser Energie gemäfs herrisch und gewaltthätig auftritt, unter das Gesetz zu beugen, kann leicht, falls nicht die Erziehung durch das Schicksal einwirkt, sich zu einem herrischen und gewaltthätigen Charakter ausbilden. Ein Mensch, der bei ähnlichen Anlagen in Kreisen erzogen wird, in denen die Menschen eine besondere Lust empfinden, gegen göttliche und menschliche Gebote zu handeln, kann sich leicht zu einem jener grofsen Verbrecher entwickeln, deren Thaten wir schaudernd bewundern. Demgemäfs pflegt man wohl von sittlichen oder unsittlichen, leichtsinnigen, herrischen, gewaltthätigen, ehrgeizigen, verbrecherischen, frommen und demütigen, sowie von schwankenden, unbestimmten und unbedeutenden Charakteren zu sprechen. Aber es dürfte wohl klar geworden sein, dafs hier die Wissenschaft mit ihren allgemeinen Be-

griffen, Definitionen und Regeln nur Oberflächliches zu leisten vermag. Sie kann nur lehren, in welcher Weise der Charakter sich bildet, wie bestimmte Verhältnisse bei gegebenen Anlagen auf diese Ausbildung und die daraus resultierende Handlungsweise einwirken können; aber sie vermag nicht, uns tiefer in die Kenntnis des Charakters eines Individuums einzuführen. Und doch bedürfen wir alle dieser Kenntnis und streben bewufst oder unbewufst unser lebelang danach, Menschen- und Selbsterkenntnis zu erlangen. Denn unser Glück oder Unglück, der Erfolg unserer Wirksamkeit auf Mit- und Nachwelt und somit der ganze Fortschritt der Welt ist wesentlich darauf gegründet, dafs jeder einzelne in jenem Streben zur Erkenntnis der Wahrheit gelange. Das Leben ist in der That ein „Kampf aller gegen alle"; Wille kämpft gegen Wille im kleinen wie im grofsen, und es mufs also sein; denn nur aus ununterbrochenen Kämpfen erblüht Gesundheit und Lebensfrische bei dem einzelnen wie in der ganzen menschlichen Gesellschaft.

In diesem Streben kommt die dramatische Kunst uns liebevoll fördernd entgegen. Der echte Dichter beobachtet schärfer als gewöhnliche Menschen, selbst als Männer der Wissenschaft, und vermag infolge seiner Begabung die einzelnen Charaktere in ihrer wahren Wesenheit zu erkennen und durch Intuition auf ihre Beweggründe, Anlagen und Gemütsbewegungen die richtigen Schlüsse zu ziehen. So vermag er im Laufe der Jahre von verschiedenen, namentlich aufsergewöhnlichen Menschen getreue Bilder in seine Seele aufzunehmen und dieselben mit Hilfe seiner künstlerischen Phantasie in freiem Spiel zu verarbeiten.

So wie der Historienmaler es vermag, Menschen in ihrer äufseren Erscheinung durch Linien und Farben darzustellen, ist der dramatische Künstler im stande, Personen in ihrem Gebaren, ihrem Denken, Fühlen und Wollen und in ihrem charakteristischen Handeln naturgetreu in Worten zu schildern.* So wie

* Diese Schärfe des Blicks für das Äufsere und für das Innere eines Menschen ist bei bedeutenden Dichtern ganz bewunderungswürdig. Wenn sie in kleinen Städten leben, wo jeder den anderen kennt, sind die Menschen, welche ihnen, wie man sagt, „zu den einzelnen Porträts gesessen haben",

der Historienmaler in seinem Schaffen durch Studien in Perspektive, Kompositions- und Farbenlehre und Schattenprojektion unterstützt wird, schärft und verfeinert der dramatische Künstler seinen Blick durch das Studium der Psychologie, der Geschichte und Philosophie, jedoch vermögen solche Studien den durch das eingeborene Talent gegebenen tieferen Einblick in fremde Seelen nie zu ersetzen.

Der echte dramatische Dichter ist ein Seelenmaler. Aber seine Kunst legt ihm aufserdem noch besondere Schwierigkeiten auf. Ein Seelenmaler ist auch der epische Dichter. Das Talent, in die Tiefen menschlicher Seelen zu schauen, mufs ihm in demselben Mafse wie dem Dramatiker eigen sein.

Aber seine Kunst gestattet ihm sorgsame Motivierung der Handlungen, breite, eingehende Schilderung aller Verhältnisse; erlaubt ihm, uns in einzelnen Bildern vorzuführen, wie der Held allmählich erzogen, durch die Zeit und die Umgebung zum Handeln bestimmt wird. Es ist ihm gestattet, das Gemütsleben seiner Person besonders zu berücksichtigen. Die Schilderung der allmählich wachsenden Liebesleidenschaft bildet ja in seinen Schöpfungen stets eine der interessantesten und reizendsten Episoden. Dem Dramatiker, der uns in einem sehr engen Rahmen ein idealisiertes Bild menschlichen Wollens und Handelns vorführen soll, sind diese Vorteile nicht gestattet. Er mufs sich in Motivierung und Charakteristik der äufsersten Kürze befleifsigen, mufs Hauptgewicht auf die Handlung legen, darf dem lyrischen Element, den Gefühlsergüssen nur einen ganz beschränkten Spielraum gewähren und Schilderungen soviel wie möglich vermeiden, denn der Zuschauer will die Handlungen vor seinen Augen sich vollziehen sehen.* „Auf der Bühne

so leicht zu erkennen, dafs auch ein ungeübtes Auge davon gepackt wird. Da nur wenige Kenner begreifen, wie solche Beobachtungen beim Idealisieren verarbeitet werden, so wird der Dichter nicht selten für seine Kunst persönlich verantwortlich gemacht. So soll es, wenn ich recht berichtet bin, dem berühmten Spielhagen ergangen sein, als er seine ersten Romane, „Problematische Naturen“ und „Durch Nacht zum Licht“ veröffentlichte.

* Unter dem epischen Künstler schafft ihm am ähnlichsten der Novellendichter, der die Aufgabe hat, in pikanter und geistvoller Weise ein psychologisches Problem oder Rätsel zu lösen. Man denke an die Schöpfungen von Paul Heyse, des Novellendichters par excellence. In diesen kurzen Gedichten werden die Charaktere leicht aber sehr scharf skizziert

wirken nicht die schönen Reden, sondern die Darstellung der Gemütsprozesse, durch welche das Empfinden sich zum Wollen und zur That verdichtet.“ Diese Thaten selbst müssen *Bedeutung* haben, die Personen als Träger derselben müssen uns lebhaft interessieren, so dafs wir uns an ihrem Thun erbauen, erfrischen, erheben, dafs in unserer Seele ein nachhaltiger Eindruck zurückbleibt, der reinigend und veredelnd unser eigenes Denken und Thun durchdringt. Diese Wirkung soll durch ein wenig umfangreiches Bild erzielt werden, dessen Darstellung auf der Bühne höchstens drei bis vier Stunden dauern darf. Das ist wahrlich eine schwere Aufgabe und erfordert eine aufserordentliche Dichterkraft, verbunden mit einem besonderen *dramatischen Talent*.

Um diese Aufgabe recht zu lösen, sind die Dichter in Bezug auf die *äufsere Form* ihrer Werke bei der *Rhetorik* in die Schule gegangen und haben von ihr eine Menge Kunstgriffe entlehnt. Auch haben sich aus dem Studium der besten dramatischen Werke früherer Zeiten eine Menge technischer Vorschriften ergeben, die jeder Dichter mit Nutzen verwerten wird. Mit Hilfe dieser Kunstgriffe und Vorschriften ist es nicht schwer, ein Drama zu schreiben, das äufserlich wie ein Kunstwerk aussieht. Wir haben eine übergrofse Menge solcher blofs rhetorischen Künsteleien, und ihre Zahl wird jahraus, jahrein vermehrt. Es ist also auch hier wie in der Lyrik die Aufgabe jedes Studierenden, *dahin zu gelangen, mit Sicherheit das echte Gold vom Scheinmetall zu unterscheiden*.

Zunächst ist es wichtig, jene Kunstgriffe und Vorschriften kennen zu lernen: die *Technik* des Dramas zu studieren. Ich verweise meine Leser auf das treffliche Buch von Gustav Freytag: *Die Technik des Dramas*, und will hier den Bau eines regelrechten dramatischen Kunstwerks nur in der Kürze besprechen.

Jedes Drama, mag es Tragödie oder Komödie sein, bietet uns ein *Bild menschlicher Lebenskämpfe*: Wille kämpft

und die Handlung eilt nach kurzer Vorbereitung rasch zum Höhepunkte hinauf, dem eine kurze Katastrophe folgt.

gegen Wille, der einzelne gegen widerstrebende Gegner, oder auch Partei gegen Partei. Soll solch ein Bild einheitliches Interesse erregen, so mufs ein und derselbe Kampf den Inhalt bilden; dieser Kampf mufs im Eingange motiviert, bis zu einem Höhepunkte gesteigert und zu einem bestimmten befriedigenden Ausgang geführt werden. Den Inhalt des Kampfes bilden die einzelnen Handlungen, die Schachzüge der Spieler und Gegenspieler. Sind dieselben so angelegt, dafs sie unser Interesse stets auf die Hauptsache richten, dafs sie uns nie von dem Hauptkampfe ablenken, so herrscht in dem Stücke Einheit der Handlung. Scenen, die in das Getriebe dieses Kampfes gar nicht eingreifen, sind fehlerhaft, weil sie unser Interesse auf Nebendinge leiten. In Corneilles „Cid“ ist die Rolle der Königstochter Donna Uraka ganz verfehlt, da sie auf die Handlung, auf den Kampf zwischen dem Helden Rodrigo mit seiner Ximene, gar keinen Einflufs ausübt. Darum werden bei der Aufführung sämtliche Scenen, in denen jene Dame auftritt, mit Recht ganz weggelassen. Alle einzelnen Handlungen müssen wie die Glieder einer Kette ineinander greifen, so dafs man keine entfernen kann, ohne diese Kette zu zerreifsen.

Zuweilen fügt der Dichter der Haupthandlung Scenen bei, die nicht unbedingt notwendig sind, sondern nur dazu dienen, uns den Charakter des Helden klarer hervorzuheben. Solche Scenen nennt man Episoden. In Lessings „Minna von Barnhelm“ ist solch eine Episode das Auftreten der „Dame in Trauer“, durch deren Gespräch mit Tellheim der edle Charakter dieses Mannes in ein so helles Licht gesetzt wird. Die Dame greift in den Kampf zwischen dem Helden und seiner Minna gar nicht ein. Sie tritt nur auf, um wieder zu verschwinden, und darum könnte diese Scene ohne besonderen Nachteil für das Stück auch ganz gestrichen werden. Episoden sind gleichsam Verzierungen an den Gliedern der Goldkette. Wenn man sie wegläfst, so bleibt die Kette in ihrer Wesenheit unangetastet.

Man pflegt die Handlung in einem Drama die Fabel desselben zu nennen, indem man vorzugsweise an die Erfindungskraft denkt, deren der Dichter bedarf, um die verschiedenen Scenen, die Schachzüge der Spieler und Gegenspieler zu erdenken. Mir will der Ausdruck nicht gefallen, weil er Haupt-

gewicht auf des Dichters Witz legt, während diese Gabe, wie später gezeigt werden soll, bei der Komposition durchaus nicht die Hauptrolle spielt. Mir erscheint es klarer, als *Handlung* eines Stückes den einheitlich durchgeführten Kampf zwischen Spielern und Gegenspielern zu bezeichnen. So ist die Handlung in „Maria Stuart“ der Kampf zwischen Maria und Elisabeth und damit zwischen Protestantismus und Katholicismus, zwischen dem Königtum von „Gottes und von Volkes Gnaden“; die Handlung im „Wallenstein“ der Kampf zwischen dem allmächtigen Feldherrn und dem schwachen und ränkesüchtigen Kaiser, der Kampf zwischen der rechtlosen Gröfse und der hinter altem geheiligtem Recht verschanzten Selbstsucht und Gemeinheit. In Shakespeares „Julius Cäsar“ führt uns der Dichter den Kampf der letzten römischen Republikaner gegen die andringende Monarchie vor Augen. In den „Femmes Savantes“ von Molière ist die Handlung der komische Kampf zwischen den eitlen „gelahrten Frauen“ und dem gesunden Menschenverstande ihrer Hausgenossen; in „Minna von Barnhelm“ der Kampf zwischen dem klugen Mädchen und ihrem wunderlichen Bräutigam, um denselben von seiner Marotte zu heilen.

Gewöhnlich stellt der Dichter, namentlich in Tragödien, als Träger der Handlung einen Helden (oder eine Heldin) auf und fesselt so unser Hauptinteresse während des ganzen Kampfes einheitlich an diese Person. Wir haben aber auch vorzügliche Kunstwerke, in denen zwei gleichberechtigte Gewalten auftreten und während ihres Kampfes unser liebevolles Interesse in gleicher Weise gefangen nehmen: so in der berühmten „Antigone“ von Sophokles. Mithin liegt die für jedes Drama unbedingt erforderliche *Einheit der Handlung* in der einheitlichen Verknüpfung der einzelnen Scenen, durch die uns der das ganze Stück durchdringende Hauptkampf in seinem Auf- und Absteigen vom Beginn durch den Höhepunkt zur Katastrophe vorgeführt wird.

Aus dem Gesagten wird schon klarer geworden sein, dafs jedes echte Drama die blofse Darstellung von Ereignissen, mögen sie noch so witzig verknüpft sein, vollständig

ausschliefst. Jeder Kampf erfordert Handlungen, die aus dem Willen oder Charakter der Kämpfenden entspringen. Nur wenn dem Zufall oder dem Schicksal dabei eine ganz untergeordnete Rolle zugeteilt wird, kann uns solch ein Kampf interessieren, d. h. mit herzlicher, das Gemüt bewegender Teilnahme erfüllen.* Lessing sagt in seiner „Hamburger Dramaturgie" bei Besprechung von Corneilles „Rodogune" (St. 30) folgendes: „Dieser dreifache Mord würde eine Handlung ausmachen, die ihren Anfang, ihr Mittel und ihr Ende in der nämlichen Leidenschaft der nämlichen Person hätte. Was fehlt ihr also noch zum Stoff einer Tragödie? Für das Genie fehlt ihr nichts, für den Stümper alles. Da ist keine Liebe, da ist keine Verwickelung, keine Erkennung, kein unerwarteter, wunderbarer Zwischenfall; alles geht seinen natürlichen Gang. Dieser natürliche Gang reizt das Genie, und den Stümper schreckt es ab. Das Genie können nur Begebenheiten beschäftigen, die ineinander gegründet sind, nur Ketten von Ursachen und Wirkungen. Diese auf jene zurückzuführen, jene gegen diese abzuwägen, überall das Ungefähr auszuschliefsen, alles, was geschieht, so geschehen zu lassen, dafs es nicht anders geschehen kann: das, das ist seine Sache, wenn es in dem Felde der Geschichte arbeitet, um die unnützen Schätze des Gedächtnisses in Nahrungen des Geistes zu verwandeln. Der Witz hingegen, als der nicht auf das ineinander Gegründete, sondern nur auf das Ähnliche oder Unähnliche geht, wenn er sich an Werke wagt, die dem Genie allein vorgespart bleiben sollten, hält sich bei Begebenheiten auf, die weiter nichts miteinander gemein haben, als dafs sie zugleich geschehen. Diese miteinander zu verbinden, ihre Fäden so durcheinander zu flechten und zu verwirren, dafs wir jeden Augenblick den einen unter dem anderen verlieren, aus

* Eine geschickte Verknüpfung aller möglichen Ereignisse erregt nur Spannung. Durch Erregung der niederen Affekte unserer Seele, wie Furcht, Angst, pathologisches Mitleid, Neugier oder Hafs, Widerwillen, Abscheu, wird das Gemüt in einen unbehaglichen Zustand versetzt, so dafs es allmählich mit wahrer Ungeduld den Schlufs verlangt, nach dem Ausgang hin wie ein immer straffer gezogener Bogen gespannt wird. Der Schlufs gewährt dann Erleichterung und damit Abspannung. Da rohe Menschen solche Aufregung besonders lieben, so werden schlechte Romane, die darauf spekulieren, nie aus der Welt verschwinden.

einer Befremdung in die andere gestürzt werden: das kann er, der Witz, und nur das. Aus der beständigen Durchkreuzung solcher Fäden von ganz verschiedenen Farben entsteht dann eine Kontextur, die in der Kunst eben das ist, was die Weberei Changeant nennt: ein Stoff, von dem man nicht sagen kann, ob er blau oder rot, grün oder gelb ist; der beides ist, der von dieser Seite so, von der anderen anders erscheint; ein Spielwerk der Mode, ein Gaukelputz für Kinder."

Die Handlungen der Menschen lassen sich nach zwei Richtungen sondern: sie können geschehen um des eigenen Selbst oder um des sittlichen oder religiösen Ideals willen. Die ersteren entspringen aus der auf Naturgesetzen beruhenden Selbstliebe, die sich durch verschiedene Grade bis zur Selbstsucht steigern kann; die anderen aus der dem Menschengeschlecht eingeborenen Liebe zum Grofsen, Guten, Schönen, aus der selbstlosen idealen Liebe, von der die sittlichen und religiösen Gebote herstammen. Aber es giebt nur wenig Handlungen, die sich rein auf das eine oder das andere jener Grundmotive zurückführen lassen; bei den meisten vermischen sich die Motive derart, dafs es sehr schwierig ist zu entscheiden, welche Art der Liebe bei dem Willen den Ausschlag gegeben, und noch schwieriger, in welcher Weise die Mischung vorvorhanden ist* und wie sich daraus und aus dem inneren Kampf der seelischen Regungen das Endresultat ergeben konnte. Hierbei kommt dem Dichter seine feine und scharfe Beobachtungsgabe, sein Blick in die Tiefen der Seelen zu gute. Aus diesen Beobachtungen entnimmt er die Farben zur Komposition seiner Seelengemälde; auf diese Kenntnis stützt er sich, wenn er bei Komposition der seelischen Kämpfe die „Ketten von Ursachen und Wirkungen" einheitlich abgerundet uns vorführt. Er „greift hinein ins volle Menschenleben". Der Poetaster erträumt sich Menschen, wie er sie nach seinem phantastisch erfundenen Plane braucht; es sind „Masken", durch deren Mund er selbst, der Dichterling, zu uns spricht; der Dichter schildert uns naturwahre Lebenskämpfe, ausgeführt von naturwahr ge-

* Die menschliche Seele ist ein wunderbarer und wunderlicher Mischmasch von sinnlichen und edlen Regungen!

zeichneten Charakteren. Darum empfindet er in seiner Seele, wenn der Schaffenstrieb sich meldet, zuerst die Träger der Handlung, die Menschen und danach erst die einzelnen Scenen, durch welche der Hauptkampf einheitlich dargestellt werden kann; während umgekehrt der Poetaster zuerst die „Fabel" ersinnt und danach sich die nötigen Personen erkünstelt. Wie der Musiker beim Komponieren mit der Melodie zugleich die Harmonien mit der Klangfarbe der verschiedenen Instrumente empfindet, lebt in des Dichters Phantasie beim Schaffen das Leben selbst, wie es die Menschen, jeder seinem Charakter gemäfs, in Mienen, Gebärden, Denken, Sprechen und Handeln bei den verschiedenartigsten Gelegenheiten ihm vorgeführt haben.

Aber es ist freilich dabei noch manches zu erwägen.

So wie der Maler die Farbentöne und Formen niemals so verwerten kann, wie er sie in der Natur sieht, kann der Dichter auch die Scenen des wirklichen Lebens, so dramatisch sie zuweilen auch sein mögen, nicht unverändert bei seinen Schöpfungen verwenden. Nicht allein dafs er sie um der Darstellung des von ihm erfundenen Hauptkampfes willen notwendigerweise verändern mufs. Es kommt die zweite Forderung, die seiner Kunst, hinzu: er mufs sie nach Schönheitsgesetzen verarbeiten, mufs den Stoff idealisieren.*

Ich habe im ersten Bande meines Werkes bereits erörtert, dafs die Kunst des Idealisierens darin besteht, den Stoff mit sittlichen oder religiösen Ideen zu verarbeiten und demgemäfs zu verändern. (Bd. I, S. 18.) Wie der dramatische Dichter dies ausführt, kann man am klarsten aus den grofsen Dramen unseres Schiller und denen von Shakespeare erkennen. Betrachten wir zunächst einige historische Tragödien.

Schiller hatte sich durch eingehende Studien mit der Geschichte des dreifsigjährigen Krieges vertraut gemacht, als der

* G. Freytag sagt in seiner „Technik des Dramas" S. 15: „Einen Stoff nach einheitlicher Idee künstlerisch umbilden heifst ihn idealisieren." Er versteht dabei unter „Idee" den künstlerisch organisierten Hauptkampf, die Handlung. Dadurch wird der Begriff „Idealisieren des Stoffes" nicht zur Klarheit gebracht, denn ein Poetaster könnte demgemäfs die phantastische Zustutzung der Masken in seinen Künsteleien ebenso bezeichnen.

Plan in ihm auftauchte, die finstere Gestalt des Wallenstein zum Mittelpunkt eines dramatischen Gemäldes zu machen. Diese Studien belehrten ihn, dafs der Held dem Kaiser zu mächtig wurde, und dafs man ihn schliefslich, als er mit den Schweden sich verbünden wollte, durch Meuchelmord aus dem Wege räumen liefs. Die Darstellung dieses Kampfes zwischen dem gewaltigen, allmächtig gewordenen Kriegsfürsten und dem Kaiser sollte den Inhalt des Dramas bilden. Der Geschichte nach siegt die Hinterlist durch ein nichtswürdiges verbrecherisches Mittel über ein gleichfalls unsittliches verbrecherisches Thun oder fast zur That gewordenes Wollen. Die lediglich naturwahre Darstellung eines solchen Kampfes kann nur abstofsend, aber nicht erhebend oder erschütternd wirken. Schiller hob dieselbe in das Reich des Schönen, indem er sie mit hochsittlichen Ideen durchwob und die historischen Gestalten diesen Ideen gemäfs handeln liefs. Es sind die hochsittlichen Ideen, die das durch alte Rechte und Pflichten geheiligte Verhältnis zwischen dem Kaiser und seinen Unterthanen und das heilige Gefühl der Treue betreffen. Dadurch hat dies wunderbare Drama nicht nur seine grofsartige Schönheit erhalten, sondern ist zugleich ein echt deutsches Stück, ein echtes Nationalwerk geworden. So tritt die Person des Kaisers bei diesem finsteren Kampfe ganz in den Hintergrund: für ihn handelt die seine Rechte vertretende Partei, an der Spitze derselben Octavio Piccolomini. Es handeln für ihn zuletzt, als der Verrat offenbar wird, alle besseren Elemente des Heeres, so dafs bei dem abtrünnigen Feldherrn trotz seiner Heldengröfse und persönlichen Liebenswürdigkeit nur Menschen bleiben, die im Grunde alle wie Illo sprechen: „Ich bin schon fertig, spricht man von Treue mir und von Gewissen.“ Wallenstein geht unter, weil er „zu frei gescherzt mit dem Gedanken“, weil „er sich zu sehr in seiner Gröfse gefallen“, weil er die Geister, die er heraufbeschworen, nicht zu bannen vermag und nun die That vollbringen mufs, obwohl er sie nur gedacht, obwohl es nie bei ihm beschlossene Sache gewesen ist, sie wirklich auszuführen. Dadurch wird er aus dem historischen, Abfall und Empörung planenden Verräter ein tragischer Held und die Darstellung dieses Kampfes

ein erhabenes Schauspiel. Sie ist es geworden durch das Hineinflechten der oben genannten Ideen, durch die uns die Gesetze der sittlichen Weltordnung in wunderbar schönen, ergreifenden Bildern zu Gemüte geführt werden. Über dem Ganzen schwebt „das grofse gigantische Schicksal, welches den Menschen erhebt, wenn es den Menschen zermalmt.“

Das, und nur das heifst den Stoff idealisieren, ihn „durch die Form vertilgen“ und in das Gebiet des Schönen erheben.

Shakespeare entnahm den Stoff zu seinem „Julius Cäsar“ aus der römischen Geschichte. Was wir dort lesen, bietet uns nur das unerquickliche Bild des verbrecherischen Ringens der elenden Selbstsucht. „Wo ein Aas ist, da sammeln sich die Adler.“ In dem entarteten Rom erhebt sich ein wilder Kampf hochbegabter, aber ehrgeiziger und rücksichtslos selbstsüchtiger Männer um die Alleinherrschaft. Der bedeutendste wird in dem Augenblicke, da er sein Ziel fast erreicht hat, von den anderen ermordet. Die Mörder zerfleischen einander, bis zuletzt der klügste unter ihnen nach Beseitigung der anderen sein Ziel erreicht: sich zum Alleinherrscher macht. Wie hat Shakespeare diesen unerquicklichen Kampf idealisiert? Er hat ihn mit einfach sittlichen und zugleich mit politischen* Ideen durchwoben und die historischen Charaktere demgemäfs verändert.

Mitten in dies wilde Ringen stellt er den edeln, für die republikanische Freiheit hoch begeisterten Brutus und fesselt unser Interesse einheitlich an sein Schicksal. Er geht unter, weil ein so liebenswürdiges, fein organisiertes Gemüt dem Kampfe mit der schlauen Selbstsucht, mit dem ehrgeizigen und verbrecherischen Streben der Söhne einer entarteten Zeit nicht gewachsen ist. So werden uns auch hier durch die jenen Ideen gemäfs geschilderten Handlungen des Brutus und seiner Gegenspieler, sowie durch die Handlungen des Volkes die Gesetze der sittlichen Weltordnung enthüllt; so fühlen wir auch hier das Walten des grofsen gigantischen Schicksals, das sich dem denkenden Blicke sowohl im Geschick des einzelnen, wie in dem ganzer Völker klar offenbart.

* Sittliche Ideen zerfallen in einfach sittliche, die das Verhältnis des Menschen zum Menschen, in sociale, die das der Stände zu einander, in politische, die das des Bürgers zum Staat und zu seinem Fürsten betreffen.

Auch in den Tragödien, in welchen Shakespeare uns das leidenschaftliche Ringen und Streben verbrecherischer Selbstsucht mit grausiger Naturwahrheit schildert, in „Macbeth", „Richard III", „Othello" ist der Stoff idealisiert, nach sittlichen und religiösen Ideen verändert worden. Überall läfst er diese entsetzlichen Menschen so sprechen und handeln, dafs wir klar erkennen können, wie der kategorische Imperativ der sittlichen und religiösen Pflicht in ihren Gemütern mit der Leidenschaft ringt; wie sie infolge dieses inneren Kampfes bei allen Erfolgen, die der eiserne böse Wille erringt, immer mehr an innerem Halt verlieren, so dafs schliefslich der Vernichtungskampf von ihnen wie eine Erlösung aus den schrecklichsten Qualen mit wildem Jubel begrüfst wird. Dadurch werden uns diese Verbrecher zu tragischen Helden, dadurch und nur dadurch allein ist es dem Dichter gelungen, uns auch durch solche Schauspiele zu erschüttern und zu erheben; dadurch allein hat er den grausigen Stoff in das Reich des Schönen gehoben.

Das rechte kunstgemäfse Idealisieren des Stoffes läfst sich auch an den guten Komödien studieren. Sie gehören zu den Satiren, in denen, wie Schiller sagt (Über naive und sentimentale Dichtkunst), „der Widerstreit zwischen Ideal und Wirklichkeit dargestellt wird."

Allen Wunderlichkeiten, die wir so herzhaft belachen, liegt ein tiefer Ernst zu Grunde; aus den Darstellungen des Lebens, wie es nicht sein sollte, klingt das ernste „du sollst" und führt uns in das Reich sittlicher und religiöser Ideen.

Es soll später bei dem eingehenden Studium einzelner Dramen gezeigt werden, wie der Dichter die verschiedenen Charaktere diesem Idealisieren gemäfs bis in die kleinsten Züge ausarbeitet. Hier nur noch ein kurzes Wort über mangelhaftes und über falsches Idealisieren.

Jeder Dichter braucht eine bestimmte Zeit, um Ideen zu studieren und sich zu klarer Anschauung zu bringen, wie dieselben die verschiedenen Individuen, je nach deren Begabung, Gemüts- und Willensrichtung oder auch äufserer Lebensstellung zu Thaten treiben. Solange er das ganze reiche Leben, das Ideen in der Wirklichkeit schaffen, nicht objectiv wahr erkannt und in seine Phantasie aufgenommen hat, wird es ihm

nicht gelingen, das Leben in seinen Stücken objektiv wahr zu schildern. Er kann dann noch nicht, wie Schiller vom Künstler fordert, „sich bescheiden in die ewigen Gesetze verhüllen und in den Stücken mit seiner Persönlichkeit ganz zurücktreten", sondern mufs den verarbeiteten Ideen und den nach denselben geschaffenen Bildern subjektive Färbung geben. Die Menschen handeln in denselben dann nicht naturwahr, sondern so, wie er, der junge Dichter meint, dafs sie handeln sollten. Dadurch müssen dieselben naturgemäfs phantastische Färbung erhalten und überall wird des Dichters Zuneigung und Abneigung, seine Liebe und sein Hafs sich den Reden und Handlungen so mitteilen, dafs die gleichen Gefühle in dem Zuhörer erregt werden. Das erzeugt eine so unruhige Stimmung, dafs der Genufs des Schönen ganz oder zum grofsen Teil aufgehoben wird. Solch ein noch mangelhaftes Idealisieren zeigt sich klar in den drei ersten, sonst mit ganz wunderbarer Kraft und Genialität verfafsten Dramen unseres Schiller, ja noch im „Don Carlos".* Das Bild des Fiesko und seiner Verschwörung ist so wenig naturwahr, dafs wir bei einzelnen Zügen lächeln müssen, und in „Kabale und Liebe" spricht sich gegen die entsetzlichen Zustände der damaligen Zeit ein so glühender Hafs aus, dafs wir noch jetzt schon beim Lesen mit wahrem Ingrimme erfüllt werden.

Das falsche Idealisieren ist das der Poetaster. Auch dies soll später an schlechten Stücken näher erörtert werden. In solchen Machwerken sprechen die Personen, wie z. B. in Voltaires „Zaïre" in hochtönenden Phrasen über Ideen, aber sie handeln nicht danach.** Zu diesem falschen Idealisieren gehört auch die Erfindung von Handlungen mit tendenziöser Färbung. Hierbei verarbeitet der Dichter nicht eine Idee, son-

* Der grofse Künstler wufste dies selbst so genau, dafs er von diesen ersten Arbeiten gar nicht gern sprechen mochte.

** G. Freytag sagt in seiner „Technik des Dramas" (S. 225), dafs Schiller „in den Tragödien seine Personen zu Teilnehmern einer Handlung macht, welche die höchsten Verhältnisse der Menschen, Staat und Glauben zum Hintergrunde hat." Ich meine, dieser Ausdruck fällt mit dem von mir erörterten Begriff „Idealisieren" zusammen. Ich drücke dasselbe so aus: Schiller hat in seinen vollendeten Tragödien den Stoff mit den höchsten sittlichen (politischen und socialen) und religiösen Ideen verarbeitet und die Personen als Träger dieser Ideen hingestellt. Er hat durch tiefe Studien

dern nur seine eigene Ansicht und Meinung, höchstens die einer Partei. Nun ist freilich seine Meinung oder die seiner Partei ein Teil einer Idee, und seine Denk- und Handlungsweise kann unter Umständen zu dem grofsen Bilde der Lebenskämpfe, welche solch eine treibende Macht erzeugt, ein hervorragendes Bruchstück liefern. Aber dies vermag er, der selbst mitten in diesen Kämpfen steht, gar nicht zu beurteilen: und so müssen alle Handlungen, die er darstellt, um seine Meinung als die objektiv wahre zur Geltung zu bringen, subjektive Färbung erhalten und die Hörer oder Leser je nach ihrer Parteistellung zur Idee mit Zuneigung oder Abneigung erfüllen. So wird sein Stück ein Mittel, das vielleicht sehr wirksam sein kann, eine grofse Idee zur Durchführung zu bringen, dieselbe zum Sittengesetz zu erheben; aber es verliert dadurch den Charakter des Kunstwerks. Dies gilt auch für das gröfste Werk dieser Gattung, für Lessings „Nathan". Es hat mehr als hunderte der geistvollsten Bücher, Abhandlungen und Predigten dazu beigetragen, die Idee der Toleranz allen edel denkenden Menschen zum objektiv wahren Sittengesetz zu machen; aber es ist und bleibt ein Kampfstück, eine gewaltige, eindringliche, erhabene Predigt in dramatischer Form. Er selbst, der grofse Dichter, sagt, er habe bei der Konzeption die Absicht gehabt, „seine alte Kanzel, das Theater, zu besteigen.". So dankbar wir ihm dafür sind, wollen wir doch im Interesse der Kunst an der oben gegebenen Erklärung festhalten. Jedermann weifs, dafs „Nathan der Weise" noch heutzutage bei den religiösen Parteikämpfen von einer Seite hoch gepriesen und verehrt, von der anderen aufs äufserste angegriffen und verketzert wird.*

Im Interesse des Fortschritts wünsche ich von Herzen, dafs noch viele so wie Lessing das Theater wie eine Kanzel besteigen könnten; im Interesse der Kunst aber müssen wir

---

in Kulturgeschichte, Geschichte, Philosophie und Kunst und im Menschenleben sich das reiche Leben, das jene grofsen Ideen schaffen, zur klaren und objektiv wahren Anschauung gebracht, und sein gewaltiger Geist setzte ihn in den Stand, selbst die gröfsten Acteurs in solchen durch grofse Ideen erregten Lebenskämpfen treu und scharf zu zeichnen.

* Man lese z. B. die geistvoll geschriebene Abhandlung des orthodoxen Theologen Professor Beischlag: Über Nathan den Weisen, ein Vortrag.

jede tendenziöse Idealisierung als verfehlt zurückweisen.

Wenn der Dichter beim Schaffen eine Handlung, also einen bedeutenden Lebenskampf erfunden und die bedeutendsten Spieler und Gegenspieler den zu dem Lebenskampfe treibenden Ideen gemäfs in den Hauptzügen konzipiert hat, handelt es sich für ihn darum, den Kampf einheitlich zu gestalten, denselben bis zu einem Höhepunkte hinaufzutreiben und bis zur Katastrophe hinabsteigen zu lassen. Daraus ergeben sich naturgemäfs drei Teile. Bei einem Drama, das nur zum Lesen bestimmt ist, wäre es nicht nötig, diese Teile abzusondern. Wenn es aber auf dem Theater durch Schauspieler dem Publikum vorgeführt werden soll, ist es wichtig, diese Teile voneinander zu trennen und dazwischen zwei Ruhepausen eintreten zu lassen. Diese Pausen dienen für die Spieler zur Erholung resp. Umkleidung; für die Hörer, um die empfangenen Eindrücke sinnend zu verarbeiten und das Interesse für die nachfolgenden Scenen zu erhöhen. Aus diesen naturgemäfsen Bedürfnissen ist die Einteilung in Aufzüge oder Akte entstanden. Bei gröfseren Stücken hat man deren fünf eingerichtet. Der erste Akt enthält die Exposition. Wir werden mit dem Hauptinhalt des Lebenskampfes bekannt gemacht — wir erfahren, um was es sich handelt —, lernen, in welcher Zeit und an welchen Orten derselbe sich abspielt und erhalten in scharfen Umrissen ein Bild der hauptsächlichsten Spieler und Gegenspieler.* Bei historischen Dramen setzt der Künstler eine Kenntnis der allgemeinen Weltgeschichte nach den Hauptthatsachen und Personen voraus und giebt Details nur dann, wenn er dieselben zum besseren Verständnis seines Stückes notwendig braucht und zugleich annehmen mufs, dafs sie nur den Zuhörern bekannt sein können, die eingehendere historische Studien gemacht haben. Bei der Ausarbeitung der Exposition besteht die Kunst darin, alle diese einzelnen notwendigen Mitteilungen und Charakterzüge der Personen so

* Dies Bild wird oft gegeben, ohne dafs diese Helden selbst auftreten. In Molières „Tartuffe“ erscheint der Held erst im dritten Akt. Wir haben ihn aber durch die Erzählungen der anderen Spieler bereits zur Genüge kennen gelernt.

vorzuführen, dafs wir gar nicht die Absicht merken, dafs es uns erscheint, als müfste sich alles aus den vorgeführten Scenen und Gesprächen naturgemäfs von selbst ergeben. Schiller und Shakespeare sind darin unübertroffene Meister. Wir werden sie später bei dem Studium ihrer Werke auch in dieser Hinsicht kennen und bewundern lernen.

Der zweite Akt enthält die Steigerung der Handlung. Der Kampf wird ernster, belebter, unser Interesse wird wärmer; mit gröfserem Anteil sehen wir die Personen handeln. Im dritten Akt erreicht der Kampf gegen das Ende hin den Höhepunkt. Er wird da so heftig, dafs wir überzeugt sind, er mufs nun bald für die eine Partei oder für den Helden zum verhängnisvollen Abschlufs kommen. So bliebe nun nur noch ein Akt übrig. Der könnte aber leicht langweilig werden, weil der Hörer den Ausgang bereits klar vor der Seele hat; oder es liegt wenigstens die Gefahr nahe, dafs das Interesse sich bedeutend abschwächt. Um dies zu vermeiden, haben die Künstler mit feiner Kenntnis des Menschenherzens den vierten Akt eingeschoben. Er enthält die Peripetie, oder den Umschwung der Handlung. Unser Interesse wird in eine ganz neue Richtung gebracht. Wir werden zwar nicht ganz von dem Kampfe abgelenkt, aber immerhin so neu erregt, dafs wir aufhören, uns den Schlufs, die Katastrophe den Vorfällen am Ende des dritten Aktes gemäfs auszumalen. Dies so frisch erregte Interesse dauert denn auch bis zum Ende des fünften Aktes fort, so dafs wir erst mit dem Fallen des Vorhangs dahin gelangen, den nun einheitlich erhaltenen Eindruck sinnend zu verarbeiten. G. Freytag wird wohl rechthaben, wenn er uns erzählt, dafs die Ausarbeitung des vierten Aktes dem Künstler die gröfsten Schwierigkeiten bereitet.

Um der Handlung Einheit zu geben, ist es erforderlich, die einzelnen fünf Akte untereinander so zu verbinden, dafs wir nach dem Schlusse eines jeden mit lebhaftem Interesse nach dem nächsten verlangen.

Da das ganze Stück eine Kette von Ursachen und Wirkungen ist, so mufs der Dichter gegen den Schlufs eines jeden Aktes eine Handlung als besonders kräftig wirkende Ursache herausheben. G. Freytag nennt diese

Handlung im ersten Akte „das erregende Moment“, im dritten (zwischen Höhepunkt und Peripetie) „das tragische Moment“, im vierten (zwischen Peripetie und Katastrophe) „das Moment der letzten Spannung“. Es ist aber eine solche Handlung auch stets im zweiten Akt zu finden, mufs naturgemäfs auch dort als Ursache zu den Wirkungen im dritten Akt und zum Überleiten in denselben hervorgehoben werden. In „Maria Stuart“ ist im ersten Akt das erregende Moment die Bitte der Königin an Mortimer, ihre Rettung durch Lord Leicester zu bewirken und ihm zu diesem Zwecke einen Liebesbrief zu überbringen. Damit wird sie doppelt schuldig und tritt mit Königin Elisabeth in einen Kampf auf Tod und Leben. Im zweiten Akt besteht die neue mächtig erregende Handlung darin, dafs Leicester Elisabeth überredet, ihrer Feindin in Schlofs Fotheringhay eine Unterredung zu gewähren. Wir fühlen voraus, dafs diese Unterredung den Kampf zwischen beiden zur Entscheidung bringen mufs. Diese Entscheidung wird in der berühmten Gartenscene wirklich herbeigeführt und unser Interesse damit auf den Höhepunkt getrieben. Zur Einleitung in den vierten Akt, in die Perepetie, dient der Mordanfall eines der Verschwörer gegen Elisabeth und zugleich der Ausbruch des Liebeswahnsinns bei Mortimer. Dadurch werden dessen letzter Versuch, Leicester zur offenen Empörung zu treiben, und sein Selbstmord motiviert. Zugleich wird Leicester durch dies Thun gezwungen, um seiner Selbsterhaltung willen den bekannten gefährlichen und nichtswürdigen Kampf zu unternehmen. Im vierten Akt ist die zur Katastrophe überleitende Handlung der Befehl an Leicester, das Todesurteil an Maria vor seinen Augen vollziehen zu lassen. Eine ähnliche Hervorhebung von mächtig wirkenden und erregenden Haupthandlungen in den einzelnen Akten läfst sich mit leichter Mühe in jedem kunstgerecht gebauten Drama nachweisen.

So viel zum Verständnis des Baues eines grofsen Dramas. Mit welcher Kunst dabei einzelne, namentlich die bedeutenderen Scenen komponiert werden, werde ich später beim Studium einzelner Stücke zeigen.*

* Dieser Aufsatz bildet die Einleitung zum zweiten Bande meines Werkes.

Wir kommen nun zu der sehr wichtigen Frage: Wodurch vermag der dramatische Dichter unser Interesse so stark zu erregen, dafs wir erschüttert und erhoben werden?

Das Leben der meisten Menschen um uns her spinnt sich in einer einförmigen Alltäglichkeit ab. Man arbeitet um das liebe Brot, sorgt für des Leibes Nahrung und Notdurft, für die Familie, bemüht sich, den Anforderungen des Staates und der Gesellschaft gerecht zu werden, ein geruhiges und stilles Leben zu führen in aller Gottseligkeit und Ehrbarkeit und die saure Mühe der täglichen Arbeit dann und wann durch Stunden der Erholung oder durch heitere Feste zu versüfsen. Die Mehrzahl führt ein „Philisterleben", und dies erstreckt sich hinauf bis in die sogenannten höchsten Kreise.

Die Behaglichkeit dieses Daseins und Strebens wird gestört durch aufsergewöhnliche Menschen. Es werden Verbrechen begangen; leichtsinnige Verschwender erregen durch wildes oder wüstes Leben ungewöhnliches Aufsehen; Tollheiten jugendlicher Wagehälse bringen die gesetzten Bürger „aufser sich", das Auftreten einzelner Beamten erregt Zorn und Unwillen. Daneben hört man von Thaten, die den guten Bürger in anderer Weise aus der Ruhe bringen. Ein Liebespaar hat dem Willen der Eltern zum Trotz sich vermählt. Beamte haben Höheren gegenüber mit Freimut und Entschiedenheit ihr Recht verteidigt, sieben Professoren haben sich aus dem Lande weisen lassen, weil sie nicht eidbrüchig werden wollten; Prediger haben ihr Amt niedergelegt, weil sie gezwungen werden sollten, gegen ihre Überzeugung zu predigen und zu lehren; eine Frau, eine begüterte Dame, hat die weiblichen Verbrecher in den Gefängnissen aufgesucht und ihr Leben der Bekehrung dieser Verworfenen gewidmet; ein Professor hat seine Stellung aufgegeben, hat Weib und Kind verlassen, um in dem Heere der Anführer gegen die bestehende Staatsgewalt zu kämpfen; Ärzte und barmherzige Schwestern haben ihr Leben für die Heilung Pestkranker geopfert; Seeleute sind in dem Bemühen, Schiffbrüchige zu retten, in den Wellen oder im brennenden Schiffe untergegangen.

Das Schauspiel eines einfachen Philisterlebens hat

für uns nur ein geringes Interesse. Zwar wird auch solch ein Dasein geregelt durch sittliche und religiöse Ideen; aber dieselben sind zu klein und zu untergeordnet, als dafs sie uns wirksam erregen könnten. Auch diese Menschen folgen der Gottesstimme, dem kategorischen Imperativ der Pflicht gegen Gott und ihre Mitbrüder; aber dies edlere menschliche Thun hat bei ihnen eine sehr enge Schranke. Sowie sie in Versuchung geführt, sowie strengere Anforderungen an sie gestellt werden, zeigt sich das klägliche Schauspiel, *dafs die Stimme der Selbstliebe stärker spricht als die der sittlichen und religiösen Pflicht*. Sie handeln liebevoll, sind gute Kinder, gute Freunde, gute Bürger, aber sobald es gilt, ein wirkliches Opfer zu bringen, ziehen sie ihre Hand zurück; sie handeln nach ehrlicher Überzeugung, aber sobald dadurch ihr Vorteil gefährdet wird, sind sie flugs bereit, sich achselzuckend zur Gegenpartei zu schlagen. Sie halten sich untadelhaft fromm, aber nur so lange, als die Frömmigkeit keine Mühe macht, noch Gefahr bringt. Bei solchem Thun tritt die noch widerlichere Erscheinung hervor, dafs sie diese Strebungen engherziger Selbstliebe durch klügelnde Worte zu beschönigen versuchen.

Es ist klar, dafs der Tragödiendichter solch ein Leben zu seinen Bildern gar nicht brauchen kann, weil die Menschen aus diesen Kreisen *zu einem ernsten Lebenskampfe gar nicht fähig sind*. Er kann sie höchstens als Füllsel, als Staffage verwerten, um untergeordnete Stellen zu besetzen und durch den Gegensatz das Thun seiner Helden schärfer herauszukehren.

Neben dieser ebenen Mittelstrafse des Philistertums hat das Leben seine Tiefen und seine Höhen. In den *Tiefen* finden wir als bewegende Macht die zur *Selbstsucht* gesteigerte Selbstliebe; in den Höhen die *ideale Liebe*, die sich bis zur vollen idealen Hingabe, bis zur *Selbstopferung* erhebt. Nach diesen beiden Seiten hin wird das Leben interessant. Schon der gemeine Verbrecher erregt unser Interesse. Wenn er listig und verschlagen oder gewaltthätig raubt und stiehlt, so sind wir viel eher geneigt von ihm, als von einem Philister zu sprechen, der mit schlauer Manier, durch klein-

lichen vom Gesetze ungeahndeten Betrug seinem Mitbürger viel mehr entwendet, vielleicht ein grofses Vermögen erworben hat. Die gröfste Tiefe finden wir da, wo der Mensch bei grofsen Anlagen, mächtig wirkenden Leidenschaften folgend, seinen selbstsüchtigen Willen der ganzen Welt entgegenstellt und mit ihr naturgemäfs einen Vernichtungskampf auf Tod und Leben eingeht. Die gröfste Höhe tritt uns da entgegen, wo ein Mensch um der Menschheit, um seiner Brüder willen, bis zur Vernichtung mit den widerstrebenden bösen Mächten kämpft und mit vollem Bewufstsein sein Glück, ja sein Leben opfert. Die Lebenskämpfe solcher Individuen sind für uns von dem höchsten Interesse; darum sind sie der rechte Stoff zu den Tragödien.

Man war früher der Ansicht, nur Könige, Fürsten, Adlige, Heerführer und andere Personen, die sich in den obersten Kreisen der menschlichen Gesellschaft, in den einflufsreichsten Stellungen bewegen, dürfen zu Helden oder Heldinnen einer Tragödie gemacht werden. In Frankreich galt diese Forderung seit dem Auftreten von Corneille, seit 1625 bis in die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts für unerläfslich.

Da schrieb Diderot seinen „Père de famille“ und „Fils naturel“ und wies darauf hin, dafs man Helden auch in den bürgerlichen Kreisen, im Mittelstande, finden könne. Dieser Anregung gemäfs dichtete Lessing in Deutschland seine „Mifs Sara Sampson“; Schiller später seine „Räuber“ und „Kabale und Liebe“. Er nannte dies Stück geradezu ein „bürgerliches Trauerspiel“. Lessing und Schiller gaben später ein jeder für sich diese Richtung ganz auf. In „Emilia Galotti“, sowie in den letzten Stücken von Schiller spielt sich der Lebenskampf überall in den höheren und höchsten Kreisen ab.

Die Ursache dieser Sinnesänderung ist wert beleuchtet zu werden, denn sie kann uns über den inneren Bau von Tragödien tieferen Aufschlufs geben und die oben gestellte Frage beantworten helfen.

Ich sagte oben (S. 130), der Wille oder der Charakter eines Menschen ist das Produkt von Anlagen und Erziehung, und als einen Faktor der letzteren nannte ich das Schicksal. — Die Anlagen sind gottlob so in der Welt verteilt, dafs niemand behaupten darf, es knüpfe sich höhere Begabung nur an

höhere Kreise, an Rang und Stand und Reichtum. Wir können Männer genug aufweisen, die sich durch eigene Kraft aus den niedrigsten Verhältnissen zu hoher und höchster Bedeutung und zu einer sehr einflufsreichen Lebensstellung emporgeschwungen haben. Aber mitten in ihrem Ringen ist ihre wahre Gröfse gar nicht zu erkennen. Es mufs erst die Gelegenheit sich darbieten, in der sie das ganze Mafs ihrer Kräfte und ihres Willens erproben können. Erst auf der Rennbahn beim stärksten Jagen um den höchsten Preis zeigt sich's, ob das Pferd von edler Rasse ist. „Im kleinen Kreis verengert sich der Sinn; es wächst der Mensch mit seinen gröfsern Zwecken.“ In einer geordneten Friedenszeit von fünfzig Jahren kann sich kein Napoleon ausbilden, mag es immerhin Menschen geben, die seine Talente und seinen Charakter besitzen; in einer Zeit, da die Staatsgewalt Jahrzehnte hindurch fest und sicher die Nation regiert, werden wir vergeblich nach einem Danton, einem Robespierre, einem Marat, Richard III. oder Macbeth suchen; vielleicht findet ein feiner Kenner ihrer Anlagen und Charaktere das Abbild des einen oder des anderen unter der Zahl der grofsen Verbrecher.

Wenn der Dichter also uns durch die Lebenskämpfe von bedeutenden Menschen aus den Höhen oder aus den Tiefen der menschlichen Gesellschaft interessieren soll, so darf er sie nicht in den untergeordneten Stellungen zeichnen, in denen ihre eigentliche Gröfse noch gar nicht erkennbar ist, sondern mufs sie uns in jenen Lebenslagen vorführen, in denen sie, sei es nach der Höhe, sei es nach der Tiefe hin die ganze Gröfse ihrer Anlagen und die Gewalt ihres Willens entfalten können. Luther als ringender und betender Mönch oder lehrender Professor in Wittenberg ist noch nicht der grofse Held, wie er sich vor Kaiser und Fürsten auf dem Reichstage zu Worms zeigt; noch nicht der grofse Reformator, dessen gewaltiger aufbauender Thätigkeit wir die neue freie Kirche verdanken. Es wird also stets der Lebenskampf in einer gröfseren Tragödie sich in den höheren Kreisen der menschlischen Gesellschaft abspielen müssen, in denen die grofsen Fragen für Staat, Religion und Gesellschaft entschieden werden.

In der sogenannten schlicht bürgerlichen Gesellschaft sind, wie ich eben gezeigt habe, die Menschen entweder zu einem bedeutenderen Lebenskampfe gar nicht fähig, oder sie haben bei aller Fähigkeit noch nicht die Gelegenheit, sich in ihrer wahren Gröfse, sei es nach der Höhe, sei es nach der Tiefe hin, durch Thaten zu erweisen.

Daraus geht zugleich hervor, dafs das sogenannte Schauspiel oder die bürgerliche Tragödie in der Kunst nur eine ganz untergeordnete Bedeutung haben kann. Das Leben in diesen Kreisen kann uns vielleicht anmuten, mild erregen, rühren, aber nie erschüttern oder erheben. „Unseren Jammer und Not finden wir hier", es fehlt da die Darstellung „des grofsen gigantischen Schicksals, welches den Menschen erhebt, wenn es den Menschen zermalmt".* Sie ist mit Bildern aus solchen Lebenskreisen nicht zu verflechten.

Suchen wir weiter!

Der Dichter hat den Lebenskampf, welchen er uns vorführen will, zu einer fortlaufenden Kette von Ursachen und Wirkungen zu machen. Nehmen wir an, er wählte zur Hauptursache den Zufall, so könnte er darauf gar leicht eine grofse Fülle von Wirkungen gründen. Wir können durch den Zufall reich und glücklich, arm und unglücklich werden. Ein liebender, glücklicher Gatte kann, wie in Tennysons „Enoch Arden" durch den Zufall auf eine wüste Insel verschlagen und dort jahrelang festgehalten werden, so dafs sein Weib ihn für tot hält und sich mit einem anderen vermählt. Alle diese auf den blofsen Zufall als Ursache gegründeten Wirkungen lassen uns mindestens vollständig gleichgiltig; uns interessiert nur, wie die Menschen je ihrem Charakter gemäfs diesen Wechsel in ihrem Geschick ertragen. Die Menge der Kalamitäten, in die eine früher reiche, durch den Zufall arm gewordene Familie verfällt; die Fülle von Ungemach, in die eine früher reiche, durch bösen Zufall verleumdete Familie gerät — siehe Ludwigs „Erbförster" —, bringen uns in eine so unangenehme und peinigende Stimmung, dafs wir das Buch

* Siehe Schillers Satire: Shakespeares Schatten.

fortwerfen, an eine Darstellung auf der Bühne gar nicht denken mögen. Nun kann ja, wenn die Not aufs höchste gestiegen ist, die Sache durch einen neuen, einen glücklichen Zufall gewendet und alles zum glücklichen Abschlufs gebracht werden. Dann wird man sein Alpdrücken freilich los, aber wir sind dann überhaupt froh, zu Ende zu sein, und wünschten die vorherige Qual, samt dem Buche, das sie bereitet, und dessen Verfasser dahin, wo der Pfeffer wächst.

Nun kann man den Zufall als Willen und Schickung Gottes auffassen und demgemäfs an einem oder mehreren Hauptpersonen zeigen, wie sie durchdrungen von echter Frömmigkeit diese Schickungen im Unglücke und im Glücke ertragen. Es könnten zugleich Personen gezeichnet werden, die in weltlichem Sinne denken und handeln und den frommen Glauben der armen Dulder durch Wort und That erschüttern wollen. Damit wäre ja eine Art von Lebenskampf gezeichnet. Der Inhalt gäbe eine Erzählung, wie die Bibel sie uns in dem Buche Hiob und in der Geschichte von dem frommen Tobias vorführt. Denken wir uns solch einen Lebenskampf *erzählt*, so kann er bei rechter Behandlung sehr schön wirken, uns rühren, fromm stimmen, ja erheben. Denken wir uns denselben *dramatisch* dargestellt, so mufs er selbst bei der schönsten Diktion *eintönig* werden, mufs *ermüdend* wirken und uns schliefslich Langeweile bereiten. Denn die Hauptpersonen sind das ganze Stück hindurch nur *passiv*; der einzig Handelnde ist Gott, der nach seiner Weisheit Glück oder Unglück sendet. Demgemäfs mufs sich das Handeln der Hauptpersonen das ganze Stück hindurch auf *Gefühlsergüsse beschränken*. Diese mögen noch so geistvoll abgefafst sein, noch so fein die verschiedenen Seiten des Gemütes und andere Seelenregungen enthüllen: sie sind auf die Länge hin beim Anschauen und Anhören auf der Bühne ebensowenig zu ertragen wie im wirklichen Leben. Dort wie hier interessieren uns nur *Thaten*, der Kampf des Menschen mit den Menschen, mit seinesgleichen, *der Kampf des Willens gegen den Willen*. So bleibt dem Dichter bei der Erfindung seiner Kette von Ursachen und Wirkungen, um uns zu erschüttern und zu erheben, nur *ein* Weg übrig: *Er mufs den Lebenskampf be-*

deutender Menschen aus den Höhen oder Tiefen der menschlichen Gesellschaft darstellen, mufs bei der Komposition als Ursache, als bewegende Kraft den Zufall oder den göttlichen Willen ausschliefsen, mufs diese Ursache allein in dem Willen seiner Helden begründen und Gelegenheiten schaffen, in denen sie diesen Willen in voller Kraft und Tragweite entfalten können.

Aber jene Hauptfrage ist damit noch nicht genügend beantwortet.

Suchen wir weiter!

Alles, was im Leben geschieht, vollzieht sich unter dem Einflusse von Ideen.* Ideen entspringen aus dem Gemüt mit seiner Selbstliebe und der mit ihr verwandten sinnlichen oder Geschlechterliebe und der uneigennützigen idealen Liebe, das heifst der inneren Wärme für das Grofse, Gute und Schöne. Bei dem Streben und Widerstreben der Seele treiben beide Arten der Liebe durch Imperative: jene, die sinnliche, resp. Selbstliebe durch den Befehl: Du mufst! diese, die ideale Liebe, durch das unbedingte: Du sollst! Wir wollen mit Kant jene pragmatische Imperative, diese letzteren kategorische Imperative der sittlichen religiösen oder ästhetischen Pflicht nennen. Sobald wir nach einem der zweiten Art gehandelt oder dagegen gefehlt haben, regt sich in uns das mit Lust oder Unlust verbundene Gefühl der Verantwortlichkeit für die begangene That. Steht unsere That unter dem Einflusse eines pragmatischen Imperativs, so fühlen wir jene Verantwortlichkeit nur insoweit, als bei dem Thun ein kategorischer Imperativ der Sittlichkeit, Religion oder Schönheit mit ins Spiel gekommen ist. Ist dies durchaus nicht der Fall, so regen sich in der Seele nur niedere Gefühle: ein sinnliches Behagen oder Mifsbehagen; bei bedeutenderen

* Ich kann allen, die Werke der Dichtkunst mit rechtem Ernst studieren wollen, nur raten, ernstlich philosophische Studien zu treiben. Unerläfslich ist zunächst eine höhere Kenntnis der besten Forschungen der Psychologie.

Handlungen eine eitle Freude, die sich wild und roh gebärden kann, oder Ärger, der oft in unsinnigen Zorn, ja in selbstquälerische und zerstörende Wut ausartet. Der innere Richter, welcher auch bei diesen Thaten spricht und demgemäfs die genannten Gefühle hervorruft, fragt dabei nur, ob sie klug, das heifst zweckentsprechend gewesen, in welchem Grade sie die Selbstliebe befriedigt, dem eigenen Wohl gedient haben.*

Ideen der Selbstliebe hat auch das Tier; Ideen der idealen Liebe nur der Mensch: daher sind specifisch menschliche Gefühle auch nur solche, die mit dieser Liebe zusammenhängen. Dahin gehört die Liebe zu Gott, zu den Mitmenschen, zum Vaterlande, zur Wahrheit, die Ehrfurcht vor dem Heiligen, die Treue, der Glaube. Dahin gehört ferner das Gefühl der Verantwortlichkeit für sittliches, religiöses und ästhetisches Denken und Handeln und die aus den Thaten entspringenden Gefühle der stillen Freude, (bei Gewissensruhe) der Glückseligkeit, der Freude in Gott, sowie die des nagenden Kummers, des tiefen Schmerzes, der Gewissensangst, der Seelenqual beim Bewufstsein von Sündenschuld.

---

* Zur Erläuterung einige Beispiele:

Sinnliches Behagen oder Mifsbehagen empfinden wir nach Befriedigung der Forderungen, welche der Körper an uns stellt, sowie nach den verschiedenartigen Vergnügungen; eitle Freude nach Befriedigung der Forderungen der Selbsterhaltung, des Ehrgeizes, der Eitelkeit, der Herrschsucht, der Hoffahrt, des Geizes; bei mangelhafter Befriedigung Zorn und Ärger. Aus Ärger über eine schlechte Spekulation sind Menschen wahnsinnig geworden. Der Grad der Stärke dieser niederen Gefühle steht im umgekehrten Verhältnis zur Stärke der dabei mitsprechenden kategorischen Imperative der sittlichen und religiösen Pflicht. Je geringer diese letzteren mitreden, desto rücksichtsloser äufsern sich die Gefühle der Selbstliebe. In den vierziger Jahren erhielt in M. ein Gerichtsrat den Auftrag, mit seinem Schreiber einen im Polizeigefängnis verhafteten Verbrecher aufzusuchen, um denselben zu verhören. Da er fürchtete, dafs der Kerl ihn angreifen werde, schickte er zuerst den Schreiber hinein, und dieser erhielt auch wirklich beim Eintritt von dem Bösewicht einen Messerstich, der ihn zu Boden streckte. Als er blutend auf dem Bette lag, tanzte der Herr Rat im Zimmer umher und rief: „Sehen Sie, lieber Freund, sehen Sie, lieber Freund, war es nicht gut, dafs ich Sie zuerst hineinschickte?“ Hier sprach die Stimme der selbstsüchtigen Klugheit, ohne jede Einmischung eines kategorischen Imperativs der sittlichen Pflicht. Wenn diese Imperative im Gegenteil sehr kräftig wirken, kann ein Mensch noch nach Jahren darüber erröten und Kummer empfinden, dafs er einst der Selbstliebe folgend eine Lüge gesprochen, statt mit Aufopferung des eigenen Vorteils der Wahrheit die Ehre zu geben.

Jedermann fühlt, dafs er vorzugsweise als Mensch, also nach den Ideen der idealen Liebe handeln, dafs er namentlich da, wo dieselben mit den Ideen der Selbstliebe in Konflikt geraten, jenen den Vorzug geben sollte. Darum wird uns das Thun eines Menschen, der also handelt, stets interessieren und mit freudiger Rührung erfüllen. Wir sehen es ja an den Erzählungen, die als Beispiele des Guten für Kinder geschrieben sind. Naive Naturen werden dadurch stets zu Thränen gerührt. Demgemäfs wird auch der dramatische Dichter der Zustimmung des grofsen Publikums sicher sein, sobald er seinem Hauptheldeu einen ausgesprochenen Willen zum Guten verleiht und sein Handeln nach sittlichen oder religiösen Ideen so einrichtet, dafs er in dem vorgeführten Kampfe mit den nach Ideen der Selbstliebe handelnden Gegnern den Sieg davonträgt. Je schärfer er Licht und Schatten verteilt, desto sicherer wird die Wirkung sein. „Der geschundene Raubritter", ein Stück, das in übermütiger Laune zu dem Zwecke geschrieben wurde, um jene Richtung zu verhöhnen, ist ein gewaltiges „Zugstück" geworden. Die Schauspiele von Iffland haben trotz Schillers scharfer Satire* jahrelang die Bühne beherrscht und werden von Litterarhistorikern noch heutzutage sattsam gepriesen. Aber es giebt in Wirklichkeit weder engelsgute Menschen, noch teuflische Naturen, die, um mit Kant zu reden, das Böse als Böses zur Triebfeder in ihre Maxime aufgenommen haben. Auch der beste Mensch hat jene schwachen Stunden, in denen er der Selbstsucht die Herrschaft über die ideale Liebe einräumt, während umgekehrt selbst der verhärtetste Bösewicht Thaten uneigennütziger Liebe vollführen kann. Es gilt in Wahrheit das Schriftwort: „Wir sind allzumal Sünder und mangeln des Ruhmes, den wir vor Gott haben sollen." Darum sind solche Stücke, wie die oben genannten, nach Lessings Wort „ein Spielwerk der Mode, ein Gaukelputz für Kinder". Sie können den gebildeten Denker, den Menschenkenner nicht interessieren, noch viel weniger erschüttern oder erheben.

Wie oben gezeigt wurde, hat der Mensch beim Handeln

* Shakespeares Schatten:

Wenn sich das Laster erbricht,
Setzt sich die Tugend zu Tisch.

nach Ideen der Selbstliebe ein Schuldbewufstsein nur dann, wenn die sittlichen oder religiösen Imperative dabei mitsprechen. Darum erregt das Schauspiel der Thaten eines Bösewichts, der keine Reue fühlt, keine edleren Regungen zeigt, durchaus kein tieferes Interesse, sondern nur Verachtung, ja Hafs; und die Freude über den Sieg des Guten ist darum nicht Wohlgefallen am Edlen, sondern nur ein Gefühl, das mit dem befriedigter Rache in naher Verwandtschaft steht. Da dies unedle Gefühle sind, so können Dramen, die solche Regungen hervorrufen, nicht zur echten Kunst gehören. Die Sache gestaltet sich ganz anders, wenn wir den Kampf der Ideen der Selbstliebe mit denen der idealen Liebe in des Menschen eigener Brust ins Auge fassen und die Thaten und Gefühle betrachten, die aus diesem Kampfe hervorgehen. Hier kommen wir auf das für uns interessanteste Gebiet, auf das mit der sittlichen, religiösen und ästhetischen Verantwortlichkeit zusammenhängende, specifisch menschliche Gebiet *der Schuld*. Da und nur da allein giebt es Kämpfe, die uns wirklich erschüttern, die uns je nach ihrer Art und ihrem Ausgang hier auf Erden den Himmel oder die Hölle bereiten können. „Das Leben ist der Güter höchstes nicht; der Übel gröfstes aber ist die Schuld." Das hat der dramatische Dichter wohl zu beachten und darauf Hauptgewicht zu legen. Man führe uns die merkwürdigsten Lebensschicksale, die interessantesten Kämpfe der Bösen mit den Guten vor; wir werden uns nach einer oberflächlichen Befriedigung oder leichten Rührung davon abwenden und das Schauspiel leicht vergessen. Man eröffne uns den Einblick in jene Seelenkämpfe; man zeige uns, wie sich der Mensch von Leidenschaft oder Schwäche beherrscht an seinem besseren Selbst versündigt, wie ein Fehltritt den anderen mit unerbittlicher Konsequenz nach sich zieht, wie er dadurch ein Spielball der finsteren Mächte wird: und wir wenden uns mit ganzer Seele, mit herzlichem Anteil (Interesse) diesem Schauspiel zu. Bei jenen Darstellungen, in denen uns Repräsentanten des Handelns aus Selbstliebe oder aus idealer Liebe vorgeführt werden, sind wir gar sehr geneigt, in pharisäerhaftem Hochmut uns zu preisen, dafs wir nicht sind wie jene, dafs wir handeln wie diese. Beim Anblick jener seelischen Kämpfe in des Menschen eigener Brust

können solche Regungen gar nicht aufkommen. Da werden wir ergriffen von einer gewissen geheimen mit Trauer verbundenen Furcht vor uns selbst, die uns geneigt macht, an die eigene Brust zu schlagen und zu rufen: Gott sei uns Sündern gnädig! Da leiden wir in Wahrheit mit dem Helden, indem wir die Folgen seiner Sündenschuld mit Besorgnis für uns selbst ihm nachfühlen, während zugleich tiefernste Gedanken entstehen und uns aus dem alltäglichen Denken und Sinnen zu einem höheren, edleren erheben. Wir empfinden da tragische Furcht und tragisches Mitleid.*

* Tragische Furcht und tragisches Mitleid gehören zu den edleren specifisch menschlichen Gefühlen. Sie sind wohl zu unterscheiden von dem niederen Mitleid und der niederen Furcht, die man stets als Angst bezeichnen sollte. Niederes Mitleid empfinden wir beim Anblick von Kranken, Verwundeten, Weinenden, Trauernden. Es kann so stark werden, dafs sich das Herz wie im Krampf zusammenzieht und wider Willen die Thränen uns aus den Augen stürzen. Nichtsdestoweniger ist es kein specifisch menschliches Gefühl und macht dem, der es zeigt, durchaus keine besondere Ehre. Wir fühlen dieselben Regungen auch beim Anblicke kranker oder verwundeter Tiere. Sie verschwinden, sobald wir von den Mitleid erregenden Gegenständen das Auge wegwenden, so dafs derjenige, welcher kurz vorher vor Mitleid zu vergehen schien, bei einem neuen Anblick im stande ist, in ein herzliches Gelächter auszubrechen: Beweis genug, dafs die früheren Regungen nur durch die krankhaft affizierten Nerven entstanden waren, dafs die Seele mit ihren feineren und tieferen Empfindungen dabei gar nicht beteiligt war. Der Wille ist solchen mitleidigen Regungen gegenüber ganz machtlos; daher können wir es auch nicht verhindern, dafs die Nerven — wie z. B. im Kriege — sich allmählich an den Anblick auch der entsetzlichsten Qualen, an Not und Elend gewöhnen; dafs das Mitleid verschwindet und einer stumpfen Gleichgiltigkeit Platz macht. Das tragische Mitleid bleibt, auch wenn der Anblick des Leidens, durch das es erregt wurde, uns entzogen ist. Es verbindet sich mit den aus der idealen Liebe entsprungenen edleren Gefühlen und ist stets begleitet von höherem Sinnen und Denken. Ihm verdanken wir das schöne Kirchenlied: „O Haupt voll Blut und Wunden“, sowie viele andere herrliche Blüten der lyrischen Kunst. Die niedere Furcht, die Angst, entsteht gleichfalls aus einem Zustand, bei dem der Wille durch die Naturmacht überwältigt wird. Im Beginn zeigt sich Erschrecken, „Zusammenfahren“, dann eine Aufregung, die gewöhnlich ein gedankenloses wirres Reden und Handeln mit sich bringt. Bei höheren Graden entfärbt sich das Gesicht, der Körper fängt an zu zittern, das Herz klopft unruhig und aufsergewöhnlich schnell. Ähnliche Erscheinungen treten ein, wenn sich die Angst auf ein Objekt richtet, wenn sie Besorgnis wird. Wenn wir Menschen in Gefahr sehen, vom Dache zu stürzen, zu ertrinken, zu verbrennen, von Mördern erwürgt zu werden, so kann uns beim wirklichen Anblick die Angst so überwältigen, dafs wir in Ohnmacht fallen; und selbst bei lebhafter Schilderung werden zartbesaitete Gemüter so ergriffen, dafs sie zittern und Herzklopfen erleiden. Man nennt diese Angst darum mit Recht ein entnervendes Gefühl und ist es leicht ersichtlich, dafs Werke, die durch ihre Schilderungen den Leser in solch einen Zustand versetzen, in der Kunst keinen Wert haben können. Die tragische Furcht hat mit solch einer Aufregung gar nichts zu thun. Sie hängt, wie das tra-

Damit sind wir dem Geheimnis der rechten Wirkung einer Tragödie nahe gekommen. Wenn der dramatische Dichter uns wirksam erschüttern und erheben, wenn er die feineren und edleren seelischen Regungen in uns erwecken will, so mufs er den Lebenskampf seiner Helden so einrichten, *dafs sie darin schuldig werden*. Ohne solche Schuld kann er uns ein *hübsches Schauspiel* geben, aber keine echte Tragödie. Denken wir uns aus Schillers „Jungfrau von Orleans“ die tragische Schuld fort, so sehen wir mit Freude, wie ein tapferes Mädchen, getrieben von heiliger Liebe zum Vaterlande und zu ihrem Herrscher, sich an die Spitze des hart bedrängten Heeres stellt, den kriegerischen Mut der Truppen neu entflammt, die Feinde vor sich her treibt und ihren geliebten König nach Rheims zur Krönung führt. Die Aufführung gäbe eine Menge hübscher Scenen, die uns sehr amüsierten: aber von irgend einer nachhaltigen Wirkung, von einer Erschütterung und Erhebung der Seele würde dabei keine Rede sein.

Dafs ich es kurz sage: Der dramatische Dichter hat bei Erfindung des aus dem Willen (Charakter) hervorgehenden Lebenskampfes seiner Helden *Hauptgewicht auf die Erfindung der Schuld zu legen, die sie in diesem Kampfe auf sich laden*. Er hat diese Schuld so zu gestalten, dafs sie in den Zuhörern tragisches Mitleid und tragische Furcht erregt und uns somit zu einem höheren Sinnen und

gische Mitleid, mit den aus der idealen Liebe entsprungenen edleren Gefühlen zusammen und wird wie jenes von höherem, edlerem Sinnen und Denken begleitet. *Sie ist religiöser Art und führt zur Religion, zur Gottesfurcht*. Als *Furcht vor uns selbst*, unserer Schwäche, unseren Leidenschaften, verbindet sie sich mit der *Demut*; als Furcht vor dem „gigantischen Schicksal“ (tragisches Grauen) und zugleich als *Besorgnis für uns selbst* und den Helden, für welchen der Dichter uns interessiert, wird sie *Ehrfurcht* und *fromme Ergebung in den Willen des grofsen Lenkers unserer Geschicke* und verbindet sich mit der Hoffnung, dafs er alle diese auf Erden oft so furchtbaren Zweifel dereinst uns lösen werde. So bringen tragische Furcht und tragisches Mitleid in ihrer Verbindung alle edleren seelischen Kräfte und Gefühle in thätigen Schwung und daraus entsteht in uns das *Gefühl der Erhebung*. Wir fühlen uns „so klein und doch so grofs“ und sprechen mit dem Dichter:

> Dafs wir Menschen nur sind, der Gedanke beuge das Haupt dir;
> Doch, dafs Menschen wir sind, richte dich freudig empor.

Diese Wirkung — die „*Katharsis*“ des alten griechischen Philosophen und Kunstkritikers Aristoteles — darf bei keiner Tragödie fehlen, ohne ihren Wert in bedenklicher Weise zu beeinträchtigen.

Denken erhebt. Er soll sich nicht daran kehren, dafs solch einer Erhebung nur wenig gebildete und feinfühlende Denker fähig sind, dafs die überwiegende Mehrzahl der Menschen, die solche feinere Gefühle gar nicht kennen, Thränen erregende Rührstücke, effektvolle Schaustellungen, „Haupt- und Staatsaktionen“ seinem gediegenen Werke weit vorziehen: er soll als echter Künstler im Sinn und Geiste seines erhabenen Vorbildes Schiller sinnen, denken und dichten. Er soll als Seelenmaler uns die Tiefen und Höhen des menschlichen Seelenlebens erschliefsen und stets eingedenk sein, dafs seine erhabene Kunst aus der Religion stammt und bei rechter Behandlung im stande ist, uns zur Religion hinzuführen.

Jene S. 149 gestellte Hauptfrage wäre somit beantwortet. Es fragt sich nun noch, welche Art von Verschuldung sich dramatisch wirksam erweisen kann. — Wir haben bereits erkannt, dafs der Dichter uns den Lebenskampf bedeutender Menschen aus den Höhen oder Tiefen der menschlichen Gesellschaft vorführen und die Ursachen in dem Willen derselben begründen mufs. In diesen Kreisen wird er schuldvolle Handlungen in reicher Anzahl vorfinden. Denn jeder bedeutende Mensch hat das Bestreben, seinen Willen zur Richtschnur für die Umgebung, ja für die Welt zu erheben, seine Ansichten zum Gesetz für alle zu gestalten und wird dabei mehr oder weniger den Ideen des „aufgeklärten Despotismus“ huldigen. Bei solchem Handeln sind Akte der Gewalt unvermeidlich und so wird selbst bei den edelsten Absichten die Schuld nicht zu vermeiden sein. Mit Recht sagt darum Hegel: „Es ist die Ehre grofser Charaktere, schuldig zu werden.“ Aber es giebt mehrere Gebiete, in denen bedeutende Menschen erbitterte Kämpfe führen, oft eine bedeutende Schuld auf sich laden, während sie dennoch zur Darstellung auf der Bühne sich gar nicht eignen. Es sind die Gebiete der Wissenschaft, der Kunst und der inneren Religion. Gustav Freytag hat uns in seinem Roman „Die verlorene Handschrift“ mit feiner Kunst die Sündenschuld eines Gelehrten gezeichnet, der aus schnöder Gewinnsucht sich verleiten läfst, eine alte Handschrift zu fälschen und dieselbe für die „verlorene“ auszugeben. Wir haben ein ähnliches Beispiel an der That des unglücklichen englischen Dichters Chatterton. Wir haben hoch-

interessante religiöse Kämpfe voller Schuld, Reue und Sühne. Aber solche Thaten eignen sich nur für den Roman, für das Epos und nicht für das Drama. Auf der Bühne dargestellt, müssen sie sich unwirksam erweisen, weil sich die Folgen solcher Verschuldungen auf die Thäter beschränken, und niemand oder nur wenige Personen in bedeutende Mitleidenschaft ziehen können. Dramatisch wirksam ist nur eine solche Schuld, die gefahrbringend oder zerstörend in das Leben und das berechtigte Glück der Mitmenschen eingreift. Je gröfser und bedeutender der Kreis derselben, je vielseitiger und tiefer die verletzten Interessen und Rechte, desto gröfser die Tragik, desto mächtiger die dramatische Wirkung. Darum spottet Schiller mit Recht über die Ifflandschen „Pfarrer, Kommerzienräte, Fähndriche, Sekretärs und Husarenmajors, wie sie Kabale machen, auf Pfänder leihen, silberne Löffel einstecken und den Pranger wagen". Solche Verschuldungen sind zu kleinlich, haben keine Wirkung in die Ferne, gehören vor das Tribunal, aber nicht auf die Bühne.

Darum bleiben für die Tragödie nur die grofsen Gebiete der socialen und politischen Kämpfe und jener religiösen, in denen die Kirche als ecclesia militans auftritt, oder solche, die von Religionsgemeinschaften um das Recht ihrer Freiheit und Selbständigkeit geführt werden. Die grofsen Tragödien können keinen anderen als historischen Hintergrund haben. Nur bei solchen Kämpfen kann der Dichter bedeutende Charaktere auftreten lassen; nur in solchem Ringen kann er denselben Gelegenheit geben, ihren Willen voll und ganz zu bethätigen und tragische Schuld auf sich zu laden. Auf diesen Gebieten allein finden wir die hochinteressantesten Kämpfe um die stärksten treibenden Mächte des Lebens, um die grofsen Ideen, die wie mächtige Strömungen gegeneinander fluten und jene furchtbaren Wirbel erzeugen, die oft genug ganze Staaten in ihren Grundfesten erschüttert haben. In diesen Kämpfen zeigt sich die Wahrheit des Wortes, dafs Ideen (Meinungen) stärker sind als Kriegsheere; da treten Persönlichkeiten auf, die um solcher Ideen willen einerseits bereit sind, sich zu Mär-

tyrern hinzugeben, andererseits aber selbst vor dem gröfsten Frevel nicht zurückbeben; da finden wir nicht selten tief tragische Schuld bei scheinbarer Unschuld. Die einfach sittlichen Ideen* sind bereits fast alle so zu allgemein anerkannten Gesetzen erstarkt, dafs sie allgemeine Kämpfe nicht mehr hervorrufen, dafs ein Abweichen von ihnen höchstens Familien oder kleine Kreise erschüttern und meistens nur dem Schuldigen selbst verhängnisvoll werden kann. Eine grofsartige neue sittliche Idee, die der Toleranz, hat im vorigen Jahrhundert mächtig die Gemüter erregt und erbitterte Kämpfe hervorgerufen; aber diese Kämpfe haben sich gröfstenteils auf Schriften und Gegenschriften beschränkt, oder sind in kleinen engen Kreisen ausgefochten worden, so dafs sie sich zur Darstellung auf der Bühne gar nicht eigneten. Mit Recht hat darum der grofse Lessing diese Idee nur in Gestalt einer grofsartigen Predigt in dramatischer Form verarbeitet. Wenn ein dramatischer Dichter solche sittliche Kämpfe uns vorführen, wenn er Menschen zeichnen will, die aus Leidenschaft solche einfach sittliche Schuld auf sich laden — Spieler, Ehebrecher, Betrüger —, so kann er selbst bei Aufbietung aller Kunst nur Sittengemälde, nur Tragödien niederen Ranges liefern, die keinen gröfseren Eindruck als eine gute Sittenpredigt auf uns machen werden. Er hat dabei keine Gelegenheit, bedeutende Menschen und eine bedeutende, echt tragische Schuld vorzuführen. Wenn er es dennoch unternimmt, so mufs er seinen Helden eine solche Stärke der Leidenschaft und damit verbunden eine solche Höhe geistiger Begabung verleihen, dafs sie durch diese Beanlagung in die Reihe historischer Charaktere erhoben werden.

Das ist immerhin möglich — man denke an Skakespeares „Romeo und Julie“, an seinen „Othello“; aber es dürfte nur einem sehr bedeutenden Dichter gelingen, dabei Kunstwerke ersten Ranges zu schaffen.

Ebenso undramatisch sind die Kämpfe der liberalen und orthodoxen Parteien auf religiösem Gebiet, falls sie sich nicht,

* Einfach sittliche Ideen betreffen das Verhältnis des Menschen zum Menschen, socialsittliche das der Stände zueinander, politisch sittliche das des Bürgers zu seinem Fürsten und dem Vaterlande.

wie zur Zeit der Reformation, mit socialen und politischen Ideen verbinden. Gutzkow hat es versucht, solche Kämpfe in seinem „Uriel Acosta“ zu verarbeiten und ist schmählich gescheitert. Die ersten drei Akte sind voll echt dramatischen Lebens, so daſs man gepackt wird und sich Bedeutendes verspricht. Daſs der Held schliefslich so elendiglich unterliegt, ist nicht der mangelhaften Kraft des Dichters zuzuschreiben. Der freisinnige Mensch wird zur Verbesserung des Alten in der Religion nie anders als durch das Wort wirken können, oder gezwungen sein, aus der kirchlichen Gemeinschaft auszutreten. Wer da Thaten zeigen will, muſs als Reformator à la Zwingli auftreten können und andere Mächte als das bloſse Wort zu Hilfe nehmen.

Da der dramatische Dichter für seine Tragödien durchaus historischen Hintergrund braucht; da er bedeutende Menschen uns vorführen soll: so ist er genötigt, seine Stoffe der Geschichte zu entlehnen. Es ist freilich möglich, aus dem Studium der Menschen seiner Zeit und der Kämpfe um die gröfsten Zeitideen bedeutende Persönlichkeiten zu erhalten und dieselben bei einem Werke freier Erfindung handelnd einzuführen. Aber es ist immerhin mifslich, Thaten zu erfinden, die den Stempel bedeutender historischer Akte haben müssen, ohne sich an eine historisch bestimmte Zeit, an ein historisch gegebenes Land mit seinem Volke und seinen gesellschaftlichen Zuständen anzulehnen. Es bleibt ihm darum nur der eine Weg übrig: er muſs den Stoff der Geschichte entnehmen, die geschichtlich gegebenen Hauptpersönlichkeiten historisch so treu wie möglich festzuhalten suchen und die freie Erfindung so viel wie möglich beschränken.

Wie ist es dabei möglich, den geschichtlich gegebenen Stoff künstlerisch umzuformen?

Es ist klar, daſs der Dichter feststehende geschichtliche Thatsachen nicht willkürlich verändern darf. Er darf einer Maria Stuart die Sündenschuld, welche sie durch Ermordung ihres Gemahls auf sich geladen, nicht nehmen; er darf einen Wallenstein nicht anders als durch Meuchelmord fallen lassen, er darf einen König wie unseren Friedrich Wilhelm I. nicht wie einen milden, freundlichen Herrscher einführen, seinen

Vater nicht zu einer Heldengestalt umformen. Aber wohl darf er eine gröfsere Freiheit da walten lassen, wo eines Mannes Bild, „von der Parteien Hafs und Gunst verwirrt, in der Geschichte noch schwankt“. Schiller war darum vollberechtigt, seinem Wallenstein einen höheren Charakter als den eines wilden, ehrgeizigen, verräterischen Kriegsfürsten zu geben; Shakespeare ebenso vollberechtigt, seinen Brutus zu einem menschenfreundlichen, wohlwollenden Schwärmer für die Sache der Freiheit zu gestalten. Wenn sich der Dichter dabei nach den besten historischen Studien richtet, so darf man ihm solcher Veränderungen wegen keinen Vorwurf machen.

Wir haben bereits erkannt, dafs bei jeder künstlerischen Arbeit der Stoff die Kunstform durch das Idealisieren, das Verarbeiten nach Ideen erhält. Dies bedingt neben der Darstellung der historisch genannten, sowie der von den Geschichtsforschern schwankend gezeichneten Charaktere zugleich die freie Erfindung neuer nicht historischer Menschen. Eine solche freie und zugleich sehr glückliche Erfindung ist z. B. die des jungen Mortimer in Schillers „Maria Stuart“. Suchen wir uns, um solch ein Unterkommen und Erfinden zu begreifen, in die Werkstätte des Künstlers zu versetzen.

Nehmen wir an, er wählt einen Stoff aus dem Leben seiner Zeit. Ein junger Dichter aus dem vorigen Jahrhundert liest folgendes Zeitungsinserat:* „Stuttgart vom 11. Am gestrigen Tage fand man in der Wohnung des Musikers Kritz dessen älteste Tochter Luise und den herzoglichen Dragoner-Major Blasius von Böller tot auf dem Boden liegen. Der aufgenommene Thatbestand und die ärztliche Obduktion ergaben, dafs beide durch getrunkenes Gift vom Leben gekommen wären. Man spricht von einem Liebesverhältnis, welches der Vater des Majors, der bekannte Präsident von Böller, zu beseitigen versucht habe. Das Schicksal des wegen seiner

* Man vergleiche mit dem Folgenden aus Gustav Freytags Buch „Die Technik des Dramas“ den ersten Abschnitt nach der Einleitung „Die Idee“. Ich wähle aber absichtlich, wie er, den Stoff zu Schillers „Kabale und Liebe“, damit der Leser meine abweichende Ansicht genau ins Auge fassen möge. Ich halte die in jenem sonst tüchtigen Buche ausgesprochene Ansicht über „Idee und Idealisieren des Stückes“ für durchaus verfehlt.

Sittsamkeit allgemein geachteten Mädchens erregt die Teilnahme aller fühlenden Seelen."

Zuerst regt sich bei dieser Nachricht im Dichter das teilnahmvolle, zart besaitete, feinfühlende Gemüt mit seinen durch die Erziehung und durch Studien mannigfacher Art erregten und verfeinerten Gefühlen und Strebungen. Es ist die Zeit der „Sturm- und Drangperiode" mit ihren ungestümen Forderungen der „Menschenrechte", der Vernichtung der alten Anschauungen und Überlieferungen, Vernichtung von allem, was in Staat, Kirche und bürgerlicher Gesellschaft den unverbrüchlichen Anrechten des Geistes und Gemütes zuwiderläuft. Der noch jugendliche Dichter hat diese Ideen wie Lebensluft in sich aufgenommen, schwärmt für J. J. Rousseau und hat seiner Verehrung für ihn durch begeisterte Verse Ausdruck gegeben. Er hat alle diese ungestümen Forderungen der besten Denker seines Jahrhunderts für vollberechtigt anerkannt, denn die Betrachtung des Lebens und Handelns seines Fürsten und das Thun und Treiben der Höflinge, der Adligen, der Beamten haben ihn gelehrt, dafs der Sache der Menschheit, für die sein Herz in Liebe glüht, durch Realisierung jener Ideen nur Heil widerfahren könne.

Demgemäfs sieht er in dem jähen Tode der beiden Unglücklichen eine neue Bestätigung seiner Ansichten. Er wird darin um so mehr bestärkt, als ihm das Thun und Treiben des adelstolzen verbrecherischen Vaters jenes unglücklichen Liebhabers nur zu wohl bekannt ist. Da erwacht in ihm der Plan, die That kunstvoll zu verarbeiten, sie zur Katastrophe eines Dramas zu machen. Die beiden Hauptpersonen, zwischen denen der den Hauptinhalt bildende Lebenskampf entbrennt, sind ihm gegeben: der Vater und der Sohn; desgleichen der Kampf selbst. In seinem glühenden, noch in scharfen und schroffen Gegensätzen denkenden Gemüt wird ihm der Vater zum Repräsentanten der verkehrten, verderbten, nichtswürdigen alten, leider noch zu Recht bestehenden Anschauungen, der Sohn zum Muster eines jugendlichen, edeln, für die neuen Ideen mit glutvoller Seele kämpfenden Jünglings. Um den Vater gruppieren sich die nichtswürdigen Höflinge, die fürstliche Maitresse, die feilen Diener der Gewalt; um den Sohn der brave, unterdrückte,

in seinen heiligsten Rechten gekränkte Bürger, der wie ein Sklave behandelte Diener, das schutzlose unschuldige Mädchen. So idealisiert er den Stoff nach den Ideen der Menschenrechte, nach den socialen Ideen, die seine Zeit am mächtigsten bewegen, und giebt, indem er die Charaktere, ihr Thun und ihre Schuld der Wirklichkeit nachzeichnet, ein treues und zugleich idealisiertes Spiegelbild seiner Zeit. Aber seine glutvolle Seele ist noch zu sehr an dem Kampfe gegen das Alte, Verderbte beteiligt, als dafs er mit der Ruhe des weisen Künstlers dies Ringen objektiv wahr schildern könnte. Er „schreibt mit Blut". Es fehlt ihm der Sinn und die Achtung für die Vergangenheit und die historische Entwickelung: darum läfst er bei Darstellung der Hauptpersonen noch zu sehr seinen Hafs und seine Liebe walten.* Trotzdem hat er eine grofsartige Tragödie geschaffen. Ist die Zeichnung auch zu scharf, sind die Farben auch noch zu grell gemischt: es liegt in dem Ganzen doch Wahrheit und Leben; denn jene Ideen haben solche Menschen und solche Thaten in Wirklichkeit hervorgerufen.

Nehmen wir an, derselbe jugendliche Dichter entlehnt seinen Stoff der Geschichte eines vergangenen Jahrhunderts. Er hat die Verschwörung des Fiesco in Genua

---

* Gustav Freytag meint S. 10: der Dichter werde gut thun, die Idee des werdenden Stückes in eine Formel abzuziehen und in Worten zu beschreiben. Diese Formel soll für „Kabale und Liebe" lauten: Aufgeregte Eifersucht eines jungen Adligen treibt zur Tötung seiner bürgerlichen Geliebten; für „Maria Stuart": Aufgeregte Eifersucht einer Königin treibt zur Tötung ihrer gefangenen Gegnerin. Er meint ferner, es sei auch für den Fremden lehrreich, aus dem fertigen Kunstwerk die verborgene Seele zu suchen und in eine Formel zu fassen.

Ich kann meine Leser nicht eindringlich genug vor solchem Thun warnen. Schon im ersten Bande meines Werkes habe ich es als unnütz und höchst gefährlich bezeichnet, aus lyrischen Gedichten einen sogenannten Grundgedanken herauszuquälen. Bei dramatischen Gedichten wirkt solch ein Aufsuchen der sogenannten Grundidee für die rechte Ausbildung des ästhetischen Urteils nicht minder unheilvoll. Einem echten Künstler fällt es nie ein, nach solcher Idee zu arbeiten: darum ist es ganz falsch, in diesen herausgeklügelten Grundgedanken „die verborgene Seele des Kunstwerkes" zu suchen. Diese Seele liegt in den darin verarbeiteten Ideen und in den Thaten, die aus dem Kampfe derselben hervorgehen. Diese Ideen, dies Leben studiere man in der Wirklichkeit und bringe solche Erkenntnisse an das Kunstwerk heran: dann wird man in das Schaffen des Künstlers den rechten Einblick gewinnen. (Siehe Bd. I, S. 26—27.)

studiert. Die Geschichte belehrt ihn, dafs Fiesco mit seinen vertrautesten Freunden und seinen Brüdern den Sturz des Dogen Doria und dessen Neffen Gianettino plant und in der Nacht vom 1. zum 2. Januar 1547 auch wirklich ausführt. Gianettino wird erstochen; der alte Doria entflieht. In derselben Nacht aber verunglückt Fiesco im Hafen. Er stürzt ins Wasser und ertrinkt, da man im Getümmel seine Hilferufe nicht hören konnte. Er wird ferner belehrt, dafs bei der That der Zwiespalt zwischen der kaiserlichen und französischen Partei, zwischen den Anhängern von Karl V. und Franz I. in hervorragender Weise mitgewirkt hatte.

Da ist ein Kampf um politische Ideen, eine tragische Schuld, ein tragisches Geschick. Um der Darstellung Leben zu geben, mufs er einen bedeutenden Politiker und noch mehr, einen bedeutenden politischen Verschwörer schildern und andere Verschwörer als Freunde und Helfershelfer um ihn gruppieren. Die ersten Fragen für ihn sind: Wie handeln solche Menschen? Welches sind die Beweggründe ihres Thuns? Er findet viel schlechte Beweggründe wie Hafs, Rache, Ehrgeiz, Leichtsinn, Habsucht; daneben aber auch die edelsten, eingegeben von den aus der idealen Liebe stammenden politischen Ideen. Leicht verwechselt sein für politische Freiheit glühendes Herz Verschwörer mit Empörer. Sein Ideal ist der edle Washington, der den tapferen Degen, mit dem er die Tyrannei vertrieben, auf dem Altar des Vaterlandes niederlegt und seine Ehre darin sucht, in dem neuen freien Staate der erste Bürger zu sein. Er kennt noch nicht das Leben, welches der Kampf politischer Ideen in Wirklichkeit schafft; am allerwenigsten die Thaten der Menschen, die unter dem Deckmantel solcher Ideen nur ihre selbstsüchtigen Gelüste und Leidenschaften befriedigen. Er übersieht in seinem Feuereifer, dafs in einer Stadt, um deren Besitz zwei auswärtige Mächte kämpfen, bei den dadurch erregten städtischen Parteien und namentlich bei den Führern derselben schwerlich andere als selbstsüchtige Motive ins Spiel kommen. So erträumt er sich einen für Freiheit, Volksbeglückung und Bürgerwohl schwärmenden, liebenswürdigen Helden und nennt ihn Fiesco. Ihm zur Seite setzt er einen finsteren Verschwörer, der ohne

tieferes Verständnis solcher genialen Bestrebungen starr an der Idee festhält, dafs der Stadt nur durch eine republikanische Verfassung Heil erwachsen könne, und zeichnet daneben noch mehrere untergeordnete unedle Helfershelfer.

Diese Macht tritt mit der bestehenden in den Kampf und bringt sie endlich zum Fall. Die Ausführung mufs ebenso unnatürlich, ebenso phantastisch werden wie die Anlage dieser Hauptcharaktere. Das Stück erhält durch das Idealisieren mit politischen Ideen echt dramatisches Leben. Aber es ist kein naturwahres, sondern nur ein phantastisches Leben, wie es in Wirklichkeit gar nicht vorkommt. Dem jugendlichen Dichter fehlte es an der Beobachtung solches Thuns, wie es durch den Kampf politischer Ideen in Wahrheit geschaffen wird.

Nehmen wir an, ein erfahrener, gereifter Dichter bearbeitet einen ähnlichen Stoff: die Verschwörung der römischen Republikaner gegen Julius Cäsar. Auch hier findet er einen Kampf um politische Ideen: die letzten Anhänger der absterbenden römischen Republik kämpfen gegen das aufstrebende Königtum. Auch hier Verschwörer, ein blutiges Opfer, wilde Metzeleien. Aber dieser Dichter hat solche Verschwörungen in seinem eigenen Lande kennen gelernt; er ist mit gar vielen unter den Teilnehmern persönlich bekannt gewesen; hat vielleicht mit angesehen, wie man ihnen das Haupt abschlug und „auf Londons Brücke warnend aufsteckte“. Er hat sich jahrelang unter den Grofsen am Hofe seiner Königin bewegt, hat deren Wesen, deren Pläne, Intriguen, Beweggründe erforscht und in seine Künstlerseele aufgenommen. Ihm ist der Kampf um politische Ideen ein längst bekanntes und sorgfältig erforschtes Stück wahren Lebens. Darum ist er im stande, naturwahr zu malen. Demgemäfs zeichnet er den feinen Menschenkenner Antonius, den schlauen, gewandten Politiker, der ebenso sicher die Leidenschaften und Schwächen der einzelnen bedeutenden Gegner, wie die des Pöbels auszubeuten versteht. Er zeichnet den Verschwörer Cassius, den Mann mit dem „wilden Blicke hungrigen Ehrgeizes“; er zeichnet nach seinen Lebenserfahrungen den edlen politischen Schwärmer Brutus als einzige Lichtgestalt in dieses dunkele Gemälde der wilden Kämpfe unedler selbstsüchtiger Interessen. Er weifs zu genau,

wie oft in solchen Kämpfen die Worte Freiheit und Vaterland in hohlen Phrasen gemifsbraucht werden, und läfst dem Walten des ehernen gigantischen Schicksals gemäfs selbstsüchtige Klugheit, Gewalt und geistige Kraft die Palme erringen.

Diese Römer sind sämtlich bis herab zu den Bürgern, die bei den Aufläufen das römische Volk repräsentieren, durchaus keine Römer, sondern gute Engländer aus Shakespeares Zeit. Aber gerade dieser Umstand giebt dem Stücke das wunderbar packende Leben; denn so und nicht anders können Menschen bei Kämpfen um solche politische Ideen handeln. Ob der Dichter bei seinen Darstellungen mehr oder weniger Lokalfarbe erkünstelt, ist für das Drama Nebensache. Von gröfserer Wichtigkeit ist diese Forderung nur für den Roman.

Ich glaube nun zur Genüge gezeigt zu haben, dafs der Dichter historische Stoffe nur dadurch künstlerisch zu gestalten vermag, dafs er die den historischen Thaten zu Grunde liegenden Ideen erforscht und die Träger der Handlung nach dem Leben zeichnet, das gleiche oder ähnliche Ideen in Wirklichkeit um ihn her erzeugen. Es genügt für ihn durchaus nicht, zu wissen, wie Menschen im allgemeinen unter dem Einflusse von Leidenschaften, Fehlern, Schwächen oder edler Gesinnung oder im Affekte handeln. Diese Kenntnis kann sich auch ein Dilettant erwerben. Er mufs beobachtet haben, wie dies Handeln sich in der verschiedenartigsten Weise unter dem Einflusse bestimmter Ideen vollzieht und dies in scharfer und sorgfältig abschattierter Charakteristik uns vorzuführen wissen. Vor allem aber mufs der dramatische Dichter, um grofse historische Persönlichkeiten zu zeichnen, einen Geist besitzen, der im stande ist, solche Gröfse nach jeder Richtung hin voll und ganz zu erfassen. Der grofse Mann soll uns denkend und sprechend vorgeführt werden und sein Reden soll uns den Beweis von seiner Gröfse geben. Wir müssen also mindestens in einer Scene ihn von dieser Seite kennen lernen. Wenn wir Wallenstein in der berühmten Unterredung mit Questenberg und den Generälen, Maria Stuart in der mit Burleigh angehört haben, so wissen wir: dort jeder Zoll ein fürstlicher Feldherr, hier jeder Zoll eine Königin. Wenn wir

Johanna d'Arc in der Einleitung im Gespräch mit ihrem Vater und Bewerber jene berühmten Worte über Liebe zum Vaterlande und zum Könige sprechen hören, wird uns sofort klar, welche bedeutende geistvolle und wahrhaft begeisterte Heldin wir vor uns haben. Wer als Dichter nicht die Kraft in sich fühlt, solches zu leisten, der wage sich ja nicht an eine Tragödie grofsen Stils. Er gerät in die Gefahr, sich lächerlich zu machen. Es genügt durchaus nicht, dafs wir im Stücke von den anderen Personen erfahren, der Held sei ein grofser Mann. Es wirkt geradezu komisch, wenn sie einmal über das andere ausrufen: „Welch grofser Mann, welch grofser Geist!" während wir aus der Rede, welche der Held kurz vorher gehalten hat, diese Eigenschaft durchaus nicht erkennen können. Die Kraft, welche zum Entwurf eines Genrebildes ausreicht, genügt durchaus nicht zur Zeichnung eines historischen Gemäldes.*

Ich glaube ferner zur Genüge dargelegt zu haben, dafs in jeder echten Künstlerseele bei der Konzeption eines Dramas zuerst das Bild der Charaktere entsteht, aus deren von Ideen eingegebenem Handeln sich der Hauptkampf mit Naturnotwendigkeit ergiebt. Dilettanten ersinnen zuerst die Fabel und schneiden dazu Charaktere zurecht; Künstler sehen zuerst lebensvolle Bilder und erfinden danach die Scenen, welche nötig sind, um die Hauptcharaktere in ihrer vollen Wesenheit vorzuführen. Jenes innere Schauen des Lebens giebt die künstlerische Begabung; dieses Erfinden von Scenen, das Hinauftreiben der Handlung bis zum Höhepunkte, die Erfindung der Peripetie und der Katastrophe ist Sache der technischen Routine. Darum ist mit jener künstlerischen Begabung enge verbunden der echte Dialog. Diesen

* Wenn doch die Männer, welche zwar ohne Zweifel dramatisches Talent, aber nur eine mäfsige Begabung besitzen, die grofse Lebenskunst lernen möchten, sich zu bescheiden! Man kann sich auch an Kunstwerken zweiten und dritten Ranges erfreuen, sobald man nur sofort erkennt, in dem Werke steckt echte Kunst und nicht geschickter Dilettantismus. Freilich müssen solche Männer dann auf grofsen Dichterruhm Verzicht leisten; aber ihr Dichten ist immerhin wertvoll, indem es dazu beitragen hilft, das Volk allmählich zum Genufs und Verständnis höherer Kunstleistungen zu erziehen. Leider ist das Streben nach Ruhm mit der künstlerischen Begabung so enge verbunden, dafs man da wohl ewig tauben Ohren predigen wird. Und doch macht dies Streben soviel Künstler unglücklich. Es verzehrt das Gemüt!

kann kein noch so begabter Dilettant erkünsteln. In seinen Stücken herrscht der Scheindialog. Die Personen sprechen als Masken A, B, C die verschiedenen Meinungen und Gedanken des Verfassers aus. Im echten Dialog spricht jede Person lebenswahr getreu dem Charakter, den der Dichter in seinem inneren Schauen ihr gegeben. Er kann sie nur naturwahr sprechen lassen, weil sie als wirklich, als lebensvoll ihm beständig vorschwebt.

Für die Komödie gelten von den bisher entwickelten Gesetzen die für die dichterische Konzeption, für das innere Schauen des nach Ideen und Charakteranlagen sich gestaltenden Lebens, die Gesetze für das künstlerische Idealisieren des Stoffs und die allgemeinen technischen Vorschriften. Die übrigen Forderungen sind so komplizierter Art, dafs sie besonders beleuchtet werden müssen.

Raul von Cambrai.

Ein altfranzösisches Heldenlied.

Übersetzt von

F. Settegast.

Von den altfranzösischen Volksepen ist bisher meines Wissens nur das Rolandslied ins Deutsche übersetzt worden. Dasselbe überragt allerdings an dichterischem Werte die Mehrzahl der altfranzösischen Heldengedichte, indessen giebt es unter diesen doch manche, die sich mit dem Rolandsliede an dichterischer Wirksamkeit sehr wohl messen können. Zu diesen Epen gehört entschieden auch „Raul de Cambrai", und ich habe daher die Mühe der Übersetzung nicht scheuen zu dürfen geglaubt.

Wie alle echten Volksepen beruht auch „Raul de Cambrai" auf geschichtlichen Verhältnissen, die in der Dichtung, wenn auch vielfach entstellt, doch noch wiederzuerkennen sind. Es sind im wesentlichen die folgenden:* Odo, Graf von Paris und Gegenkönig von Karl dem Einfältigen, wurde von Herbert I., Grafen von Vermandois, unterstützt, während auf seiten Karls Raul Taillefer, Graf von Cambrai, stand. Der letztere fiel in das Land Herberts ein, und es gelang ihm, die festen Plätze

* Ich schliefse mich dem an, was ich in der „Art de vérifier les dates", Paris 1818, t. XII, p. 179 ff., sowie in der Einleitung zu der Ausgabe unseres Gedichtes („Li Romans de Raoul de Cambrai et de Bernier, p. p. Edward Le Glay, Paris 1840) gefunden habe. Indessen will ich nicht verschweigen, dafs v. Kalckstein in seiner „Geschichte des französischen Königtums unter den ersten Capetingern", 1. Bd., Leipzig 1877, in einigen Punkten nicht unerheblich abweicht. Vgl. auch die Hist. litt. t. XXII.

Peronne und Saint-Quentin zu erobern; bald darauf wurde er jedoch von seinem Gegner in einem Kampfe bei der Abtei Origni getötet. Dies geschah im Jahre 896. Rauls Bruder, Balduin II., Graf von Flandern, rächte seinen Tod, indem er im Jahre 902 Herbert ermorden liefs. Der Sohn desselben, Herbert II., der in der Geschichte als Gegner Karls des Einfältigen eine nicht unbedeutende Rolle spielt, starb 943, mit Hinterlassung von fünf Söhnen. Alsbald nach seinem Tode fiel Raul II., Graf von Cambrai, Sohn jenes Raul Taillefer und der Schwester des französischen Königs Ludwig IV., Adelheid, in das Vermandois ein; die Söhne Herberts rückten ihm entgegen, und es kam zu einem blutigen Kampfe, in dem Raul getötet wurde.

Was die Abfassungszeit unseres Gedichtes betrifft, so wäre es möglich, dafs die älteste Gestalt desselben bis ins zehnte Jahrhundert zurückgeht, dafs es also unmittelbar aus den Ereignissen, die es besingt, erwachsen ist. Wollte man unserem Texte unbedingten Glauben beimessen, so müfste man das eben angedeutete Verhältnis als unzweifelhaft ansehen, denn in einer (von mir nicht übersetzten) Stelle, pag. 96 der Ausgabe von Le Glay, wird geradezu erzählt, dafs ein gewisser Bertolais, Teilnehmer an der Schlacht bei Origni, die von ihm selbst gesehenen Ereignisse besungen habe: Mout par fu preus et saiges Bertolais, Et de Loon fu il nez et estrais, Et de paraige del miex et del belais. De la bataille vi tot les gregnors fais, Chancon en fist, n'oreis milor jamais. Wir haben indessen kein Mittel, die Richtigkeit dieser Angabe festzustellen. Es läfst sich jedenfalls sehr wohl denken, dafs diese Angabe erst von einem späteren Bearbeiter in das Gedicht hereingetragen worden ist. Denn es ist mit diesem gegangen, wie mit der Mehrzahl der altfranzösischen volkstümlichen Epen: nicht die ursprüngliche Gestalt ist uns erhalten, sondern eine verhältnismäfsig junge Bearbeitung. Die vorliegende Form unseres Gedichtes kann in der That nicht höher als bis ins zwölfte Jahrhundert hinaufgerückt werden; die einzige Handschrift, in der es uns aufbewahrt ist, stammt aus dem Beginn des dreizehnten Jahrhunderts.

Wenn nun auch die erhaltene Form dieses Heldenliedes kein hohes Altertum beanspruchen kann, so ist doch der in demselben herrschende Geist von einer solchen Altertümlichkeit, dafs es in dieser Beziehung das Rolandslied vielleicht noch übertrifft. Das Rittertum, wie es uns hier entgegentritt, zeigt noch durchaus den Charakter ursprünglicher Sittenrauheit, wie derselbe im zehnten und elften Jahrhundert herrschte, und von der im zwölften Jahrhundert vom Süden her sich verbreitenden Verfeinerung der Sitten und von Galanterie findet sich hier keine Spur. Die Interessen der Familie und des Geschlechtes, sowie im Anschlufs daran der Grundsatz der Blutrache, auf der anderen Seite die Pflicht der Lehenstreue, das sind die Triebfedern, die hier die Handlung bewegen. Dem Kulturhistoriker, der darauf ausgeht, ein Bild von den socialen und rechtlichen Verhältnissen des Rittertums in den ersten Jahrhunderten seines Bestehens zu entwerfen, würde dies Epos eine reiche Ausbeute gewähren.

Zum Schlufs noch einige Bemerkungen über die Art der Übersetzung. Dieselbe ist eine freie, besonders insofern, als ich einen sehr beträchtlichen Teil des etwa 7500 Verse zählenden Gedichtes unübersetzt gelassen habe, vor allem diejenigen Abschnitte, die als spätere Zusätze der Jongleurs zu betrachten sind, wie z. B. fast alles, was sich auf die Liebe von Bernier zu Beatrix, sowie seinen Aufenthalt im Süden bezieht. Eine etwas weitergehende Freiheit besteht darin, dafs ich S. 1–27 der Ausgabe (im ersten Teile dieses Abschnittes ist die Handschrift vielfach lückenhaft) in 33 Verse (die ersten der Übersetzung) zusammengedrängt habe. Was ich vor allem erstrebt habe, ist einmal, den Ton des Originals zu treffen, andererseits, der deutschen Sprache gerecht zu werden, in welcher letzteren Beziehung die sonst vortreffliche Rolandübersetzung von Hertz manches zu wünschen übrig läfst. — Was die metrische Form betrifft, so habe ich folgendes zu bemerken. Das Original besteht aus Zehnsilblern, die in Abschnitte von wechselnder Länge (Tiraden) zerfallen; die letzteren werden durch gleichen Reim zusammengehalten. Nun habe ich den Reim aufgegeben, und so lag auch keine Veranlassung mehr vor, die Tiradenabteilung

beizubehalten. Ferner habe ich mich in einem Punkte von der Einrichtung des altfranzösischen Zehnsilblers entfernt. Derselbe zerfällt stets in zwei durch die Cäsur geschiedene ungleiche Teile (4 + 6 Silben); ich habe mir nun häufig gestattet, Verse ohne diese Cäsur zu bilden, z. B.: „Für seine Dienste heischte er den Lohn.“ Andererseits habe ich die altfranzösische Einrichtung insofern nachgeahmt, als ich (wie es danach gestattet ist) auf die Cäsur zuweilen eine überzählige Silbe folgen lasse, die im Schema des Verses nicht mitgerechnet wird, z. B.: „Ganz ohne Sorgen | ihm lag im Sinn nichts Arges.“ Endlich bemerke ich, dafs ich am Ende gröfserer Abschnitte einen siebensilbigen Vers angewandt habe (z. B.: „Wenn ich nicht selbst mich töte“), eine Versart, die sich zwar nicht in unserem Original, wohl aber in einigen anderen altfranzösischen Volksepen, und zwar am Tiradenschlufs, findet.

In alten Zeiten lebt' ein edler Graf
Und tapfrer Kriegsmann, der war Raul geheifsen,
Und Taillefer, so ward er zubenannt;
Cambrai samt Cambresis beherrschte er.
Zur Gattin hatt er die Schwester König Ludwigs.
Nach seinem Tode gebar sie einen Sohn,
Den hiefs man Raul, wie seinen wackern Vater.
Nun hatte König Ludwig einen Dienstmann,
Mancel geheifsen, einen tapfern Mann.
Für seine Dienste heischte er den Lohn.
Da gab ihm Ludwig, nach der Barone Rat,
Die Landschaft Cambresis, das Lehen Rauls,
Das solle er behalten, bis sein Neffe
Die ritterlichen Waffen könne führen;
Jedoch die Stadt Cambrai liefs er dem Knaben.
Und seiner Schwester sandte Ludwig Botschaft,
Er wolle ihr Mancel zum Manne geben;
Doch weigerte sich des die edle Frau.
Mit Zärtlichkeit zog ihren Sohn sie auf.
Als grofs und stark sie ihn geworden sah,
Da sandte sie ihn nach Paris zum König.
Viel Lieb und Ehr erwies derselbe ihm,

Zum Ritter macht' er ihn, zum Truchsefs gar.
Nun lebte damals ein edler Herr, Ybert
(Sein Vater war Herbert von Vermandois),
Der hatte einen Sohn, Bernier genannt,
In keinem Lande gab es schönern Jüngling,
Noch trefflichern an Sinn und an Verstand,
Die Leute aber nannten Bastard ihn.
Mit grofser Liebe war Raul ihm zugethan,
Zu seinem Knappen machte er den Jüngling
Und dann zum Ritter; mit Panzer, Helm und Schwert
Ward von Rauls Händen jung Bernier gewaffnet.

An einem Pfingstenfest ward Bernier Ritter,
Als König Ludwig in seiner Stadt Paris
Hof hielt mit den französischen Baronen.
Rauls Oheim auch, Guerri, genannt der Braune,
Der in Arras gebot, war dort zugegen.
Er redete den König Ludwig an.
„Herr," spricht er, „höret wohl auf meine Rede.
Gar lange hat mein Neffe Euch gedient.
Von seinen Freunden, fürwahr, erhält er nichts,
Wenn Ihr nicht einmal seinen Dienst ihm lohnt.
Gebt ihm zurück das Lehen Cambresis,
Das Land, das Taillefer besafs, der Kühne."
„Das kann ich nicht," erwiderte der König,
„Mancel besitzt es, ich gab ihm drauf den Handschuh.
Oftmals schon hab ich es bereut seitdem,
Doch war's ja Wunsch und Wille der Barone."
Da sprach Guerri: Man spielt uns übeln Streich.
Bei Sankt Geri, dem widersetz ich mich."
Er eilt hinweg aus König Ludwigs Kammer,
In Zorn betrat er die hochgewölbte Halle.
Dort safs beim Schachspiel sein Neffe, Raul von Cambrai,
Ganz ohne Sorgen, ihm lag im Sinn nichts Arges.
Guerri erblickt ihn, gleich fafst er ihn am Arme
Und seinen Pelzrock reifst er ihm entzwei.
„Elender Wicht," rief er dem Neffen zu,
„Nichtsnutziger, was sitzest du und spielst?
Du hast nicht soviel Land, das sag ich dir,
Dafs du auch nur ein Pferd ernähren kannst."
Wie Raul das hört, springt er vom Schachspiel auf.
Er ruft so laut, es hallt der ganze Saal,
Und mancher Edle hat es wohl gehört:
„Wer will es wagen, mir mein Land zu nehmen?"

Guerri erwidert: „Gleich wird es kund dir werden.
Vom König selbst wird dir nur Schimpf und Schande,
Sei'n wir gerüstet drum zu Schutz und Trutz."
Wie Raul das hört, da wallt sein Blut so heifs,
Er eilt zum König, von Guerri begleitet.
Mit grofsem Zorne hub er an zu sprechen:
„Bei Sankt Amand, Herr König, hört mich an.
In Eurem Dienst trug ich bisher die Waffen,
Von Euch erhielt ich nicht eines Hellers Wert.
So gebt mir doch den Handschuh für mein Land,
Das ehedem besafs mein wackrer Vater."
„Dafs kann ich nicht," erwiderte der König,
„Ich gab es ja dem tapferen Mancel,
Um keinen Preis möcht ich's ihm wieder nehmen."
Des Königs Worte hört Guerri, da ruft er:
„So will ich kämpfen, gewaffnet auf dem Streitrofs,
Mit jenem hinterlistgen Schuft Mancel."
Dann wandt er sich an Raul: „Elender Feigling,
Beim heilgen Jakob, zu dem die Büfser wallen,
Wenn du nicht gleich des Landes dich bemächtigst,
Heut oder morgen, vor Sonnenuntergang,
So stehn dir nie mehr bei ich noch die Meinen.
Wie Raul das hört, da wächst ihm Mut und Kühnheit.
„Herr König," spricht er, „lafst Euch dieses sagen:
Das Lehn des Vaters, das ist allbekannt,
Rechtmäfsger Weise fällt's dem Sohn anheim.
Bei Sankt Amand, wollt ich's noch länger dulden
Und zusehn, wie Mancel mein Land beherrscht,
Ich würde Spott und Schande davon haben.
Doch wenn der Schurke jemals mir begegnet,
Bei Gott, ich töt ihn, dessen sei er sicher."
Der König hört's, voll Sorgen schaut er nieder.

Im Saal an einem Tische safs Mancel.
Er hört die Drohung, grofs ist da sein Schrecken.
Im Hermelingewand tritt er zu Ludwig.
„Herr König," spricht er, „es ergeht mir übel.
Ihr gabt mir doch als Lehen Cambresis,
Könnt die Begabung Ihr jetzt nicht aufrechthalten?
Hier steht ein Graf von gar hochmütgem Sinn,
Raul ist sein Name, viel Hab und Gut ist sein.
Ihr seid sein Oheim, wie ein jeder weifs,
Auch ist ihm nah verwandt Guerri der Braune.
Ich aber hab in diesem Lande keinen,

Der gegen sie mir Beistand leisten möchte.
Mit meinem Schwerte hab ich dir gedient,
Fort werd ich reiten jetzt auf meinem Streitrofs,
Viel ärmer noch, als wie ich zu dir kam.
Burgunder, Deutsche, Normannen und Franzosen,
Sie werden tadeln dich und werden sagen,
Von dir bekam ich nichts für meinen Dienst."
Von Mitleid ward ergriffen König Ludwig.
Mit seinem Handschuh winkt er Raul heran
Und spricht zu ihm: „Um Gott, mein lieber Neffe,
Lafs ihm das Land noch zwei Jahr oder drei
Mit dem Beding, wie du gleich hören sollst:
Stirbt zwischen Aachen und Orleans ein Graf,
In dem Gebiete zwischen Rhein und Loire,
Dann sollst du dessen Lehen gleich erhalten,
Es wird daran auch nicht das Mindste fehlen."
Wie Raul das hört, da zaudert er nicht lange,
Er willigt in das Anerbieten ein,
Wie Guerri, Herr von Arras, es ihm riet.
Dann fordert Bürgen er vom König Ludwig,
Der giebt ihm vierzig, und alles hohe Herren.
Darunter war Gerin und auch Gerart,
Herbert von Maine, Gottfried von Anjou,
Heinrich von Troies, Berart von Caorsin.
Graf Raul, er wollte nichts dabei versäumen,
Die Heiligtümer bringt er in den Saal,
Reliquien von grofser Kostbarkeit,
Vom heilgen Petrus und heilgen Augustin.
Die Bürgen schworen, sie gaben sich zum Pfande,
Und ohne Zögern schwor der König selbst,
Dafs, welcher Graf auch stürbe zwischen Rhein und Loire,
Raul dessen Land sogleich erhalten sollte.

Raul hatte Bürgen, ganz nach seinem Wunsch.
Er ging zurück nach Cambrai, seiner Stadt.
So blieb es denn ein Jahr und fünfzehn Tage.
Da starb Herbert, ein Graf von grofser Macht,
Das ganze Vermendois gehorchte ihm,
Roie war sein, Perone und Origni,
Auch Saint-Quentin, Clari und Ribemont.
Vier wackre Söhne hinterliefs der Graf,
Darunter war Ybert, der Vater Berniers.
Als Raul das hörte, beeilte er sich sehr,
Nach seinen Mannen sandt er, und sie kamen,

Wohl hundertvierzig, in Bunt und Grau gekleidet;
Von Arras kam herbei Guerri, sein Oheim.
Sie wollen Ludwig um die Belehnung angehn,
Das wird zum Tode gar manchem wackern Mann.
Raul hatte recht, das ist gewifslich wahr,
Der König Ludwig aber hatte unrecht.
Manch Edler geht zu Grund durch schlechten König.

Raul und die Seinen reiten nach Paris.
Sie steigen ab am königlichen Hof,
Dann treten sie in Ludwigs Kammer ein.
Den König finden sie im Lehnstuhl sitzend;
Er blickt und sieht herannahn die Barone,
Vor allen andern kam Graf Raul geschritten.
„Gott," sprach er, „der ans Kreuz sich schlagen liefs,
Er schütze und bewahre König Ludwig."
Der König säumte nicht mit seiner Antwort:
„Gott, der die Welt schuf, schütze dich, mein Neffe."
Und weiter spricht der edle Graf zu Ludwig:
„Herr König, hört, ich bin doch Euer Neffe,
So dürfet Ihr mein Recht mir nicht versagen.
Herbert ist tot, das hat man mir berichtet,
Der Vermendois in Hut und Herrschaft hatte.
Lafst nun sogleich das Lehn mir übergeben,
Ihr habt mir's ja versichert und beschworen
Und habt auch Bürgen mir darauf gegeben."
„O nein, mein Lieber," sagte König Ludwig;
„Der edle Graf, von dem du eben sprichst,
Vier wackre Söhne hat er hinterlassen,
So tapfre Ritter kann man nirgends finden.
Wenn ich ihr Land dir überliefern wollte,
So würden die Barone mich drum tadeln;
Ich könnte nimmer an meinen Hof sie laden,
Versagen würden sie mir Dienst und Ehre.
Auch will ich dir ganz ohne Rückhalt kund thun:
Das Erb entreifsen will ich jenen nicht
Und vieren schaden nur um eines willen."
Wie Raul das hört, gerät er aufser sich;
Er ist betrogen, das raubt ihm fast die Sinne.
In Zorn enteilt er zur hochgewölbten Halle.
Von seinen Bürgen sieht er viele dort,
An ihren Eid beginnt er sie zu mahnen.
Laut ruft er an Gerin und auch Gerart,
Herbert von Maine, Gottfried von Anjou,

Heinrich von Troies, Berart von Caorsin:
„Barone, hört, sogleich kommt her zu mir,
Da ihr zum Pfand euch mir gegeben habt.
Bei Sankt Geri, ihr müfst in meinen Turm,
Wo ihr gar schwere Pein erleiden sollt.“
Gottfried erschrickt, er bebt am ganzen Leib.
„Freund,“ spricht er, sagt, warum bedroht Ihr uns?“
„Ich will's euch sagen,“ gab ihm Raul zur Antwort,
„Herbert ist tot, der Origni besafs
Und Saint-Quentin und Perone und Clari,
Auch Ham und Roie, Neele und Falevi.
Vom König ward das Lehn mir zugesagt,
Jetzt hat er schnöde mich darum betrogen.“
Da sprachen die Barone allesamt:
„Gönnt uns noch kurze Frist; wir gehn zu Ludwig,
Wir wollen hören, was er dazu sagt,
Und wie entgehn wir mögen dem Gefängnis.“
Und Raul erwiderte: „Das geb ich zu.“
In grofser Eile gehen sie zum König,
Auch Bernier war dabei, der Dienstmann Rauls.
Und Gottfried von Anjou begann zu sprechen:
„Herr König, Ihr beginget grofse Thorheit,
Als Eurem Neffen Ihr ein Lehn verspracht,
Worüber zu verfügen Euch nicht zustand.
Herbert ist tot, jetzt will er dessen Land.
Wohlan, belehnt damit ihn allsogleich;
Denn er hat recht, auch sind wir dafür Bürgen.“
„Gott,“ sagt der König, „fast macht es rasend mich,
Um eines willen kommen vier zu Schaden.
Zum Unglück wird ihm sicher die Belehnung.
Wenn eine Heirat nicht bald den Streit beendet,
So wird manch edler Mann zu Grunde gehn.“
Betrübten Sinnes spricht der König weiter:
„Komm her zu mir, mein lieber Neffe Raul,
Den Handschuh geb ich dir, doch merk es wohl,
Beistand und Schutz erhältst du nicht von mir.“
Und Raul erwidert: „Mehr verlang ich nicht.“
Er tritt zum König vor und nimmt den Handschuh.
Das sieht Bernier, da richtet er sich auf,
Er spricht so laut, dafs jeder wohl es hört.
„Herr König,“ sagt er, „ich bitt Euch, bei Sankt Simon,
Die Söhne Herberts haben nichts verbrochen,
Wie dürft Ihr ihnen dann ihr Land entreifsen?
Solch Urteil gegen sie steht Euch nicht zu.

Nie mögen sie bei Gott Verzeihung finden,
Wenn sie ihr Recht nicht gegen Raul verteid'gen."
„Das wehr ich ihnen nicht," sprach König Ludwig,
„Das Lehn empfing er gegen meinen Wunsch,
Und nimmer werd ich im Kampf ihn unterstützen."
Zu Raul dann wandte sich Bernier und sprach:
„Herr, hört mich an: Wohl bin ich Euer Dienstmann,
Doch nie werd ich drein willigen, dafs Ihr
Mit solchem Unrecht ihnen nehmt ihr Land.
So brave Ritter kann man nirgends finden,
Auch sind mit Hab und Gut sie reich gesegnet,
Und zählen können sie auf viele Freunde,
Wohl fünfzig sind es, und alles tapfre Männer.
Nicht brauchen Herberts Söhne sich zu fürchten.
Greift sie nicht an, ich bitt Euch, Herr, darum,
Lafst Euch bewegen zu gütlichem Vergleich,
Ich übernehme die Vermittlung gern."
„Nein," sagte Raul, „drauf geh ich nimmer ein,
„Der König hat das Lehen mir gegeben,
Um keinen Preis lafs ich es wieder fahren.
Dir aber rate ich zu deinem Besten,
Dafs du vor meinem Zorn dich hüten mögest."
„Herr," sagte Bernier, „ich werde davon schweigen
So lange, bis der Kampf entbrannt wird sein."

Wie Bernier die Belehnung sieht vollzogen,
Da schwinden fast die Sinne ihm vor Schmerz.
Doch Raul ist froh, dafs nun sein Wunsch erfüllt.
Er steigt zu Rofs, läfst blasen das Signal,
Nach Cambrai reitet er mit seinen Mannen;
Dort steigen die Barone von den Rossen.
Gar düster blickt und traurig Bernier nieder;
Dem grofsen Saal des Schlosses bleibt er fern:
Mit Raul hat böse Worte er gewechselt,
Nicht will er Streit beginnen mit der Herrin.
Raul stieg vom Rofs an seines Schlosses Treppe,
Gleich kam entgegen ihm Frau Adelheid.
Sie küfst zum Willkomm den Sohn auf Mund und Kinn,
Dann fafst der edle Graf sie an der Hand,
Und beide stiegen zum hochgewölbten Saal.
Sie spricht zu ihm vor allen den Baronen:
„Mein lieber Sohn, du bist jetzt grofs und stark,
Bist Truchsefs auch von Frankreich, Gott sei Dank.
Doch mufs ich sehr mich über Ludwig wundern:

Du hast gar lange schon ihm treu gedient,
Er gab bisher dir keinen Lohn dafür.
Das ganze Land von Taillefer dem Kühnen,
Der mein Gemahl und der dein Vater war,
Er hätte es zurück dir sollen geben.
Zu lange schon hat hier Mancel geschaltet;
Ich wundre mich, dafs du's noch immer duldest,
Dafs du nicht längst schon ihn getötet hast."
Wie Raul das hörte, ward ihm schwer das Herz.
„Frau Mutter," sagt er, „bei dem wahrhaftgen Gott,
Der König hat mir meinen Dienst gelohnt.
Herbert ist tot, das will ich kund Euch thun,
Sein ganzes Land hab ich als Lehn erhalten."
Wie das die Frau vernimmt, spricht sie mit Seufzen:
„Wer dir Perone gab und Origni
Und Saint-Quentin, Neele und Falevi,
Und Ham und Roie, den Turm auch von Clari,
Hat dich, mein Sohn, mit frühem Tod begabt.
Lafs doch ihr Land, ich bitte dich, um Gott;
Dein Vater und Graf Herbert waren Freunde,
Zusammen fochten sie in mancher Schlacht,
Und nie gab's unter ihnen Streit und Zwist.
Wenn meinem Rat du folgst, bei Sankt Geri,
So werden dir befreundet auch die Söhne."
„Nein," sagte Raul, „gewifs, ich lafs es nicht,
Sonst würde jedermann für feig mich halten,
Noch meinen Enkeln wär es Schimpf und Schande."
„Raul, lieber Sohn," sprach wieder Adelheid,
„Ich habe dich genährt an meiner Brust,
Warum denn willst du jetzt mich so betrüben?
Wer dir Perone gab und Origni
Und Ham und Roie, Neele und Falevi,
Hat dich, mein Sohn, mit frühem Tod begabt.
Wer sie bekriegt, mufs tapfre Ritter haben.
Das ist ganz sicher: wenn's zum Kriege kommt,
So wird mein ganzes Land in Flammen aufgehn.
Eh das ich sehen müfste, lieber wollt ich,
Ich wäre Nonne oder wäre Dienstmagd."
Raul hält die Hand geschmiegt an seine Wange,
Er schwört bei Gott, dem Sohn der heilgen Jungfrau,
Nicht woll er's lassen um alles Gold der Welt,
Und wenn auch noch so viele sterben müfsten.
„Raul, lieber Sohn," sprach weiter Adelheid,
„Hast du auch Mannschaft, diesen Krieg zu führen?"

„O ja," sagt Raul, „zehntausend Krieger hab ich;
Guerri der Braune soll Bannerträger sein,
Auch die von Aroaise werden kommen,
Denn auszubleiben werden sie nicht wagen."
Da sprach Frau Adelheid: „Beim heilgen Gott,
Ich leugn' es nicht, Guerri ist brav und wacker,
Dein Banner wird er gut im Kampfe tragen.
Doch feig und treulos sind die von Aroaise:
Wenn du erbeutest Rinder oder Hammel,
Da werden sie so kühn wie Löwen sein,
Doch wenn die Schlacht beginnt, da wirst du sehn,
Die Hunde werden fliehn, statt dreinzuhaun,
Und werden feige dich im Stiche lassen.
Nicht haben Herberts Söhne Knabensinn:
Wenn von den Deinen du wirst verlassen sein,
Dann werden sie das Haupt vom Rumpf dir schlagen.
Und ich, mein lieber Sohn, sei dessen sicher,
Ich werde tot vor Schmerz zu Boden sinken."
Und Raul erwidert: „Ihr redet ganz vergeblich;
Bei Gott, der uns mit seinem Blut erlöste,
Nicht werd ich's lassen um alles Gold der Welt,
Da die Belehnung ich erhielt vom König."
„Mein lieber Sohn," so sprach Frau Adelheid,
„Nun sage mir, was wird mit Bernier sein?
Du gabst ihm Nahrung und machtest ihn zum Ritter."
Raul sprach: „Er zeigte stolz und treulos sich,
Denn gegen die Belehnung that er Einspruch.
Ob solcher Überhebung ward ich zornig,
Da sagte er, jetzt werd er ruhig bleiben,
Doch kommt's zum Kampf, dann will er jenen helfen."
Wie das die Frau vernimmt, da ruft sie laut:
„Ich hab es wohl gewufst; das ist der Mann,
Der dich ins Unglück bringen wird, gewifslich,
Und wenn er kann, schlägt er den Kopf dir ab.
Raul, lieber Sohn, den Rat will ich dir geben:
Mach deinen Frieden mit den Söhnen Herberts,
Greif sie nicht an, lafs sie ihr Land behalten,
Dann werden sie dir Freund sein um so mehr
Und werden helfen dir in andern Kämpfen,
Wenn's gilt, Mancel aus deinem Land zu jagen."
Wie Raul es hört, gerät er aufser sich;
Er schwört bei Gott, dem Lenker aller Dinge,
Nicht woll er's lassen um alles Gold der Welt.
„Der sei verwünscht, der, wenn er kämpfen soll,

Dem Rat von Frauen willig leiht sein Ohr.
In Euren Kammern mögt ihr gemächlich sitzen,
Pflegt Euren Leib mit Essen und mit Trinken,
Von andern Dingen dürft Ihr nicht mehr reden."
Frau Adelheid, sie fing zu weinen an
Und sprach: „Mein Sohn, sehr unrecht handelst du:
Es war 'ne Zeit, da brauchtest du mich sehr,
Als man des Erbes dich berauben wollte,
Als Ludwig, folgend der Barone Rat,
Mancel, den Schurken, zum Mann mir geben wollte.
Da hab ich mich geweigert, ihn zu nehmen.
Mit Lieb und Zärtlichkeit zog ich dich auf,
Bis du dein Roſs besteigen konntst und lenken
Und mit den Waffen dein Recht verteidigen.
Dann schickt ich dich zum Hofe nach Paris,
Und gab dir mit vierhundert edle Männer,
Mit guten Panzern allesamt gerüstet.
Der König nahm dich gern in seinen Dienst,
Er ist mein Bruder, drum wollt er hoch dich ehren,
Zum Ritter macht' er dich, zum Truchſeſs gar.
Das machte deinen Feinden Sorg und Kummer,
Doch deine Freunde hoben stolz ihr Haupt,
In Not erhofften Hilfe sie von dir.
Und jetzt erhebst du Anspruch auf ein Land,
Aus dem dein Vater nicht einen Heller zog.
Da du's nicht lassen willst um meinetwillen,
So möge Gott, der Lenker aller Dinge,
Dich nicht gesund nach Hause kommen lassen."

Frau Adelheid verläſst den Saal in Eile,
Sie ist betrübt: den Sohn hat sie verflucht.
Im Münster tritt sie ein von Sankt Geri.
Sie wirft sich nieder vor dem Bild des Heilands,
Zu Gott, der niemals log, fleht sie mit Inbrunst:
„Gott, der du an das Kreuz dich schlagen lieſsest,
So wahr das ist, daſs du an einem Freitag
Dein Blut vergossest, uns Sünder zu erlösen,
Laſs mir den Sohn gesund nach Hause kommen.
Ich fluchte ihm, weh mir, mit groſsem Unrecht,
Ich hab ihn doch so liebreich aufgezogen.
Verliert das Leben er, dann ist's ein Wunder,
Wenn ich nicht selbst mich töte."

* *
*

Raul bietet auf die Mannen seines Landes;
Aus Artois kamen sämtlich die Barone,
Auch kam die Mannschaft an aus Aroaise,
Sie wagten nicht, zu trotzen Rauls Befehl.
Bis auf zehntausend kann man das Heer wohl schätzen.
In Cambrai reiten ein sie durch die Thore,
Von Gold und Silber funkeln ihre Waffen.
Dann nimmt Graf Raul von seiner Mutter Abschied
Und reitet fort, mit ihm Guerri, sein Oheim.
Das Heer durchzieht die Landschaft Aroaise,
Ins Vermendois sind sie dann eingefallen.
Im ganzen Lande rauben sie und plündern,
Rings gehn in Feuer auf der Bauern Hütten,
Gar viele Menschen kamen da ins Elend.
Bernier, der Dienstmann Rauls, er reitet mit;
In Flammen sieht er seines Vaters Land
Und seiner Freunde; da wird ihm trüb zu Mute.

Es redete Graf Raul zu Manecier
Und zu Droon und dessen Bruder Gautier:
„Rasch waffnet euch, Barone, ohne Säumen,
Vierhundert wohlberittne Krieger nehmt,
Mit ihnen reitet sogleich nach Origni;
Dort müfst ihr sein, noch eh die Sonne sinkt.
Mein Zelt schlagt auf inmitten der Abtei,
Die Säulengänge macht zum Pferdestall
Und in der Krypta bereitet mir das Essen;
Setzt meine Sperber auf die goldnen Kreuze.
Auch lafst mir rüsten dicht neben dem Altar
Ein prächtges Bett, dort will ich ruhn zur Nacht.
Ich will mich lehnen an das Kruzifix.
Die Nonnen werd ich meinen Knappen geben.
Ich will den Ort zerstören und verwüsten,
Weil er den Söhnen Herberts lieb und wert ist.“
Und sie erwidern: „Herr, wir werden's thun,
Denn es zu lassen ist uns nicht verstattet.“
Sie gehn und rüsten sich mit grofser Eile;
Die edlen Krieger steigen dann zu Rofs;
Wohl sind gerüstet sie mit Schwert und Schild,
Mit festen Lanzen und mit starken Panzern.
Schon in der Nähe sind sie von Origni,
Da hören sie die Abendglocke läuten.
Es mahnt der Ton sie an den gerechten Gott,
Sie steigen ab und knien zur Erde nieder,

Es unterbleibt Entweihung heilger Stätte.
Sie schlagen draufsen, auf dem Wiesenplan,
Die Zelte auf und übernachten dort.
Graf Raul, er langt am nächsten Morgen an,
Mit grofsem Zorn beginnt er sie zu schelten:
„Ihr feige Schurken, was hat euch angefochten,
Dafs mein Gebot ihr übertreten habt?“
„Verzeihung, Herr, bei dem allmächtgen Gott,
Blutdürstge Heiden sind wir nicht noch Juden,
Dafs heilge Stätten wir verwüsten sollten.“
Graf Raul, voll Übermut und Frevelsinn,
Er sprach: „Ihr Hunde, hab ich euch nicht befohlen,
Dafs ihr in der Abtei mein Zelt errichtet?
In welcher Absicht habt ihr's unterlassen?“
„Wahrhaftig,“ sprach Guerri, „das wär ein Frevel.
Du bist vor kurzem erst ein Ritter worden,
Wenn Gott dir zürnt, geht's rasch mit dir zu Ende.
Es ehren alle Edeln diesen Ort,
Die heilge Stätte darf man nicht entweihen.
Hier auf der Wiese schlagt Euer Lager auf;
Es fliefset nebenan ein klarer Bach,
An seinem Ufer stellt die Posten auf,
Dafs nicht ein Überfall in Not Euch bringe.“
Und Raul erwiderte: „Wie ihr gebietet;
Da ihr es wünscht, so will ich's unterlassen.“
Dann breitet man die Teppiche aufs Gras,
Raul lagert sich, gestützt auf seine Hand.
Zehn seiner Ritter gesellten sich zu ihm,
Sie hielten miteinander schlimmen Rat.
Es ruft Graf Raul: „Auf, zu den Waffen, Ritter!
Wir wollen Origni sogleich zerstören.
Wer mir nicht folgt, den werd ich nimmer lieben.“
Es steigen die Barone gleich zu Rofs;
Da er's gebot, nicht wagen sie's zu lassen.
Mehr als viertausend waren da beisammen.
Sie reiten nahe an Origni heran,
Den Angriff auf die Stadt beginnen sie;
Die Bogenschützen entsenden ihre Pfeile;
Es eilen zur Verteidigung die Städter,
Ganz in der Nähe schon sind ihre Feinde.
Die Nonnen der Abtei, die edlen Frauen,
In langem Zuge kamen sie hervor;
Es hatte jede ihr Psalmenbuch zur Hand,
Sie dienten Gott mit Singen und mit Beten.

Marcent, die Mutter Berniers, war darunter.
„Herr Raul," sprach sie, „wir bitten um Erbarmen.
Nicht können wir mit Schild und Lanze streiten,
Ihr könnet leicht uns allesamt vernichten,
Doch grofse Sünde wäre das gewifslich.
Die edlen Männer lieben diesen Ort,
Sie schicken Silber uns und lautres Gold.
Lafst uns in der Abtei in Ruh und Frieden
Und lagert draufsen auf dem Wiesenplan.
Wir wollen, Herr, mit allem, was Ihr braucht,
Versorgen Euch und Eure Rittersleute,
Auch für die Pferde reichlich Futter liefern."
Sprach Raul: „Bei Sankt Richier, seid dessen sicher,
Da ihr drum bittet, sollt ihr Frieden haben."
Die Frau entgegnet: „Das ist dankenswert."
Es reitet Raul auf seinem Streitrofs fort
Und Bernier kam; die Mutter wollt er sehen,
Mit ihr zu sprechen, trägt er grofs Verlangen.
Er steigt vom Rofs, es küfst Marcent ihn liebreich,
Dreimal umarmt sie ihn mit grofser Freude.
„Mein lieber Sohn," sprach sie, „du bist nun Ritter;
Gesegnet sei Graf Raul, durch den du's bist,
Und du noch mehr, da du verdient es hast.
Doch eins verwundert mich, du sag es mir:
Warum bekriegst du deines Vaters Land?
Du wirst es sicherlich als Lehn erhalten,
Denn er hat keinen Erben aufser dir,
Und dazu bist du tapfer und verständig."
Bernier erwiderte: „Das ist gewifs,
Graf Raul, er ist viel schlimmer noch als Judas.
Indes, er ist mein Herr, er giebt mir Pferde
Und Rüstungen und köstliche Gewänder.
Um keinen Preis möcht ich ihm untreu werden."
„Sohn," sprach die Mutter, „wahrhaftig, du hast recht;
Wenn deinem Herrn du dienst, gewinnst du Gott."

Die Söhne Herberts liebten Origni,
Mit Pfahlwerk hatten sie den Ort umgeben,
Doch half's nur wenig zur Verteidigung.
Darunter lag ein weiter Wiesenplan,
Wo die Turniere man zu halten pflegte;
Den Nonnen der Abtei gehörte er,
Sie liefsen ihre Rinder darauf weiden.
Dort läfst Graf Raul sein Zelt alsbald errichten;

Vierhundert Männer hätten darin Platz;
Die Pflöcke sind von lauterm Gold und Silber.
Drei beutegierge Schelme gab's im Heer,
Sie reiten nach der Stadt und rauben frech.
Das weckte bei den Bürgern grofsen Zorn,
Zehn Männer greifen rasch zu starken Knütteln,
Zwei von den Raubgesellen töten sie,
Jedoch der dritte entflieht auf schnellem Rosse.
Er reitet eilends zu dem Heer zurück,
Dann steigt er ab und tritt zu Raul heran;
Als seinem Herrn küfst er die Schuhe ihm
Und fleht um Mitleid, mit Thränen in den Augen;
Mit lauter Stimme hob er an zu rufen:
„Es möge Gott dich nimmermehr beschützen,
Wenn du nicht gleich dich an den Bürgern rächst,
Die stolz und übermütig sich gebaren.
Nicht einen Heller achten sie dich wert;
Sie sagen, wenn du fällst in ihre Hände,
Dann werden sie das Haupt vom Rumpf dir schlagen,
Und alles Gold der Welt soll dich nicht retten.
Tot fiel mein Bruder unter ihren Streichen,
Und auch mein Neffe, das sei Euch geklagt!
Getötet hätten sie auch mich gewifslich,
Doch bin ich ihnen auf diesem Rofs entronnen."
Wie Raul es hört, gerät er aufser sich,
Da ruft er laut: „Wohl auf, ihr edlen Ritter;
Ich will sogleich zerstören Origni.
In ihrem Hochmut beginnen sie den Kampf,
So Gott mir helfe, sie sollen schwer es büfsen."
Als die es hören, gehen sie sich rüsten
In grofser Eile, nicht wagen sie's zu lassen.
Zehntausend waren's, das hat man mir berichtet.
Gleich sind sie angelangt vor Origni,
Sie springen rasch hinunter in den Graben,
Das Pfahlwerk haun sie nieder mit den Äxten,
Und werfen in den Graben es hinab,
Es schreitet drauf das ganze Heer hinüber
Und dringt sogleich bis zu den Mauern vor.
Die Bürger sehen, das Pfahlwerk ist verloren,
Die Kühnsten selbst gerieten da in Furcht.
Sie zogen zu den Mauern sich zurück
Und schleudern Steine und grofse, spitze Pfähle;
Gar mancher von den Mannen Rauls sank nieder.
Es waren alle Bürger auf den Mauern,

Nicht einer ist geblieben in der Stadt
Und allesamt verteidgen sie sich wacker.
Raul sieht's, in grofsen Zorn gerät er da,
Er ruft den Seinen: „Auf, steckt das Nest in Brand.
Verbrennen sollen alle sie darin."
Als die es hörten, säumten sie nicht lange.
Bald steht in Flammen Origni die Stadt.
Die Säle brennen, die Balkendecken stürzen,
Durch alle Gassen läuft das Feuer hin.
Auch die Abtei ergreift's in kurzer Frist,
Der Hauptturm und die Seitentürme brennen,
Es fällt zur Erde nieder das Gebälk.
In Feuersglut verbrennen alle Nonnen,
Auch die Äbtissin, Marcent, die Mutter Berniers.
Vor Mitleid weinen die kühnen Ritter alle.
Graf Raul hat sein Versprechen schlecht gehalten,
Die Nonnen werde er in Frieden lassen.
Es sieht Bernier, wie schlimm die Sache steht,
Da fafst er mit der Linken seinen Schild,
Er zieht das Schwert und reitet zur Abtei.
Das Feuer sieht er lodern durch die Thüren.
So weit man einen Wurfspiefs schleudern kann,
Mufs jeder fern sich halten von dem Brande,
Der Feuersglut wagt niemand sich zu nahen.
Bernier schaut hin und neben einem Pfeiler
Sah er am Boden liegen seine Mutter,
Ihr zartes Antlitz ganz und gar entstellt,
Es brennt ihr Psalmenbuch auf ihrer Brust.
Da sprach er schmerzerfüllt: „Ich bin ein Thor,
Ach, liebe Mutter, Ihr küfstet gestern mich,
Ich habe schlecht die Sohnespflicht erfüllt,
Ich kann euch jetzo nicht mehr Beistand leisten;
Gott, der Gerechte, mög Euch zu sich nehmen.
Nichtswürdger Raul, Gott sende Unglück dir,
Nicht länger will ich mehr dein Dienstmann sein.
Wenn ich nicht räche diese grofse Schmach,
So acht ich mich nicht einen Heller wert."
Es übermannt der Schmerz ihn, seiner Hand
Entfällt das Schwert, und auf des Rosses Halse
Sinkt er in Ohnmacht nieder.

Das Unheil ist geschehn, Raul hat die Schuld,
Er ist es, der die Nonnen liefs verbrennen.
Er kehrt zurück und steigt von seinem Streitrofs,

Es eilen die Barone gleich herzu,
Vor seinem Zelt entwaffnen sie den Grafen.
Sie lösen ihm den reichverzierten Helm,
Sie gürten ihm das gute Stahlschwert ab,
Vom Rücken ziehn sie ihm den festen Panzer.
In prächtgem Hermelinrock stand er da;
Im ganzen Frankreich gab's keinen schönern Ritter
Und keinen Held, so kampfeskühn wie er.
Den Truchsefs hat Graf Raul herangerufen,
Er trägt ihm auf, das Essen anzurichten.
„Sorgt für gebratnen Pfau und Schwan mit Pfeffer,
Auch Wildbret werde reichlich aufgetragen.
Selbst der Geringste soll zufrieden sein.
Ich möchte nicht um alle Schätze Frankreichs,
Dafs die Barone mich drum verspotteten."
Wie der es hört, schaut er entsetzt ihn an,
Dreimal bekreuzt er sich und also spricht er:
„Gerechter Gott! Seid Ihr bei Sinnen, Herr?
Der heilgen Christenheit wollt Ihr entsagen,
Dem Bund der Taufe und dem allmächtgen Gott!
Wir leben in der grofsen Fastenzeit,
Karfreitag ist ja heut, der heilge Tag,
Allwo dem Kreuz anbetend nahn die Sünder.
Wir Unglückselge, wir haben schwer gesündigt,
Verbrannt die Nonnen und die Abtei entweiht;
Versöhnung finden wir bei Gott nie wieder,
Wenn sein Erbarmen unsre Schuld nicht tilgt!"
Gar zornig blickt Graf Raul den Truchsefs an:
„Du Hund, was wagst du mir davon zu reden?
Warum vergingen sich an mir die Bürger?
Zwei meiner Knappen schlugen sie zu Tode,
Es ist nur recht, wenn schwer sie's büfsen mufsten.
Jedoch die Fastenzeit hatt ich vergessen."
Das Schachspiel fordert er, man bringt es ihm,
Er setzt sich nieder und beginnt zu spielen.
Den Spielgenossen greift er hitzig an,
Mit einem Bauer nahm er einen Springer,
Es fehlt nicht viel, so setzt er jenen matt.
Da springt er auf, und heiter ward sein Antlitz;
Der Hitze wegen warf er den Mantel ab.
Nach Wein verlangt er, und eilends bringt man ihn.
Bernier tritt vor, er nimmt den goldnen Becher
Und knieend beut er ihn dem Grafen Raul.
Wie der es sieht, da spricht er ohne Säumen:

„Nun hört mich an, ihr edlen, kühnen Ritter!
Bei diesem klaren Wein, den ihr hier seht,
Und diesem Schwert, das auf dem Teppich liegt,
Und bei den Heiligen, die Jesu dienen,
Den Söhnen Herberts soll es schlimm ergehn.
Nicht eines Hellers Wert soll ihnen bleiben,
Und eher ruh ich nicht, das wisset wohl,
Bis übers Meer sie fliehn vor meinem Zorn."
Nun hört, was Bernier drauf erwiderte:
„Raul, lieber Herr, in vielem seid Ihr löblich,
Jedoch in manchem seid Ihr tadelnswert.
Die Söhne Herberts, das will ich nicht verschweigen,
Gar wackre Männer sind's und gute Ritter;
Wenn übers Meer Ihr sie mit Unrecht treibt,
Zum Unheil wird's Euch selbst und grofsem Schaden.
Ich bin Euch Dienstmann, doch, das sag ich offen,
Für meinen Dienst gabst du mir übeln Lohn.
Du hast die Mutter mir verbrannt im Münster,
Tot ist sie, unersetzlich der Verlust.
Jetzt meinen Vater willst du ins Elend treiben
Und dessen Brüder; nun, so höre dies:
Ich werde trachten, diese Schmach zu rächen
Und jenen helfen, wie immer ich vermag."
Als Raul das hörte, ward er vor Zorn fast rasend.
„Du schlechter Bankert," sprach er zu Bernier,
„Wohl weifs ich, du gehörst zu meinen Feinden,
Gleichwie dein Vater, Ybert von Ribemont.
Um mir zu schaden, weilst du in meinem Zelte,
Kundschafterdienste verrichtest du geheim.
Elender Bankert, bei Sankt Simon sag ich's,
Es fehlt nicht viel, so kostet's dir den Kopf."
Da rief Bernier, laut war und hell die Stimme:
„Herr Raul, ich sag's, und jeder mag es hören:
Ein edler Ritter war meiner Mutter Vater,
In Bayern herrschte er mit grofser Macht.
Aus ihrer Heimat wurde sie geraubt,
In dieses Land kam sie zu ihrem Unglück.
Hier hatte sie nicht Freunde noch Verwandte,
An Schönheit aber kam ihr keine gleich.
Ybert, mein Vater, das sei Euch nicht verhohlen,
Er nahm sie in sein Bett, doch nicht als Gattin,
Und als es ihm gefiel, nahm er 'ne andre.
Da wählte sie das Beste und ward Nonne.
Herr Raul, gar grofses Unrecht thatet Ihr,

Als Ihr verbranntet meine liebe Mutter;
Gott lasse mich den Tag der Rache schauen."
„Gemeiner Hurensohn," rief wütend Raul,
„Wenn heute nicht Karfreitag wär, fürwahr
Ich liefse dich sofort in Stücke reifsen."
„Ach," sagte Bernier, „das ist schlechte Freundschaft!
Ich habe dir gedient in Lieb und Treue,
Für guten Dienst empfang ich bösen Lohn.
Wär ich in Waffen, so wollt ich gleich zur Stelle
Mein gutes Recht verteidgen gegen jeden,
Auch gegen dich, den ich hier toben sehe;
Dein grofser Hochmut sollte dir nichts helfen."
Wie Raul das hört, da fafst er einen Jagdspiefs
(Es hatten Jäger ihn dort hingestellt);
In grofsem Zorne hat er ihn geschwungen;
Er trifft Bernier am Kopf, das Blut entströmt,
Es färbt sich rot der feine Hermelinrock.
Da konnte Bernier vor Wut sich nicht mehr halten,
Er fafste Raul mit beiden Armen an,
Gleich hätt er seinen Grimm ihn fühlen lassen,
Jedoch die Ritter eilen flugs herzu
Und trennen sie, eh Schlimmeres geschehn.
Mit lauter Stimme rief Bernier seinem Knappen:
„Bring mir die Waffen, den starken Kettenpanzer,
Das gute Schwert sowie den festen Helm;
Ohn Abschied will ich diesen Hof verlassen."
Graf Raul, er hatte ein gar stolzes Herz,
Doch als er sah, wie zornig Bernier war
Und wie das Blut von seinem Haupte flofs,
Da wandelte sich um sein trotzger Sinn.
„Ihr Herrn Barone," sprach er, „gebt mir Rat,
Es will Bernier im Zorn von hinnen scheiden."
Die tapfern Ritter sprachen da zu ihm:
„Herr Raul, wahrhaftig, gerecht ist Berniers Zorn.
Mit seinem Schwert hat er dir treu gedient,
Du aber hast ihm übeln Lohn gegeben.
Du hast die Mutter ihm verbrannt im Münster,
Ihm selbst hast blutig du den Kopf geschlagen.
Wenn er nun trachtet, sich dafür zu rächen,
Verwünscht sei, wer ihn darum tadeln wird.
Gewährt ihm Bufse, wenn er sie nehmen will."
Und Raul sprach: „Bessern Rat begehr ich nicht.
Mein lieber Bernier, bei dem gerechten Gott,
Vor allen Rittern will ich dir Bufse leisten,

Die höchste, die nur je geleistet ward.
Ich that dir Unrecht und bereu es sehr.“
„Nein,“ sagte Bernier, „du redest ganz umsonst,
Die liebe Mutter hast du mir verbrannt,
Soeben schlugst du blutig mir den Kopf,
Ich will mich rächen, davon lafs ich nimmer.“
Da kniete Raul vor Bernier auf die Erde,
Er sprach zu ihm in Demut und in Liebe:
„Ach, lieber Bernier, nimm doch Bufse an,
Lafs, Edler, deinen Zorn, ich will dein Freund sein.“
„Fürwahr,“ sprach Bernier, „das ist ein kindisch Reden.
Bei jenem Gott, zu dem wir alle beten,
Ich werde nimmer mich mit dir versöhnen,
Bis nicht das rote Blut, das ich hier sehe,
Zurück von selbst in meinen Kopf gekehrt ist.
Eh das geschieht, bin ich dein grimmer Feind;
Wahr' dich vor meiner Rache.“

(Schlufs folgt.)

Béni, e und Bénit, e.

Um über das gegenseitige Verhältnis dieser Doppelformen klar zu werden, ist es durchaus notwendig, die historische Grammatik zu Hilfe zu nehmen. Während in *dicere* das *c* d. i. *k* als Gutturalis behandelt wurde (*dicre* = *dïre* = *dire*), sehen wir in *benedicere* einerseits *c* zur Sibilans geworden, woraus der (besonders in normannischen Denkmälern auftretende) Infinitiv *beneïstre*, *benistre* (worin *t* ebenso eingeschaltet ist wie in *conoistre* aus *conoisre*), andererseits wie im Verbum simplex *c* (= *k*) vokalisiert, also mit Ausfall des *d* zwischen zwei Vokalen *beneïre*, *benïre*, endlich durch Übertritt in die lat. 4. Konj. *beneïr*, *benir*, heutzutage nur *bénir*. Eine dritte altfr. Infinitivform ist *benesquir*, zu vergleichen mit *nasquir* = *naître*. Die hauptsächlich auf dialektischen Unterschieden beruhende mehrfache lautliche Behandlung erzeugte auch verschiedene Nachfolger des Particips *benedictus*. Es handelt sich hier um die französische Entsprechung der lateinischen Formel i + Gutt. + Kons. In der Regel wird bekanntlich *i* zu *e* und giebt mit der vokalisierten Gutt. den Diphthong *ei*, dann *oi*; z. B. *strictus* = *estrect* = *estreit* = *estroit* = *étroit*. Der Positionsvokal des Part. *dictus* zeigt schon innerhalb der Latinität ein Schwanken in der natürlichen Quantität. Manche Inschriften zeigen langes *i*, aber A. Gellius (Noct. Attic. 12, 3) wendet *dictus* mit kurzem *i* an. Demgemäfs gehen auch die romanischen Sprachen in der Darstellung dieses *i* auseinander: das Italienische weist in seinem *detto* auf kurzes *i*, das Franz. in *dit* (kontrahiert aus *diit*, wobei das zweite *i* die vokal. Gutt. ist) auf langes *i* zurück. Das Part. Perf. des Kompositums *benedicere* erfährt nun innerhalb des Franz. selbst wieder eine doppelte Behandlung: das lange *i* in *benedictus* ergab die altfranz. Formen *beneït*, *beneit*,

dem kurzen entsprechen *beneïit*, *beneoit*. Aus *beneit* wurde *benit*, welches wir z. B. bei Froissart (14. Jahrh.) treffen. Neben *bénit* entstand *béni* zur Zeit, als alle Participien der 4. Konj. auf *it* (*finit*, *punit*) ihr *t* einbüfsten, folglich auch das ursprünglich nicht hierher gehörende *bénit* von dieser Strömung ergriffen wurde. Allein daneben erhielt sich *bénit*, *e* ungeschwächt bis ins 17. Jahrhundert. Die Form *beneoit* hat sich erhalten im Eigennamen *Benoît*, Benedict, und in *benoîte*, Benediktinerkraut. Das Adjektiv *benoît*, *e* bedeutet „scheinheilig", *benet* heifst „einfältig, Dummkopf, Tölpel"; auch letzteres ist nichts anderes als eine Entwickelung aus *benedictus*. Zuletzt sei noch das altfranz. Part. *benescut* erwähnt, welches dem Infinitiv *benesquir* und dem Präteritum *benesqui* entspricht und in den Participien *nascut*, v. *naistre*, und *vescut*, v. *vivre*, Analogien hat.

Wir können nun konstatieren, dafs die Formen *béni*, *e* und *bénit*, *e* nach dem Zeugnisse der historischen Grammatik vollkommen identisch sind, und dafs Littré (Dictionnaire s. v.) recht hat zu sagen: „Le fait est qu'il n'y a aucune distinction réelle entre les deux formes," und Brachet (Grammaire historique p. 225): „Ajoutons que la prétendue différence établie par nos grammairiens entre *bénit* et *béni* est illusoire, et qu'elle ne repose point sur l'histoire de la langue." Der zwischen *béni* und *bénit* statuierte Bedeutungsunterschied ist in der That, wie so vieles in der neufranzösischen Grammatik, mehr ein Werk der akademischen Konvenienz und Reguliersucht als eine Frucht freier, natürlicher Sprachentwickelung. Einige Beispiele mögen für den Sprachgebrauch des 17. Jahrhunderts zeugen. Bossuet im „Discours sur l'histoire universelle": „Dieu promit que toutes ces nations seraient bénites." — „Vous êtes bénite entre toutes les femmes." — „... les tombeaux où reposaient leurs cendres bénites." Andererseits Racine in „Athalie": „Le ciel en soit béni."

Die für den heutigen Sprachgebrauch aufgestellte Regel lautet im allgemeinen: Die gewöhnliche Form des Part. Perf. von *bénir* ist, analog den Participien *fini*, *réussi* u. s. w., *béni*, *e*; die archaistische Form *bénit*, *e* ist auf die Bedeutung kirchlich geweiht beschränkt. Der Gebrauch von *béni* kann nicht zweifelhaft sein: „Vous êtes bénie entre toutes les femmes" (Nouveau Testament traduit sur la Vulgate par le Maistre de Sacy, Luc. 1, 28). — „Protégés par la divinité qu'ils honorent ... bénis de leurs enfans ... ils jouissent doucement de la vie ..." (Florian, Numa Pompilius, l. I). — „... que le nom

du Seigneur soit béni" (Thierry, Récits des temps mérovingiens). Wie sehr auch Littré diesem mehr künstlichen als volkstümlichen Usus gegenüber berechtigt ist zu sagen (l. c.): „Le mieux aurait été de laisser les deux formes au libre usage de la parole et de l'écriture, sauf dans *eau bénite*, locution fixée et pour laquelle on ne peut jamais dire *eau bénie*": so ist doch selbstverständlich eine praktische Geltendmachung dieser theoretisch ganz richtigen Ansicht unthunlich.

In Bezug auf den Gebrauch von *bénit* findet sich aber in einigen neueren Schulgrammatiken die Bemerkung, diese Form sei heutzutage auf die adjektivische Anwendung beschränkt, woraus sich mit Notwendigkeit ergeben würde, dafs der Satz „Die Fahnen des Regiments wurden geweiht" nur übersetzt werden dürfte: „Les drapeaux du régiment furent bénis." So sagt Plötz in der „Nouvelle grammaire française" (3e éd., p. 22): „... le participe irrégulier bénit, bénite ... dans le sens de consacrée par des cérémonies religieuses: mais qui ne s'emploi que comme adjectif ..." In der „Schulgrammatik" (26. Aufl., L. 5): „... bénit, bénite, kirchlich geweiht, welches fast zum Adjektiv geworden ist und nur von Sachen, namentlich in bestimmten Ausdrücken gebraucht wird ..." Endlich in seinem letzten Werke, betitelt „Kurzgefafste systematische Grammatik" (Berlin 1877, p. 42): „Aufserdem hat es aber noch das alte Particip bénit, e, das aber heutzutage kaum anders als adjektivisch in dem Sinne ‚kirchlich geweiht' gebraucht wird ..." Konsequent seiner Regel bringt Plötz in allen Übungen nur Beispiele vom adjektivischen Gebrauch von *bénit*, während in L. 36 der „Schulgrammatik" der Satz „La bannière bénie par le pape était portée à côté de Guillaume duc de Normandie" erscheint. — Bechtel, „Französische Grammatik für Mittelschulen" (2. Aufl., p. 53): „... die Form bénit, e (kirchlich eingeweiht) wird nur adjektivisch gebraucht." Die Beispiele sind der Regel konform. — Schon vorher stellt G. Körting in seiner „Französ. Grammatik für Gymnasien" (Leipzig, Fues, 1872, p. 201) die Regel auf: „Von dem Verb bénir (segnen) ... ist neben der regelmäfsigen Form des Participium Præteriti béni, e, ‚gesegnet', auch noch die ältere bénit, e .. erhalten, welche aber nur die adjektivische Bedeutung ‚(kirchlich) geweiht' hat ..." Auch ich habe mich in meiner Programmarbeit „Die didaktische Behandlung der französischen Verbalflexion an der Realschule" (Wien 1879) dieser Ansicht angeschlossen. Wie die obengenannten verdienstvollen Schul-

männer zu ihrer restringierenden Bemerkung über *bénit* gekommen sind, weifs ich nicht: ich wurde dazu hauptsächlich durch A. Bonifface veranlafst, der in seiner „Grammaire française méthodique et raisonnée“ (15e éd., Paris 1854) mit allem Nachdruck lehrt: „*Bénit*, avec un *t*, ne se dit que des choses consacrées par une cérémonie religieuse, et ne s'emploie alors que comme adjectif: *du pain bénit, de l'eau bénite, des drapeaux bénits;* tandis qu'il faut écrire: *On a béni le pain, l'eau qu'on a bénie est bénite, le mariage est béni.*“

Andere Grammatiker und Lexikographen machen zwar nicht ausdrücklich eine solche Einschränkung, lassen uns jedoch dadurch im Unklaren über ihre Meinung, dafs sie nur Beispiele des adjektivischen Gebrauchs von *bénit* geben. Restaut, „Principes généraux et raisonnés de la grammaire française“ (Paris 1755, p. 316): „Ce verbe (bénir) est régulier et se conjugue comme *finir*. Mais il a encore pour part. passif *bénit*, qui fait au féminin *bénite*, quand il se dit de certaines choses sur lesquelles la bénédiction du Prêtre ou de l'Évêque a été donnée avec les cérémonies ordinaires: *un pain bénit* : *des grains bénits* : *une Abesse bénite* : *de l'eau bénite* : *cierge bénit* : *chandelle bénite.*“ — Brachet, „Nouvelle grammaire française“ (7e éd., p. 147): „C'est bénir, qui peut prendre, suivant le sens, au participe passé, l'une des deux formes *bénit, béni* (*bénit* quand il s'agit des choses religieuses, et *béni* dans tous les autres cas: pain *bénit*, nation *bénie*).“ Allerdings legt hier die unmittelbare Nebeneinanderstellung der beiden Formen nahe, sie als gleichwertig zu betrachten, d. h. auch *bénit* die volle participiale Bedeutung zuzuerkennen. — Ciala, „Franz. Schulgrammatik, Mittlere Stufe“ (p. 4): „bénir . . . regelmäfsig, nur im Part. Pass. hat es die Nebenform *bénit, e . . .*“ Dazu das einzige Übungsbeispiel: „Dans les églises catholiques les entrants jettent de l'eau bénite sur leur front.“ — Maillard, „Grammaire de la langue française à l'usage des classes supérieures“ (3e éd., Dresde 1875, p. 106): „*Bénir . . .* fait *bénit, bénite,* quand il s'agit d'une consécration de l'église: *du pain bénit, de l'eau bénite.* Il fait *béni, ie* dans tous les autres cas: *ce peuple est béni de Dieu; cette famille est bénie du ciel.*“ Indem der Verfasser zu *bénit* nur adjektivische, zu *béni* nur participiale Beispiele giebt, möchte man fast schliefsen, er betrachte ersteres nur als Adjektiv. — Borel, „Grammaire française à l'usage des Allemands“ (14e éd, p. 253): „On ne dit ce dernier (*bénit*) que de choses matérielles et seulement, quand il est question d'une consécration religieuse:

Du pain bénit, de l'eau bénite." Übungsbeispiel: „Kinder, welche geweihte Palmzweige (also adjektivisch!) trugen, eröffneten den Zug." — Auch Sachs giebt unter *bénir* für *bénit* nur adjektivische Beispiele.

Endlich giebt es Grammatiker und Lexikographen, die durch die Fassung ihrer Regeln oder durch die beigegebenen Beispiele keinem Zweifel Raum geben, dafs sie *bénit* den vollen Sinn eines Particips zuschreiben. Girault-Duvivier, „Grammaire des Grammaires" (6e éd., Paris 1827, p. 602): „*Bénit, bénite* se dit seulement en parlant de la bénédiction de l'église donnée par un évêque ou par un prêtre avec les cérémonies ordinaires. On dit *un cierge bénit* ... *Les drapeaux ont été bénits.*" Diese Regel stellt G.-D. auf, um ihr sogleich durch das nächstfolgende Beispiel aufs eklatanteste zu widersprechen: „Dieu fait voir à Ève son ennemi vaincu, et lui montre cette semence bénite (Jésu-Ch.) par laquelle etc." (Boss, H. un.). Man sieht, dafs dieser Satz nur für den freieren Sprachgebrauch des 17. Jahrhunderts zeugt; es gehört wirklich ein nicht gewöhnliches Mafs von Gedankenlosigkeit dazu, den Text seiner eigenen Regel sofort durch ein gegenteiliges Beispiel ad absurdum zu führen. Sollte das Beispiel beweisend sein, so wäre der „Same" Evas — Jesus Christus — von einem Bischof oder Priester geweiht worden! G.-D. fährt dann fort: „*Béni, bénie*, a toutes les autres significations de son verbe; il se dit en parlant de la bénédiction et de la protection particulière de Dieu sur une personne, sur une famille, sur une ville, sur un royaume ou une nation; ou bien encore pour désigner les louanges affectueuses que l'on adresse à Dieu, aux hommes bienfaisants et même aux instruments d'un bienfait." Um auch hier sich selbst zu dementieren und den Leser zu verwirren, kommt das Beispiel: „Les armes bénites de Dieu sont toujours heureuses." So viel geht jedenfalls aus G.-D.s Darstellung hervor, dafs er der Form *bénit* volle participiale Kraft beimifst. — Nap. Landais, „Dictionnaire général et grammatical des dictionnaires français" (9e éd., Paris 1847): „Bénit, e, part. pass. de *bénir* et adj., s'applique particulièrement à certaines choses consacrées par la bénédiction du prêtre donnée avec les cérémonies exigées." Obschon die gelieferten Belege nur adjektivischer Natur sind, so kann doch die Fassung der Regel nur auf vollständige Gleichstellung beider Formen gedeutet werden. — Mozin, „Franz. Sprachlehre" (11. Aufl., Stuttgart und Tübingen, Cotta 1840, p. 371, Nr. 404 und 405) unterscheidet ausdrücklich: „Bénir, segnen, Participe

béni, e. Bénir, weihen, Participe *bénit, e*, geweiht, — und giebt p. 381, „1) über *bénir*, weihen“ promiscue folgende Beispiele zur Übersetzung: „Geweihtes Brot, geweihtes Wasser. Die Fahnen dieses Regiments sind diesen Morgen eingeweiht worden. Alle diese Samen werden morgen eingeweiht werden. In dem alten Testamente wird oft geweihter Sachen Erwähnung gethan.“ Alles dies zusammen beweist unwiderleglich, dafs Mozin die participiale Natur von *bénit* ebenso gut anerkannte als die adjektivische. — Benecke, „Französ. Schulgrammatik,“ 1. T. (7. Aufl., pag. 221): „Bénir, 1) segnen, 2) weihen. In der zweiten Bedeutung, zur Bezeichnung gewisser, durch den Priester geweihter Sachen heifst P. p. *bénit, -te*, z. B. de l'eau bénite Weihwasser.“ Die Regel ist nicht ganz klar; aber Beispiele wie „Die Fahnen sind von dem Priester geweiht worden“, verlangen nach der gegebenen Anweisung die participiale Anwendung von *bénit*. — Ebenso nicht ganz bestimmt lautet die Regel bei Toussaint-Langenscheidt, „Französ. Lehrbuch für Schulen“, 2. Kurs. (3. Aufl., § 109); desto bestimmter lauten die Übungssätze: „Des armes qui ont été bénites par l'Église, ne sont pas toujours bénies sur le champ de bataille. — Les drapeaux de notre régiment furent bénits ce matin; on avait allumé une quantité de cierges bénits.“ — Auch bei Filek geben nur die Übungsbeispiele („Übungsbuch für die Mittelstufe des französischen Unterrichts“, 2. Aufl.) sicheren Aufschlufs über den Umfang der Regel. — Schliefslich sei noch Lücking erwähnt, der in seiner „Französ. Schulgrammatik“ p. 79 kurz sagt: „... bénit, geweiht, z. B. les drapeaux ont été bénits; de l'eau bénite“ — also jedenfalls in *bénit* nicht nur ein Adjektiv, sondern auch ein Particip sieht.

Ist nun die theoretische Aufstellung: *bénit, e* hat sowohl participiale als adjektivische Bedeutung, durch den modernen Sprachgebrauch gerechtfertigt? Ich glaube diese Frage bejahen zu können und verweise auf die folgenden Belege, die gröfstenteils Schriften liturgischen Inhalts entnommen sind. Im „Dictionnaire usuel du curé de campagne“ von Jaquin und J. Duesberg (Paris, Plon Frères, 1848) finde ich: „Cierge pascal — cierge cylindrique de grande dimension et bénit solennellement le samedi saint ...“ Art. Eau bénite: „Dans les commencements, l'eau, dont on faisait l'aspersion sur les fidèles était celle des fonts baptismaux, qui avait été bénite la veille des jours de Pâques et de la Pentecôte. ... Grégoire de Tours

nous apprend que les fidèles de son temps prenaient l'eau qui avait été bénite. ... On mêle du sel dans l'eau après l'avoir bénit. — Art. Eulogie: „Ces eulogies s'appelaient eulogies de pain, pour les distinguer de divers autres objets bénits à l'église, qu'on nommait également eulogies. ... Aujourd'hui ce sont les paroissiens qui se chargent de fournir ... un pain pour être offert, bénit et distribué à tous en eulogie. ... On donnait ce nom aux simples présents que l'on faisait, même quand ils n'étaient pas bénits.“ — In dem Werkchen „Solesmes et Dom Guéranger“ von D. Alphonse Guépin (Le Mans 1876, p. 152) heifst es: „... le 6 novembre, la chapelle provisoire et les bâtiments déjà élevés furent bénits solennellement ...“ — Bouillet im „Dictionnaire universel des sciences, des lettres et des arts“ (6e éd., Paris 1862), Art. Bénédiction: „Le pape envoie aussi en présent des objets bénits ou consacrés : telle fut, entre autres, la rose d'or bénite en 1366 par le pape Urbain V en faveur de la reine Jeanne de Sicile ...“

Als Resultat der Untersuchung können wir für die heutzutage geltende Anwendung von *béni, e* und *bénit, e* folgende Regeln aufstellen: 1) *Béni, e* ist als Particip in allen Bedeutungen von *bénir* anwendbar; 2) in der Bedeutung kirchlich geweiht ist adjektivisch nur *bénit, e* anzuwenden, als Particip kann sowohl *bénit* als *béni* gebraucht werden; 3) *bénit, e* bezieht sich keineswegs blofs auf Sachen, wie mehrere der oben genannten Grammatiker (auch Mätzner) behaupten, sondern auch auf Personen; man kann ganz gut sagen *abbé bénit, abbesse bénite*; und wenn man sagt *le mariage a été bénit*, so sind darunter doch eben Personen — die Nupturienten — zu verstehen.

Felix Zvěřina.

Beurteilungen und kurze Anzeigen.

Herwara von L. Freytag. Berlin, Damköhler, 1883.

In unserem stark philosophisch angehauchten Zeitalter sehen wir, nicht immer zu unserem Ergötzen, mit Bienenfleifs Bibliotheken und Archive durchwühlen, um aus Staub und Moder Reste der Vorzeit ans Licht zu fördern, die in vielen Fällen ja wohl der philologischen oder historischen Wissenschaft förderlich sein mögen, nicht selten aber kaum mehr als den flüchtigen Reiz der Kuriosität für sich in Anspruch nehmen können und über die allerengsten Kreise der wissenschaftlichen Gourmands hinaus wenig oder keine Beachtung finden. Am seltensten jedoch sind die Fälle, wo solche Publikationen nach Inhalt und Form geeignet sind, über die Kreise der strengen Wissenschaft hinaus die Aufmerksamkeit des gesamten gebildeten Publikums zu erregen. Um so erfreulicher ist es, von einem Werke sprechen zu dürfen, dessen Stoff nicht aufs Geratewohl aus den Trümmern des Altertums gerissen und unvermittelt in die moderne Welt gestellt wird, sondern das nach sorgfältiger Sichtung und vorsichtiger Entfernung alles tauben Gesteins durch die kunstverständige Hand des Verfassers das reine Gold echter alter Poesie zu Tage fördert. Und auch nicht unvermittelt stellt der Verfasser diese ehrwürdigen Reste der Vergangenheit in die grelle Beleuchtung des heutigen Lebens, sondern die eigene glückliche dichterische Begabung ermöglicht es ihm, seine Gabe in angenehme, dem verwöhnten Geschmack unserer Tage entsprechende Formen zu kleiden, ohne deswegen den Bestand des Alten zu mindern oder seinem Werte Eintrag zu thun.

Die Um- oder Nachdichtung der Herwarasage von L. Freytag ist ein Buch, das geeignet erscheint, den Geschmack für echte altgermanische Volkspoesie in weiteren Kreisen neu zu beleben und einen deutlichen Beweis zu geben, dafs auch unseren Vorfahren an den rauhen sturmdurchtobten Küsten des Nordmeeres der Schimmer der Schönheit und Poesie das kampfesreiche Leben erhellte und dafs auch diesen rauhen Gesellen die Töne des Herzens nicht fremd waren. Die Lektüre dieses Buches mutet wohlthuend und herzstärkend an, besonders im Gegensatz zu dem lauen Theeergufs unserer modernen Goldschnittlyrik. — Auf den Inhalt der Sage näher einzugehen, darf ich wohl unterlassen, da in diesen Blättern mehrfach, zuletzt von dem Verfasser selbst, ausführlich darüber gehandelt worden. — Was die Freytagsche Nachdichtung anbetrifft, die silberne Schale, in der er uns die goldenen Früchte altgermanischer Poesie entgegenbringt, so ist er ja eben kein Neuling auf diesem Gebiete und hat auch diesmal nicht nur

feinen künstlerischen Takt gezeigt, sondern auch die wahren poetischen Herzenstöne zu finden gewufst, die wieder zum Herzen sprechen. Über Einzelnes im Ausdruck oder Wahl des Metrums nergelnd mit dem Verfasser rechten zu wollen, scheint mir wenig am Orte gegenüber der vollen Hingabe an den Stoff, dem eifrigen Bemühen, sein Bestes zu geben, vor allem gegenüber dem zweifellos fesselnden, poetisch verklärten Eindruck des Ganzen. Freytags Darstellung ist allerdings nicht zu vergleichen mit der einschmeichelnden Lieblichkeit der Tegnérschen Bearbeitung der Frithjofsage, der Verfasser hat das aber auch nicht angestrebt, wie er selbst sagt. Der frische ursprüngliche Hauch des nordischen Waldes, der wilden See soll uns erhalten bleiben; dafür glauben wir aber auch an diese wilden sturmerprobten Recken, während mir offen gestanden die Tegnérschen Gestalten zuweilen etwas zu tief in den modernen Firnis eingetaucht erscheinen. Besonders lobend hervorgehoben werden mufs aber nach meiner Ansicht der Hauch strenger, ernster Keuschheit, der über dem Gegenstand ruht und diese Dichtung in wohlthuenden Kontrast setzt zu den Wagnerschen weihrauch- und patschuli-duftenden, mystisch-obscönen Verballhornungen alter Sagen. Anläfslich der Einleitung, welche Freytag voranschickt, sei die Bemerkung gestattet, dafs die Marschnersche Oper „König Hiarne oder das Thyrfingschwert" allerdings aufgeführt ist und zwar am 13. September 1863 zu Frankfurt am Main (vergl. die Notiz des Herrn Dr. Kopfermann, Kustos der Musikabteilung der Königlichen Bibliothek zu Berlin, in der Tägl. Rundschau vom 22. Oktober 1882, sowie dieselbe Zeitung vom vorhergehenden Tage). — Die vom Verfasser beigegebenen Anmerkungen dürften für das Bedürfnis des gebildeten Laien ausreichen; die Ausstattung ist eine glänzende. — Wünschen wir dem edlen Streben des Verfassers den besten Erfolg. L.

Middelnederlandsch Woordenboek van wijlen Dr. E. Verwijs en Dr. J. Verdam, Hoogleeraar te Amsterdam. Eerste Aflevering. 's-Gravenhage, M. Nijhoff, 1882. XXII u. 95 S.

Schon im Jahre 1864 bis 1865 waren zwei Lieferungen eines Middelnederlandsch Woordenboek von M. de Vries in Leiden erschienen; derselbe mufste jedoch wegen Bearbeitung eines Neuniederländischen Wörterbuches die Fortsetzung des begonnenen Werkes anderen Kräften überlassen. Inzwischen wirkte die unsystematische Zusammenstellung von Wörterverzeichnissen von A. C. Oudemans in dessen „Bijdrage tot een oud- en middelnederlandsch woordenboek" trotz aller Mängel wenigstens anregend. Das von dem verstorbenen Dr. Verwijs hinterlassene Material zu einem mittelniederländischen Wörterbuch wurde nun bei der Bearbeitung des Wortschatzes benutzt von J. Verdam, welcher, zuletzt bekannt durch seine Ausgabe der Fragmente des mnl. Aiol in W. Försters Aiol, Heilbronn 1881, nunmehr den Germanisten und Sprachforschern die erste Lieferung eines vollständigen kritischen Specialwörterbuches des Mittelniederländischen darbietet. Der vorliegenden ersten Lieferung geht ein Vorwort J. Verdams voraus, das dem Andenken M. de Vries gewidmet ist; dann folgt eine Einleitung von Verdam und ein alphabetisches Quellenverzeichnis nebst Erklärung der im Lexikon vorkommenden Abkürzungen. Sodann folgt die alphabetische Anordnung der Wörter in zwei Spalten nebst Belegen aus den verschiedenen Denkmälern der mnl. Litteratur unter Berücksichtigung der Wörter französischen oder lateinischen Ursprungs. Der Druck des Werkes ist korrekt, und es ist zu wünschen, dafs die folgenden Lieferungen dieses unentbehrlichen Sammelwerkes, dessen Veröffentlichung Jahre in Anspruch nimmt, nicht mehr lange auf sich warten lassen mögen.

Sprachliche Sünden der Gegenwart. Von Prof. Dr. August Lehmann. Dritte verbesserte und vermehrte Auflage. Braunschweig, Fr. Wreden, 1882. XV u. 175 S. 8.

Die dritte Auflage der bekannten vorliegenden Schrift hat im Vergleich mit der 1878 erschienenen zweiten, von einzelnen Änderungen abgesehen, teils Kürzungen, teils Erweiterungen erfahren. In der neuen Auflage erscheint als Anhang zur zweiten Abteilung ein Aufsatz von 5 Paragraphen über „die in Luthers Übersetzung des Neuen Testaments irrtümlich gebrauchte Konjunktion *Und*“, welcher ebenso wie die 3 Paragraphen der vierten Abteilung über „die mit der Partikel *zu* verbundenen Infinitive bei *um*, *ohne*, *statt* oder *anstatt*“, „das Wörtchen *so* im Nachsatz“, und schliefslich „das Pronomen *es*“ in den beiden ersten Auflagen noch nicht zu finden war. Schon im Archiv, Jahrgang 1878, und in anderen Zeitschriften hatte der Verfasser über „Luthers Lieblingswörtchen Und“ gehandelt. Da die sprachlichen Sünden der Gegenwart dem Titel des Buches gemäfs zu erörtern waren, so pafst der Aufsatz über das Und bei Luther nicht recht in den Rahmen des Werkes; besprochen wird die Übersetzung von Luk. 2, 14; Röm. 2, 14; Mark. 2, 23 und Jak. 5, 4. Erwünschter ist die Beobachtung sprachlicher Sünden an Zeitschriften und gut redigierten Zeitungen der Gegenwart, die hier nicht erst namhaft gemacht zu werden brauchen. Das Kapitel über das Wörtchen *so* im Nachsatze enthält weitere Bemerkungen zu den vom Verfasser bereits in seinem Buche über „Göthes Sprache und ihr Geist“ mitgeteilten. Recht beachtenswert sind die Beispiele im letzten Kapitel über den unangenehmen Mifsbrauch des Pronomens *es*; über die benutzten Quellen hat sich der Verfasser wiederum nicht näher ausgesprochen. Möge auch die nächste Auflage wieder neue Zusätze über sprachliche Fehler der Gegenwart bringen!

Lied von eines Studenten Ankunft in Heidelberg von Klemens Brentano. Mit Vorwort und Anmerkungen herausgegeben von Karl Bartsch. (Neudrucke aus dem Mohrschen Verlage. Heft 1.) Freiburg i. B. und Tübingen 1882. 24 S.

In dem Vorwort zu dem Neudrucke von Klemens Brentanos „Lied von eines Studenten Ankunft in Heidelberg und seinem Traum auf der Brücke“ giebt Bartsch kurz Nachricht über die erste Veröffentlichung des ziemlich 400 Zeilen enthaltenden Liedes in der 1806 zu Heidelberg erschienenen Beilage zu Nr. 5 der Kurfürstlichen privilegierten Wochenschrift für die badischen Lande, sowie über die Veranlassung zur Abfassung desselben, nämlich die Wiedergenesung des damaligen Kurfürsten Karl Friedrich von Baden und die Vermählung des Kurprinzen Karl Ludwig Friedrich mit der Adoptivtochter Napoleons I. Stephanie. Wie der Titel besagt, ist das Lied in der Nacht vor dem Dankfeste den 26. Juli 1806 entstanden. Das ansprechende Liedchen hat speciell ein lokales Interesse. Der Herausgeber hat nicht verabsäumt, einige gelehrte Anmerkungen über lokale Beziehungen und einzelne Persönlichkeiten, die Brentano genannt, beizufügen.

Stellung und Leben der deutschen Frau im Mittelalter. Von Gustav Reinsch. Berlin 1882. Heft 399 der Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, herausgegeben von Rudolf Virchow und Fr. v. Holtzendorff. 36 S.

Der im Wissenschaftlichen Verein zu Nordhausen gehaltene Vortrag wendet sich, der Tendenz der Virchowschen Sammlung gemäfs, an ein

gröfseres Publikum mit einem Thema, welches von Weinhold in seinem umfangreichen in neuer Auflage erschienenen Buche über die deutsche Frau im Mittelalter ausführlicher behandelt worden ist. Als kurze Darstellung eines interessanten, auch für die Frauenfrage der Neuzeit wichtigen Abschnittes der deutschen Kulturgeschichte verdient das populär gehaltene Schriftchen Beachtung.

Versuch einer Darstellung der wallonischen Mundart nach ihren wichtigsten Lautverhältnissen. III. Teil. Von W. Altenburg. Eupen 1882.

Die vorliegende aus S. 3—20 bestehende Darstellung des Vokalismus und Konsonantismus der wallonischen Mundart bildet den dritten Teil zu zwei früher erschienenen, Ref. unzugänglichen (Programm-?) Abhandlungen und erreicht hiermit ihren vorläufigen Abschlufs. Die ganze Untersuchung, die auf Vollständigkeit keinen Anspruch erhebt, stützt sich vorzugsweise auf das Fundamentalwerk von Ch. Grandgagnage, Dictionnaire étymologique de la langue wallonne, das 1845—1850 in zwei Bänden erschien und 1880 von A. Scheler durch eine Darstellung der wallonischen Lauteigenheiten bereichert worden ist. Der Verfasser stellt seine Abhandlung als einen anspruchlosen Versuch hin, in einer etwas ungezwungenen populärwissenschaftlichen Einkleidung (daher auch so manche für den Kenner, gelinde gesagt, überflüssige etymologische Erörterungen) die neuwallonischen Laute auf ihren Ursprung zurückzuführen und ihren Unterschied von der lautlichen Entwickelung des Neufranzösischen, die freilich viel Konvenienz, aber wenig Konsequenz erkennen läfst, nachzuweisen. Mancherlei Bemerkungen des Verfassers dürften Widerspruch finden. So ist pag. 6 bemerkt, dafs das wallonische ow aus afz. óe, oú-e, ú-e durch Einsetzung des hiatustilgenden w vor dem damals noch nicht völlig verstummten weiblichen e entspringt; aber im Altfranz. findet man nicht nur coe = lat. cauda, sondern auch schon cowe, das sich dem heutigen Lüttichschen oder Metzischen kawe, kowe vergleicht. Die Natur des u pag. 10 in frumelle, altpikardisch fumele ist nicht richtig erkannt. Auf einzelne Unterschiede der Malmedyer, Lütticher und Luxemburger Mundart konnte der Verfasser bei dem knappen Raume nicht eingehen. Mit dem kostome der Mundart von Verviers läfst sich das Anglonormannische costome vergleichen. Zu dem Einschub des n in cimentîre (nfr. cimetière) in der Mundart von Verviers mufsten Beispiele aus dem Altfranzösischen beigebracht werden. Auf die historische Entwickelung des c und k in kien (chien) u. a. ist nicht Rücksicht genommen; wenn Verf. pag. 15, nachdem er Mischung von pikardischem k und francischem ch in der Neulütticher Mundart und die pikardische Sibilans in cial u. a. W. gefunden, meint, dafs es schon in Namur, noch mehr aber im Hennegau anders wäre, wo ch zugleich den dentalen Vorschlag einbüfse, so geht doch kacher unmittelbar zurück auf das alte cachier = nfz. chasser. Ein Anfang zur Darstellung der Entwickelung des c im Romanischen und Normannischen ist gemacht durch Joret und Varnhagen in der Romania und in Gröbers Zeitschrift. Als auffallend für Lüttich, dem Pikardischen entgegen, stellt A. die Assibilierung des auslautenden c in ch hin, z. B. bech, nfz. bec; auch hier war auf die ältere Sprache zurückzugehen. Betreffs des inlautenden s vor Konsonanten meint A. pag. 18, dafs es schon ziemlich früh im Französischen verstummte, jedoch im Anglonormannischen wäre es noch laut, weil es im Englischen (cloister, crest etc.) gerettet sei, abgesehen von seiner Wiederherstellung durch den latinisierenden Humanismus; aber alte anglonormannische Formen wie blamer u. a. beweisen das Gegenteil. Zu dem Übergange von f in b im Wallonischen wird blame = nfz. flamme auf das picardische flambe zurückgeführt, aber letztere Form ist auch anglonormannisch. Weitere Bemerkungen können hier unterdrückt werden. Nur sei

schliefslich noch erwähnt, dafs Verf. im dritten Teile gegenüber Scheiers ausführlicher Darstellung nur von den Vokalen ou, aw, aiw, ow, ew, u, eu, und von den Konsonanten l, r, m, n, den Dentalen, Gutturalen, Sibilanten, Labialen handelt.

Sammlung kurzer Grammatiken germanischer Dialekte. III. Angelsächsische Grammatik von Ed. Sievers. Halle, Niemeyer, 1882. XII u. 166 S. 8.

Die Sammlung kurzer Grammatiken germanischer Dialekte war 1880 von dem Herausgeber Wilhelm Braune mit der „Gotischen Grammatik" eröffnet worden. Als zweiter Band folgte 1881 die „Mittelhochdeutsche Grammatik" von H. Paul, und als dritter Band erschien 1882 die „Angelsächsische Grammatik" von Ed. Sievers, welche jetzt zur Besprechung vorliegt. Dieselbe enthält eine übersichtliche historische Laut- und Flexionslehre auf Grund des westsächsischen Dialektes, macht jedoch auf Vollständigkeit keinen Anspruch. Die Arbeiten von Bouterwek, Heyse, Grein, Koch, Sweet, Holtzmann, Zupitza u. a. sind gut verwertet worden. Ein Fortschritt gegen frühere Darstellungen der angelsächsischen Grammatik, so gegen K. Körners Angelsächsische Formenlehre (Heilbronn 1878) ist insofern erkennbar, als jüngere und ältere Sprachformen möglichst zu scheiden versucht werden. Allen, die einige Bekanntschaft mit der Entwickelung der englischen Sprache erwerben wollen, und allen angehenden Germanisten sei der obige Abrifs, der in Deutschland zum erstenmal in besonderer Darstellung nach dem gegenwärtigen Standpunkt der Wissenschaft erscheint, bestens empfohlen.

Beowulf. Herausgegeben von Alfred Holder. I. Abdruck der Handschrift im British Museum, Cotton. Vitellius A. XV. Zweite Auflage. Freiburg i. B. und Tübingen 1882. Germanischer Bücherschatz 3. 70 S.

Holders Germanischer Bücherschatz wurde eröffnet mit dem Abdruck der Germania des Tacitus und fortgesetzt mit Einharts Leben Karls des Grofsen. Jetzt liegt Heft 3, den Abdruck des Cotton Ms. Vitellius A. XV des Beowulf enthaltend, bereits in zweiter Auflage vor. Man erhält hier ein treues Bild der Handschrift: die jetzt nicht mehr lesbaren Buchstaben sind durch Cursivdruck kenntlich gemacht, während Unlesbares durch Punkte bezeichnet und Ausradiertes in runde Klammern gesetzt ist. Wo fol. 172 b der Handschrift die andere Hand eintritt, ist dies am Rande im Drucke bemerkt; auch die Folios der Hs. sind genau angegeben. Das in gefälligem Gewande erschienene Heft, dessen Preis nicht hoch bemessen ist, verdient allseitig empfohlen zu werden.

Deutscher Litteratur-Kalender auf das Jahr 1883 hgb. von Joseph Kürschner. V. Jahrgang. Berlin und Stuttgart, W. Spemann. VIII u. 482 S.

Dies in neuer Form vorliegende Nachschlagewerk, das mit Gustav Freytags Bildnis geschmückt ist, zerfällt in drei Teile: der erste handelt von den litterarischen Rechtsverhältnissen (Prefs- und Urhebergesetz, Litterarkonventionen, Nachdruck, deutsche Sachverständigenvereine, österreichisches Prefsgesetz, österreichische Schutzgesetze und Verträge, Rechtsgutachten des Syndikus des Allgemeinen Deutschen Schriftstellerverbandes, Verhältnis von Verleger zum Autor, Rechnungslegung des Verlegers, das Vergriffensein einer Auflage, Kontometa-Geschäft, Honorierung neuer Auf-

lagen von Übersetzungen, Schutzfrist englischer Übersetzungen, Reichsgerichtliche Entscheidungen, Abänderung der Gewerbeordnung, Petition der deutschen Buchhändler u. a.). Im zweiten Teile wird ein möglichst vollständiges Verzeichnis der litterarischen Vereine und Stiftungen gegeben, wobei die Finanzverhältnisse und Jahresberichte beleuchtet, die Statuten abgedruckt und Mitgliederverzeichnisse mitgeteilt werden. Der dritte Teil bringt Adressenverzeichnisse von Schriftstellern, Agenten und Zeitungen. Dies Verzeichnis, welches anders angelegt ist als Bornmüllers Schriftstellerlexikon, giebt Auskunft über Namen, Pseudonyme, Geburtsdaten, litterarische Thätigkeit, Stellung, Aufenthalt und Bibliographie der Autoren. An Vollständigkeit ist hier nicht zu denken, deshalb bittet der Herausgeber um Ergänzung seiner Angaben. Ein Buchhändlerverzeichnis ist für den nächsten Jahrgang in Aussicht gestellt. Berichtigungen und vervollständigende Bemerkungen können hier wegen Raummangel nicht gegeben werden. Immerhin ist das Werkchen zum Nachschlagen recht brauchbar und empfehlenswert, und es wäre zu wünschen, dafs dem auf verschiedenen Gebieten mit Erfolg thätigen Herausgeber ergänzende Notizen zur Verwendung im VI. Jahrgange des Litteratur-Kalenders direkt von Litteraten zugesandt würden.

Englische Sprach- und Litteraturdenkmale des sechzehnten, siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts herausgegeben von Karl Vollmöller. 1. Gorboduc or Ferrex and Porrex. A Tragedy by Thomas Norton and Thomas Sackville A. D. 1561. Edited by L. Toulmin Smith. Heilbronn, Gebrüder Henninger, 1883. XXX u. 97 S.

Der erste Band der neuen von Prof. Vollmöller ins Leben gerufenen Sammlung von „Englischen Sprach- und Litteraturdenkmalen des sechzehnten, siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts“ liegt zur Besprechung vor. Derselbe enthält eine von Miss Lucy Toulmin Smith besorgte Reproduktion des ältesten englischen Trauerspiels, Gorboduc oder Ferrex and Porrex von Thomas Norton und Thomas Sackville. Der in neuer Gestalt vorliegende Text beruht auf der im Jahre 1570 erschienenen zweitältesten Ausgabe des Stückes, welches zuerst 1565 von William Griffith in London, also vier Jahre, nachdem es vor der Königin in Whitehall durch Mitglieder des Inner Temple aufgefuhrt worden war, gedruckt worden ist. Die älteste Ausgabe (A), die acht Zeilen mehr enthält als B, ist von der in Deutschland vorzüglich durch die neue Ausgabe von Shakespeares Centurie of Prayse (New Shakespeare Society Series IV) bekannten Herausgeberin mit dem in neuer Gestalt vorliegenden Texte verglichen worden. Dem Druck des Stückes voraus geht eine Einleitung, welche von dem englischen Drama zu Anfang der Regierungszeit der Königin Elisabeth ausgeht und Gorboduc als eine Frucht klassischer Studien schildert. Mit Recht wird hier der Einfluſs der Übersetzung der Tragödien Senecas hervorgehoben. Unrichtig dagegen ist, was H. Breitinger in seinen „Grundzügen der englischen Litteratur- und Sprachgeschichte“, Zürich 1880, pag. 24 bemerkt, dafs Gorboduc eine „Nachahmung des Euripides und des Seneca“ sei; denn Euripides wurde erst nach dem Erscheinen des Gorboduc ins Englische übersetzt. Zur Orientierung über Inner Temple, eines der vier Colleges of Law, brauchte nur auf Bädeker: London and its Environs, London 1878, pag. 119 fgd. verwiesen zu werden. Zweitens wird in der Einleitung die schwierige Frage erörtert, ob Thomas Norton, der 1561 Calvins Institutiones übersetzte und veröffentlichte, die drei ersten Akte, und Thomas Sackville, der zum Mirrour for Magistrates beisteuerte, die zwei letzten Akte des Gorboduc verfafst hat, wie die Drucker der zwei ältesten Ausgaben, W. Griffith und John Daye, zuerst be-

hauptet haben. Die Herausgeberin meint (pag. XVIII), dafs nicht viel da wäre, wodurch man den Anteil Sackvilles von dem Nortons unterscheiden könne, vielleicht sei Videnas leidenschaftliche Rede oder, um mit Klein (Geschichte des englischen Dramas, pag. 274) zu reden, „der bis ans Kinn in Schmerzenspathos watende Jammermonolog über ihren vom jüngeren Bruder spurlos ermordeten ältesten Herzenssohn“ im Eingange des vierten Aktes mit der glatten Allitteration und Wiederholung von Ausdrücken der unterscheidendste Teil des Ganzen, einige Worte wie hugie, sithens (für since) schienen von Sackville mit Vorliebe angewendet zu sein, doch könne dies zufällig sein. Hierzu stimmt, dafs Craik, A Manual of English Literature, Leipzig 1874, I, pag. 265, in einigen passages of strong painting dieselbe Schreibweise wie im Mirrour for Magistrates zu erkennen glaubt. Die Zweifel der Litterarhistoriker wie Warton u. a. an der doppelten Autorschaft scheinen durch ein wichtiges Argument gehoben zu werden, indem in den drei ersten Akten viel mehr Anspielungen auf Mythologie und Altertum vorkommen als in den zwei letzten, so V. 454 sonne of Apollo, 479 Tantales thirste, proude Ixions wheele, 666 Phaeton in Phœbus carre, 789 Pryamus race, 797 Hecuba, während solche im vierten Akt nur in dem vorausgehenden dumb show erwähnt sind. Drittens wird als Quelle des Stückes Gottfrieds von Monmouth Historia regum Britanniæ Buch II, Cap. 16 nachgewiesen und, abgesehen von der Form, dem dumb show und dem Chor, der hier im Drama zuerst angewendete blanc verse untersucht; vergl. hierzu Schipper, Englische Metrik, I. Teil, Bonn 1882, pag. 434 fgd. Nach dem Versmafse wird viertens der Stil, der poetische Wert und die Idee des Stückes erörtert. Bemerkenswert ist das ausführlich mitgeteilte Urteil Ph. Sidneys in seiner Apologie for Poetrie, welcher die „stately speeches“ und „wellsounding phrases, clyming to the height of Seneca his stile“ im Gorboduc lobt, dagegen die Verletzung des Aristotelischen Gebotes der Einheit von Ort und Zeit im Drama tadelt. Neuere wie R. Chambers, Cyclopædia of English Literature, Leipzig 1874, I, pag. 175—176, und G. L. Craik, A Manual of English Literature, 1874, I, pag. 263—267 sprechen ersterer von stately and cumbrous style, letzterer von stiff and cumbersome style. Fünftens werden die zehn von 1565—1859 erschienenen Ausgaben — die dritte war im Anhange zu Lydgates Serpent of Division 1590 veröffentlicht worden — aufgeführt und eine Besprechung der politischen Anspielungen im Stück, sowie des Verhältnisses der gegenwärtigen Ausgabe zu den drei ältesten angeknüpft. Zuletzt folgt eine tabellarische Übersicht über die Hauptdaten aus dem Leben Nortons (1532—1584) und Sackvilles (1536—1608) nebst 36 englischen Versen von Norton. L. Wachler, Lehrbuch der Litteraturgeschichte, Leipzig 1827, pag. 371, und A. Fuchs: Grundrifs der Geschichte des Schrifttums der Griechen und Römer und der romanischen und germanischen Völker, Halle 1846, pag. 334, setzten fälschlich Sackvilles Lebenszeit in die Jahre 1530—1608. Dem neuen Texte vorangedruckt sind die Titelblätter der zwei ältesten Ausgaben des Gorboduc; unterhalb des Textes folgen aufser den Varianten von A und C noch einige Bemerkungen zu einzelnen Worten, die gröfstenteils am Schlufs in einem Index zusammengestellt sind.

Was bisher in den gangbaren Kompendien der englischen Litteraturgeschichte über Gorboduc bekannt war, beschränkte sich teils auf allgemeinere Urteile über die Komposition des Stückes, teils auf Einzelfragen. Schon A. W. Schlegel in seinen Vorlesungen bespricht das Drama. Nach Collier und Warton brachte 1875 Wards Buch: History of English Dramatic Literature, wertvolle Angaben; Kleins Geschichte des englischen Dramas, Leipzig 1876, enthält einen längeren Abschnitt über den Inhalt und die Struktur des Stückes pag. 236—252. E. Engels Geschichte der englischen Litteratur konnte noch nicht eingesehen werden.

Ist die dramatische Entwickelung des Ganzen meist recht langweilig, so ist die Darstellung in dem Monologe Videnas im Eingange des vierten

Aktes lebhaft und schwungvoll. Die Unebenheiten der alten Ausgaben, wie V. 897 Joue, 1299 Jove, 1035 from, 1275 fro sind von der Herausgeberin beibehalten, auch z. B. 1037 nach No und 1038 nach Murderer kein Komma gesetzt worden. Mit dieser Ausgabe eines für die englische Philologie so wichtigen Sprachdenkmals hat sich L. Toulmin Smith ebenso ein neues Verdienst erworben, wie es dem Herausgeber der „Englischen Sprach- und Litteraturdenkmale" zu danken ist, dafs er einem fühlbaren Mangel an zuverlässigen Ausgaben seltener Werke des sechzehnten bis achtzehnten Jahrhunderts durch dieses neue Unternehmen abzuhelfen sucht. Würdige Ausstattung seitens der Verlagshandlung und billiger Preis sichern dem vorliegenden ersten Bande eine Verbreitung auch in weiteren Kreisen. Mögen die folgenden Bände, für welche u. a. neue Ausgaben von Marlowes Dr. Faustus und Edward the Second, John Gays The Beggar's Opera und Polly, Mountfords Life and Death of Doctor Faustus, John Lylys Euphues und Ben Jonsons Werken in Aussicht genommen sind, dem ersten bald nachfolgen!

Eine Geschichte der relativen Pronomina in der englischen Sprache. Von P. Noack. Göttingen, G. Calvör, 1882. 80 S. 8.

Die vorliegende Abhandlung über das englische Relativum gleicht in ihrer ganzen Anlage der von O. Breitkreuz über das englische Possessivpronomen, nur dafs sie an Seitenzahl ausführlicher ist. Die 1880 erschienene Kieler Dissertation von A Schrader: Das altenglische Relativpronomen mit besonderer Berücksichtigung der Sprache Chaucers, ist dem Ref. nicht weiter bekannt. Nachdem in der Einleitung der einschlägigen Vorarbeiten über die Relativpronomina gedacht ist, werden in der Entwickelung derselben vier Perioden angenommen. Zuerst wird die Entwickelung der Relativa im Angelsächsischen verfolgt, wobei der Verfasser auch auf das Demonstrativ näher eingehen mufste. Hier ist E. Sievers' Angelsächsische Grammatik, Halle 1882, § 340 noch nicht benutzt. Die zweite Periode umfafst das sogenannte Neu-Angelsächsische, das hier durch Layamon, Orm und the Ancren Riwle repräsentiert wird. Die dritte Periode wird gerechnet von 1250—1600 und die vierte umfafst das Neuenglische. Zahlreiche Beispiele aus Monographien über einzelne Schriftdenkmäler dienen als Belege. Der Gebrauch des Relativums bei Shakespeare wird nach Abbots Shakespearian Grammar besprochen; hier hat der Verfasser noch nicht das Kapitel über die relativen Pronomina (§ 51—59) bei C. Deutschbein, Shakespeare-Grammatik für Deutsche oder Übersicht über die grammatischen Abweichungen vom heutigen Sprachgebrauch bei Sh., Köthen 1882, pag. 12—13, benutzt. Den Schlufs der Untersuchung bilden Bemerkungen über die Stellung des Relativpronomens und über die allmähliche Entwickelung der Auslassung desselben, wobei der Verfasser nur über die bekannten den Gegenstand eingehend behandelnden Arbeiten zu referieren brauchte. Zuletzt folgt ein Verzeichnis der benutzten und citierten Werke. Die Abhandlung, die mit Citaten überladen ist, verdient, empfohlen zu werden.

1) Les Centenaires de Voltaire et J. J. Rousseau. 30 mai — 2 juillet 1878. Aperçu Bibliographique par Louis Mohr. 38 S. 8. 2) Des Impressions microscopiques par Louis Mohr. Paris, E. Rouveyre, 1879. 11 S. 8.

Es ist bekannt, dafs die hundertjährige Erinnerungsfeier an Voltaire und J. J. Rousseau mit der dritten Pariser Weltausstellung 1878 zusammenfiel. Von der öffentlichen Feier der Gedenktage in Paris abgesehen, er-

schien eine grofse Zahl Schriften, welche auf die Bedeutung dieser Männer hinwiesen. Diese Schriften und Schriftchen bibliographisch zu ordnen, hat sich der durch seine bibliographischen Arbeiten bekannte L. Mohr zuerst in der Bibliographie et Cronique littéraire de la Suisse 1879, Nr. 1—2 zur Aufgabe gestellt, indem er erst die auf das Fest der 100jährigen Erinnerung an Voltaire bezüglichen, dann die litterarischen und biographischen Werke, ferner die Zeitungsartikel, die gegen Voltaire und die Feier polemisierenden Schriften, die Kupferstiche und Porträts, die musikalischen Leistungen und die periodischen Publikationen mehr oder weniger vollständig zusammenstellt. Hieran schliefst sich ein Verzeichnis der Schriften zur Erinnerung an die 100jährige Gedenkfeier Rousseaus, der litterarischen und biographischen Schriften, der Zeitungsartikel, endlich der Stiche, Porträts und Denkmünzen. Nachträge hierzu werden in einem Supplement gegeben. Als Anhang folgt schliefslich noch zur Ergänzung der in dem bibliographischen Abrifs in der Bibliographie et Chronique littéraire de la Suisse gelassenen Lücken eine Liste von Werken, Broschüren und fliegenden Blättern sowie Zeitungsartikeln, endlich ein Verzeichnis der nach dem Feste erschienenen Aufsätze, bibliographischen Artikel, Porträts, Statuen und Denkmünzen. Hat diese ephemere Litteratur auch keinen besonderen Wert, so lehrt eine bibliographische Zusammenstellung der zu der 100jährigen Feier erschienenen Publikationen doch die litterarische Bewegung jener Tage kennen.

In den Impressions microscopiques, einem Auszuge aus den Miscellanées bibliographiques, giebt L. Mohr eine unvollständige Zusammenstellung von mikroskopischen Drucken der verschiedenen Litteraturen und beginnt die Bibliographie mit dem bekanntesten Werke dieser Art, das zuerst ausführlich von Dr. Scartazzini 1879 in der Augsburger Allgemeinen Zeitung beschrieben worden ist, dem kleinsten Buche der Welt, welches eine Ausgabe der Divina Comedia Dantes enthält. Aufser diesem Dantino werden noch einige solcher Seltenheiten besprochen, die einen Fortschritt der Typographie dokumentieren. Sollte eine vollständige Bibliographie dieser mikroskopischen Drucke unternommen werden, so wäre vor allem eine übersichtlichere Anordnung nach den verschiedenen Sprachen, in denen diese Bücher geschrieben sind, nötig. Vielen Liebhabern wird schon die vorliegende Bibliographie erwünscht erscheinen.

Le seizième siècle en France. Tableau de la littérature et de la langue suivi de morceaux en prose et en vers choisis dans les principaux écrivains de cette époque par MM. A. Darmesteter et Adolphe Hatzfeld. Paris, Ch. Delagrave, 1878. X u. 301 u. 384 S.

Das vorliegende Buch zerfällt in zwei Teile; der erste handelt ausführlich in drei Abschnitten von den französischen Prosaschriftstellern, Dichtern und Dramatikern des sechzehnten Jahrhunderts nebst einem Abrifs der französischen Grammatik desselben Jahrhunderts; der zweite Teil enthält ausgewählte Stücke aus den Werken der Schriftsteller des sechzehnten Jahrhunderts. Eine Table des matières erleichtert die Benutzung dieses übersichtlichen und mit Fleifs gearbeiteten Buches, welches die ausführlichste und beste Darstellung der französischen Litteraturgeschichte des sechzehnten Jahrhunderts giebt. Ungern vermifst man die Angabe einiger Einzelheiten, z. B. ist nicht mit erwähnt Th. Bezas Werk De francicæ linguæ recta pronunciatione, Genevæ 1589, neugedruckt von Tobler, Berlin 1868. Dem F. de Belleforest sind (pag. 52) nur vier Zeilen gewidmet, während in Nicerons Nachrichten ed. Baumgarten, Halle 1754, von ihm 57 Schriften angeführt werden; bekanntlich sind seine Histoires tragiques für die Hamlet-Quellen von Wichtigkeit. Auf pag. 200 ist H. Breitingers

Abhandlung: „Zur Geschichte der französischen Grammatik", Programm der Kantonsschule in Frauenfeld 1867, nicht erwähnt. Seit dem Erscheinen des Werkes wäre mancherlei nachzutragen: so ist inzwischen in K. Vollmöllers Sammlung französischer Neudrucke eine neue Ausgabe von Robert Garniers Tragédies nach der Pariser Ausgabe von 1585 durch Wendelin Förster veröffentlicht worden. In derselben Sammlung soll des Sylvius Ambianus In linguam gallicam isagoge von 1531 und des P. de la Ramée Grammatik neu gedruckt werden. In dem Abschnitt über Philippe Desportes wäre hinzuzufügen, dafs in den von Körting und Koschwitz herausgegebenen Französischen Studien, I. Bd. 1. Heft, eine Abhandlung von P. Gröbedinkel erschienen ist. betitelt: Der Versbau bei Ph. Desportes und François de Malherbe. Zu Ronsard ist inzwischen eine kleine Programmabhandlung von G. Felgner erschienen mit dem Titel: Über Eigentümlichkeiten der Ronsardschen Phraseologie. Gotha 1880.

Möge an die obige Litteraturgeschichte des sechzehnten Jahrhunderts aus bewährter Feder noch mit diesen Zeilen erinnert sein!

Barbours, des schottischen Nationaldichters, Legendensammlung nebst den Fragmenten seines Trojanerkrieges. Zum erstenmal herausgegeben und kritisch bearbeitet von C. Horstmann. I. Band. Heilbronn, Henninger, 1881. X u. 245 S. II. Band. Heilbronn 1882. 307 S.

Mit seltener Arbeitskraft hat C. Horstmann seinen „Altenglischen Legenden, Paderborn 1875", der „Sammlung altenglischer Legenden, Heilbronn 1878", den „Altenglischen Legenden, Neue Folge, Heilbronn 1881" als Festschrift der Königstädtischen Realschule 1882 „S. Albon und Amphabel, ein Legenden-Epos in drei Büchern von Lydgate" und 1883 als Programm des Königstädtischen Realgymnasiums „Osbern Bokenam und seine Legendensammlung" folgen lassen, während seine zur Besprechung vorliegende, Barbour zugeschriebene und bereits im Archiv für neuere Sprachen Bd. LXII pag. 397 angekündigte Legendensammlung 1881—1882 in zwei Banden von stattlichem Umfang erschienen ist. Die 27 resp. 26 im ersten Bande veröffentlichten Legenden sind der nicht ganz vollständigen Hs. der Cambridger Universitätsbibliothek Gg II 6 entnommen, die in der Einleitung zu den Altenglischen Legenden N. F. pag. LXXXIX fgd. beschrieben ist. Als Hauptquelle zu den 27 Legenden: Petrus, Paulus, Andreas, Jacobus, Johannes, Thomas, Jacobus minor, Philippus, Bartholomæus, Matthæus, Simon et Judas, Mathias, Marcus, Lucas, Barnabas, Magdalena, Martha, Maria Egyptiaca, Christophorus, Blasius, Clemens, Laurentius, VII Dormientes, Alexius, Julianus, Nicolaus, Mauritius, weist der Herausgeber in der Einleitung die Legenda Aurea des Jacobus a Voragine nach, während er die Sammlung zu religiös-kirchlichen Zwecken geschrieben glaubt. Nicht ausgemacht ist jedoch, ob nicht die Anrede in der Legende Joh. Bapt. 211 dere bruthir, was H. in den Plural dere brethir ändern möchte, auf einen „Bruder in Christo" zu beziehen ist, so dafs also die Legenden für einen anderen Geistlichen gedichtet wären. Wichtig ist die Bemerkung des Herausgebers über den Verfasser am Schlufs der Einleitung, dafs, obwohl die Hs. den Namen des Dichters nicht nenne, er dennoch kein Bedenken getragen habe, aus den in den „Altenglischen Legenden N. F." pag. CVII angeführten Gründen den Namen Barbours in den Titel aufzunehmen. Auf dem Titelblatte jedoch, das dem Texte vorangeht, ist Barbour in runde Klammern gesetzt, ein Zeichen, dafs der Herausgeber selbst noch an der Autorschaft zweifelt. Unter den sorgfältig mit Lesarten und genauem Quellennachweise abgedruckten Legenden ist die letzte (27) Machor oder Mauritius, weil schon in den Altenglischen Legenden N. F. erschienen, nicht nochmals zum Abdruck

gekommen; dagegen ist Nr. 24, Alexis betitelt, obschon bereits im Archiv Bd. LXII pag. 397—402 veröffentlicht, nochmals an dieser Stelle wiederholt worden. Im Alexis pag. 210 findet sich unter dem Texte: 12) tilge þo? was nur zu 11 pafst; im Archiv ist gedruckt: 11 Ms. þo st. þe? Während zu 41) tilge þat und 41) þat st. þar bemerkt ist, steht im Archiv: 41 Ms. þat st. þane. Zu den zwei in der Sammlung Altenglischer Legenden, Heilbronn 1878, pag. 148 fgd. aus der Edinburger und Oxforder Hs. veröffentlichten Versionen der Magdalenenlegende kommt hier eine andere, die ziemlich 1000 Verse enthält und mit der Legende von Martha in unmittelbarer Verbindung steht; dieselbe nimmt in der noch immer der Behandlung harrenden Geographie dieser Legende eine eigentümliche Stellung ein. Mit Nr. 12 (Mathias) ist verbunden die Legende von Judas, die auch nach der Legenda Aurea gearbeitet ist und inhaltlich nichts Eigenartiges bietet. In der Einleitung zum ersten Bande spricht der Herausgeber schon von den Legenden Ninian, Thecla, auch Theodora, Eugenia, „wohl den feinsten Stücken der Sammlung". Der zweite Band nämlich enthält der Reihe nach folgende 23 Legenden: Margareta, Placidas, Theodora, Eugenia, Justina, Georgius, Pelagia, Thadea, Baptista, Vincentius, Adrian, Cosmas und Damian, Ninian, Agnes, Agatha, Cæcilia, Lucia, Cristina, Anastasia, Eufemia, Juliana, Thecla, Catharina. An diese Legenden schliefst sich die Publikation der zwei Fragmente des Trojanerkrieges von Barbour, deren erstes in der Lydgates Troy-Book enthaltenden Hs. Kk V 30 der Cambridger Universitätsbibliothek erhalten ist und ziemlich 600 Verse des Anfangs bietet; die Quelle derselben, Guido da Colonas Historia destructionis Troiæ, druckt der Herausgeber unter dem Text mit ab. Das zweite Fragment, welches das Ende des Barbourschen Buches enthält, wird nach den zwei Hs. Kk V 30 in Cambridge und Ms. Douce 147 in Oxford in parallelem Abdruck mitgeteilt. Zuletzt folgen noch ein paar Bemerkungen des Herausgebers über die von ihm edierten schottischen Hss, von denen er Gg II 6 „ohne Zweifel in der Mundart von Aberdeen und wohl in Aberdeen selbst geschrieben" glaubt, ferner über die Abkürzungen, die Fehler und Auslassungen der Hss.

Dr. Horstmann hat sich durch die vorliegende aufserordentlich mühsame Veröffentlichung, an der hier mit Absicht nichts ausgesetzt werden soll, ein neues Verdienst um die Legendenforschung erworben. Es gereicht dem Herausgeber und seinem Buche nur zur Empfehlung, wenn er selbst in den Bemerkungen pag. 305 sagt, dafs in der Wiederherstellung der Texte noch genug Schwierigkeiten übrig sind und dafs der Textkritik und Emendation noch vieles zu thun übrig bleibt. Möge seine Hoffnung sich erfüllen, „dafs die Kritik" — welche noch sehr im Rückstande ist, da sie mit Horstmanns schnell aufeinander folgenden Publikationen nicht hat gleichen Schritt halten können und das frühere Material aus dem Gebiete der Heiligenlegende noch nicht hinreichend verarbeitet hat — „sich mit dieser Ausgabe nicht begnügen, dafs vielmehr diese Ausgabe zu weiterer Forschung Anlafs geben wird, zumal ihr hier ein dankbares Feld geboten ist".

R.

Zeitschriftenschau.

Giornale di filologia romanza diretto da Ernesto Monaci. No. 7. Luglio 1880. 126 pp.

Pag. 1—81: U. A. Canello, Peire de la Cavarana e il suo sirventese. Cavarana mit der modenesischen Hs., gegen die beiden Pariser, welche Caravana bieten. Der Verf. scheint kein Lombarde, das Gedicht auf 1196 zu setzen. Genaue Angabe des Textes (57 Zeilen nebst Anmerkungen zum

Verständnis). Pag. 12—17: A. Thomas, Richard de Barbezieux et le Novellino. Eine genauere als die bisher bekannten provençalischen Quellen, vielmehr die direkte provençalische Quelle zu der Novelle mit der Canzone „Altresi com l'olifanz" wird aus der Laur. Hs. XLI, 42 gegeben und geschlossen, dafs wohl alle Novellen dieser Sammlung, welche von provençalischen Quellen stammen, dieselben etwas umbildeten. Pag. 18—33: R. Renier, Alcuni versi greci del Dittamondo. III 23 ist folgendes die richtige Lösung und das richtige Verständnis. Fazio: 'hia su (*γιά σου* d. i. *ὑγιείαν σου*) = salute a te. Antidemos: calos irthes (*καλῶς ἤρθες*) = ben venisti. Fazio: ipe mi, xeuris franchica (*εἰπέ μοι, ξευρεῖς φραγκικά;*) = dimmi, sai lingua franca? Ant.: ime romeos : xeuro (*εἶμαι ῥωμαῖος. ξεύρω*) = sono greco : so. Fazio: paracalo se, file mu (*παφακαλῶ σε, φίλε μου*) = ti prego, amico mio — milise franchica (*μίλησε φραγκικά*) = parla lingua franca. Ant.: meta charas (*μετὰ χαρᾶς*) = con piacere. Pag. 34—50: P. Rajna, Un vocabulario e un trattatello di fonetica provenzale del secolo XVI. In der Miscellanea ambrosiana D 465 Inf. Nr. 26 „Il Vocabulario della lingua provenzale d'Honorato Drago", mit einem Widmungsbriefe an Alfonso Davalos, Marchese del Guasto, welcher nicht älter als vom Jahre 1536 sein kann. Dieser Drago, von dessen Werke Proben gegeben werden, scheint dem Verfasser aus der Gegend zwischen Var und Roia gebürtig zu sein. Pag. 51—88: S. Ferrari, Canzoni ricordate nell' incatenatura del Bianchino. Es ist gemeint: Opera Nuova nella quale si contiene una incatenatura di più villanelle ed altre cose ridiculose: (data in luce) per me Camillo detto il Bianchino, cieco Fiorentino, Verona 1629. Eine äufserst anziehende Verfolgung dieser sich durch verschiedene Zeiten hinziehenden Litteratur mit zahlreichen hübschen Proben. Hier sei nur erwähnt ein Sonetto in difesa del Gobbo Nan, fato dalla sua signora la sigra Pantofola, alle donne del mondo, in welchem sich gegen Ende die Worte finden: E se a voi par in vista un Chichibío, a me par un Narciso. Also (der Verfasser des Aufsatzes achtet hierauf nicht) Chichibío (im Reime) heifst der Koch im Decamerone VI, 4 und wird als dem schönen Narcissus entgegensetzbar genannt. T. Casini, Un testo franco-veneto della leggenda di Santa Maria Egiziana. Dieser Text, aus einem cod. magliabechiano der Biblioteca Nazionale in Florenz, 1381 von Arpino Broda notaio veneziano geschrieben, vielleicht ins dreizehnte Jahrhundert zurückgehend, besteht in 1256 paarweise gereimten Endecasillabi und ist vollständig abgedruckt. Pag. 104—110: Varietà; pag. 104—106: Oreste Antognoni, Frammento di antico poema didattico. Das betreffende Pergament der Bibliothek dei Marchesi Raffaelli di Cingoli, wohl aus der ersten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts, ist etwas angegriffen, 29 vierzeilige hier abgedruckte Strophen. Pag. 107—110: A Thomas, Cinq sonnets italiens tirés du ms. Riccardien 2756. Pag. 111—118: Rassegna bibliografica; pag. 111—115: P. Morpurgo, Le rime di Guido Cavalcanti, testo critico pubblicato dal Prof. Nicola Arnone, Fir. 1881. X., Francesco d'Ovidio, La lingua de' Promessi Sposi nella prima e nella seconda edizione. Sec. ed. ad uso delle scuole ginnasiali e liceali con varie appendici. Napoli 1880. Pag. 119—124: Bullettino bibliografico. Pag. 125: Periodici. Pag. 126: Notizie (u. a. von einer beabsichtigten Ausgabe von sämtlichen Werken des Boccaccio, den lateinischen zugleich in italienischer Übersetzung).

Giornale di filologia romanza diretto da Ernesto Monaci. No. 8. 128 pp.

Pag. 1—7: A. Gaspary, Il poema italiano di Florio e Biancofiore. Mag Pucci dieses Gedicht verfafst haben oder ein anderer, es ist von Boccaccios Filocolo mehrfach abhängig und kann daher für die Quellen dieses nichts beweisen. Dafs Boccaccios einzige Quelle die beiden französischen Fassungen seien, ist nicht sicher, zunächst aber das Gegenteil noch nicht erwiesen.

Pag. 8—49: F. Torraca, Reliquie del dramma sacro nel Napoletano. Ein erster Abschnitt giebt Berichte über heute übliche hierher gehörige Gebräuche aus den verschiedensten Orten des neapolitanischen Gebietes, ein zweiter und dritter behandelt das Litterarische. Pag. 50—62: A Machado y Alvarez, Juegos infantiles españoles, Al Señor D. Josè Pitrè (Questo scritto ci fu communicato dal nostro amico Pitrè, al quale l'autore l'aveva dedicato in occasione della nascita del suo primo figlio. La Direz.). Anziehende Beschreibung spanischer Kinderspiele nebst Anführung von zu denselben gehörigen Verslein. Pag. 63—72: G. Mazzatinti, Storie popolari umbre. Vier erzählende Dichtungen: La passione in zwei Fassungen, Rugiero, Roselina, Rosa. Pag. 73—77: E. Teza, Versi spagnuoli di Pietro Bembo. Anziehend für die Beurteilung von Bembos Gelehrsamkeit. Pag. 78—98: O. Antognoni, Le glosse ai documenti d'amore di M. Francesco da Barberino e un breve trattato di ritmica italiana. Die von Ubaldini für seine Ausgabe, Rom 1640, benutzte Hs. enthält für das Verständnis vortreffliche Glossen und Abbildungen. Pag. 99—104: A. Graf, Un testo provenzale della leggenda della croce. Der Text aus dem Brittischen Museum, Harl. 7403, gehört der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts an, ist von dem Pariser Texte von Seths Reise ins irdische Paradies, welchen W. Meyer in den Abhandlungen der kgl. bayerischen Akademie I, XVI veröffentlichte, wesentlich verschieden, auch bedeutend korrekter. Pag. 105—111: Th. Cart, Sopra alcuni codici del Tesoretto di Ser Brunetto Latino. Von den 11 vom Verfasser geprüften Hss. hält er für die bedeutendsten Querinalis A. VII, II und Riccardianus 2908, vermutet für beide eine gemeinsame Quelle. Pag. 112—113: Varietà, A. Graf, Sopra i versi 58—60 del C. 32 del Purgatorio. Für die Worte Men che di rose e più che di viole colore vergleicht der Verfasser aus den Galloitalischen Predigten, welche W. Förster, Romanische Studien IV, herausgab, eine Stelle, an der es u. a. von den Rosen heifst: zo sunt li martyr, und von den Veilchen: za sun le sainte uergen, le bone vidue continentes. Pag. 114—122: Rassegna bibliografica. 123—126: Bullettino bibliografico. 127—128: Periodici.

Revue des langues romanes. III série, t. VIII. Juillet 1882.

Pag. 5—19: Dialectes anciens: Le Mystère de saint Eustache. Das Mysterium ist mit dieser Fortsetzung noch nicht zum Abschlufs gebracht. 20—28: J. P. Durand, Notes de philologie rouergate (suite). 29—35: A. Mir, Glossaires des comparaisons populaires du Narbonnais et du Carcassez (suite). 36—43: Auguste Fourès, Poésies. 44—49: A. R.-F., De l'emploi de l'article dans la comparaison es poulida couma un sou. 49—50: C. C., Sur le roman français de Joufroi. 50—52: Bibliographie. Chronique. Littérature.

Molière und seine Bühne. Molière-Museum, Sammelwerk zur Förderung des Studiums des Dichters in Deutschland. Herausgegeben von Dr. H. Schweitzer. 4. Heft. Wiesbaden, März 1882. XII u. 176 S.

Wiederum bringt ein neues Heft des Molière-Museums eine Anzahl gehaltvoller Abhandlungen über den zu immer neuen Forschungen anregenden Dichter. In den einleitenden Blättern wird von W. Knörich, der Frau Prof. Laun, dem Sohne P. Chérons und dem Herausgeber der durch den Tod heimgegangenen Mitarbeiter des Molière-Museums Ad. Laun, P. Chéron, J. Schleiden, F. Dingelstedt und L. Kalisch gedacht. Die Reihe der Abhandlungen eröffnet R. Mahrenholtz (pag. 1—90) mit einer Einleitung zu dem nach der Originalausgabe von 1670 veranstalteten Neudruck von Elomire

Hypocondre ou les Médecins Vengés. Comédie par Le Boulanger de Chalussay. Hierdurch ist einem in Deutschland lebhaft gefühlten Bedürfnis nach einer Ausgabe dieser Werkes abgeholfen. Claas Humbert giebt (pag. 10—97) nach Kürschners Jahrbuch des deutschen Theaters ein Verzeichnis der Molière-Vorstellungen auf deutschen Bühnen (1877—1879). Der Herausgeber selbst teilt (pag. 98—99) den Schlufs des Artikels Zu den Autographen Molières von Heft 3 unter Beifügung einer Tafel mit. W. Mangold bringt (pag. 100—123) Auszüge aus dem Registre von Lagrange (bis 1673). Der Herausgeber handelt (pag. 123—130) über J. Armand Mauvillain, Molières Arzt, und giebt (pag. 131—159) einen längeren lehrreichen Artikel über das Neueste auf dem Gebiete der Molière-Forschung. W. Knörich beurteilt (pag. 159—164) R. Mahrenholtz' Buch Molières Leben und Werke vom Standpunkte der heutigen Forschung. Schliefslich folgt (pag. 164—174) eine ins Deutsche übersetzte Analyse des Misanthropen nach der Monographie A. Vesselowskys nebst einem Briefe an den Herausgeber und Mangolds Urteil, sowie ein kurzes Gedicht von Philoxène Boyer. Endlich (pag. 175—176) beurteilt R. Mahrenholtz das Buch von W. Mangold, Molières Tartuffe, Geschichte und Kritik, Oppeln 1880. Ein von Hettler angefertigtes Verzeichnis der im Sommer 1881 über Molière an deutschen Universitäten gehaltenen Vorlesungen und Bibliographisches beschliefst das inhaltreiche mit einem Titelkupfer versehene vierte Heft des Molière-Museums, welches dem Dichter immer neue Freunde im In- und Auslande erwerben möge.

Programmenschau.

Bemerkungen und Ergänzungen zu Weigands deutschem Wörterbuch. 5. Stück. Von Dr. Gombert. Programm des Gymnasiums zu Grofs-Strehlitz 1882. 24 S. 4.

Die Programme Gomberts sind schon so allgemein in ihrem hohen Werte anerkannt, dafs es nur der Anzeige dieses 5. Stückes bedarf, um alle Freunde der deutschen Sprache darauf begierig zu machen. Es behandelt den Buchstaben Z und giebt zahlreiche Nachträge zu den früheren Stücken. Wie die früheren Stücke, so bietet auch dieses eine Fülle von Material zum Beweise, dafs Belegstellen für die Wörter weit früher vorkommen, als Weigand nachweisen konnte; der Fleifs und die Sorgfalt des Verf. sind gleich grofs. Aber die Berichtigungen beziehen sich nicht blofs auf Weigand, sondern auch auf das Grimmsche Wörterbuch. Das Wort Zerrbild als Verdeutschung von Karikatur, jetzt jedermann geläufig, rührt erst von Campe her; die Erwähnung giebt dem Verf. Gelegenheit, den verdienten Campe zu Ehren zu bringen, nachdem es seit Jakob Grimms hartem Urteil wegen verschiedener allerdings geschmackloser Verdeutschungen Campes Mode geworden ist, schonungslos über den verdienten Mann den Stab zu brechen. Ein Wunsch möge hier noch ausgesprochen werden, dafs der Verf. dies Stück nicht das letzte sein lasse, sondern aus dem Reichtum seiner Sammlungen uns noch mit manchem Beitrag zu allen deutschen Wörterbüchern beschenken möge.

Behandlung der deutschen Grammatik in den unteren und mittleren Klassen höherer Lehranstalten. Von Dr. Hörter. Programm der Realschule I. O. zu Bremen 1882. 25 S. 4.

Nach dem jetzt üblichen Verfahren, die deutsche Grammatik in den unteren Klassen für sich, nicht gelegentlich im Anschlufs an das Lesebuch zu behandeln, ist die vorliegende Abhandlung, welche aus der Praxis hervorgegangen ist, eine gute Anleitung für junge Lehrer. Sie geht von dem Satze aus und flicht an passenden Stellen die nötigen Kapitel aus der Formenlehre und Wortbildung ein. Es ist nichts daran auszusetzen; nur gegen die Meinung, als ob die meisten grammatischen Sünden gegen die Präpositionen begangen, am meisten die Accusative und Dative verwechselt würden, kann man einen leisen Einwand erheben. Der Vorwurf kann nur für Norddeutschland gelten, im Süden begegnet uns der Irrtum selten. Wer kann aber auch zu strenge Anforderungen aufstellen; wenn der Verf. das „komm bei mich“ brandmarkt, so mufs er folgerecht auch das „setz dich bei mich“ verdammen, aber warum sollen wir eine so gegen vielfachen

Sprachgebrauch verstofsende Ansicht festhalten? Legen wir die Gesetze der Logik zu Grunde, so begegnen uns in den schriftlichen Arbeiten der Schüler die meisten Fehler in der Verwechselung der Koordination und Subordination der Sätze, und doch wie trügerisch ist ein Regelgebäude, welches auf rein logischem Grunde beruht, wie abweichend ist da z. B. der Sprachgebrauch im Lateinischen von dem Deutschen.

Deutsche Altertümer aus dem Nibelungenliede und der Gudrun. Von Dr. O. Hartung. Programm des Progymnasiums zu Neuhaldensleben 1882. 28 S. 4.

Es mischen sich allerdings in den beiden Epen zwei Anschauungsweisen, eine altgermanische und eine modern ritterliche; aber in den staatlichen Verhältnissen wiegt jene noch vor, in vielen Beziehungen ist die Auffassung noch dieselbe, die Tacitus den alten Deutschen beilegt. Auch hier finden wir die zwei Stämme der Freien und Unfreien. Grund der Knechtschaft meist Kriegsgefangenschaft. Ihnen gegenüber die Freien; nicht blofs die Ritter gehören zu ihnen, sondern auch der gröfsere Teil der Stadtbürger, besonders Kaufleute, auch wohl Handwerker. Die Einteilung des Landes in Gaue und Hundertschaften reicht bis ins Heidentum hinein. Das Königtum erscheint bei den meisten Stämmen schon bei ihrem Eintritt in die Geschichte. Der König ist des Landes Herr, er kann mit ihm schalten, es verschenken. Er übertrifft alle Glieder seines Geschlechts durch geistige und körperliche Vorzüge. Es ist grofse Ehre für einen Helden, sich mit dem Könige im Kampfe zu messen, von seiner Hand zu fallen ist der schönste Tod. Die Königswürde ist erblich. Als oberster Richter heifst der König Vogt. Die in alter Zeit noch unbekannte Krone führen unsere Gedichte als Hauptzeichen königlicher Würde auf. Als Haupttugend des Königs gilt die Milde, Freigebigkeit. Kriegsrecht ist es, zu rauben und plündern, von da hat der König seine Haupteinkünfte. Die Königin ist geehrt wie der König; sie hat ihren eigenen Schatz; ein besonderes Gefolge umgiebt sie. Eng mit dem Könige verbunden sind seine Mannen, Gesinde, Recken, Degen, Heergesellen, Spielgesellen, Genossen, Freunde. Der Lehensmannen sind zwei Arten, die welche von ihm ein Reich empfangen haben und die fortwährende Umgebung desselben bilden. Die Mannen sind vielfach mit der königlichen Familie eng verwandt. Sie sind oft zugleich Grafen oder Markgrafen oder Herzöge. Ehrenvoll ist es für den König, eine möglichst grofse Zahl von Mannen zu haben. Der erste Regierungsakt des Königs ist die Belehnung der Mannen; der Mann legte beide Hände zusammen und der Herr nahm dieselben zwischen die seinigen. Wollte der Mann der übernommenen Pflichten ledig werden, so hatte er das Lehen in die Hände desselben zurückzugeben. Nur der Nutzbrauch stand dem Lehensmanne zu, das Eigentumsrecht blieb allein dem Lehnsgeber. Aufser dem Land wurden auch andere reiche Geschenke den Herren zu teil. Zur Bezeichnung des rechtlichen Verhältnisses heifst der Mann seinem Herrn in Treue hold. Er ist zudem zu unbedingtem Gehorsam verpflichtet. Des Herrn Tod ungerächt zu überleben galt als arge Schande. Aber auch der Fürst wahrt seinen Mannen die aufopfernde Treue bis zum Tode. Bei einem Feste des Königs mufs der Mann es ihm an Freigebigkeit gleichthun. Der König holt in allen Angelegenheiten zunächst den Rat seiner Mannen ein. Als des Königs Amtleute werden erwähnt der Marschall, der Truchsefs, der Schenk und der Kämmerer; von dem letzteren sind zu unterscheiden die Kammerknechte, junge Edelknaben zum Dienste bei der Tafel oder als Geleite der Damen. Sonst kommen noch der Küchenmeister und der Spielmann vor. Für die Familie und ihre Glieder sind die Namen Sippe oder Künne, Magen oder Freunde, Kognagen, Oheim, Neffe, Niftel, Base, Schwäher. Gegen einen Verwandten die Waffe zu erheben, war schwere

Schuld. In allen wichtigen Familienangelegenheiten hat das Familienoberhaupt den Familienrat zu berufen, das ganze Geschlecht wird für die Frevel eines einzelnen Gliedes verantwortlich gemacht. Darauf beruht die Blutrache; der Mörder ist Schuldner der beleidigten Familie. Frau und Kinder sind dem Manne unbedingten Gehorsam schuldig, er hat aber auch für sie zu sorgen. Die Frau gelangte nie zur Selbständigkeit; starb der Vater, so ging das Mundium auf den nächsten Schwertmagen über. Beim Tode des Mannes stand es der Witwe frei, aus dessen Familie auszutreten. Für die Ehe wird Standesgleichheit gefordert, sie prüft der Familienrat. In frühester Zeit bestand die Mitgift nur in beweglichem Gute, später auch in liegendem Eigen. Durch Umarmung und Kufs ist die Verlobung vollendet, in der Gudrun kommt auch der Brautring hinzu. Von da an heifsen die Verlobten Gemahl, sind schon Mann und Weib. Die Hochzeit ist meistens ein Jahr nach der Verlobung; dann am Morgen nach der Hochzeit geht das Paar gemeinsam zur Kirche und wird nach der Messe vom Priester eingesegnet. Am Morgen nach der Brautnacht erhält die Frau vom Manne die Morgengabe. Sie ist nun des Mannes Winne, Traute, Kone, Weib, Frau, Hausfrau, Herrin im Hause, aber dem Manne unterthan. — Das sind die wesentlichen Stücke, die wir über öffentliche Angelegenheiten, über Familie und Ehe aus den beiden Gedichten erfahren; die Beweisstellen hat der Verf. reichlich beigebracht.

Über Walther von der Vogelweide. Von Oberlehrer Dr. H. Siebert. Programm der Realschule I. O. zu Kassel 1882. 32 S. 4.

Der Verf. führt noch einmal das schon so oft behandelte, wie es scheint, unerschöpfliche Thema vor; es kann fast heifsen: „Walther und kein Ende.“ Von historischen Untersuchungen ist hier abgesehen, es soll allein der Geist der Dichtungen Walthers dargelegt werden. So spricht denn der Verf. von Walthers tiefer Frömmigkeit, seinem Bewufstsein von der Vergänglichkeit alles Irdischen, der ewigen Dauer der Huld Gottes, seinem Dringen auf das Mafshalten, dann von Walthers patriotischer Gesinnung. Neues bringt die Abhandlung nicht, aufser dafs mehrfach von der Sage von dem schlafenden Barbarossa im Kyffhäuser wie von einer uralten die Rede ist.

Übereinstimmende und verwandte Motive in den deutschen Spielmannsepen, im Anschlufs an König Rother. Von J. Thien. Programm der höheren Bürgerschule zu Hamburg 1882. 44 S. 4.

Es ist ein interessantes Thema, welches diese Arbeit behandelt. Wie in der volksmäfsigen Epik überall gewisse formelhafte Wendungen wiederkehren, so auch Situationen, Scenen, Motive. Eine solche Zusammenstellung knüpft der Verf. an den König Rother als das in der vorliegenden Gestalt am frühsten schriftlich fixierte Spielmannsepos, zu welcher Gattung sonst Salman und Morolf, Orendel, Oswald, Ortnit, Wolfdietrich gehören. — Es ist erstaunlich, wie oft dieselben Personen, dieselben Motive wiederkehren. So zuerst die Zahl 72 als Zahl der dienenden Könige. Hauptmotiv der Handlung ist die Absicht des Herrschers, ein Weib zu erwerben. Zu der Vermählung raten die Mannen, die auch sonst bei wichtigen Fragen zugezogen werden. Einer unter diesen nimmt eine hervorragende Stellung ein, Berchter von Meran oder Berchtung. Ein Ratgeber schlägt zuerst ein Weib vor, die Königstochter von Konstantinopel. Die Werbung ist mühevoll. Die Werbung geschieht durch königlich geschmückte Boten; es sind zwölf Grafen mit je zwölf Rittern. Ein Erkennungszeichen, wenn sie in

Not sind, wird ihnen gesagt, ein Leich als Zeichen, dafs Hilfe nahe sei, oder es wird ein Ring mitgegeben. Sie werden dem Schutze Gottes empfohlen und reicher Lohn ihnen gelobt. Angekommen geben sie dem Hüter des Schiffes einen Mantel als Geschenk. Sie richten vor dem Hofe die Botschaft aus; aber sie werden eingekerkert auf Jahre. Berchter oder Berchtung hat zwölf oder sechzehn Söhne; er tröstet den um die Gefangenen trauernden Herrn. Den alten Herzog, der die Fahrt widerrät, schilt und schlägt er. Der König bietet seine Mannen auf und gewinnt sie durch Schätze. Als Helfer kommen auch Riesen; mit ihnen und einer ausgewählten Schar geht der König zu Schiff. Im fremden Lande tritt der Held nun auf unter fremdem Namen und in Verkleidung. Sein Auftreten macht besonders Eindruck auf die Königin. Durch Freigebigkeit gewinnt er sich einen grofsen Anhang. Auf Bitten der Prinzessin wird ein grofses Fest zu Pfingsten veranstaltet. Bei den Vorbereitungen zum Feste ein Streit zwischen einem Riesen und einem Kämmerer, dann Prügelscene. Die Prinzessin wünscht den fremden König zu sehen; derselbe zeigt erst Besorgnis, giebt Geschenke, kommt dann, giebt sich zu erkennen. Die Prinzessin erbittet sich von ihrem Vater die Gefangenen auf drei Tage zur Pflege; nach den drei Tagen bleibt sie durch einen unterirdischen Gang mit ihnen in Verbindung. Konstantinopel wird von Babylon bedroht, aber durch Losgebung der Gefangenen die Hilfe des fremden Helden erlangt; er siegt, als Siegesbote vorausgesandt entführt er die Prinzessin und wird in seinem Reiche von dem neuen Statthalter Wolfrat empfangen. Die Königin von Konstantinopel teilt spöttisch dem heimkehrenden Gemahl die Entführung der Tochter mit. Ein Spielmann verspricht dem Könige Wiedergewinnung der Tochter; als Kaufmann verkleidet geht er hin, lockt sie durch falsche Angaben in Abwesenheit des Gemahls auf sein Schiff und entführt sie nach Konstantinopel. Aber ihr Gemahl mit grofsem Heere folgt nach, verbirgt dasselbe in der Nähe der feindlichen Stadt, verabredet mit ihm das Zeichen zur Hilfe, geht mit drei Begleitern verkleidet hin, kommt zum Festmahle in den Palast, giebt sich heimlich seinem trauernden Weibe zu erkennen, dann den anderen. Er wird zum Tode verurteilt; er bittet, ihn vor dem Gebirgswalde im Beisein aller Fürsten an den Galgen zu hängen. Darüber Trauer der Prinzessin und unter dem grofsen Anhange des Helden in der Stadt. Unter dem Galgen kommt es zum Kampfe, der Held wird befreit und siegt; den feindlichen Anführer läfst man entfliehen. Konstantinopel wird verschont, Konstantin bleibt König, seine Tochter wird dem Helden zugeführt, sie kehren heim. Aber nach langen Jahren, als der Thronerbe herangewachsen ist, entsagen die Herrscher, auch Berchtung der Welt. — Diese Motive, welche sich in allen Spielmannsepen finden, sind nun mannigfach modifiziert und erweitert. Über alles dies verbreitet sich die Abhandlung sehr ausführlich und sehr genau, und diese Vergleichungen geben wieder Veranlassung zu sorgfältigen Untersuchungen über die Abhängigkeit der einen Partie von der anderen, über Ursprünglichkeit oder spätere Einschiebungen u. s. w, und wird uns hier ein wertvoller Beitrag nicht blofs zur Litteraturgeschichte, sondern auch zur Kulturgeschichte geboten.

Aristotilis Heimlichkeit. Von Prof. W. Toischer. Programm des Gymnasiums zu Wiener-Neustadt 1882. 42 S. gr. 8.

Das Pseudo-Aristotelische medizinische Werk Secreta Secretorum war im Mittelalter sehr verbreitet und wurde in fast alle europäischen Sprachen übersetzt; am bekanntesten ist die Jakob von Maerlant zugeschriebene mittelniederdeutsche Bearbeitung. Es giebt auch deutsche; diejenige, welche sich Aristotilis Heimlichkeit nennt, hat die vorliegende Abhandlung zuerst nach zwei Handschriften, einer Wolfenbuttler und einer Wiener, veröffent-

licht. Es stammt diese Bearbeitung aus dem vierzehnten Jahrhundert, von einem nicht sehr gelehrten, das lateinische Original öfters mifsverstehenden Geistlichen in Mitteldeutschland, der sich sprachliche Freiheiten erlaubt hat.

Über den Kultureinflufs Deutschlands auf Frankreich. Von Prof. Dr. Süpfle. Programm des Lyceums zu Metz 1882. 32 S. 4.

Der erste Einflufs des deutschen Geistes auf das alte Gallien zeigt sich in dem Eindringen des deutschen Stammes der Franken. Die germanische und lateinische Sprache bestehen nebeneinander, zuletzt siegt das lateinische Element. Aber viel germanischer Stoff steckt in der sich neu bildenden französischen Sprache, und zwei andere Züge des Germanentums erhalten sich lange in der französischen Geschichte, die Idee der persönlichen Freiheit und die hohe Achtung der Frau. Aber nun trat ein Stillstand in der Einwirkung Deutschlands ein, umgekehrt wird von drüben her der Einflufs sichtbarer. Da erfolgt die Erfindung Gutenbergs und die Reformation, der deutsche Geist gestaltet damit die Welt um. Der dreifsigjährige Krieg raubt Deutschland die bisherige Führerschaft, Frankreich breitet seine geistige Herrschaft aus, bis in der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts das geistige Leben in Deutschland neu erwacht.

Man meint gewöhnlich, sehr lange Zeit hätten sich die Franzosen um diese neue Welt des Geistes gar nicht gekümmert. Diesen Irrtum bekämpft mit reichen geschichtlichen Beweisen die vorliegende sehr fleifsige Abhandlung.

Noch vor der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts sprechen Bayle und Fontenelle mit grofser Achtung von Deutschland, selbst Voltaire sprach sich so gegen Gottsched aus. Gottsched stand aufserdem mit Grimm, Formey, d'Arnaud in Briefwechsel, seine Arbeiten waren in Frankreich geschätzt. Hallers Gedichte wurden von Grimm und Frau du Boccage mit Begeisterung begrüfst; die „Alpen“ wurden nachgeahmt. Das 1754 gegründete Journal étranger wandte seine Aufmerksamkeit besonders der deutschen Litteratur zu, zuerst Rabener, besonders aber Gellert, seinen Fabeln und Lustspielen. Aber ein beispielloses Aufsehen machte der „Tod Abels“ und die Idyllen Salomon Gefsners; Rousseau, Diderot, Grimm, Turgot, die hervorragendsten Zeitschriften stellten ihn über Theokrit und Virgil. Die Sentimentalität erschien ihnen als Natürlichkeit; sie ahmten Gefsner nach, an die Stelle des galanten trat nun das moralische Idyll, die Übersetzungen und Nachahmungen haben bis in die Gegenwart fortgedauert; schon 1766 erschienen die Idylles morales par Léonard, auch Florian ist durch Gefsner angeregt. Minder glänzend war die Aufnahme Klopstocks; zuerst um die Mitte der fünfziger Jahre wird die noch unvollendete Messiade kurz erwähnt. Den Anfang des ersten Gesanges übersetzte Turgot. Aber erst im neunzehnten Jahrhundert fand die Messiade mehr Beachtung. Dagegen erregte der Dramatiker Klopstock grofse Bewunderung; J. J. Roman, welcher 1762 den „Tod Adams“ übersetzte, ist von ihm hoch begeistert; eine Nachahmung erschien 1770. Auch die „Hermannsschlacht“ wurde 1773 und 1799 übersetzt. Die Oden als ein Ganzes sind erst 1861 von C. Diez übersetzt; aber gerade sie waren Veranlassung, dafs Klopstock 1792 das französische Bürgerrecht erhielt und nachher zum Mitglied des Institut national de France ernannt wurde; am Jahrestage seiner Beisetzung 22. März 1805 feierte das Institut sein Andenken durch die Gedächtnisrede Daciers. — Auch Lessing und Wieland wurden in Frankreich bekannt; Göthes Werther fand früh anhaltenden Beifall. Auch mitten in der Revolutionszeit erschienen Übersetzungen aus Göthe, Schiller u. a., aber nur wenige, wie Frau von Gérando, drangen tiefer ein. Den Franzosen jener Zeit war unsere Litteratur ebenso unbekannt, wie sie von ihrer eigenen sich abwandten, die Tragödie

und die lyrische Poesie waren in tiefem Verfall. Da brach Frau von Staël den Bann; ihre Bemühungen wurden durch A. W. Schlegel, B. Constant, Barante unterstützt. Die deutsche und englische Litteratur regten neu an, von Göthe und Schiller erschienen viele Übersetzungen, so entstand die romantische Schule; ihr Kampf gegen den starren Klassicismus schöpfte Nahrung aus den deutschen Poeten, so bei Chateaubriand, bei Victor Hugo. Allgemeinen Beifall aber fanden die phantastischen Erzählungen von E. A. Hoffmann. Kein kräftigeres Zeugnis von der erhebenden Macht unserer Litteratur ist ausgesprochen als 1870 von Rénan, der freilich nachher diese Dankbarkeit verleugnet hat. Der litterarische Einfluſs wurde unterstützt durch die Wirkung der deutschen Musik, besonders seit die Beethovenschen Symphonien bekannt wurden. Die deutsche Philosophie ist in Frankreich wenig verstanden, aber die ihr zu Grunde liegenden Ideen haben sich des französischen Geistes bemächtigt, die Revue philosophique, von Th. Ribot gegründet, schenkt allen neuen Erscheinungen der deutschen Philosophie Beachtung. Endlich sind wir durch unsere wissenschaftliche Kritik und unsere Philologie die Lehrer Frankreichs geworden. Die vergleichende Sprachforschung Deutschlands wurde auch für die Franzosen Muster, und den Ursprung und die Gesetze ihrer Sprache lernten sie erst durch den Deutschen Fr. Diez kennen. Die Ästhetik, die biblische Kritik und Exegese der Tübinger Schule haben auch dort ihren Einfluſs geübt. Die indischen, ägyptischen Studien, die vergleichende Mythologie, die Pädagogik, wie sie in Deutschland aufgefaſst wurden, haben sich in Frankreich Bahn gebrochen. Die deutsche Sprache ist allgemein Unterrichtsgegenstand geworden, die deutsche Wissenschaft wird mit Eifer verwertet. Aber eins haben sie noch nicht von Deutschland gelernt: Gerechtigkeitsliebe und echte Humanität.

Die deutsche Dichtung des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts in ihren Beziehungen zu Horaz. Von Direktor A. Lehnerdt. Programm des Friedrichs-Kollegiums zu Königsberg 1882. 42 S. 4.

Wir können das Fortleben Virgils im Mittelalter verfolgen; das Fortleben des Horaz in der alten römischen Litteratur ist neuerdings aufs gründlichste von M. Hertz in seinen Breslauer Programmen dargelegt worden. Horaz spielt die erste Rolle in der Poesie der Humanisten und in den lyrischen Dichtungen aller neueren Kulturvölker. Seine Einwirkung auf die deutsche Litteratur ist mehrmals Gegenstand der Untersuchung gewesen. Die gründlichste ist in der vorliegenden Abhandlung uns geboten. Nicht auf die Übersetzungen, sondern auf die Nachahmung, namentlich auch auf die Nachahmung der Metra geht der Verf. ein; die Abweichungen werden bis ins einzelste nachgewiesen. Die rein stoffliche Nachahmung ist im vorigen Jahrhundert besonders durch Hagedorn und Uz, die formale durch Ramler und Klopstock vertreten. Ohne beide zu scheiden, mögen nun die vielen Dichter, die unter dem Einfluſs des Horaz gestanden haben, nur kurz angegeben werden; nach welcher Seite hin sich der Einfluſs geltend machte, mögen die Leser in der Abhandlung selbst nachlesen. Die Zahl der Nachfolger ist groſs genug; ob nun dieser enge Anschluſs gerade an Horaz der deutschen Dichtkunst günstig gewesen sei, darüber werden die Urteile verschieden lauten. Welche Gedichte die Nachahmer nachgebildet haben, auch darüber soll hier nicht Auskunft gegeben werden.

Fischart ist der erste deutsche Dichter, der ein Horazisches Gedicht nachgebildet hat. Denselben Stoff hat Opitz behandelt. Als Nachbildner des Horaz ist schon vor ihm Georg Rudolf Weckherlin zu nennen; Horazische Gedanken und Grundsätze kommen in dessen Gedichten öfters vor. Mit Opitz wetteiferte der Dichter Finckelthaus. Sonst finden sich unter den

Dichtern der ersten schlesischen Dichterschule wenige Nachahmungen des Horaz; zu nennen sind Paul Fleming und Simon Dach; Georg Neumark hat zuerst eine Ode in einem Horazischen Metrum nachgebildet. Aus der nächstfolgenden Zeit finden sich Horazische Anklänge bei Christian Günther, Wernicke, v. König, A. H. Bucholtz. Im Gottschedschen Kreise ist der eigentliche Horatianer D. W. Triller. Hagedorn war für Horaz begeistert, aber seinen Geist findet man bei ihm nicht wieder. J. F. Löwen, Hagedorns Freund, teilt mit ihm die Vorliebe für Horaz. Zu dessen eifrigen Anhängern gehören ferner Uz und Gleim, aber die Verwandtschaft ist nur eine äufserliche. Die Horazischen Metra bildete frei Götz nach, Nachahmer des Dichters ist auch Gerstenberg. Die Verfasser der Bremer Beiträge, wie Giseke und J. A. Schlegel, brachten Übersetzungen und Nachbildungen des Horaz, ebenso Chr. F. Weifse, Cronegk, Sam. Gotth. Lange, ehe seine Übersetzung des Horaz ihn der Kritik Lessings preisgab. — Über die Anlehnungen Klopstocks in den einzelnen Oden an Horaz, über die metrischen Abweichungen, die sich bei ihm finden, handelt die Abhandlung sehr genau, sowie auch Ramler eine sehr gründliche und richtige Beurteilung erfährt. Vofs war schon früh von Horaz begeistert; ihm ist es gelungen, fast alle Metra desselben nachzubilden, zu modifizieren und aus antiken Versmafsen neue Strophen zu bilden (wie hier im einzelnen ausführlich nachgewiesen ist). Hölty schlofs sich in seinen Nachbildungen der antiken Metra ganz an Klopstock an; er hat auch in heiterem Tone manche Horazische Ode parodiert. In derselben Munterkeit haben Horazische Oden umgedichtet Miller, Michaelis, Thümmel, auch Fr. Kind, Blumauer, der Wiener Ratschky, v. Alxinger; wogegen an einzelne Aussprüche des Horaz eigene Gedanken anzuknüpfen und auszuführen liebten Leopold Stolberg, Bürger, Boie; auch Kl. Schmidt und Tiedge können als Nachahmer des Horaz gelten. Aber die bisherige Nachahmungssucht hörte auf mit Lessing, der auf die Notwendigkeit einer tieferen Auffassung des Wesens der antiken Dichtung hinwies.

Entwickelung der Idee des Lessingschen Dramas Nathan der Weise und Darlegung des Sinnes der in ebendemselben Stücke enthaltenen Parabel von den drei Ringen in seiner Beziehung auf die Idee, von Prof. Joh. Sternat. Programm des Gymnasiums zu Brody 1882. 40 S. gr. 8.

Der Verf. meint, die Idee des Nathan sei bisher noch von keinem richtig erfafst und dargelegt; damit wird er wohl nicht Zustimmung finden. Was er giebt, ist nicht neu, was neu sein soll, trifft den Kernpunkt der Frage nicht. Die Disposition aber ist eine auffallende; nämlich von S. 1 bis S. 30 wird Akt nach Akt eine gewöhnliche nüchterne Inhaltsangabe gegeben, dann S. 30—34 diese Inhaltsangabe noch einmal unter dem Titel: „Zusammenhang und Angabe der Teile in ihrem Verhältnis“ kurz wiederholt, und auf den letzten seehs Seiten die Idee vorgelegt. Die Darstellung ist ungewandt, sogar mitunter undeutsch, die Druckfehler zahlreich.

Über Lessings dramatische Entwürfe, Pläne und Fragmente. Von Alexander Tragl. Programm des Gymnasiums zu Böhm.-Leipa 1882. 21 S. gr. 8.

Die Abhandlung spricht über die Entwürfe und Fragmente, welche in Boxbergers Sammlung vorliegen, fügt keine neue hinzu. Sie versucht die Zeit einiger anders zu bestimmen, indessen die Argumente, wie der Verf. selbst zugesteht, sind keineswegs zwingend. Es ist so möglich, es ist aber

auch anders möglich, ist das einzige, was man schliefslich sagen kann. Somit bringt die Abhandlung eigentlich nichts Neues; es möchte das aber auch schwer zu finden sein bei dem Flufs des letzten Herausgebers. Um dafür hier etwas beizufügen, so sei auf einen Brief von Boie an Knebel (in Knebels Nachlafs II, 97) in Bezug auf die Matrone von Ephesus aufmerksam gemacht, den Ref. nicht bei Boxberger erwähnt findet, sowie dafs die Schnurre von der Witwe auch von Berthold Auerbach „Von der Weiber Lieb und Treu" Nr. 56 S. 18 im Volksbüchlein I. Teil 1835 erzählt ist. — Zu dem Fragmente „Weiber sind Weiber" (S. 484 Boxb.) vergl. Allg. deutsche Bibliothek 1785 Bd. 61, S. 417. — Zu Samuel Gonzi kann noch verwiesen werden auf Herders Urteil (über das deutsche Theater, in Herders Lebensbild. Erlangen 1846, 1. Bd. 3. Aufl. 1. Hälfte S. 37), und hierbei möge ein Versehen Boxbergers berichtigt werden, welcher ein Urteil Nodnagels über das Fragment zustimmend S. 439 mitteilt; die Worte rühren nicht von Nodnagel her, sondern sind von demselben nur zustimmend aufgenommen aus einer Jugendarbeit des Ref. im Programm der Realschule zu Siegen 1842 S. 18.

Friedrich Leopold Graf zu Stollberg und Johann Heinrich Vofs. I. Von Dr. Otto Hellinghaus. Programm der Realschule I. O. zu Münster 1882. 26 S. 4.

Die Abhandlung vergleicht die beiden Männer, beruht auf fleifsiger Benutzung des gedruckten Materials und stellt in jedem Punkte Vofs weit unter Stollberg, läfst, genauer gesagt, an Vofs fast nichts Gutes. Die Berücksichtigung der Veröffentlichungen der letzten Zeit würde dies Bild doch etwas anders gestaltet haben; es ist doch ein schönes Familienbild, welches uns der Vofsische Kreis darbietet. Und was sind es für Männer gewesen, die mit Vofs in enger freundschaftlicher Verbindung gewesen sind! Man braucht nur an Lobeck zu erinnern. Ein männlicher Charakter ist Vofs gewesen, doch ein ganz anderer Mann als der weichliche Stollberg, so liebenswürdig dieser auch war. Die hohe wissenschaftliche Bedeutung Vofsens ist natürlich hier nicht zur Sprache gekommen.

Über Klingers philosophischen Roman. Eine litterarhistorische Studie. Von Franz Prosch. Programm des Gymnasiums zu Weidenau 1882. 86 S. gr. 8.

Erst seit wenigen Jahren ist das Interesse an Klinger wieder rege geworden; Hettner ist sein Wiederentdecker zu nennen. Auf den tiefen Gehalt seiner Romane hat er zuerst wieder aufmerksam gemacht. Vieles in denselben ist uns unklar, weil sein philosophischer Standpunkt nicht leicht zu erfassen ist. Rousseau hat ihn in seiner Jugend mächtig ergriffen, von seinem Einflufs ist er nie frei geworden, erst widerstrebend hat er sich Kant untergeordnet. Die verschiedenen philosophischen Einflüsse nachzuweisen, ist eine interessante, aber schwierige Aufgabe. Überaus wertvoll ist die vorliegende Abhandlung; mit einer sehr gründlichen Kenntnis der philosophischen Litteratur und der persönlichen Verhältnisse Klingers, scharfsinnig in das einzelne eingehend, hat der Verf. die vorliegenden Romane zuerst in das rechte Licht gesetzt.

Sehr ausführlich behandelt er den Roman „Die Geschichte eines Teutschen der neuesten Zeit." Er zeigt die starke Abhängigkeit von Rousseaus Emil; oder vielmehr, der Emil ist die eigentliche Veranlassung; bis ins einzelste lassen sich die Ähnlichkeiten nachweisen, die ganze Disposition des Romans ist schon im Emil vorgezeichnet, nur hat Klinger alles konkreter gestaltet. Wie Rousseau Helvetius bekämpft, so auch Klinger;

seine Begriffe von Tugend und Erziehung weichen stark von Helvetius ab, sein ethischer Standpunkt ist der des Kantianers geworden. Durch Helvetius ist aber seine Ansicht von der Erziehung erweitert, indem er nicht blofs mehr an eine Erziehung des Individuums, sondern der Gattung denkt, ja schon ahnungsvoll die Lessingsche Idee von der Erziehung des Menschengeschlechts erfafst. Aber es sind auch persönliche Verhältnisse hineingewoben; es tritt uns die Wirksamkeit Georg Schlossers, des Jugendfreundes Klingers, entgegen.

Auch die übrigen philosophischen Romane sind voll Rousseauscher Ideen; aber es entwickeln sich erst allmählich seine Ansichten über den Zweck und die Bestimmung des Menschen. Für den Faust hat er die früheren Bearbeitungen der Fabel nicht benutzt, dagegen um so mehr Motive aus Voltaire entlehnt. Viel Satirisches kommt darin vor, wie überhaupt ständig in den Romanen vom Faust ab. Faust unterliegt den Versuchungen. Raphael, das Seitenstück, erträgt die Übel durch Resignation; Giefar durch die Stärke der Vernunft. In den Reisen vor der Sündflut ist der Ausgang der Erzählung der Gegensatz zwischen dem Naturmenschen und den durch Kultur verderbten Menschen. Im Faust der Morgenländer ist die orientalische Einkleidung, aber auch nur diese, Wieland entlehnt; den Grundsatz, dafs wir ohne Rücksicht auf die Folgen stets nach unserem Gewissen handeln sollen, hat er von Kant genommen. Die Fortsetzung der Geschichte eines Teutschen ist der Weltmann und der Dichter, eine Milderung jenes Romans; er zeigt, wie auch der Weltmann den Anforderungen des Herzens und des Gefühles genügen könne. Der Roman „Der goldene Hahn“ ist in seiner Umarbeitung als „Sahir“ eine Satire gegen Kants kategorischen Imperativ. Klingers Dekade ist unvollständig geblieben. Die „Betrachtungen“ sind die Frucht ernsten Nachdenkens über ein reiches vielbewegtes Leben. — Der Grundgedanke, welcher sich durch alle philosophischen Romane Klingers zieht, ist: dafs gerade der öftere Sieg des Bösen in der Welt auf das Leben der Seele nach dem Tode des Körpers hinweist. Solche Sätze werden in den Romanen freilich mehr angedeutet als vorgetragen. — Den sehr eindringenden Erörterungen über Klingers Romane hat der Verf. noch einen Anhang: „Aufnahme von Klingers Romanen bei seinen Zeitgenossen“ beigefügt, einen Wiederabdruck der, wie es scheint aller, Recensionen jener Zeit, die, von sehr verschiedenem Wert, ein interessantes Bild entgegengesetzter Ansichten bieten.

Über die tirolischen Kriegslieder der Jahre 1796 und 1797. Von J. Feder. Programm des Gymnasiums zu Teschen 1882. 48 S. gr. 8.

Es ist eine wertvolle Sammlung der tirolischen Kriegslieder, die uns hier geboten wird; sie haben sich grofsenteils nur im Privatbesitz erhalten. Es ist jedoch die Bemerkung des Verf. nicht richtig, dafs die historischen Volkslieder überhaupt im Volke ersterben, wenn die Wirkungen der besungenen Begebenheiten aus der Erinnerung desselben schwinden. Dagegen z. B. haben sich doch die Lieder von der Schlacht von Pavia oder vom Prinz Eugen sehr lange erhalten. — Die Lieder sind teils hochdeutsch, teils dialektisch. Zuerst teilt der Verf. aus 1796 Aufrufe mit, besonders von einem Bauernsänger von echtem Schrot und Korn, dem Kantor Staudacher in Schwaz und dem Innsbrucker Tyrtäus Joh. Friedr. Primisser. Dann folgen Marschlieder, einzelne voll Schwung, wie von Anton Remich; hierauf specielle Kriegslieder, Hymnen auf den Feldmarschall Wurmser, teilweise fromme Trostlieder in der gedrückten Kriegeszeit, besonders von dem genannten Primisser, dann am Ende des Jahres bei den besseren Siegesnachrichten aufjubelnd. — Das Jahr 1797 liefs sich traurig an. Doch ist ein anonymes „Lied für die tirolischen Landesverteidiger“ frisch gehalten. Dann

erklang zum erstenmal die österreichische Volkshymne: „Gott erhalte Franz den Kaiser“ von Haschka, komponiert von Joseph Haydn. Die Franzosen waren siegreich, sie nahmen Brixen, die Beamten flohen aus Innsbruck, aber das Landvolk, wild aufgeregt, setzte sich gegen den Brenner in Bewegung. Dieser Zeit verdanken wir das berühmte Spingeserlied von der wilden Schlacht am Spingeser Walde, welches hier vollständig abgedruckt ist; es ist jetzt wieder Volkslied geworden, als 1882 in Spinges ein Kriegerdenkmal errichtet wurde; der Dichter desselben, der Dichter Franz Karl Zoller, starb in Innsbruck 1829. Nach jener Schlacht waren die Bauern unter Laudon siegreich am Innesienberg; den Tag feiern kräftige dialektische Siegeslieder, so eines von Primisser. Auch der Einzug Laudons in Bozen wurde durch Lieder gefeiert. Darauf wurde der Präliminarfriede von Boben geschlossen. Nun erschallen Friedenslieder, Danklieder der Heimkehrenden; besonders aber Festlieder für den Helden des Tiroler Volkes, den Grafen Lehrbach, mehrere von dem unermüdlichen Staudacher und von Primisser. Eine hochpatriotische Hymne „Das gerettete Tirol“ erschien 1797 von dem damaligen Wiener Feldarzt Dr. Weifsenbach, einem geborenen Tiroler. Graf Lehrbach war damals schon als Gesandter nach Rostock abgegangen. — — In einem Exkurs beweist der Verf., dafs alle sogenannten „Primisser“-Kriegslieder von dem einen Dichter Johann Friedrich herrühren.

Die Häupter des schwäbischen Dichterbundes. (II. Justinus Kerner. III. Gustav Schwab.) Von Prof. Dr. Ambrosius Mayr. Programm des Gymnasiums zu Komotau 1882. 27 S. gr. 8.

Das Programm ist Fortsetzung des vorjährigen, welches Uhland behandelt hatte. Die Urteile des Verf. sind streng. Er findet in Kerner zuviel Weibliches, Klösterliches, eigentlich etwas Unerklärliches; von der Welt sich zurückziehend lebte er ganz der Natur, wozu eine seltene Freundesliebe kam. Den gröfsten Teil der lyrischen Poesie Kerners findet der Verf. tändelnd, sentimental, eitel, nur ausnahmsweise erhebe er sich zu frohem Sinn. Doch versöhne mit ihm der Adel seines inneren Wesens in seiner Gläubigkeit und Frömmigkeit. Nur von den Balladen seien einige recht gut. Mit den Reiseschriften erklärt der Verf. wohl zufrieden sein zu können. Aber vor allem tadelt er an Kerner die vielen Nachlässigkeiten in der Form. Das strenge Urteil über den liebenswürdigen Sänger von Weinsberg wird nicht überall Anklang finden. — Gustav Schwab wird vom Verf. wegen der besseren Form über Kerner gesetzt; er tadelt an den Gedichten die oft mangelhafte Disposition, das Überwiegen des rhetorischen Elements. Aber unter den weltlichen und geistlichen Gedichten hebt er doch manche als wertvoll hervor, nicht minder unter den Balladen und Romanzen. — Der Verf. zeigt eine ziemliche Bekanntschaft mit der schon umfangreichen Litteratur über Kerner und Schwab; nicht genannt ist Kerners Charakteristik in W. Müllers Verm. Schr. IV, S. 137 ff., 180 ff., und in Henses Deutschen Dichtern I, 87—189.

Die Nibelungensage im deutschen Trauerspiel. I. Teil. Von Dr. A. Stein. Programm der Gewerbeschule in Mülhausen i. E. 1882. 44 S. 4.

Die erst in unserem Jahrhundert wiedergewonnene Sage hat ihre gröfsten Triumphe in Richard Wagners Ring des Nibelungen gefeiert; dies Werk hat in ästhetischer Beziehung Aufserordentliches geleistet. Der Verf. übergeht dies Werk, bei dem die Musik den Löwenanteil davongetragen hat. Er will allein von der Tragödie reden, da diese das ethische Ver-

ständnis der Sage zu fördern die Aufgabe hat. Die Nibelungendramen haben gröfstenteils ein lebhaftes Interesse erregt, aber die Kritik hat mit Vorliebe die litterarhistorische, weniger die dramaturgische Seite der Sage berücksichtigt. Nun aber soll das Drama von der Bühne herab auf die Zuhörer wirken, der Dichter hat sich die verschiedensten Fragen vorzulegen, so zunächst bei reichem Stoffe die richtige Auswahl zu treffen. Unter Nibelungendramen verstehen wir diejenigen Dramen, deren Inhalt aus der Nibelungensage schöpft; diese liegt aber nicht ausschliefslich im deutschen Nibelungenliede und Siegfriedliede vor, sondern auch in den nordischen Quellen. Die vorliegende Abhandlung führt uns daher die Sage vor, wie sie ursprünglich gestaltet war, wie sie in der älteren Edda vorliegt, und zeigt die tiefe Tragik der Motive, welche sie durchziehen. Klar zeigt dann der Verf., wie abgeschwächt im Nibelungenliede Charaktere und Motive sind, wie manches der rechten Motivierung entbehrt, wie widerspruchsvoll anderes ist. Er kommt hierbei zu dem unumstöfslichen Resultat, dafs ein Brunhilddrama, welches die Sage in der ursprünglichen Form wiedergeben will, in die nordische Überlieferung zurückgreifen mufs, nicht sich in ein christliches Gewand kleiden darf, dafs überhaupt die wirklich ausgesprochene Forderung, der Nibelungendramatiker müsse, um die Sage der Gegenwart näher zu rücken, den heidnischen Grundton in einen christlichen mildern, zurückzuweisen sei, das hiefse die Sage geradezu nicht weiter bilden, sondern auflösen.

Gehen wir nun auf die dramatischen Bearbeitungen über, so kommen hier die Dramen nicht in Betracht, welche Rüdiger von Bechlaren zum Mittelpunkt haben, von W. Osterwald 1849, Lothar Schenk 1860 und Felix Dahn 1875; dieser Rüdiger der Sage ist kein dramatischer Charakter, in der Entscheidungsstunde geht er schuldlos zu Grunde, in der Erfüllung seiner Pflicht; ein dramatischer Rüdiger müfste die politischen Bande zerreifsen und im Kampfe für die Seinen und gegen den König zu Grunde gehen. Ein Rüdigerdrama kann die grofsen Ereignisse der Nibelungensage zum Hintergrunde haben, es ist aber nicht einmal notwendig, und sie bilden immerhin nur den Hintergrund.

Aus dem sechzehnten Jahrhundert haben wir schon ein Trauerspiel von Hans Sachs vom hörnen Sewfried in sieben Akten, ein wertloses Stück. Dann folgt von Friedrich Fouqué 1808—1810 die Trilogie „Der Held des Nordens“, eine in Dialog umgesetzte Edda, von mangelhafter Charakteristik, dazu von einem sentimentalen Hauche durchweht. Wir können das Gedicht als Vorläufer der neueren Nibelungendramen betrachten. Diese aber zerfallen in drei Klassen, je nachdem sie den ganzen Sagenstoff behandeln, oder die Brunhilddramen, welche mit dem Tode Siegfrieds abschliefsen und den Schwerpunkt auf den Konflikt zwischen Siegfried und Brunhild legen, oder die Krimhilddramen, welche sich an den zweiten Teil unseres Nibelungenliedes anschliefsen. In der ersten Klasse begegnen uns vier, in der zweiten sieben, in der dritten acht Dramen. Nach einigen allgemeinen Betrachtungen bespricht nun der Verf. diese Dramen einzeln, verschweigt nicht ihre etwaigen Vorzüge, setzt aber hauptsächlich ihre dramaturgischen Schwächen auseinander, so dafs die Kritik nicht eine blofs negative ist, sondern darauf aufmerksam macht, wo der Dichter hätte ansetzen müssen, wenn er von dem mächtigen Stoff den ergreifendsten Gebrauch hätte machen wollen. Die besprochenen Dramen sind grofsenteils in wenigen Händen, deshalb giebt der Verf. nicht blofs den Gang an, sondern bei vielen auch Auszüge; der Leser mufs ihm dafür dankbar sein, denn es wird nicht blofs seine Wifsbegierde befriedigt, sondern auch, da sich unter die Nibelungendramatiker auch echte Parforcedichter verloren haben, für seine Heiterkeit gesorgt. Hier sind nur die vier Dramen besprochen, welche den ganzen Stoff umfassen: Kriemhildens Rache von Reinold Reimar (Adolf Glaser) 1853, Chriemhildens Rache von C. F. Eichhorn 1824, der Nibelungen Hort von

E. Raupach 1835 und die Kriemhild von Adolf Wilbrandt. Es ist aber die Fortsetzung versprochen. Was aber nun jene betrifft, die alle auf der Darstellung des Nibelungenliedes fufsen, so bietet schon der Stoff eine grofse Schwierigkeit in der Zweiheit der Handlung des Nibelungenliedes, es müfste der zwischen den zwei Teilen liegende Einschnitt wegfallen; zudem, da im ersten Teile Siegfried und Brunhild, im zweiten Hagen und Kriemhild Hauptfiguren sind, scheint es unmöglich, einen oder zwei Helden genügend hervorzuheben, ohne das Totalbild der Sage zu verzerren. Das Drama von Reimar, welches ausführlich besprochen ist, bewegt sich freilich in meist edler Sprache, ist aber nichts als das dramatisierte Nibelungenlied. Der Dichter hat Kriemhild dadurch in ein helleres Licht gesetzt und unserem Mitgefühl genähert, dafs er die Liebe und Treue gegen Siegfried zum Grundzug ihres Charakters machte, aber die Schwächen, welche dem Nibelungenliede im Vergleich mit den älteren Gestaltungen der Sage eigen sind, hat er nicht vermieden. Nur in den gröbsten Umrissen lehnt sich Eichhorns Drama an den Gang des Nibelungenliedes, es ist eins der verwegensten Produkte der entarteten Romantik, in dem Donnermaschinen, Schiffbruch, einstürzende Leuchttürme u. s. w. die Hauptrolle spielen, das uns wie die tollsten Ritter- und Räuberromane vom Ende des achtzehnten Jahrhunderts anmutet. Raupachs Drama ist auf den rohen Theatereffekt berechnet, der Stoff willkürlich umgestaltet und verdorben, die Charaktere ins Gemeine heruntergezerrt, die Motive falsch aufgefafst. Wilbrandts Drama verdankt seinen Erfolg seiner korrekten dramatischen Struktur, aber die Verknüpfung der drei Akte ist zu schwach, es zerfällt in seinen drei Akten in drei selbständige Bilder, und im ersten Akte vermissen wir gerade die Hauptperson, Brunhilde, womit von der Nibelungensage so gut wie nichts bleibt. Im zweiten Akt ist trotz der meisterhaften Steigerung der dramatischen Spannung verkehrt der Geist Siegfrieds zum Hauptorgan der Handlung gemacht. Der dritte Akt ist der beste, der Stoff ist poetisch gemildert. Die Charakteristik der Personen im ganzen Drama ist zu loben, aber die echte Nibelungensage bringt es dem Volksbewufstsein nicht nahe.

Die Nibelungenstrophe. Eine metrische Untersuchung. Nebst einer Beigabe: Die Jagd auf Hohenburg. Von Oberlehrer Dr. W. Cramer. Programm des Realgymnasiums zu Schlettstadt 1882. 29 S. 4.

Dem Verf. kam es darauf an, Regeln zu finden für den Bau eines epischen Verses, der die Beweglichkeit und Ausdrucksfähigkeit des mittelalterlichen Nibelungenverses bewahre, aber die für unsere neuhochdeutsche Sprache in ihm liegende rhythmische Härte vermeide, der die harmonische Schönheit des Uhlandschen Nibelungenverses beibehalte, ohne durch Einförmigkeit zu ermüden. Durch Betrachtung der Veränderungen, welche man mit dem alten Nibelungenversmafs vorgenommen hat, sowie Prüfung der metrischen Standpunkte ist er dann zur Aufstellung von Grundsätzen gekommen, die sich als begründete ansehen lefsen, und hat von denselben eine praktische Probe abgelegt in der Beilage, für welche wohl die Bezeichnung episches Gedicht treffender sein möchte als Idyll. Wie das Gedicht ansprechend ist, so verdienen auch die Auseinandersetzungen des Verf. Beachtung. — Die Erfindung der Nibelungenstrophe schreibt man bekanntlich jetzt dem Kürenberger zu. In den Überarbeitungen des Nibelungenliedes von 1190 in C und AB liegt die vollendete Nibelungenstrophe vor, ebenso in Alpharts Tode; Abweichungen in den Hebungen finden sich in den Bruchstücken von Walther und Hildegunde. Nur durch die fünf Hebungen des achten Halbverses unterscheidet sich die Gudrunstrophe. Nach 1230 hat die Nibelungenstrophe in der achten Halbzeile nur drei Hebungen.

So im Ortnit. Seit dem fünfzehnten Jahrhundert kommt auch der Binnenreim auf; nun heifst sie in den Volksliedern der Hildebrandtston und findet sich bis in die Zeit des dreifsigjährigen Krieges. Auch die Lyrik bediente sich der Nibelungenstrophe sowohl im geistlichen wie im weltlichen Liede. Der Meistergesang zeigt dann Entartung, er zählte die Silben ohne Rücksicht auf ihren logischen Wert. Darauf bricht sich Opitz' Theorie Bahn, bei der Silbenzählung wechseln Hebung und Senkung regelmäfsig ab. In dieser Weise bedienen sich u. a. der Strophe Paul Gerhardt („O Haupt voll Blut und Wunden", „Befiehl du deine Wege"), Zinzendorf, Jung Stilling, Friedrich von Spee, Johann Scheffler. Bei den Romantikern Friedrich Schlegel, Schenkendorf, bei Chamisso erscheint die Strophe verändert, mit iambischem, trochäischem, anapästisch-daktylischem Rhythmus. Da stellte Lachmann das Gesetz der echten Nibelungenstrophe, überhaupt die mittelhochdeutschen metrischen Gesetze fest, und auf Grund dieser Theorie fufsten Simrocks Übertragungen. In dieser Strophe ist nur der Mangel einer bestimmten rhythmischen Bewegung auffallend, welcher die Folge ist der beabsichtigten Vernachlässigung der natürlichen Quantität der Silben, da jede betonte Silbe den Wert einer Länge, jede unbetonte den Wert einer Kürze haben soll. Nun aber ist, sagt der Verf., der Gegensatz zwischen den alten Sprachen, welche die musikalische Betonung und den prosodischen Wert der Silben, und der deutschen Sprache, welche die grammatische Betonung der prosaischen Rede zur Grundlage der metrischen Messung erhebt, nicht in aller Strenge festzuhalten, es mufs vielmehr neben dem Princip der logischen Betonung dem Princip der Silbenmessung wieder sein Recht eingeräumt werden. Darüber giebt er nun noch ins einzelne eingehende Vorschriften, und dafs sich danach ein echt deutscher, nicht eintöniger, fliefsender Vers bilden lasse, hat er durch die Probe bewiesen.

Herford. Hölscher.

Dr. A. Kummer, Victor Hugos lyrische Gedichte. Beilage zum Programm des städtischen Gymnasiums zu Hameln, Ostern 1883. 24 S.

Diese sehr gewandt geschriebene und von gesundem litterarischen Urteil zeugende Abhandlung erfüllt nicht alles, was der Titel verspricht. Ref. war begierig, wie die gewaltige Masse von Hugos lyrischen Gedichten auf anderthalb Bogen besprochen werden konnte, und fand nach der Lektüre des Schriftchens, dafs der Titel richtiger gelautet hätte: Victor Hugos Oden und Balladen. Denn Hugos Knaben- und Jugendproduktionen sind es, die Verf. uns vorzuführen sucht, während auf die Orientales, Feuilles d'Automne und Contemplations nur auf den letzten zwei Seiten hingewiesen, von den Voix intérieures, les Rayons et les Ombres, les Chants du Crépuscule, von der ganzen Kampflyrik (Châtiments etc.) und den herrlichen Schöpfungen, die neben vielem Ballast in den Quatre vents de l'esprit sich finden, nicht einmal der Name genannt wird. Wohl sind die Oden und Balladen für die Kenntnis der Eigenart Hugos unerläfslich, wohl erkennt man in denselben bereits die Tatze des Löwen, aber sie sind doch die unreifsten Produktionen des Dichters, und der gewaltige Umfang lyrischer Erzeugnisse Hugos bietet zahlreiche Gesichtspunkte, die in den Oden nur unvollständig zur Geltung kommen. Eine eingehende Betrachtung der Orientales mit ihrer bunten Pracht einerseits, und der Feuilles d'Automne, Voix intérieures und Contemplations andererseits würde eher ein wahres Bild vom Lyriker Hugo gegeben haben. Richtig schrieb der verbannte Dichter im Juli 1853 von der Insel Jersey

aus in der Vorrede zur neuen Ausgabe seiner Jugendgedichte: „S'il est vrai que Murat aurait pu montrer avec quelque orgueil son fouet de postillon à côté de son sceptre de roi et dire: ‚Je suis parti de là!' — c'est avec un orgueil plus légitime, certes, et avec une conscience plus satisfaite qu'on peut montrer ses odes royalistes d'enfant et d'adolescent à côté des poèmes et des livres démocratiques de l'homme fait. Cette fierté est permise, nous le pensons, surtout lorsque, l'ascension faite, on a trouvé au sommet de l'échelle de lumière la proscription, et qu'on peut dater cette préface de l'exil."

In der That, es ist ein grofser Weg, den der fünfzehnjährige „enfant sublime"* zurücklegte, bis er dem blutbefleckten Dezembermann aus der Verbannung die ehernen Worte ins Antlitz schleuderte:

J'accepte l'âpre exil, n'eût-il ni fin, ni terme,
Sans chercher à savoir et sans considérer,
Si quelqu'un a plié qu'on aurait cru plus ferme,
Et si plusieurs s'en vont qui devraient demeurer.
Si l'on n'est plus que mille, eh bien, j'en suis! Si même
Ils ne sont plus que cent, je brave encor Sylla,
S'il en demeure dix, je serai le dixième,
Et s'il n'en reste qu'un, je serai celui-là! (Châtiments.)

Betrachtet man aber Kummers Schriften lediglich als eine Abhandlung über die Oden und Balladen, so kann man ihr uneingeschränktes Lob spenden. Mit Recht stellt er Hugos bahnbrechende und umgestaltende Thätigkeit in den Vordergrund und nennt ihn einen Dichter, der „wegen seiner grofsartigen Einseitigkeit und des ganz eigenartigen Weges, den er gewandelt, als eine der interessantesten Gestalten in der litterarischen Welt Frankreichs erscheint." Über die groteske Rolle, die Hugo nun einmal in der Politik spielt, geht Kummer — so auch Ed. Engel — nachsichtig hinweg. Die Nachwelt wird sie auch vergessen, wenn sie an des Dichters unvergänglichen Schöpfungen sich labt.

Baden-Baden. Joseph Sarrazin.

---

* Kummer wiederholt S. 6 die landläufige Ansicht, Victor Hugos erste Erfolge seien die Preise an den Jeux floraux gewesen. Es ist dies ein Irrtum, da der fünfzehnjährige Schuljunge die Preisfrage der Akademie 1817 im Jahre löste und nur, weil man eine Mystifikation fürchtete, hinter Saintine, Lebrun und Delavigne zurücktreten mufste. — Auch vermifst man in der Einleitung das Studium des bedeutendsten Werkes über die Romantiker in Frankreich (Georg Brandes, Geschichte der Litteratur des neunzehnten Jahrhunderts in ihren Hauptströmungen, Bd. 5. — Leipzig, Veit & Co. 1883) und eine Berücksichtigung des Einflusses der Globisten, den der alte Göthe anerkannte (Gespräche mit Eckermann, I, 249). — Cf. Zicsing, le Globe etc etc. Zürich 1881.

Miscellen.

Germania.

Welcher Sprache gehört das Wort „Germanen“ an? Ist es lateinischen, keltischen oder deutschen Ursprunges? Das letzte anzunehmen oder festzuhalten, also als „Geer-Mannen“ abzuleiten, hat man sich meistenteils gescheut — gleichsam aus Schamgefühl: diese nächstliegende Deutung erschien zu harmlos, zu plump-deutsch, als dafs sie der gelehrten Forschung hätte genügen können. Und doch hat hier, wie öfter, der schlichte Volksverstand über das prunkende Gelehrtentum obgesiegt, und es ist unsere Ehrenpflicht, die deutsche Deutung unter allen Umständen, sogar trotz und entgegen unserem berühmten Jakob Grimm, zu behaupten. Dieser Überzeugung wird niemand sich mehr verschliefsen können, welcher das treffliche, aber leider noch nicht genügend zur Anerkennung gelangte Buch „Der deutsche Name Germanen“ von Prof. Dr. Watterich* mit gutem Willen gelesen hat. In demselben werden die endgiltig sicheren Beweise geliefert, dafs „Germanen“ in der That das deutsche „Geermannen, Gĕrmā́nen“, und die überlieferte Abwägung „Gĕrmā́nen“ nur eine mundgerechte römische Ummodelung, also unrichtig, unberechtigt ist. Watterich stützt sich unter vielem anderen, welches darzulegen der knappe Rahmen dieser kleinen Abhandlung nicht gestattet, auf die alten deutschen Namenformen „Garaman, Gereman, Geremann(us), German“, wozu ergänzend erwähnt werden kann, dafs „Germann“ noch im Mittelalter und später deutscher Rufname war und als Familienname sich erhalten hat. Nach Waffen sich zu benennen, war von jeher eine grofse Vorliebe der Deutschen, sowohl für einzelne als für Volksstämme und Völkerbünde.** Der Geer oder Speer war die volkstümlichste Waffe unserer Vorfahren. Der oberste Germanen-Gott Wuotan (Wodan, Otan, Odhinn), welcher den Beinamen „Man, Manno (lat. Mannus)“ führte und später als Deutschlands Schutzheiliger zum St. Michael (deutscher Michel) ward, war selber mit jener Waffe bewehrt, und bei der Beliebtheit der Wortbildungen mit „Geer“ könnte sogar auf einen erweiterten Beinamen

* Paderborn 1870, Ferd. Schöningh.

** Man denke an die Stammnamen Swardonen (von „Schwert“), Saxonen, Sachsen (von sahs, das Schwert), Heruler und Haruden (von haru, heru, Schwert). Ja, auch die Skythen (lat. verschlechtert: Scythen), die Germanen auf der Wanderung nach Europa, müssen als „Schützen“ gefafst werden, was um so mehr berechtigt erscheint, wenn man die Eigenheit des griechischen ϑ = th ins Auge fafst. Genau in der Gegend, wo in Belgien der Germanenname zuerst auftauchte, erscheint später die griechische Übersetzung Toxandri (τόξον, toxon, Geschofs und ἀνήρ, ἀνδρός, aner, andros, Mann).

„Germanno, German“ geschlossen werden, wie er allerdings thatsächlich nicht nachweisbar ist.

Indem der Deutsche sein Vaterland „Germania“ nennt oder unter eine moderne Schutzgöttin dieses Namens stellt, bricht er mit seinem reinen Volkstum und spricht ihm Hohn; denn Germania bedeutet wörtlich das „romanisierte Deutschland“. In früheren Jahrhunderten mag das seine Berechtigung gehabt haben; aber heutzutage, wo das deutsche Volks- und Reichsbewufstsein sich wieder kräftig zu heben begonnen hat und schon eine ansehnliche Macht geworden, ist unbegreiflich, dafs nicht endlich dieser welsche Makel ausgemerzt wird. Die schöne Germania auf dem Niederwalde, das Denkmal deutscher Einheit, ist zunächst nach dem Wortausdrucke leider eine romanisch-deutsche Schutzgenie! Der Volkssinn mufs gewaltsam aufgerüttelt und durch belehrendes Vorgehen der beherrschenden Kreise wieder auf das ihm entfremdete reine Volkstum zurückgeführt werden.

Wäre unserem Volkstum nicht gleichsam die Wurzel entzogen, wären uns nicht die fremdländischen Anschauungen über den Kopf gewachsen, sondern hätten wir uns gleich den Griechen in ungetrübter Eigenartigkeit entwickeln können, so lägen die Verhältnisse bei weitem günstiger. Dann würde auch niemand sich verwundern, wenn ich die Behauptung aufzustellen wage: Wuotan = Germann, der alte Allvater und Siegesgott, wäre am geeignetsten erschienen, der deutschen Wiedergeburt Ausdruck zu verleihen, ein sprechendes Zeugnis des wiederbelebten deutschen Volkstums zu werden. Ich erinnere an die gewaltige Bildsäule, welche vor mehreren Jahren der Tiroler Künstler Heinrich Natter auf Privatbestellung lieferte: Auf einer Felsspitze steht die wuchtige, hoheitgebietende Versinnbildung Deutschlands, der alte Germann mit seinem langen Haupt- und Barthaare, einen Fellmantel um die Schultern geschlungen, einen Flügelhelm auf dem Haupte, einen Buckelschild in der linken, den mächtigen Geer in der rechten Hand, einen Ring am linken Oberarm, im Zwiegespräch mit seinen zwei Raben — eine wirklich grofsartige Darstellung! Aber man ist durchaus nicht auf diese Anhalte beschränkt: Der Gott trägt einen breiten Kremphut, aufser den Raben auf den Schultern sind zwei Wölfe zu den Füfsen seine steten Begleiter; auch erscheint er als glänzender Krieger mit Goldhelm, schönem Harnisch, mit Geer und blankem Schwerte, ein goldenes Hifhorn an der Seite, auf einem Schimmel oder Grauschimmel reitend, welcher einen Quell aus dem Felsen tritt; oder er erscheint im Wagen fahrend, allein oder mit Fria, seiner Gattin, mit den Walkuren, von den Raben umflattert, ein Zwerg lenkt den Wagen. Das sind Hauptzüge, welche sich noch leicht vermehren liefsen, z. B. durch eine Runentafel in der einen und einen Griffel in der anderen Hand u. s. w. Man kann nun auch die Sagengestalt fortbilden, indem man sie mit neueren Zuthaten versieht, etwa mit Eichenlaub geziert (Klopstock zu Gefallen, obwohl der deutsche Volkstumsbaum vorzugsweise die Linde ist), einen Reichsadler (so häfslich dies heraldische Getier ist) auf dem Schilde oder Harnisch, die Reichskrone in der Hand, gleichsam sie darbietend u. s. w. In ähnlichem Sinne ward schon früher die Sage vom alten Gotte auf berühmte deutsche Kaiser, Karl, Otto, Friedrich, übertragen; die Raben waren dabei nicht vergessen. Dem entgegen würde (wenigstens vorläufig) nicht rätlich erscheinen, das alte Wuotanische Sagenbild mit Kaiser Wilhelm, dem Wiederbegründer des Kaisertums, zu verschmelzen. — Wenn man vorziehen sollte, das deutsche Volkstum anstatt durch einen Greisen sachgerechter durch einen vollkräftigen Jüngling darzustellen, so bietet sich uns Hermann (Armin), der Retter des Deutschtums, welchem mit Mühe und Not das Teutoburger Ehrenbild errichtet worden ist. Daneben haben wir den uns so recht anheimelnden Siegfried, welcher eine Menge Bezüge birgt; darstellende Künstler mögen sich an ihm in dem angeregten Sinne versuchen, auf eine Darstellungsweise werde ich gegen Schlufs dieser kleinen Arbeit noch zurückkommen. Rein dichterisch-

phantastisch wäre die Vorführung des Vater Rhein, des heiligen Stromes der Deutschen, dessen Name durchaus noch nicht genügend als keltischer Wurzel angehörig nachgewiesen worden ist.

Aber vielleicht werden alle diese Fingerzeige, vor allem das Zurückgreifen auf Wuotan = Germann, als zu fernliegende Darstellungen weisend, erfolglos bleiben. Die Verleiblichung Deutschlands durch eine männliche Gestalt scheint nicht beliebt zu werden; durch die Vermittelung des Römertums ist auch bei uns üblich geworden, unser Vaterland durch eine weibliche Figur, Germania, darzustellen. Obgleich in der Namenform barbarisch, allem Deutschtum widerstrebend, so läfst sich doch der Gedanke in anderem Sinne festhalten. Das Wort „Das Ewig-Weibliche zieht uns hinan“ spinnt sich aus den grauesten Zeiten unseres Altertums durch Jahrtausende und Jahrhunderte hindurch fort. Beachten wir, was schon Tacitus in seiner „Germania“ vom deutschen Weibe sagt: „Man erzählt Beispiele, dafs wankende, ja schon weichende Schlachtreihen von den Frauen zum Stillstand gebracht wurden, durch unablässiges Bitten und Flehen und indem sie mit entblöfster Brust vor den Männern sich niederwarfen und als nächstes Los ihre Gefangenschaft schilderten. Diese aber scheint dem Germanen weit schrecklicher als die eigene; und dies Gefühl ist so stark, dafs man ganze Stämme wirksamer bindet, wenn man sie unter anderen Geiseln auch einige edle Jungfrauen stellen läfst. Ja, der Germane spricht dem Weibe eine gewisse Heiligkeit und Gabe der Weissagung zu; man achtet ihren Rat, man lauscht ihrem Ausspruche. Wir selber haben unter dem verewigten Vespasianus jene Veleda (Walada?) gesehen, welche weit und breit für ein göttliches Wesen galt. So haben sie auch vor Zeiten Auruna (Aliruna) und andere Frauen verehrt Jedoch war das weder Schmeichelei noch Vergötterung.“ Ferner: „Die Ausstattung bringt nicht das Weib dem Manne, sondern der Mann dem Weibe etc. — Geschenke, aber nicht Prunksachen für weibliche Eitelkeit, noch zum Schmucke der Neuvermählten, vielmehr Rinder, ein gezäumtes Rofs und einen Schild mit Schwert und Speer. Mit solchen Geschenken wird die Gattin empfangen, wie sie selber wiederum dem Manne ein Stück der Bewaffnung zubringt. Diese Dinge gelten als das stärkste Band, als die geheimnisvolle Weihe, als die Schutzgötter des Ehebundes. Das Weib soll nicht glauben, dafs es aufserhalb der Gedankenwelt des Mannes, aufser dem Bereiche der Kriegsereignisse stehe. Darum wird sie schon auf der Schwelle des Ehestandes belehrt: sie trete ein als Genossin der Arbeiten und Gefahren, um mit dem Manne Gleiches im Frieden, Gleiches im Kriege zu tragen und zu wagen. Das verkünden ihr die Stiere im Joche, das geschirrte Rofs, die dargebrachten Waffen; so soll sie leben, so sterben.“ Aus dieser altdeutschen Frauenverehrung entwickelte sich schon frühe, als die Vielgötterei noch wenig Ausbildung erfahren hatte, neben der männlichen eine weibliche Gottheit, ursprünglich der Himmel, die Erde, also der die fruchtbare Erde umfassende und befruchtende Himmelgott. Am volkstümlichsten bildete sich dies göttliche Paar aus in Manno und Frouwa, Mann und Frau, wie man in ältesten Zeiten schlicht sagte; für Mann gab es in unserer alten Sprache noch das Wort frouwo (oder fro, als Name eines Untergottes erhalten), so dafs Frouwo und Frouwa als Herr und Herrin sich gleichnamig gegenüberstanden. Manno (Frouwo) ist unser Germann, Wuotan (nord. Odhinn) und Frouwa (Frua, nord. Freyia, d. i. die frohe, erfreuende, liebe, gnädige Göttin) ist ursprünglich eins mit Fria (Frea, Frikka, nord. Frigg, d. i. die freie, schöne, liebenswürdige Göttin), Holda (Hulda, Frau Holle, d. i. die Holde, Fröhliche, Milde) und Perahta (Perchta, Berta, d. i. die Leuchtende, Glänzende, Prächtige). Als Inbegriff der Weiblichkeit ist sie ein Bild höchster jugendlich-weiblicher Schönheit, mit losen oder leicht geschürzten Goldhaaren, in einem langwallenden, schneeweifsen oder hellblauen Kleide, wohl auch einen weifsen Schleier auf dem Haupte u. s. w. Sie erscheint zugleich als Herrin der

Häuslichkeit, des Herdfeuers, und so ist ihr vor allem der Spinnrocken und Flachs heilig, dann auch des Feldbaues, und der Pflug ist ihr geweiht. Daneben tritt sie kriegerisch auf und führt als solche den Beinamen Hilta (Hiltia, Hilde, d. i. Kampf) oder zusammengesetzt Hiltaberta; sie trägt dann Brünne (Panzer), Helm, Schild, Schwert, Geer, vielleicht auch einen Bogen mit Köcher (wie die griech. Athene), und ist gleich den Walkuren (Wunschmädchen), als deren Herrin sie erscheint, von Adlern und Raben begleitet. So steht sie als Schutzgöttin den Helden bei gleich der griech. Athene oder Aphrodite, indem sie dieselben durch den vorgehaltenen Schild oder Schleier schirmt und an der Hand durch das Schlachtgewühl geleitet, befreit sie aus der Gefangenschaft, indem sie sie durch Mauern hindurchführt und über Land und See in die Heimat zurückträgt, und führt sie, wenn sie gefallen sind, nach Walahalla, dem prächtigen Himmelsaale, wo sie ihnen die Älschale oder das Trinkhorn reicht. Dieser Gedanke übertrug sich sogar viel später, als man längst nicht mehr an Heidnisches dachte, auf eine geliebte Frau (Arutin), der sich der Ritter ergeben hatte; wenn er ihren Namen ausrief oder ihrer gedachte, erhöhte das seine Stärke, und er hielt sich gewifs des Sieges, und so war Brauch, bei Gefahren „sich in der Liebsten Huld und Gnad zu befehlen". In der späteren Sage wandelt die grofse Göttin sich in die Königstochter Hilde (Hild), welche nachts auf die Wal (das Schlachtfeld) geht und durch ihren Zauber die Gefallenen wieder ins Leben weckt; ein alter Zauberspruch beginnt:

Sprach Jungfrau Hille:
„Blut stand (steh) stille!"

Frouwa = Hilta ist auch ursprünglich eins mit der berühmten Prunhilt (Brunhild, d. i. Hilta mit der Brünne), der Walkure, welche erst in jüngerer Schilderung gleichfalls als Königstochter gedacht ward, und der Chrimhilt (Krimhild, d. i. Hilta mit dem Helme, welch beider Spaltung zu einer unserer schönsten Sagen führte. Wie herrlich liefse die Verbindung „Siegfried erweckt durch einen Kufs die verzauberte Brunhild" auf unser Vaterland sich anwenden!

Fernere Züge der Himmelsgöttin sind folgende: Sie trägt einen goldenen Stirnreif und ein kostbares Halsband (Sternkranz?), gleich ihrem Gemahle einen Armring, ein Flügelgewand (Schwanen- oder Falkenhemd); sie fährt auf einem mit zwei Katzen bespannten Wagen, was ein durch die erste grofse germanische Völkerwanderung herbeigeführter Übergang von dem löwenbespannten Wagen der indogermanisch-phrygischen Göttermutter Kybele (Demeter) scheint. Von Tieren ist ihr besonders der Schwan heilig, dann der Eber, auf welchem sie zu reiten pflegt, und das Wiesel; als waffengeschmückte Hilta ward sie auch auf einem Rosse reitend gedacht; als oberste Göttin der Seestämme besitzt sie ein Schiff; ihr Schmuckkästchen enthält die Gaben, welche von ihr verliehen werden; als Liebegöttin ist ihr der Apfel, welcher als Liebefrucht gilt, heilig, als Ackergöttin die Ähre, vielleicht auch die blaue Kornblume (Kaiserblume); mehrere Arten des Farnkrautes heifsen Frauenhaar, was auf die Göttin Bezug haben wird; sie ist die Königin der Berggeister, Zwerge, Heimchen, welche nach ihr auch „Holden" heifsen; sie ist dieselbe „weifse Frau", welche als Ahnfrau alter Geschlechter auftritt, und ward so hoch geachtet, dafs von ihr die Benennung „Fraue, Frau" als Ehrenname auf das ganze Geschlecht übertragen, dafs von Fria das Wort „freien" für eheliehen genommen ward, und dafs viele Namen mit Hilta zusammengesetzt wurden, wie auch Hermanns des Cheruskers Weib Durshilta, Thursinhilda (verstümmelt: Thusnelda) hiefs. Konnte doch sogar das feindliche Christentum die Heidengöttin nicht verdrängen: vielmehr ward diese als die Himmelsmutter Maria, unsere liebe Frau, übertragen; ihre heilige Zeit zwischen Weihnachten und Neujahr ward in das Christfest umgewandelt, sie selber (so seltsam es klingt) zum „Christkind."

Diese weitschweifige Schilderung war erforderlich, um darzulegen, wie Fria-Frouwa-Hilta, oder brauchen wir einfach den Namen Hilda, welcher sich am längsten erhalten hat, berechtigt erscheint, als Verleiblichung Deutschlands genommen zu werden. Wie weit die erwähnten sinnbildlichen Züge angewandt oder neue eingeführt werden sollen, mufs das künstlerische Gefühl sagen; so würden aus Zartgefühl gegen unsere Frauen unfehlbar die Katze und das Wildschwein in Wegfall kommen müssen. — Wenn man dem Bilde das Gesicht der edlen Kaisermutter Luise, Deutschlands neuer Schutzgöttin, geben will, so mufs selbstredend alles entfernt werden, was die Einheit des Gedankens stören würde; die Kaiserblumen dürften dann vor allem eine verdiente Anwendung, als Strauls oder Kranz, finden.

Sagen wir uns endlich los von der sklavischen Anlehnung an die fremde Antike, welche hauptsächlich deshalb so viel Anklang in Künstlerkreisen findet, weil bei der Menge der Vorbilder ihre Verwendung eine leichte ist, wohingegen das deutsche Altertum wegen Mangels an unmittelbaren Vorbildern so viel schwieriger zu verwerten ist. Aber gerade dadurch wird die Aufgabe um so lohnender und dankbarer. Es ist eine ganz unrichtige, leicht zu widerlegende Behauptung, dafs die deutschen Göttersagen uns ferner stehen als die römischen — dies ist durchaus nicht der Fall trotz des Kulturganges durch das Römertum. Allerdings hat es Zeiten gegeben, wo Deutschland bereits als halb romanisiert oder verwelscht und für das angeborene Volkstum verloren gelten konnte. Aber schon lange ist der Weg der Umkehr beschritten worden und wird ferner unentwegt innegehalten. Das durch Hermann gerettete und durch Wilhelm in neuen Aufschwung gekommene Deutschland darf wieder mit Fug und Recht rückwärts schliefsend auf seinem frisch erschlossenen Altertum fufsen, aus dem Borne seines echten reinen Volkstums schöpfen und also jeder auswärtigen Rasse stolz in die Augen blicken. Daher gebrauchen wir auch ferner nicht mehr den unserem Volkstum unwürdigen Namen „Germania“. Entweder einen männlichen Germann, oder eine weibliche Gerfrouwa oder, da dieser Name nicht üblich ist, hierfür Hilta (Hilda)! Fort mit der welschen Germania! Lafst uns unseren schönen heimischen Namen wieder zu Ehren bringen: lafst uns, der Liebe und Sehnsucht zum Volkstum folgend, hinuntersteigen in die Bergwohnung gleich dem Tanhäuser (Wuotanhäuser*) und die holde Geermannen-Göttin aus der Grabesnacht an das Licht zurückführen, oder gleich dem göttlichen Helden Siegfried unser Dornröschen, die schöne Hilda durch einen Kufs aus dem Zauberschlafe erwecken, in welchen sie seit anderthalb Jahrtausenden versenkt liegt! Errichtet fernerhin Hildendenkmäler anstatt der Germanien, oder wenn die bisherige Darstellungsweise sich nicht so schnell wird verdrängen lassen, so taufe wenigstens die Germania auf dem Niederwald oder sonst wo immer auf gut Deutsch in Hilda um. Was jetzt noch vielleicht wunderbar oder gesucht erscheinen mag, wird in späteren Zeiten ganz natürlich gefunden werden.

Adalbert Rudolf.

Der Urheber des geflügelten Wortes „Spreeathen“.

Büchmanns bereits in siebzehnter Auflage erschienenes Werkchen „Geflügelte Worte“** beweist, welche freundliche Aufnahme dasselbe bei dem Publikum gefunden, wie sehr es einem wirklichen praktischen Bedürfnisse entspricht.

* Archiv f. n. Spr. LXVIII, Seite 43 ff.

** Berlin, Haude und Spenersche Buchhandlung (F. Weidling) 1882. Gewissermafsen eine Ergänzung hierzu bildet der im zweiten Hefte vorliegende „Sentenzenschatz aus Denkern und Dichtern aller Zeiten“ von Max Lehmann, ebendaselbst.

Das geflügelte Wort, oft einem zufälligen Anlasse seine Entstehung verdankend und keineswegs ein Ergebnis bewufster Forschung oder der Reflexion, hat eine Bedeutung von eminenter Tragweite angenommen. Die Verfasser oder Urheber derselben sind bisweilen unbekannt; ihre Kenntnis ist auch meistens nur dem Forscher von Belang.

Nichtsdestoweniger dürfte es bei einem solch verbreiteten Worte wie „Spreeathen“ als Bezeichnung für die deutsche Kaiserstadt Berlin nicht ohne Interesse sein, Näheres über den Urheber zu erfahren. Büchmann weist mit Recht dasselbe P. F. Weddigen zu und bemerkt, dafs Ernst Friedel zwar in seinem Werke „Die Kaiserstadt Berlin“ dasselbe auf die Zeiten Friedrichs I. zurückführen möchte, aber keine Belege dafür giebt.

Wir haben es hier mit einer offenbaren Vermutung Friedels zu thun, die ohne jeden Halt ist.

Der Urheber des Wortes ist allein P. F. Weddigen, wie sich schon aus einer Stelle seines Tagebuches* ergiebt; zu den Zeiten Friedrichs I. war es noch völlig unbekannt. Das geflügelte Wort „Spreeathen“ befindet sich in einem Gedichte, überschrieben „An den Herrn Professor H., als er von Berlin nach Bielefeld zum Lehrer des dortigen Gymnasiums berufen wurde (1790)“ und steht auf Seite 83 von P. F. Weddigens „Morgenstunden der Grazien“, Bremen 1795.

Dasselbe lautet:

Was fleuchst du, Freund, den Sitz der deutschen Musen,
Berlin, dein Spreeathen?
Kommst du, der Barden heilge Haine
Bei uns zu sehn?

Eilst du zu uns, die Fluren zu betreten,
Wo Hermanns flammend Schwert
Augustus' sichre Legionen
Im Schlaf gestört?

Eilst du zu sehn im Heiligtum die Stätte,
Wo Wittekind, der Held,
Nun ruht, den vormals heilig wähnte
Die Ahnenwelt?

O nein! Du willst die Schule fester gründen,
Die einst durch Famas Ruf
Den fernen Jüngling zu uns lockte
Und Männer schuf.“ u. s. w.

P. F. Weddigen** wurde geboren am 18. Juni 1758 in Bielefeld, der Hauptstadt der ehemaligen Grafschaft Ravensberg, von wohlhabenden Eltern, die dem Kaufmannsstande angehörten.

Die Wiege seines Vaters Friedrich Wilhelm Weddigen und die seiner Mutter Maria Magdalena geb. Krönig haben gleichfalls in Bielefeld gestanden, wie denn der Name dieses Geschlechtes eng mit der Geschichte Westfalens verwachsen ist.

Seine früheste Jugend fiel in die Zeit des siebenjährigen Krieges, welcher seine Geifsel auch über seine Heimat schwang. Nachdem der Knabe eine tüchtige elementare Vorbildung genossen, besuchte er das Gymnasium seiner Vaterstadt, auf dem er einen ungewöhnlichen Fleifs und schöne und

* „Wahrlich,“ schreibt er daselbst, „ich glaube nicht fehl zu greifen. Bei dem Aufschwunge Berlins unter unserem gnädigen Könige Friedrich Wilhelm II., bei der Blüte der Kunst und Wissenschaft daselbst — wenn ich die Stadt ein Athen an der Spree nenne.“ u. s. w.

** Vergleiche die Einleitung der vierten Auflage der „Geistlichen Oden und Lieder“ von P. F. Weddigen. Herausgeg. von Otto Weddigen. Leipzig 1879.

seltene Anlagen zeigte. Nach Absolvierung des Gymnasiums bezog er im Jahre 1778 die Universität Halle-Wittenberg, um sich dem Studium der Theologie zu widmen. Aber er gab sich nicht allein theologischen Studien hin, sondern, seiner Neigung gemäfs, auch geschichtlichen, litterarischen und philologischen. Er übernahm dann eine Lehrerstelle an dem damals in Halle blühenden Seminar und wurde Mitglied der Halleschen naturforschenden Gesellschaft.

Nach abgelegtem theologischem Examen und nachdem er die Würde eines magister liberalium artium erlangt hatte, folgte er 1781 einem Rufe als öffentlicher Lehrer an das Gymnasium zu Bielefeld, die Anstalt, welcher er seine erste wissenschaftliche Ausbildung verdankte. In dieser Zeit schrieb er ein lateinisches Programm: De modo legendorum poetarum in scholis. Am 3. Januar 1788 verheiratete er sich mit Charlotte, der ältesten Tochter des Predigers Stohlmann zu Diedingen, aus welcher Ehe mehrere Kinder entstammten. Im Jahre 1793 wurde er als Prediger nach Buchholz und 1797 nach dem lieblich gelegenen Kleinbremen, im Fürstentume Minden, berufen, wo er in ländlicher Stille sich ganz den Musen hingab. Seine Gemeinde erblickte in ihm einen fürsorgenden und getreuen Hirten.

Am 7. Mai 1808 wurde ihm seine Frau, in deren Seele er ein Echo für seine vielfachen litterarischen Bestrebungen fand, durch den Tod entrissen. Sie selbst war es, welche im Jahre 1795 des Gatten erste Gedichte unter dem Titel „Morgenstunden der Grazien“ veröffentlichte.

Am 6. September 1809 folgte er ihr in das Grab, sein Vaterland seufzte unter dem Druck und den Ketten Napoleonischer Gewaltherrschaft. Es war ihm weder vergönnt, eine neue Morgenröte hervorbrechen noch seine beiden Söhne Immanuel Eduard und Johann Dieding Wilhelm als jugendliche Freiheitskämpfer in das Feld der Ehre hinausziehen zu sehen.

Weddigens Werke, die in historische und poetische zerfallen, sind zahlreich. Es war vorzüglich die Geschichte seines Heimatlandes, welche er zum Gegenstande seiner Forschungen machte. Im Jahre 1784 gründete er das „Westfälische Magazin zur Geographie, Historia und Statistik“, das den Zweck hatte, „Materialien zu einer künftigen vollständigen topographisch-historisch-statistischen Beschreibung des Niederrheinisch-Westfalischen Kreises“ mitzuteilen. Er wurde von namhaften Mitarbeitern, so von Justus Möser in Odenbrück, in seinem Unternehmen unterstützt. Die Zeitschrift wurde bis zum Jahre 1799 fortgesetzt, nachdem sie sich im letzten Jahre mit dem von Arn. Malinckrodt herausgegebenen „Magazin für Westfalen“ vereinigt hatte. Das grofse, in ihr enthaltene Material wird für den Geschichtschreiber Westfalens stets von umfassender Bedeutung sein.

Neben verschiedenen Aufsätzen im „Westfälischen Magazin“ veröffentlichte er 1790 in zwei Bänden eine „Historisch-geographisch-statistische Beschreibung der Grafschaft Ravensberg in Westfalen“ und 1791 eine „Statistische Übersicht von Westfalen“. Auch gab er eine zweite verbesserte und mit Zusätzen vermehrte Auflage von W. G. L. von Donops „Historisch-geographischer Beschreibung der fürstlich Lippeschen Lande in Westfalen“, sowie einen „Westfälischen Atlas“ heraus. Im Jahre 1796 erschienen die „Fragmente aus dem Leben des Grafen von Herzberg“, 1799 „Versuch einer geographisch-statistischen Beschreibung des Fürstentums Minden“. An die Stelle des „Westfälischen Magazin“ trat mit seinem Aufhören das „Westfälische Jahrbuch“, wovon der erste Jahrgang 1800 erschien. Das Unternehmen brach ab mit dem Jahre 1806; nach der unglücklichen Schlacht bei Jena verstummte auch die Feder des unermüdlichen Geschichtschreibers.

Die Zeit von 1800 ab war nicht allein der Redaktion des „Westfälischen Jahrbuches“ gewidmet; 1801 erschien das „Handbuch der historischen und geographischen Litteratur Westfalens“ und vor allem die erste und zweite Abteilung der „Paderbornischen Geschichte“, eine Fortsetzung von Johann Dietrich von Steinens „Westfälischer Geschichte“. Die dritte Abteilung

dieses bedeutenden und umfangreichen Werkes erschien 1804. Dasselbe ward zugeeignet dem damals regierenden Fürsten Friedrich Wilhelm Leopold von Lippe. Das Jahr 1806 endlich lieferte noch die „Historisch-geographisch-statistischen Beiträge zur näheren Kenntnis Westfalens".

Wie dem Verfasser in Anerkennung seiner Leistungen die Doktorwürde zu teil wurde, so verlieh ihm Friedrich Wilhelm III. durch ein eigenhändiges Schreiben vom 23. April 1801 die silberne Medaille für Wissenschaft und Kunst und am 10. Dezember 1803 dieselbe in Gold. Den Jahrgang 1805 des „Westfälischen Jahrbuches", welcher zugleich eine Silhouette seines Freundes Möser in Osnabrück brachte, widmete er der trefflichen Königin Luise, die gleich ihm Preufsens Erhebung nicht mehr erleben sollte.

Weddigens Verdienst für die Geschichte Westfalens fafst sich in die eigenen Worte Friedrich Wilhelms III. zusammen: „Ich erkenne das Verdienst, das Ihr Euch um die Provinz Westfalen erwerbet, mit vorzüglichem Beifall an."

Nicht minder bedeutend ist er als geistlicher Liederdichter. In seinen „Geistlichen Oden und Liedern",* von denen die erste Auflage 1798, die zweite 1801 und die dritte 1812 erschien, spricht sich ein tiefes sittliches Gefühl aus, und wurden sie von den Göttinger Gelehrten Anzeigen u. s. w. aufs günstigste beurteilt. Aufser den von seiner Frau veröffentlichten und zum Teil im Bürgerschen Almanach abgedruckten Gedichten, sowie seinen „Geistlichen Oden und Liedern", lieferte er auch noch im Anhange des Westfälischen Jahrbuches zahlreiche Gedichte verschiedenen Inhalts.

Vieles ist von den ersten Gedichten seitdem der nicht immer verdienten Vergessenheit anheimgefallen, aufser einigen Liedern im Mindenschen Gesangbuche und dem von Büchmann bewahrten geflügelten Worte „Spreeathen", um dessenwillen wir den Lesern diese gewifs nicht unwillkommene Skizze geboten haben.

Dr. Otto Weddigen.

Zu Ségurs Histoire de Napoléon.

In der vortrefflichen Schmitz-Lambeckschen Ausgabe des genannten Werkes findet sich l. III, ch. II, Abs. 5 zu den Worten: qui punir? die Anmerkung (6): Ergänze: qui devait od. pouvait. Die Umgebung indessen, in welcher der gedachte elliptische Satz steht, macht es mir schwer, das Pronomen qui mit dem Herausgeber als Nominativ aufzufassen. Zum Vorausgehenden gehalten, würden dann die Worte qui punir nur als müfsige Wiederholung des unmittelbar vorangegangenen à qui porter ses plaintes, ja auch des weiter zurückliegenden quel chef pouvait répondre de cette foule etc. erscheinen. Oder sollte man eine Steigerung in diesen Fragen zu suchen haben, so dafs der Sinn wäre: Bei wem sollte man die Klagen (über die Ausschreitungen der Soldaten) anbringen? und wer sollte alsdann strafen? Ich kann es mir nicht denken. In einem Kriege dürfte doch wohl derjenige, bei dem die Klage angebracht wird, auch zugleich derjenige sein, der die Strafe verhängt. Während man somit, wenn qui als Nominativ aufgefafst wird, nur eine Wiederholung erhält, die zu der lebhaften Darstellung des ganzen Passus wenig stimmen will, so würde man andererseits einen Übergang zu dem folgenden tout se faisait en courant vermissen. Der Gedankengang ist doch dieser: Wen sollte man bestrafen? Alles geschah ja im Vorübereilen, im Fluge; man hatte also gar keine Zeit, die Schuldigen zu ermitteln. Und wie schön symmetrisch schliefsen sich dann die Worte: on n'avait le temps ni de juger, ni même de reconnaître les coupables dem Vorhergehenden an! Ganz ungezwungen entspricht das

* Ein zweiter Band, noch im Manuskript befindlich, ist leider nach seinem Tode verloren gegangen.

juger dem à qui porter s. pl.: es handelt sich um die Thätigkeit des Richters; und das reconnaître dem qui punir: wen sollte die richterliche Thätigkeit treffen?

Aus diesen Gründen halte ich dafür, dafs qui an unserer Stelle vom Autor als Accusativ gedacht worden sei. Schliefslich möchte ich annehmen, dafs auch ein formelles Moment zu Gunsten meiner Auffassung spricht. Es scheint nämlich, als ob zum elliptischen Infinitif nur sehr selten das Subjekt ausdrücklich hinzugefügt würde, es sei denn, dafs es eines Gegensatzes halber geschähe, wie in: Moi, vous abandonner (Mätzner, S. 474; Schmitz, S. 232). Nun ist zwar in einem Fragesatze, dessen Subjekt das Interrogativ selbst ist, wie in unserem Falle, die Auslassung des Subjekts nicht denkbar; aber eben darum würde dann wohl überhaupt besser die Ellipse ganz vermieden und etwa ein qui devait punir dafür gesetzt werden.

Zittau. R. Scherffig.

Notiz.

Wir erhalten Kenntnis von der soeben erfolgten Gründung eines Deutschen Orthographie-Reform-Vereins, der bereits aus 200 Mitgliedern, Gelehrten, Schulmännern, Kaufleuten, Beamten, besteht. Der Verein bezweckt, die konsequente Durchführung des in den amtlichen Regelbüchern anerkannten Grundsatzes: „Bezeichne jeden Laut, den man bei richtiger und deutlicher Aussprache hört, durch das ihm zukommende Zeichen“ möglichst zu fördern.

Die einzelnen verbesserungsbedürftigen Punkte sollen nach und nach in dem Vereinsblatt „Zeitschrift für Orthographie“ zur allgemeinen Besprechung gestellt und nach erschöpfender Verhandlung zur Abstimmung gebracht werden. Durch die Majorität der Mitglieder gebilligte Verbesserungen werden zunächst im Vereinsorgane befolgt.

Der Vorstand besteht aus den Herren K. Duden-Hersfeld (Verfasser des Wörterbuchs), W. Feller-Igstadt, E. Lohmeyer-Kassel, W. Vietor-Wiesbaden, E. Wiebe-Hamburg.

Für den sehr niedrigen Jahresbeitrag von 2 Mark erhalten die Mitglieder des Vereins das Vereinsblatt gratis. Anmeldungen zum Verein sowie Beiträge sind an den Kassierer des Vereins W. Werther in Rostock zu richten.

Berichtigung.

Der Verfasser der im 1. Hefte des LXX. Bandes enthaltenen Abhandlung: „Shakespeares Comedy of Errors und die Menächmen des Plautus“ ist Herr Dr. P. Sandmann in Hannover. Infolge eines Versehens war ein anderer Name an der betreffenden Stelle angegeben. Die Red.

Bibliographischer Anzeiger.

Allgemeines.

J. Graf v. Pfeil, Wie lernt man eine Sprache. (Breslau, Max & Co.) 80 Pf.
R. Bechstein, Die germanische Philologie vorzugsweise in Deutschland seit 1870. (Leipzig, Fues.) 80 Pf.
F. Brunetière, Die Sprachforschung der Gegenwart. Mit Bezug auf die französische Litteratur im Mittelalter übersetzt von E. Laur. (Heidelberg, Winter.) 1 Mk. 20 Pf.
K. G. Andresen, Konkurrenzen in der Erklärung der deutschen Geschlechtsnamen. (Heilbronn, Henninger.) 3 Mk.

Lexikographie.

D. Sanders, Ergänzungs-Wörterbuch der deutschen Sprache. 29. u. 30. Lfrg. (Berlin, Abenheim.) à 1 Mk. 20 Pf.
J. u. W. Grimm, Deutsches Wörterbuch. IV. Bd. I. Abtlg. 2. Hälfte, 5. Lfrg. bearbeitet von B. Hildebrand. (Leipzig, Hirzel.) 2 Mk.

Grammatik.

D. Sanders, Satzbau und Wortfolge in der deutschen Sprache. (Berlin, Abenheim.) 2 Mk 40 Pf.
Max Rödiger, Paradigmata zur altsächsischen Grammatik im Anschluſs an Müllenhoffs Paradigmata. (Berlin, Weidmann.) 30 Pf.
H. v. Wlislocki, Die Sprache der transsilvanischen Zigeuner. Grammatik. Wörterbuch. (Leipzig, Friedrich.) 3 Mk.
A. Schneider, Die elliptische Verwendung des partitiven Ausdrucks im Altfranzösischen. (Diss. Breslau.) 1 Mk. 20 Pf.

Litteratur.

Der Tristran des Thomas, ein Beitrag zur Kritik und Sprache desselben. (Göttingen, G. Peppmüller.) 1 Mk. 20 Pf.
W. Scherer, Geschichte der deutschen Litteratur. 8. Heft. (Berlin, Weidmann.) 1 Mk.
Weyland, Lessing und Diderot. Progr. d. Gymnasiums zu Gartz. 1 Mk.
Blackie, The wisdom of Gœthe. (Edinburgh, Blackwood.) 2 s. 6 d.
O. Umfrid, Göthes Faustdichtungen. (Tübingen, Fues.) 1 Mk. 20 Pf.

W. Förster, Das altfranzösische Rolandslied. Text von Chateauroux u. Venedig VII. 2 Bände. (Heilbronn, Henninger.) 2 Mk. 20 Pf.
W. Scheffler, Die französische Volksdichtung und Sage. Ein Beitrag zur Geistes- und Sittengeschichte Frankreichs. (Leipzig, Schlicke.)
Max Lange, Untersuchungen über Chaucers Boke of the duchesse. (Dissert. Halle.) 1 Mk.
Sammlung englischer Denkmäler in kritischer Ausgabe: IV. Wulfstan, Sammlung der ihm zugeschriebenen Homilien nebst Untersuchungen über ihre Echtheit. Herausg. von A. Napier. (Berlin, Weidmann.) 7 Mk.
Sir Gowther, Eine englische Romanze aus dem fünfzehnten Jahrhundert. Herausg. von K. Breul. (Dissert. Berlin.) 1 Mk.
A. Dehlen, Shakespeares Hamlet, besprochen von A. D. (Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht.) 1 Mk.
J. Klette, William Wycherleys Leben und dramatische Werke. Mit besonderer Berücksichtigung von Wycherley als Plagiator von Molière. (Münster, Koppenrath.) 1 Mk.
E. Celesia, Storia della letteratura in Italia nei secoli barbari. Genova. 2 Bände.
L. Falconi, Pietro Metastasio poeta alla corte di Carlo VI e di Maria Teresia e sua rinomanza ne' secoli XVIII e XIX. (Wien, Frick.) 1 Mk.
K. M. Sauer, Geschichte der italienischen Litteratur. (Leipzig, Friedrich.) 9 Mk.

Hilfsbücher.

C. Beyer, Deutsche Poetik. III B: Die Technik der Dichtkunst. Anleitung zum Vers- und Strophenbau. (Stuttgart, Göschen.) 5 Mk. 50 Pf.
F. A. Laing u. Th. Weischer, Analyses of classic English plays. (Stuttgart, Neff.) 75 Pf.
A. Wiemann, Materialien zur Übersetzung ins Englische. 2 Bändchen. Bilder aus der deutschen Geschichte. (Göttingen, G. Schlöfsmann.) 60 Pf.
J. Siedler, History of english literature for the use of ladies' schools and seminaries. (L. Most.) 1 Mk. 20 Pf.
A. Allen u. W. Voigt, Unterrichtsbriefe zum Selbststudium der englischen Sprache. 11. Lfrg. (Leipzig, Bauer.) 75 Pf.

Luthers Bedeutung für die deutsche Litteratur.

Erinnerungsblatt

zur vierten Säkularfeier am 10. November 1883.

Von

Dr. F. H. Otto Weddigen.

Das bereits im 15. Jahrhundert vorbereitete und durch manche Vorzeichen angekündigte grofse Reformationswerk, welches Martin Luther im Anfange des 16. Jahrhunderts mit seiner beispiellosen Geisteseenergie auf religiösem Gebiete vollbrachte, führte den germanischen Geist, der bis dahin unter der Vormundschaft der römischen Kirche gestanden hatte, zur Mündigkeit; es gab Deutschland, das so oft fremden Einflüssen sich zugänglich gezeigt, zum erstenmal in diesem Zeitalter der Reformation die geistige Führung von ganz Europa.

Aber eben dieses gewaltige Werk teilte Deutschland in zwei grofse Heerlager. Es rifs von dem katholischen Deutschland ein protestantisches ab und schuf so eine Kluft in seinem Schofse.

War diese Spaltung immerhin unvermeidlich, resultierte sie auch aus einer inneren Notwendigkeit, so war doch ein folgenschwerer, feindlicher Dualismus in den deutschen Landen geschaffen.

Luther führte diese Kluft infolge seines religiösen Reformationswerks herbei; er half sie überbrücken durch eine neue That. Ein Band, dauernder als Erz, schlang er gleicherzeit um beide Teile, indem er dem gesamten Vaterlande eine neue oder doch gemeinsame Sprache gab.

Er milderte den Gegensatz zwischen Süd- und Norddeutschland dadurch, dafs er auch den Niederdeutschen die neuhochdeutsche Sprache zuführte, welche gleicherzeit ein Fundament für die moderne deutsche Litteratur bildet.

Mag die vierte Säkularfeier Luthers am 10. November 1883 in religiöser Hinsicht nur unter den Protestanten dankbare Gefühle hervorrufen und nach jener Seite sich zu einer exklusiven gestalten; ein Moment wird ganz Deutschland gleichzeitig an diesem Tage mit froher Dankbarkeit erfüllen und die Feier zu einer allgemeinen machen, das ist der Hinblick auf Luthers Verdienste um die deutsche Sprache und Litteratur. Und dieser Moment ist es, welchem wir heute unsere Betrachtung zuwenden wollen.

Luther ist — wie gesagt — nicht nur der Reformator der Kirche, er ist auch der Reformator, der Schöpfer der neuhochdeutschen, unserer Sprache. Er ist der Ausgangspunkt unserer modernen Litteratur, indem er ihr einen neuen Schwung gab, indem er sie auf volkstümlichen Boden stellte, in dem allein ihre gesunden Wurzeln liegen und auf welchem sie allein gedeiht.

Doch zum Eingange zunächst einige Worte über sein Verdienst um unsere Sprache.

Luthers grunddeutsches Wesen machte ihn zum Reformator der deutschen Sprache. Er verdeutschte die Bibel, und hier war der Grundstein einer allen Ständen gemeinsamen Bildung gelegt.

Er ging, indem er auf das Original, den hebräischen und griechischen Text, zurückgriff, gleichzeitig voller Verständnis in seines Volkes Sprachweise ein. Die Bibel wurde 1534 zuerst bei Hans Lufft gedruckt; bis zum Jahre 1574 wurden allein 100000 Exemplare abgesetzt. Sie wurde weltumgestaltend und weltbeherrschend, wie die Übersetzung sprachumgestaltend und sprachbeherrschend ward. Nur aus dem Ernste gewissenhaftester Arbeit, aus der Vertiefung in das Original, aus der genauen Kenntnis der Volkssprache, aus dem festen Entschlusse, nicht für den Hof, nicht für die Gelehrten, sondern für das Volk zu schreiben, konnte ein wahres Volksbuch hervorgehen, wie es Luther geschaffen hat.

Luther richtete sich in seiner Sprache nach der sächsischen Kanzlei, der gemeinen Sprache, welche die schöne Mitte hielt zwischen der Härte der südlichen und der Weichheit der nördlichen Dialekte. Er selbst sagt in seinen Tischreden Kap. 70 darüber: „Ich habe keine gewisse, sonderliche, eigene Sprache im Deutschen, sondern gebrauche der gemeinen deutschen Sprache, dafs mich beide, Ober- und Niederdeutsche, verstehen mögen“ u. s. w.

So, alle übrigen üppig ins Kraut schiefsenden Mundarten zurückweisend, schuf er das Neuhochdeutsche, welches von Nordosten her seinen Sieg über ganz Norddeutschland, Süddeutschland und die deutsche Schweiz hielt.

Luther nahm der deutschen Sprache also das Besondere und verband in seiner Sprache schlichte Einfalt mit kerniger Kraft, Treue gegen den Wortlaut mit Achtung vor der Sprach- und Denkweise des Volks und seines Heimatlandes.

Mit unbeschreiblicher Liebe hing Luther aber auch an seiner Muttersprache. „Ich weifs nicht,“ bemerkt er, „ob man das Wort ‚Liebe‘ so herzlich und genugsam in lateinischer oder anderen Sprachen reden möge, dafs es also dringe und klinge in das Herz durch alle Sinne, wie es thut in unserer Sprache.“

Und mit nicht minderer Liebe umfafste er die deutsche Nation, aus der er hervorgegangen war.

„Dafs er,“ bemerkt Wilhelm Scherer treffend, „dafs er trotz Schule, Universität, Kloster und Katheder ein Mann aus dem Volke geblieben war, das macht ihn zum Helden des Volkes.“

Sein Volk aber stand hinter ihm, für das er wirkte und schuf.

Nach diesen Darlegungen liegt uns ob, Luthers Verdienst um die deutsche Litteratur ins Auge zu fassen.

Hierzu müssen wir aber ein wenig weiter ausholen.

Die Reformation fiel in eine Zeit des tiefsten Verfalles der deutschen Poesie.

Schon mit dem Anfange des 14. Jahrhunderts sank sie von der Höhe herab, die sie im 12. und 13. Jahrhundert erreicht hatte. Die Gründe eines solchen Verfalles lagen in dem Zustande des deutschen Reiches, das seit dem Untergange des

Hohenstaufischen Kaiserhauses mehr und mehr verfiel und sich in einzelne Teile auflöste. Eigennutz und dynastische Interessen leiteten die späteren Kaiser; sie waren auf Vergrößerung ihrer Hausmacht bedacht. Dasselbe Streben leitete die Fürsten. Um die Kaiserkronen wurde gestritten, und die Fürsten rivalisierten.

Die Poesie fand bei ihnen keinen Schutz mehr; wie früher bei den wandernden Sängern, suchten sie ihre Unterhaltung jetzt bei den Hofnarren.

Die Ritter waren in Roheit versunken. Ideale Interessen lagen ihnen fern; sie brandschatzten die Städte und überfielen von ihren Burgen aus die vorüberziehenden Kaufleute.

Die Geistlichkeit war entartet und verfiel in Zuchtlosigkeit und Unwissenheit. Unglücksfälle aller Art: Überschwemmungen, Mifswachs, Hungersnot, Seuchen suchten Deutschland heim und liefsen die Gemüter zu keiner poetisch freien Erhebung kommen. Dazu blieb in dem Zeitalter der Entdeckungen und Erfindungen für die Poesie kein Raum.

Die wenigen vorhandenen Dichter aber wandten sich meist Stoffen zu, die jedweden poetischen Inhaltes entbehrten. Die Form erhielt ein Übergewicht über den Inhalt, die Metrik ging in ein mechanisches Silbenzählen über und die Sprache zeigte — ehe Luther auftrat — rohe Verstümmelungen und wurde überwuchert von den Dialekten. Neue schöpferische Potenzen brachte die Reformation nach allen Seiten hin in das Geistesleben der Nation. Es gewann einen ungeahnten Aufschwung. Die Zahl der deutschen Drucke wuchs binnen zehn Jahren, von 1516—1526, mindestens auf das Achtfache, von seiten der Freunde wie der Feinde.

Der Sitz, der Schwerpunkt der deutschen Litteratur aber wurde durch Luther vom Süden in den protestantischen Norden verlegt. Die süddeutsche Litteratur hatte sich fast durchgängig fremden Impulsen hingegeben; jetzt hatte sie selbst die Kraft zum Nachahmen verloren. Die in der Geschichte noch unverbrauchten Kräfte des Nordens mufsten erregt werden. Luther suchte und fand die Teilnahme des Volkes. Durch diese Wendung erhielt er die deutsche Dichtkunst volkstümlich, welche überall auf dem Wege war, verkünstelt zu werden.

War die unmittelbare Förderung der Litteratur auch nur nach einer Seite besonders grofs — die ernsten Kämpfe, welchen die allgemeine Aufmerksamkeit sich zuwandte, liefsen für das heitere Spiel der Phantasie nicht viel Zeit übrig —, so ist dieser eine Gewinn für die deutsche Litteratur doch schon unendlich schwerwiegend.

Luther schuf das geistliche Kirchenlied, für welches der Norden eine ausgesprochene Anlage mitbrachte und welches bald in allen Teilen Deutschlands eifrige Pflege fand. Er stellte es auf volkstümlichen Boden. Das geistliche Kirchenlied ist die poetische Verkörperung der grofsen religiösen Umwälzung, die das deutsche Volksleben damals gestaltete und auf welcher die ganze Zukunft der Nation ruhte.

In dem Volksgesange sind die Anfänge einer ganz neuen Zeit zu erkennen. Das weltliche Volkslied hatte im 14. und 15. Jahrhundert eine neue Blüte erlebt, als die Kunst in den höheren Regionen zerfiel, die Städte und das Bürgertum sich hoben und sie die Pfleger der Kunst wurden. Das geistliche Volkslied Luthers ging aus dem weltlichen Volksliede hervor; es mufste wieder Volkslied werden, wenn es das weltliche, das dem Süden angehörte und für die Kirche nicht züchtig genug war, ersetzen wollte.

Bisher hatten die Norddeutschen an der Volkspoesie wenig Anteil genommen; jetzt erhielten sie den Zweig, welcher sie fesselte und für dieselbe anregte.

Freilich wurden schon am Ende des 14. und am Anfange des 15. Jahrhunderts — wie uns die Handschriften dieser Zeit zeigen — auf Grundlage und Singweise weltlicher Volksgesänge geistliche Lieder gedichtet. So schlofs sich Heinrich von Lauffenberg an den Ton des Volksliedes an. Spuren geistlicher Gesänge in der Volkssprache lassen sich neben den lateinischen Hymnen nachweisen; allein sie sind immerhin vereinzelt. Aufschwung und Herrschaft gewann das geistliche Volkslied in deutscher Sprache erst durch Luther. Er, der gröfste Volksmann seiner Zeit, stellte die Dichtung auf einen breiten volksmäfsigen Boden.*

* Vergl. hierzu: Otto Weddigen, Geschichte der deutschen Volkspoesie seit dem Ausgange des Mittelalters bis auf die Neuzeit.

Und jede grofse und wahre Dichtung gedeiht nur auf solchem. So erstand ja auch die zweite Blüteperiode unserer Kunstpoesie, nachdem ihr ein Herder, welcher wie Luther im 16. Jahrhundert das volkstümliche Element betonte und auf die Bibel hinwies, den Weg wieder zu ihrer Umgestaltung im 18. Jahrhundert angewiesen hatte.

Unsere grofsen Dichter haben sich an das alte Volkslied angelehnt, sich davon anregen lassen und es benutzt. Der gröfste unter ihnen, Goethe, erkannte von allen am meisten die grofse poetische Anlage, welche die reinsten Volkslieder, trotz manchem Unbeholfenen, an sich tragen.

Möchten sie auch der Lyrik unserer Tage mit ihrer gemeifselten Form, mit ihrem vorwiegenden Bestreben nach formaler Vollendung gegenüber dem Inhalte ein Vorbild sein! Ist es doch, als ob heute Dichter und Kritiker allein nach der Form ein Erzeugnis beurteilen. Ein Einlenken in gesunde Bahnen, ein neues frisches und fröhliches Aufblühen wird nur möglich sein in unserer vielfach überbildeten und verbildeten Zeit, wenn die Dichtung sich wieder an dem Borne echter Volkspoesie nährt und erfrischt. — Das geistliche Volkslied, welches Luther schuf, ist wahrhaft volksmäfsig; es zeigt neben der Kraft auch den milden Kern seines Wesens. Es herrscht in ihm ein so männlicher Ton, wie er noch nie in der deutschen Lyrik erklungen war. Die Persönlichkeit des Dichters tritt ganz zurück. Luthers Lied ist wahr, naiv, herzlich, keck, kühn im Ausdruck, in der Handlung rasch fortschreitend; nirgends ein Stillstehen, nirgends ein Rückblicken, Ausmalen und Schildern, nirgends ein Demonstrieren und Schildern. Luther schuf 37 Lieder, teils freie Übersetzungen lateinischer Hymnen (Gelobet seist du Jesu Christ", „Der du bist drei in Einigkeit", „Der Tag ist so freudenreich", „Wir glauben all an einen Gott", „Herr Gott, dich loben wir", „Mitten wir im Leben sind", „Komm Gott Schöpfer, heilger Geist" u. s. w.), teils Bearbeitungen einzelner Bibelstellen (z. B. „Dies sind die heilgen zehn Gebot", „Jesajah dem Propheten das geschah", „Vom Himmel hoch, da komm ich her", „Christ, unser Herr zum Jordan kam" u. s. w.), teils Bearbeitungen ganzer Psalmen (z. B. „Ach Gott vom Himmel sieh darein", „Ein' feste Burg ist unser Gott",

„Es woll uns Gott genädig sein", „Wär Gott nicht mit uns diese Zeit", „Aus tiefer Not schrei ich zu dir" u. s. w.), teils Originallieder nach Form und Inhalt („Nun freut euch, liebe Christen, gemein", „Jesus Christus unser Heiland", „Erhalt uns, Herr, bei deinem Wort" u. s. w.) — endlich Überarbeitungen deutscher Originallieder (z. B. „Christ lag in Todesbanden", „Nun bitten wir den heilgen Geist", „Gott der Vater wohn bei uns", „Gott sei gelobt").

Das Charakteristische aller Lieder ist der volksmäfsige Ton, und wenn Luther auch die Umwandlung weltlicher Lieder in geistliche nur in wenigen Fällen selbst vollzogen hat, so war er doch mit dem deutschen Volksgesange durchaus vertraut. Direkte Umwandlungen sind die Lieder: „Nun treiben wir den Papst hinaus" und „Sie ist mir lieb die werte Magd". Ferner singt Luther „Ein neues Lied wir heben an"; auf ähnliche Art beginnt noch Vers und Tonweise: „Nun wollen wir aber heben an das Best, das wir gelernt han", oder: „Nun wollen wir aber heben an vom Tannhäuser zu singen" u. s. w. Aufser dem gesunden Streben nach dem Volkstümlichen gab zu diesen Umwandlungen die Absicht Anlafs, bekannte und beliebte Melodien für den geistlichen Gesang zu gewinnen. Ein weiterer Zweck war, durch solche Einkleidung dem geistlichen Inhalte beim Volke leichteren Eingang zu verschaffen. In den Klöstern mochte wohl mit diesen Melodien manche angenehme Erinnerung an das Leben verbunden sein.

Ein grofser Vorzug liegt in Luthers Liedern, dafs sie — ein charakteristisches Merkmal der Volkslieder überhaupt — musikalisch sind, dafs in ihnen ein enger Verband zwischen Text und Musik besteht. Einigen seiner Lieder gab Luther die Melodie selbst. Es ist ja bekannt, wie tief eingewurzelt Luthers Begeisterung für die Musik war. Seine Liebe zur Tonkunst spricht sich in den Worten aus: „Musica habe ich allezeit lieb gehabt. Musica ist eine halbe Disciplin und Zuchtmeisterin, so die Leute gelinder und sanftmütiger, sittsamer und vernünftiger machet. Musica ist das beste Labsal einem betrübten Menschen, dadurch das Herze wieder zufrieden, erquickt und erfrischt wird" u. s. w. Ja, wir besitzen sogar eine eigene Lobrede von ihm auf die Musik aus dem Jahre 1538.

Luthers Liedertexte bringen aber auch ihrer gedrungenen Fülle und einfachen Gröfse nach alle Vorteile der Volkslieder der Melodie entgegen. Und die Kraft, der Ausdruck, die hohe Einfalt seiner Komposition haben ihnen eine dauernde Stelle im Kirchengesange gesichert. Luthers Lieder wurden aus dem frohen, kräftigen Geiste gesungen, der dem Volke wohl thut.

„Nie," sagt Wilhelm Scherer, „ist in der deutschen oder irgend einer anderen Nation ein Mann erstanden, der mit solcher Wucht zu dem Volke zu reden wufste." Er, selbst aus dem Volke hervorgegangen, als der Sohn eines armen Bergmannes, umfafste mit seinen Liedern die ganze physische und geistige Natur des Volkes und der Zeit. Er war in dieser volkstümlichen Zeit der Volksliebling, der den herzlichen, kräftigen, gesunden Ausdruck und Ton des Volkes traf. Auf den Märkten wurden die Lutherschen Lieder umhergetragen und gesungen.

Und bald dichteten nicht blofs Geistliche, sondern auch Leute jeden Standes, vom Handwerker bis zum Fürsten. Auch darin ist das Kirchenlied dem Volkslied ähnlich, dafs es ohne den Namen des Verfassers zumeist von Mund zu Mund ging. Freilich klagte auch Luther schon, dafs manche Unberufene ihre Stimme vernehmen liefsen.

Die Umwandlung weltlicher Volkslieder wurde eine immer häufigere. Ein Johann Walther, Zeitgenosse Luthers, schuf nach einem gangbaren Frühlingsliede: „Herzlich thut mich erfreuen die liebe Sommerzeit" das geistliche Lied: „Herzlich thut mich erfreuen die liebe Sommerzeit, Wenn Gott wird schön erneuen alles zur Ewigkeit." Ein anderer schuf nach dem weltlichen Liede: „Den liebsten Buhlen, den ich han, der liegt beim Wirt im Keller": „Den liebsten Herren, den ich han, der ist mit Lieb gebunden", oder nach dem Volksliede: „Es hat ein man sin wip verlorn u. s. w.": „Es hat ein mensch gots Huld verlorn, daz schuof sie grofse sünde."

Es gab Sammlungen, wo man nicht allein die weltlichen Melodien oder nur die Liederanfänge beibehielt, sondern auch den gröfseren Teil des profanen Textes. Bis ins 17. Jahrhundert dauerte diese Sitte fort. Nach 1647 sammelte ein Pastor zu Dinker bei Hamm, Heinrich Meier, Kompositionen weltlicher Volkslieder aus dem 16. Jahrhundert und legte ihnen

geistliche Texte unter. Freilich geschah bei solchen Umwandlungen oft auch viel Unfug.

In den besseren solcher volkstümlichen Lieder ist nun alles weltlicher, bildlicher, und sie sprechen, in Ton und Weise an das Volkslied sich anlehnend, viel inniger zum Gemüt.

Luthers Lieder — um zu diesen zurückzukehren — drangen aber nicht nur in jedes protestantische Haus, in jede Werkstatt, sie drangen auch in den katholischen und reformierten Gottesdienst. Katholiken selbst gestanden ihre Wirksamkeit ein und man nahm einige von ihnen sogar in katholische Gesangbücher auf! — Die Lieder eines Erasmus Alberus († 1553) kamen denen Luthers — wie schon Herder sagt — am nächsten. Auf Luthers Seite standen auch die Humanisten Ulrich von Hutten und Willibald Pirkheimer. Der erstere schrieb, angeregt durch Luther, seine Epigramme, Invektiven, Dialoge, Sendschreiben; freilich bis zum Jahre 1520 in lateinischer Sprache.

Das Urbild echten lutherischen Bürgertums ist Hans Sachs. Er begrüfste im Jahre 1523 die Reformation durch sein Gedicht: „Die Wittenbergisch Nachtigall"; seine Dichtung stand vielfach unter der Einwirkung des Reformators.

Wie in der lyrischen Poesie im Zeitalter der Reformation das kirchliche Volkslied vorherrschte, so in der epischen das didaktische Element, vielfach mit satirischer Färbung. Luther schuf das erstere, für das letztere war er von nachhaltigster Anregung.

Die didaktisch-satirische Poesie hatte durch Sebastian Brants „Narrenschiff" (erschien 1494 in Basel) sich schon zur Höhe gehoben; die Reibung der Geister infolge der reformatorischen Aktion rief eine Blüte, Kraft und Volkstümlichkeit der Satire hervor, wie sie die deutsche Litteratur weder vorher gekannt, noch nachher je wieder erreicht hat.

In unzähligen Flugschriften, in den mannigfaltigsten Formen, in Bild und Rede, in Poesie und Prosa, in lateinischer und deutscher Sprache erhoben sich Satire, Spott und Hohn für und gegen die Reformation und ihr Haupt, katholischerwie protestantischerseits.*

* Vergl. O. Schade, Satiren und Pasquille aus der Reformationszeit. Hannover 1856 ff 3 Bände.

Wie katholischerseits Thomas Murner, der mit seinem „Grofsen lutherischen Narren“ (1522) in die Fufsstapfen eines Sebastian Brant und Geiler von Kaisersberg trat, und reformierterseits Nikolas Manuel, so ragte lutherischerseits Johann Fischart („Geschichtsklitterung“, „Bienenkorb des h. römischen Immenschwarmes und seiner Hummelszellen“, „Vierhörniges Jesuiter-Hütlein“, „Der Barfüfser Sekten- und Kuttenstreit“ u. s. w.), beide weit überragend und jedenfalls der gröfste Satiriker, den Deutschland je hervorgebracht hat, aus dem fast unübersehbaren Strome der Satirik des 16. Jahrhunderts hervor.

Luther selbst hat manches geschaffen, was zur Satire gerechnet werden kann, z. B. „Die Bulle vom Abentfressen des allerheilichsten Babsts“, Wittenberg 1522; „Wider den neuen Abgott und alten Teufel, der zu Meifsen soll erhoben werden“, ibid. und „Wider Hans Worst“ ibid. 1541.

Dafs auch die Fabel in diesem Jahrhundert tüchtige Bearbeiter fand, hängt mit der ganzen volkstümlichen Bildung der Zeit zusammen. Luther war auch hier von Bedeutung. Während seines Koburger Aufenthaltes im Jahre 1530 beschäftigte er sich damit, den deutschen Äsop zu reinigen. Er selbst äufserte über ihn, dafs er aufser der Bibel wenige Bücher kenne, die dem Äsop überlegen wären, so man Nutz, Kunst und Weisheit suchen wollte. Trotz Melanchthons Zureden liefs Luther indes ein in der Ausarbeitung begriffenes Fabelwerk liegen. Von den Fabeln, die Luther dichtete und Mathesius seinen Predigten über Luther einflocht, sammelte Nathan Chyträus achtzehn und fügte weitere hinzu (Frankfurt 1591). Gleichzeitig mit Luther dichtete Valentin Voigt aus Magdeburg eine Anzahl Fabeln, doch sind sie nicht gedruckt. Das Beste haben in poetischen Fabeln Erasmus, ein Schüler Luthers, Burkard Waldis und Hans Sachs geleistet. Sie gaben ihren Stoffen meist eine deutsche Färbung und versetzen die Begebenheit an deutsche Orte.

Neben der Fabel wirkte Luther anregend für das Sprichwort; wir finden deren viele in seinen Schriften.

Es ist eine innere Verwandtschaft zwischen der Fabel und dem Sprichwort; jene löst sich in dieses auf, wie man am besten aus der Spruchwörtersammlung des Eucharias Eyering

(1520—1599) erkennen kann. Wie sehr das Sprichwort in der Reformationszeit zur Blüte gelangte, das sehen wir aus den zahlreichen Sammlungen. Die älteste veranstaltete in einem aus Hoch-, Niederdeutsch und Niederrheinisch gemischten Dialekte Antonius Tunnicius aus Münster um die Mitte des 16. Jahrhunderts.*

Nach ihm waren besonders Agrikola, Sebastian Frank und Michael Neander für die Sammlung deutscher Sprichwörter thätig, und diese Thätigkeit setzte sich bis ins 17. Jahrhundert fort.

Durch die Reformation kam Aktion in das Leben; damit beginnt auch ein Aufschwung des Schauspiels. Die Bibelübersetzung Luthers gab Veranlassung, Teile der Heiligen Schrift dramatisch zu behandeln.

Hans Sachs schuf unter 200 Stücken etwa 50 biblische; sie sind zugleich im Tone des weltlichen Schauspiels gehalten. Paul Rebhuhn († 1546) schrieb die deutschen Stücke Susanna (1536), Hochzeit zu Kanaa (1538). Nikodemus Frischlin (1547 bis 1590) verfafste lateinische Schauspiele, welche sich in Bezug auf ihren Stoff an die Bibel anlehnten. Andere Autoren folgten; so unternahm Martin Rinckhart sogar die ganze Geschichte der Reformation in sieben Stücken komödienweise zu behandeln. In der nächsten Umgebung Luthers, wo die Schulverbesserung zuerst Platz griff, wurden die Schulen die Pflanzstätten des Schauspiels (Schulkomödien). Luther selbst gab für diese Gattung gleichsam das Signal.

Die Pflege des Schauspiels aber befand sich fast ganz in den Händen des evangelischen Deutschlands; von hier aus und zwar aus dem biblischen Schauspiel entwickelte sich hernach das Drama der Neuzeit.

Wir haben so im ganzen und grofsen Luthers Bedeutung für die deutsche Litteratur gewürdigt. Seine Persönlichkeit ist der Stützpunkt der ganzen neuen Zeit. Mit Luthers Auftreten durchdrang das Volk ein neues Leben. Er war der Reformator der Kirche; er schuf die neuhochdeutsche Sprache, die deutsche Volksschule, die Predigt, das evangelische Kirchenlied, er stellte die deutsche Litteratur auf volkstümlichen Boden, er bil-

* Neu herausgegeben von Hoffmann von Fallersleben. Berlin 1870.

dete den grofsen Wendepunkt, bei dem sich der Sitz derselben vom Süden in den protestantischen Norden vollzog, er ebnete der klassischen Dichtkunst des 18. Jahrhunderts die Bahnen. Er hat der Gewissens- und Geistesfreiheit eine Gasse gebahnt und dem deutschen Volke, indem er Roms Ketten brach, die Wege zur Erfüllung seines Weltberufes angewiesen. Er hat jenes Nationalgefühl wachgerufen, dessen letzte Frucht das neue Deutsche Reich ist. Er hat die Sprache unserer Zeit geschaffen, deren schönste Blüten die Werke unserer grofsen Dichter sind. Er hat die Pforten der neuen Zeit aufgethan; alle grofsen Männer der letzten Jahrhunderte stehen auf seinen Schultern, und alle Konfessionen und Stände zehren von seinem Werke.

An Hoheit des Geistes, an Kraft des Charakters, wie an nachhaltiger Wirkung auf Deutschlands innerstes Leben ist seinesgleichen nie einer in der Geschichte gewesen.

Luther war und ist das Prototyp des ganzen und echten volksmächtigen Deutschtums.

Beiträge zur Geschichte der mittelenglischen Lyrik.

Von

Dr. Julius Aust.

Böddekers Ausgabe der lyrischen Gedichte des Ms. Harl. 2253 hat trotz vielfacher Mängel das unbestreitbare Verdienst, diesen interessanten Teil der mittelenglischen Litteratur allgemein zugänglich gemacht und die naturgemäfs daran sich knüpfenden Fragen in Flufs gebracht zu haben. Ein Punkt namentlich ist dabei von grofsem Interesse, auf den auch Wifsmann schon in seiner Recension von Böddekers Buch (Litt.-Blatt für germ. und roman. Phil. 1880, S. 215) mit Recht aufmerksam gemacht hat, ohne ihn aber näher zu behandeln, nämlich die gegenseitige Beeinflussung der geistlichen und weltlichen Lyrik im Mittelenglischen. Auch ten Brink geht darauf in seiner Geschichte der engl. Litt. nur ganz allgemein ein, wie das ja in der Anlage seines Werkes begründet ist. Eine specielle Untersuchung dieser Frage scheint daher gerechtfertigt, und sie wird sich unter Benutzung der Andeutungen von ten Brink und Wifsmann erstrecken müssen auf das gegenseitige Verhältnis beider lyrischer Dichtungsarten in Bezug auf Inhalt und Gedankengang, Ausdrucksweise sowie Entlehnung einzelner Wendungen. Auszuschliefsen ist an dieser Stelle eine Prüfung der metrischen Verhältnisse, denn eine solche überschreitet die Grenzen unserer Aufgabe und müfste Gegenstand einer besonderen Untersuchung sein. Nicht berücksichtigt ist ferner auch die politische Lyrik der mittelenglischen Litteratur.

Dagegen macht eine Betrachtung der geistlichen Poesie Englands auch eine solche der lateinischen Kirchenlieder nötig, und andererseits wird man bei der intimen Verbindung Englands

mit Frankreich nicht umhin können, auch dessen Lyrik wenigstens insoweit die Aufmerksamkeit zuzuwenden, als sie geeignet ist, das Wesen der englischen im Verhältnis zu ihr deutlicher uns zu zeigen.

I. Charakteristische Eigenschaften beider lyrischer Dichtungsarten in ihrer ursprünglichen Gestalt.

Die Untersuchung des gegenseitigen Einflusses der geistlichen und weltlichen Lyrik wird nicht erst da zu beginnen haben, wo eine solche Beeinflussung wirklich stattfand, sondern sie mufs zunächst das jeder Dichtungsart Eigentümliche vor der Zeit einer intimen Berührung feststellen, d. h. sie mufs der Entwickelung einer jeden von ihrem Ursprung an folgen.

Unter geistlicher Lyrik versteht man zunächst die speciell christlichen poetischen Produktionen dieser Art. Sowie sie aber dazu dienen, dem christlichen religiösen Gefühle Worte zu leihen, so wird auch das Heidentum derartige Ausdrücke für das Verhältnis des Menschen zu den göttlichen Wesen nicht entbehrt haben. Freilich können wir hier nur vermuten, denn keine Spur derselben ist uns erhalten. Diese Art von geistlicher Lyrik konnte sich auch gar nicht erhalten, denn ihr trat ein unüberwindliches Hindernis entgegen, als das Christentum auf Englands Boden Wurzel faſste. Der Kampf der christlichen Lehre gegen das Heidentum mufste sich zuerst gegen die heidnische Dichtung als den Hauptausdruck desselben richten. Nur die Vernichtung der alten feierlichen Hymnen konnte ein wirksames Mittel sein, den Aberglauben allmählich aus dem Gedächtnis schwinden zu machen. Mit dem Siege des Christentums war der Untergang dieser Poesie entschieden. An ihre Stelle trat die eigentlich geistliche, d. i. die christliche Lyrik. Ob nun die ersten dieser geistlichen Dichter sich der lateinischen oder, wie ten Brink wahrscheinlich gemacht hat, der englischen Sprache bedienten, ist für unseren Zweck nicht von Bedeutung, aber eins folgt sicher aus den uns bekannten altenglischen geistlichen Liedern, dafs es dem Christentum nicht gleich anfangs gelang, alle Spuren der alten nationalen Dich-

tung zu verwischen. Die innige Verquickung der christlichen Ideen mit nationaler, volkstümlicher Anschauung verleiht ihnen einen ganz eigenartigen Charakter, sie zeigt, dafs auch hier die neue Lehre in der Anlehnung an die alten Verhältnisse eine mächtige Stütze ihrer Wirksamkeit fand. Die ganze Darstellungsweise und die Ausdrücke des nationalen Epos sind verwendet. Da ist Gott oder Christus der liebe Gefolgsherr, die Jünger und Engel ihre Vasallen, der Teufel ein untreuer Vasall. Mit grofser Lebendigkeit und Anschaulichkeit schildern sie den Untergang der Erde, das Erscheinen des allmachtvollen Richters, das jüngste Gericht. Schwungvoll feiern sie die Glorie Gottes und seines Sohnes, sie preisen Maria als „Wonne aller Weiber", aber noch stellen sie nicht dieser göttlichen Gröfse die menschliche Schwäche gegenüber. Noch fühlt sich der Dichter als Geschöpf Gottes, welches Anspruch hat auf dereinstige Gnade, Christus leidet nur, damit er uns und dadurch wir ihm gleich würden. Dafür sollen wir ihm danken, dem teuren Herrn, mit Thaten und Worten, er möge unser Freund sein! In diesen Gedanken, und ganz erfüllt von ihnen, bewegen sich die Werke Cynewulfs und der ihm nahestehenden altenglischen Dichter. Eine ganz eigene Poesie tritt uns in ihnen entgegen. Der Dichter will erzählen von den Wundern der christlichen Glaubensthatsachen, aber doch thut er mehr, die ihn durchglühende schwärmerische Begeisterung legt ihm mitten in der Erzählung Lobpreisungen Gottes, seines Sohnes, Marias in den Mund. Mit den mannigfachsten Wendungen bespricht er denselben Gegenstand, er fafst ihn in seiner ganzen Erhabenheit und Gröfse auf. Lyrik verbindet sich auf das innigste mit der Epik. Dem Epos entliehen war die Form und die Auffassung Gottes und Christi, wie wir sie schon darstellten, die lyrische Stimmung des Dichters machte sodann aus einer blofsen epischen Erzählung einen begeisterten Lobhymnus. Viel trockner und farbloser ist der bekannte, einzige, unter Caedmons Namen uns überlieferte Hymnus, in welchem Gott als Weltschöpfer gepriesen wird.

Es waren vielleicht diese Beziehungen zur nationalen Poesie, welche die geistliche Lyrik hinderten, sich von der Erde ganz abzuwenden und sich in unbestimmten, überschwenglichen Ge-

fühlsäufserungen zu verlieren. Aber hauptsächlich war es die Gestalt der christlichen Kirchenlehre überhaupt, die sie noch vor dem Verfallen in eine zu mystische Richtung schützte, denn wie zu allen Zeiten, so ist auch hier die kirchliche Poesie ein getreues Spiegelbild der herrschenden theologischen Richtung. Ein Blick auf die ältere lateinische Kirchenliederdichtung, wie sie denjenigen bekannt und geläufig war, die als Sendboten des Evangeliums nach Britannien kamen, wird nicht ohne Nutzen sein für unsere Erkenntnis der geistlichen Lyrik Altenglands.

Ernst und streng wie die Kirche selbst in den ersten Jahrhunderten ihrer Existenz sind auch die Kirchenlieder, welche sie produzierte. Einfach ist ihr Ausdruck, natürlich ihr Gedankengang, und tief und innig die Frömmigkeit und Liebe zu Gott und dem Erlöser, aus der sie geflossen sind. Ganz seiner Schwäche sich bewufst betet Ambrosius zu seinem Gotte, wenn die Morgensonne ihn weckt, ihn den Tag über vor Sünde und Schuld zu bewahren. Die Art und Weise, wie er das Erwachen des Tages schildert, ist zugleich selbst wieder ein Lobhymnus auf Gottes Güte, die solche Herrlichkeit dem Menschen erschuf. Und so wie es hier ein feierliches Bild der Natur ist, wodurch er zum Liede angeregt wird, wie er selbst sagt:

Laudes sonare iam tuas
dies relatus admonet,
Vultusque cæli blandior
nostra serenat pectora,

so ist Schilderung des Wütens von Naturmächten der Gegenstand zweier anderer Hymnen.* Die Lebendigkeit der Darstellung in ihnen steht auf gleicher Höhe mit der Innigkeit des Eindringens in den geschilderten Gegenstand, mit der Einfachheit des verwendeten Ausdrucks, der sich dem Objekt genau anpafst.

Solche Eigenschaften eines geistlichen Liedes, welches doch wie alle Morgenlieder und anderen Gebete zu gottesdienstlichen Zwecken bestimmt war, sind geradezu überraschend, wenn man dabei an die späteren Kirchenlieder denkt.

Denselben Charakter wie die Poesien des Ambrosius tragen auch die des Hilarius, Prudentius u. a. Bei keinem von ihnen

* Ph. Wackernagel: Das d. Kirchenlied I, Nr. 24: Hymnus in precatione pluviæ, u. Nr. 25: Hymnus in postulatione serenitatis.

findet sich ein Abschweifen von natürlichen Verhältnissen, ein Sichverlieren in die dunklen Regionen mystischer Kontemplation. Gott ist noch der Schöpfer der Welt, und die Lobpreisung ihrer Wunder, die Freude am Dasein ist auch der Ausdruck des Dankes für den gütigen Geber. Noch ist es der gütige Gott, welcher angerufen wird, der seinen Sohn sandte, um uns zu retten, und nicht allein der strafende Richter menschlicher Sünde. Auch hier schon ist Christus der Heiland, er allein kann uns das Seelenheil verschaffen; aber feste Zuversicht auf seine dereinstige Gnade steht hier an Stelle hoffnungsloser Zerknirschung. Ebenso wird in diesen früheren Produkten kirchlicher Poesie oft hingewiesen auf die reine Geburt des Sohnes Gottes, ja nicht weniger oft als später, aber dennoch erhalten die Lieder nicht den Charakter der Eintönigkeit, wie er eine Folge der blofsen Aneinanderreihungen von Anreden an Jesus und Beteuerungen eigener Schlechtigkeit und Unwürdigkeit in der späteren geistlichen Lyrik sein mufste. Auch Maria, die reine Jungfrau, wird schon angefleht als

Tu regis alti ianua
et porta lucis fulgida
und *Maria, mater gratiæ,*
mater misericordiæ,

als *maris stella, dei mater alma atque semper virgo, felix cæli porta.* Aber sie ist noch blofs eine mächtige Fürbitterin, noch ist sie nicht *Maria, beata virgo dei para,* noch ist sie nicht die Himmelskönigin, als welche man sie später anbetet, so dafs, wie Wackernagel sagt: „wenn die heilige Jungfrau im Himmel sich zu dem Wahnwitz der Menschen bekannt hätte, ein Ereignis gleich dem Sturze Lucifers die Folge gewesen wäre."

So stellt sich die lateinische Kirchenpoesie in ihrer ersten Zeit dar. Freilich finden sich auch unter ihren Produkten solche, bei denen wir die geschilderten Eigenschaften nur unvollständig antreffen. Es gab und giebt eben überall besonders schwärmerisch angelegte Gemüter, welchen Einfachheit in Gedanke und Sprache zu kühl erscheint. Jedenfalls können wir aber sicher annehmen, dafs ein solches Heraustreten aus der allgemein betretenen Bahn bis zum 9. oder 10. Jahrhundert eine Ausnahme war.

Dann aber trat der umgekehrte Zustand ein, die Ausnahme wurde jetzt zur Regel. Die schwärmerische, ascetische Richtung der Kirche, die das Mittelalter kennzeichnet, spricht sich deutlich in der kirchlichen Poesie aus und somit mufste sie auch in der englischen Lyrik sich einfinden. Zwar sind uns aus dieser Zeit des Überganges in die neue Bahn, d. h. aus dem 11. und 12. Jahrhundert, keine Denkmäler erhalten, doch zeigen die ältesten Stücke des Miscellany, die also der Zeit um 1250 entstammen, durchweg diesen Charakter. In England hatte diese Richtung um so weniger Hindernisse zu überwinden, als die englische geistliche Poesie allmählich die Eigenschaften abgelegt hatte, welche sie von den meisten anderen Litteraturen wesentlich unterschieden und ihr dadurch eine scharf gesonderte Stellung verschafft hatten, nämlich die oben erwähnten Beziehungen zur alten nationalen Dichtung. Freilich ist dabei zu berücksichtigen, dafs derartige Darstellungen nicht nur in der geistlichen Poesie allmählich aufhörten, sondern auch in der weltlichen. Der Grund war eben die allmählich eintretende Änderung des Metrums, der Verfall des alten Stabreims, der ja diese ganz charakteristische Ausdrucksweise, diese Häufung von Synonymen hervorgerufen hatte. Als derartige Anklänge an die alte nationale Art zu dichten aufhörten, verlor die englische geistliche Poesie ihren specifisch englischen Charakter, sie war dann nur ein englischer Ausdruck für Gedanken und Gefühle aller Litteraturen des Mittelalters.

Wir haben schon oben angedeutet, welches der Grundcharakter der christlichen Lyrik der späteren Zeit war. Um ihn in seinen Hauptzügen zu erkennen, möge hier die Betrachtung eines Liedes folgen, welches recht geeignet ist, einen Einblick in die lateinische Kirchenliederdichtung damaliger Zeit, d. h. im 12. Jahrhundert, zu verschaffen, nämlich von G. L. VIII bei Böddeker, der in ihm mit Recht eine Übertragung eines lateinischen Originals vermutet.* Christus wird darin in den

* Der Überschrift Dulcis iesu memoria entspricht auch der Anfang des Jubilus rhythmicus des Bernhard von Clairvaux (Wackernagel, Das deutsche Kirchenlied I, Nr. 183). Dieses Lied scheint unserem Dichter vorgeschwebt zu haben. Eine nähere Beziehung beider wird sich freilich kaum beweisen lassen; sonst könnte man eine solche auch vermuten zwischen dem

überschwenglichsten Worten um Gnade gebeten, um Fürsprache bei Gott. In oft wiederkehrenden Ausdrücken preist der Dichter seine Liebe, die ihn selbst den Tod nicht scheuen liefs, um uns zu retten. Der Ausdruck völliger Zerknirschung, Gedanken über die Erbärmlichkeit des irdischen Lebens, das einstige Schmachten in der Höllenpein zur Strafe für die hier begangenen Sünden durchzieht das ganze Lied, nur unterbrochen von Bitten um Besserung und Bekenntnissen eigener Sündhaftigkeit, sowie dem Verdammen irdischer Freuden. Ja selbst so weit geht des Dichters Kleinmut, dafs er sich überhaupt unwürdig fühlt, Jesum zu lieben.

Überwiegende Reflexion, gänzliche Vernachlässigung der Natur, eine schwärmerische, auf menschliche und natürliche Verhältnisse nicht Rücksicht nehmende Hingabe an das jenseitige Leben, und äufserlich eine starre Einförmigkeit im Tone ohne Wechsel in der Stimmung, ein monotoner, geschraubter Ausdruck, das sind die Grundzüge des Gedichtes, der damaligen Richtung und somit die Charakteristika der geistlichen Dichtung in der Gestalt, wie sie mit der weltlichen Poesie in nähere Berührung trat.

Wie entwickelte sich nun andererseits die weltliche Lyrik Altenglands? Wir sahen oben, wie es dem Christentum gelang, die heidnische Hymnenpoesie zu vernichten, wie es überhaupt der alten Auffassung von Gott und der Welt siegreich entgegentrat. Fast spurlos verschwanden daher alle Produkte der geistlichen Poesie jener alten Zeit. Wenn aber die Umwälzung durch das Christentum auf religiösem Gebiete eine gänzliche Neugestaltung der Verhältnisse hervorrief, so konnte andererseits der Charakter des Volkes, wie er sich ja stets in den ältesten nicht religiösen lyrischen Dichtungen wiederspiegelt, unmöglich in derselben Weise alteriert werden.

Die verschiedene Stellung der geistlichen und weltlichen Lyrik zeigt uns deutlich die verschiedenen Wirkungen. Die geistliche Lyrik, d. i. die christliche Kirchenpoesie, war voll-

Jubilus und G. L. IV, wo sich ebenfalls der Ausdruck dulcis Jesu und zwar durchweg als Anfangsworte der Strophe findet. Die beiden Lieder ähneln einander nur so weit wie alle Kirchenlieder damaliger Zeit in Gedanken und Ausdruck.

ständig fremd nach England gekommen und herrschte trotzdem vorläufig ganz unberührt von fremder Beeinflussung. Die anderen Dichtungsarten dagegen, so sehr sie auch von christlichen Ideen durchsetzt und beeinflufst werden, hörten nie auf, sich ihre Eigenart zu wahren.

Alles das soll nur darauf hindeuten, dafs wir die Charakteristika der weltlichen Lyrik wohl auch dann noch aufzufinden im stande sein werden, wenn uns Repräsentanten der ältesten Gestalt fehlen sollten. Das ist nun allerdings der Fall. Bei der mehr oder weniger innigen Verbindung der Naturbetrachtung mit dem heidnischen Glauben konnten sich Lieder dieser Art wohl schwerlich erhalten. Andererseits aber mochte es in den Augen der Bekehrer sich auch kaum der Mühe verlohnen, selbst ein unverfängliches Volkslied durch schriftliche Aufzeichnung der Nachwelt zu überliefern. So sind uns denn nur kümmerliche Reste, auf die noch zurückzukommen sein wird, erhalten, und wir somit nicht in der Lage, der Entwickelung der weltlichen Lyrik in England ebenso genau folgen zu können wie der der geistlichen. Aber neben der nicht lyrischen Poesie, die sehr wohl geeignet ist, uns wenigstens über die altenglische Naturauffassung einigen Aufschlufs zu geben, ist uns noch ein weiterer Ersatz geblieben, welcher uns den Verlust weniger schmerzlich macht. Es ist dies das sogenannte Kuckuckslied, welches ganz den Eindruck eines singbaren Volksliedes macht. (Vergl. ten Brink, Gesch. der engl. Litt. S. 381.)

Bei aller Objektivität der Naturschilderung, die sich fernhält von jeder Reflexion und subjektiven Empfindung, durchzieht sie eine dem Dichter unbewufste, nicht ausgesprochene Freude und Wonne über das Wiedererwachen der Natur. Jeder Ausdruck ist dem Gegenstand unmittelbar angepafst, er fliefst aus der direkten Anschauung, das Ganze macht einen rein natürlichen, ungekünstelten und darum so wohlthuenden Eindruck, dafs man die freudige Stimmung des Dichters sofort mitempfindet.

Wie man dieses Lied auffassen mag, ob als wirkliches altes Volkslied in modernisiertem Gewande oder als ein Produkt der späteren Zeit, immer läfst sich die Bemerkung ten Brinks darauf anwenden: „Den Ton des Volksliedes hat der Verfasser

getroffen.“ Ähnlich in der Stimmung werden wir uns wohl die anderen verloren gegangenen Produkte der altenglischen weltlichen Lyrik zu denken haben: Lieder, welche die Sommerpracht der Natur, ihr Absterben im Herbst, ihr völliges Erstarrtsein im Winter besangen. Die Unmittelbarkeit des Ausdrucks, hervorgerufen durch die lebendige Anschauung, ist die Eigenschaft aller volkstümlichen Poesie, so auch die der altenglischen. Dasselbe tritt uns entgegen in den nicht lyrischen Dichtungen.

Allen ist eigen ein inniges Eingehen des Dichters auf die Einzelheiten seines Gegenstandes, welcher Art derselbe auch sei. Er häuft Bezeichnungen der mannigfachsten Art, die aber stets dem Wesen des geschilderten Objekts entsprechen, um dessen Art recht erschöpfend darzustellen.

Noch spärlicher sind aber die Andeutungen, welche uns über den Zustand der Liebesdichtung in Altengland vorliegen. Die beiden Lieder — Botschaft des Gemahls, Klage der Frau —, die hier in Betracht kommen, stehen jedoch in Bezug auf Innigkeit der Empfindung und Anschaulichkeit des Ausdrucks nicht hinter der übrigen Poesie zurück, daher wir die allgemeinen Merkmale der alten Dichtung auch bei ihnen wiederfinden. Diese aber sind kurz zusammengefafst: Ein inniges Hineinleben in die Natur, ein naiver, unmittelbarer, aber lebhafter und anschaulicher Ausdruck, eine knappe, aber drastische Ausführung verbunden mit voller Objektivität und Vermeidung aller Mitteilung individueller Empfindungen, ein völliger Mangel an Reflexion, Eigenschaften also, welche in direktem Gegensatz zu den genannten Unterscheidungsmerkmalen der kirchlichen Lyrik stehen.

Bei dem Mangel an Material hätten vielleicht die Lieder der B.schen Sammlung schon hier benutzt werden können, um uns die Charakterzüge der englischen weltlichen Lyrik klar zu legen. Doch behalten wir uns diese für die eigentliche Untersuchung der Frage vor, weil wir sie wohl schon als beeinflufst von der geistlichen Dichtung anzusehen haben.

II. Die geistliche Lyrik unter dem Einflufs der weltlichen.

Ehe wir in unsere Untersuchung eintreten, werfen wir noch einen Blick auf die Dichter selbst. Die Hauptträger der Lyrik

waren in der Zeit, aus welcher unsere Lieder stammen, die fahrenden Schüler. Das Leben und Wesen derselben ist schon so oft, zuletzt von ten Brink, geschildert worden, dafs wir uns hier damit begnügen müssen, nur das anzuführen, was mit unserer Untersuchung direkt im Zusammenhang steht. Die Kreise der fahrenden Schüler vereinigten die verschiedensten Elemente. Neben dem ernsten Jünger der Wissenschaft stand der leichtsinnige Vagant, dem es weniger auf das Lernen ankam als darauf, sein Leben auf die angenehmste Weise zu verbringen. Trink-, Spiel- und Liebeslieder waren ihm lieber als Hymnen an Jesus oder Maria, das frohe, abwechselungsreiche Wanderleben zog ihn mehr an als die Beschäftigung mit dem Jenseits. Bei dem innigen Zusammenleben so verschiedener Charaktere konnte eine gegenseitige Beeinflussung nicht ausbleiben. Was dem einen fehlte, gab ihm der andere. Der Ernstgestimmte, zur Reflexion Geneigte lernte durch den leichteren Genossen das Leben und seine Gaben kennen, er lernte seine Umgebung betrachten, sie in den Kreis seiner Beobachtungen ziehen. So wurde er vor dem Überhandnehmen seiner ernsten Stimmung bewahrt, er erhielt sich seine natürliche Frische, die Freude am Guten und Schönen. Andererseits hinderte seine Tiefe den bildungsfähigen Genossen, sich fort und fort rein instinktiv der Freude und dem Genufs hinzugeben, er lernte den Blick vom Äufseren ab auf sein Inneres zu richten, sich mit geistigen Dingen zu beschäftigen, ernste Gedanken nicht leichtfertig abzuweisen. Alle waren fortwährend den Wechselfällen des Lebens unterworfen, ihr beständiges Wanderleben brachte sie in die innigste Berührung mit der Natur, und diese wirkte wieder zurück auf die Gemütsstimmung. Und so vereinigten sich Innigkeit des Gefühls, Naivetät der Gefühlsäufserungen mit Reflexion; geistige Frische durchhaucht alle Gedichte, dazu kam die der Volkspoesie entnommene Unmittelbarkeit des Ausdrucks, sowie Gewandtheit in der Form, eine Folge der vielseitigen Anregung durch Vorbilder. Je nach dem Vorwiegen der einen oder anderen erhielt die dichterische Thätigkeit einen geistlichen oder weltlichen Charakter.

Aufser den fahrenden Schülern werden sicher unter den

Dichtern auch Geistliche und Laien gewesen sein, welchen die Gabe verliehen war, ihrer Stimmung im Liede Ausdruck zu verleihen, auch die berufsmäfsigen Spielleute werden auf diesem Gebiet thätig gewesen sein. Jedenfalls aber sind es die Vaganten, welche am meisten dazu befähigt waren.

Wenden wir uns nun unserer eigentlichen Aufgabe zu. Wir sahen, dafs das Zurücktreten der Beziehungen zur nationalen Poesie das Gebiet der geistlichen Poesie wieder frei machte von aller Beziehung zur weltlichen, und so trat die geistliche Lyrik in jene Periode ein, in welcher die kraft- und saftlose Entsagung, ein unbestimmtes Sehnen nach dem Jenseits, die gänzliche Vertiefung in verschwommene Betrachtungen den Ausdruck individueller Empfindungen unmöglich machten. Daraus folgt auch der monotone Charakter aller Dichtungen dieser Richtung, Inhalt und Ausdruck sind überall gleichmäfsig überschwenglich, unnatürlich, schwülstig. Lobpreisungen Christi, Marias, Gottes, Verachtung des irdischen Seins, Bitte um Gnade am jüngsten Tage, sind stehende Themata dieser Art von poetischen Ergüssen. Wie zahlreich sie sind, zeigt ein Blick in die oben citierten Sammlungen. Ihre Entstehung ist weder örtlich noch zeitlich irgendwie beschränkt, denn wir sehen unter weltlichen und geistlichen Gedichten von wesentlich anderem, nach unseren Begriffen natürlicherem und darum poetischerem Charakter, derselben Zeit entstammte Lieder der rein geistlichen, schwärmerischen Art uns entgegentreten, die nicht immer Übertragungen alter Lieder zu sein brauchen, sondern sich auch wohl aus der exceptionellen Gemütslage einzelner Dichter erklären lassen. Solche Lieder gehören eigentlich in keine bestimmte, sondern in die Weltlitteratur, denn die verschiedenen Sprachen sind nur das Mittel zum Ausdruck desselben Gedankenganges. Ein Beispiel genügt, um uns das Wesen aller zu zeigen. Nr. IV der G. L. bei Böddeker ist dazu geeignet. Schon die äufsere Form, die Anrede „suete iesu", die dem „dulcis iesu" der lateinischen Kirchenlieder genau entspricht, läfst uns hierin die nahe Verwandtschaft mit der lateinischen Kirchenpoesie erkennen.* Wir haben ein Gebet an Christus

* Siehe Anmerkung zu G. L. VIII, o. S. 258.

vor uns, der Dichter wendet sich mit den überschwenglichsten Worten an den Erlöser: „Süfser Jesu," sagt er, „Segenskönig, meines Herzens Liebe und Trost, süfs bist du sicherlich, unglücklich ist, wer dich nicht hat." Er bittet ihn, seines Herzens Licht und Trost, ihm Stärke und Macht zu verleihen, dafs er ihn so preisen und lieben könne, wie er geliebt werden müsse. So grofs sei die Liebe, die er ihm ins Herz gepflanzt habe, dafs er nur thränenden Auges daran denken könne, und ihn nur bitte, ihm das rechte Verständnis, die rechte Wertschätzung zu verleihen. Ihm gebe er alles hin, denn er hat alle mit seinem teuren Blute erkauft. Tief bereut er seine Sünde, Gnade erfleht er durch Maria, die Mutter des besten Sohnes, nur sie verleiht die Seligkeit. Er schliefst mit der Bitte, ihm dereinst den Eingang in das Himmelreich zu verschaffen und so seinem Sehnen ein Ende zu machen.

In derselben Weise singt Bernhard von Clairvaux in seinem Jubilus:*

Nec lingua potest dicere,
nec litera exprimere,
Expertus potest credere,
quid sit Jesum diligere.

Amor Jesu dulcissimus
et vere suavissimus,
Plus millies gratissimus,
Quam dicere sufficimus.

Jesus, auctor clementiæ,
totius spes lætitiæ,
Dulcoris fons et gratiæ,
veræ cordis deliciæ.

Buonaventura beklagt seine Sünden:

Miserere, miserator,
quia vere sum peccator,
Tu peccata dele mea
et cor mundum in me crea.**

Furcht vor dem jüngsten Gericht durchbebt den Dichter von De die judicii,*** wenn er singt:

* Wackernagel, Das d. Kirchenlied I, Nr. 183, Str. 5, 13, 17.
** ib. Nr. 229, Str. 16.
*** ib. Nr. 216, v. 15 ff.

Deus, deus, miserere!
angustiæ
mihi sunt undique,
sed tu succurre,
parce, ignosce,
deus, deus, miserere!

Doch es würde zu weit führen, noch weitere Citate aus der lateinischen Kirchenpoesie zu bringen, ebenso spare ich mir solche aus der französischen geistlichen Lyrik.*

Völlige Hingabe an Jesus ist die Forderung dieser Art von Frömmigkeit, wie es G. L. VIII, V. 35 ff. ausspricht:

Do me loue þe wiþ al mi myht,
ant for þe mournen day ant nyht.
iesu, do me seruen þe,
þat euer mi þoht vpon þe be.
iesu, þi loue be al my þoht,
of oþer þing ne recche y noht. (V. 41 u. 42.)

Noch weiter geht des Dichters Demut in V. 129 ff., wo er sich selbst dazu zu unwürdig fühlt.

In demselben Ton bewegt sich auch ein Hymnus an Christus aus späterer Zeit,** welcher zu den genannten Beiwörtern Christi noch hinzufügt: *Jesu, my hony suete, my herte, my comfortynge*, und von demselben Geiste durchweht sind die meisten der lyrischen Stücke im Miscellany und den anderen Sammlungen. Fast mit denselben Worten feiern sie auch Maria als beste der Mütter, reinste der Jungfrauen, süfsestes aller Wesen, so dafs schliefslich auch das Kreuz, woran Jesus litt und starb, süfs genannt wird, wenn auch wiederholt vorher und nachher in denselben Gedichten der Qualen, die es Jesu verursachte, gedacht wird. Gerade darin sieht man den Unterschied der jetzigen Denkweise von der ehemaligen. Im angelsächsischen Kreuzlied findet sich von solcher Auffassung noch keine Spur, es drückt nur den tiefen Schmerz des Dichters aus über den bitteren Kreuzestod Christi, ohne alle Überschwenglichkeit im Ausdrucke, aber durchdrungen ist es von derselben Frömmigkeit und Hingabe an den Erlöser. In allen diesen

* Mätzner, Altfrz. Lieder, Nr. XXXIX, XL. Wackernagel, Altfrz. Lieder und Leiche, Nr. XLI–XLV.

** Publikation der Early English Text Society 1867. Religious pieces in prose and verse, S. 72.

Gedichten begegnen wir fort und fort mystischer Kontemplation, düsterer Weltanschauung, ascetischer Selbstpeinigung, schwärmerischer Hingabe an das Jenseits. In fast denselben Worten erinnert der Dichter sich und seine Mitmenschen in geradezu ermüdender Wiederholung an die eigene Unwürdigkeit und Sündhaftigkeit, an Christi Liebe, an seinen Opfertod. Nirgend findet sich eine Spur individuellen Denkens, Natur und Erdenleben existieren für den Dichter nicht, daher wir ein lebhaftes Bild, einen dem Objekt entsprechenden natürlichen Ausdruck vergebens darin suchen.

Das war die Gestalt, in welcher die englische geistliche Lyrik mit der weltlichen Poesie in Berührung trat. Die weite Kluft, welche die Auffassungsweisen beider trennte, konnte natürlich nur sehr allmählich überbrückt werden. Wir sind in der Lage, der gegenseitigen Annäherung wenigstens teilweise folgen zu können. Das Mittel dazu ist der Inhalt des Miscellany. Nach Morris gehört dieses der Zeit von 1245 bis 1250 an. Es repräsentiert also die geistliche Lyrik in dem Übergang zu dem Stadium, in welchem uns die Mehrzahl der Lieder der Böddekerschen Sammlung entgegentreten, denn diese sind an das Ende des 13. Jahrhunderts zu setzen.

Neben die oben charakterisierten Lieder werden wir diejenigen zu stellen haben, welche zwar denselben Geist atmen, aber ihm in anderer Weise Ausdruck verleihen. Ein Unterschied beider läfst sich nur in der Form finden. Während bei jenen die direkten Anreden an Christus und Maria sich gegenseitig an Überschwenglichkeit übertreffen und, unmittelbar nebeneinander gestellt, den Hauptteil derselben ausmachen, sind sie bei diesen in ruhigere Überlegung eingestreut, haben aber sonst denselben Charakter, der ihnen auch durch die ganze Entwickelung hindurch anhaften bleibt.

Allmählich aber ändert sich auch der Gedankengang. Die ascetische Selbstpeinigung und Selbstverkleinerung, wie sie uns so oft entgegentrat, ist nicht für alle Gemüter und alle Zeiten. Andere Dichter bewahrten bei sonstiger Anlehnung an den Ton ihrer exaltierten Genossen doch die Erinnerung an Christi allmächtige Liebe, auf die jeder nach Gottes Gebot Lebende Anspruch oder doch sichere Hoffnung habe. In den Worten:

Ure louerd crist vs wule teo
to heouene myd iwisse,
If we wulleþ vuel fleo,
ne þurue we þat mysse.*

spricht sich die Zuversicht auf Christi Güte aus, ohne dafs der Dichter „mit salzigen Thränen“ darum fleht. Derselben Zuversicht leiht er in V. 32 ff. Ausdruck:

If we beoþ ryhtwise
and luuyeþ vre drihte,
and doþ al his sernyse
myd al vre myhte,
Ne þarf us neuer agryse
bi daye ne by nyhte.
We schulle in paradyse
schinen swiþe bryhte.

Und ein anderer Dichter hofft sicher, wenn er Christi Gebote hält:

Ich hit eu segge and plyhte
A domesday we myhte
Beon engles ivere.

Auch hierin haben wir nicht einen specifisch englischen Zug der geistlichen Poesie vor uns, sondern ein Merkmal der ganzen Kirchenpoesie, denn auch die lateinischen Lieder weisen Beispiele ähnlicher Aussprüche auf, wie z. B. besonders deutlich die Verse:

Ego miser vixi male
peccans super numerum,
Et pro culpis infernale
merui supplicium.
Nunquam tamen feci tale,
neque tantum vitium,
Quin tu possis æternale
largiri remedium.

Sed non vis, quod moriatur
peccator pro crimine,
Immo vis, ut convertatur
et vivat perpetue:
Ergo per te largiatur
munus indulgentiæ

* Miscellany: Duty of Christians V. 65—68.

Spatiumque concedatur
veræ pœnitentiæ.*

Dazu kommt bei fast allen diesen Gedichten ein ganz bestimmtes Heraustreten aus der Verschwommenheit der Gedanken, aus dem Nebel, in den man sich früher hüllte, um von der Welt nichts zu bemerken. In vielen finden sich Schilderungen der Kreuzigung, des jüngsten Gerichts, mit allen Details. Der Dichter begann hierdurch dem, was seine Phantasie ihm vor Augen führte, was er „schaute", in Worten Ausdruck zu geben. Wenn er in An Orisoun of our Lord** Jesum anredet:

Jhesus, ich þe grete. þat were þar harde ibunde,
Wiþ scurges þu þoledest mony blodi wunde;
Bi-vore þe heþene men þu stode,
Naked and bylaued myd blode,

so ist darin mehr als eine blofse der biblischen Erzählung nachgebildete Dichtung zu sehen. Der Dichter hat klar vor Augen, was er schildert, und zugleich drücken seine Worte ein inniges Mitgefühl für Christi Leiden aus. Hierin liegt auch der Keim einer Auffassung, wie wir sie später in den geistlichen Liedern bei Böddeker in voller Entwickelung antreffen werden, der Keim der Darstellung der individuellen Empfindung als Folge der persönlichen Vertiefung des einzelnen in religiöse Betrachtungen. Dadurch unterscheiden sich die Lieder der neueren Richtung sowohl von den zu gottesdienstlichen Zwecken verfafsten, eigentlichen Kirchenliedern, wie von den Produkten religiöser Schwärmerei, denn in beiden überwiegt das konventionelle Element in Darstellung und Ausdruck, so dafs in ihnen von individueller Empfindung nicht die Rede sein kann.

Dafs auch der menschlichen Seite von Christi Wesen nun gedacht wird, zeigt uns dasselbe Gedicht in V. 15 ff., wo es von Jesus ausdrücklich erwähnt, er sei in seiner Jugend gewesen, wie andere Kinder gewöhnlicher Natur auch sind, er habe dieselben Bedürfnisse wie sie gehabt. Neben diesen Zeichen einer allmählichen Ernüchterung der ehemaligen religiösen Schwärmerei finden sich freilich noch viele Anklänge an den

* Wackernagel, a. a. O. Nr. 297, Str. 23 u. 24.
** S. Miscellany, S. 140, V. 27—30.

alten Ton. So herrscht in dem Gedicht The five joies of the Virgin* noch die alte Hingabe in völliger Selbstlosigkeit. Lobpreisung Marias und ihrer Stellung im Himmel infolge der reinen Geburt Christi herrscht darin ebenso, wie früher an anderen Stellen die grofse Liebe Christi und sein Opfertod die Gedanken des Dichters ganz umfafsten. Auch der Song to the Virgin, ebenfalls im Miscellany enthalten, atmet teilweise noch den alten Geist, wenigstens insofern, als sich in ihm ein Eingehen auf individuelle Gedanken noch nicht zeigt.

Aber andererseits ist das Lied von der neuen Richtung nicht unberührt geblieben. Der Ausdruck ist frischer, freier, die Gedanken einfacher, die Sprachmengung zeigt uns in ihm ein Seitenstück zu dem von ten Brink** citierten Liede, welches sicher von einem fahrenden Kleriker verfafst ist. Vielleicht können wir in dem Song einen Ausdruck einer ernsteren, gehobenen Stimmung desselben sehen, und die frischere Denkweise aus dem wirkenden weltlichen Einflufs erklären.

Wenn die Gedichte des Miscellany, wie schon gesagt, einen monotonen Charakter im allgemeinen nicht verleugnen können, so liegt der Grund davon in eben diesem teilweisen Anklingen an den alten Ton, sodann aber auch in der religiösen und Geistesrichtung, welche das Bekanntwerden des Poema morale verursachte. Wie verbreitet und wie einflufsreich diese Richtung war, das zeigen sowohl die vielen Nachahmungen des Inhalts, wie auch die mannigfaltigen wörtlichen Anklänge daran, auf welche schon Lewin, der neueste Herausgeber des Poema morale, auf S. 44—49 aufmerksam gemacht hat.***

Klagen über schlecht angewendetes Leben, Reue über die vielen Sünden, Hingabe an Christus, und infolge hiervon Mahnungen, die so kurz bemessene Zeit des Lebens nicht ungenützt vorüberstreichen zu lassen und schon früh an das jenseitige Leben zu denken, erfüllen diese Gedichte. Um aber die Mahnungen recht eindringlich zu machen, geht der Dichter ein auf Beispiele aus seiner Umgebung; er weist nach, wie die

* Reliquiæ antiquæ, Band I, S. 48.

** Gesch. der engl. Litt. S. 380.

*** Das mittelengl. Poema morale im krit. Text nach den vorhandenen Handschriften herausgegeben von K. Lewin. Halle 1881. Auch in den Böddekerschen G. L. finden sie sich: G. L. I, V. 8; IV, 6; VIII, 180.

Reichen trotz aller ihrer irdischen Pracht und ihres Wohllebens in der Hölle dieselben Strafen wie andere Sünder erdulden; er schildert nachdrücklich, wie der Leib sich in seine einzelnen Teile auflöst, wie er zerfällt, von Würmern zernagt. Damit war die Auffassung des Gegenstandes wenigstens einigermafsen an das Irdische geknüpft, die Anschauung gab Bilder an die Hand, verlangte Schilderungen und verhinderte so, dafs der Geist sich in die unbestimmten Reflexionen über unfafsbare und unsichtbare Dinge ganz versenkte, ohne anderes zu bemerken.

Dieselbe Tendenz einer Mahnung an die Vergänglichkeit haben Gespräche zwischen Leib und Seele. Freilich gehören sie eigentlich weniger zur geistlichen Lyrik, doch zeigen sie uns auch die Geistesrichtung ihrer Zeit, und aufserdem ist es nicht immer möglich, geistliche Lyrik von der poetischen Predigt genau zu trennen. Jedenfalls müssen auch in ihnen Beispiele, die der Umgebung entnommen sind, der Lehre Nachdruck verleihen, und eine so anschauliche Schilderung, wie sie in Death V. 225 ff.* von dem Teufel entworfen ist, wird den beabsichtigten Eindruck nicht verfehlt haben. Deutlicher will auch der Dichter des „Long life" im Miscellany seine Mahnung an irdische Hinfälligkeit durch Hinweis auf Ereignisse des Erdenlebens machen: *Feyr weder turneþ ofte into reyne* und *Al schal falwy þe grene.* Er erinnert daran, dafs auch Könige den „Todestrank trinken", deshalb müsse jedermann beichten, ehe er „von seiner Bank fällt". Gerade dieser letzte Vergleich zeigt uns, wie eng die dichterische Ausdrucksweise mit Gegenständen des gewöhnlichen Lebens verknüpft war.

Alle in das Charakterbild der geistlichen Lyrik bis jetzt neu eintretenden Züge sind nun nicht eigentlich direkt von der weltlichen Poesie ausgegangen. Aber diese hat an ihnen insofern Anteil, als ihre hervortretendste Eigenschaft, die unmittelbare Auffassung und der daraus sich ergebende natürliche Ausdruck, wenigstens im Keime in der neuen Richtung enthalten ist. Wenn nun solche Züge in die geistliche Poesie eindrangen, so wurde sie damit vorbereitet, weiteren weltlichen Einflüssen leichter zugänglich zu werden.

---

* S. Miscellany, S. 168—185.

Unstreitig macht einen Fortschritt in dieser Richtung ein Gedicht, welches wohl als das beste der geistlichen Lieder des Miscellany gelten kann: das Liebeslied (Luue ron) des Thomas de Hales.* Die Liebe zu Christus wird dort in Gegensatz gestellt zur weltlichen. Erhoben von inniger Liebe zum Heiland schildert der Dichter die Unsicherheit und Vergänglichkeit irdischer Liebe: Wie ein Sturmwind geht die Liebe der Männer vorüber, auf keinen ist sicher zu rechnen; was heut noch anzieht, wird morgen nicht mehr beachtet. Und wie die Liebe, so sind auch die Männer und Frauen selbst vergänglich, wie das Gras welken sie dahin. Wohin sind Cäsar, Hektor, Helena, Paris? Dahin, vergangen, so schnell wie der Pfeil den Bogen verläfst. Was nützt dem König Heinrich alle seine Macht? Seine stolze Stellung ist nichts wert, wenn er stirbt.** Christus allein ist derjenige, dessen Liebe Segen bringt. Er verlangt nicht Schätze und eine hohe Stellung von denen, die sich ihm nähern wollen; er allein ist reich genug, sein Haus ist besser als das kostbare, welches Salomo in aller seiner Pracht baute. Und in solchem Segenshaus sollen die leben, die ihn lieben. Aber eins ist nötig zur Erreichung dieser Glückseligkeit. Christus hat den Mädchen einen Edelstein kostbarster Art gegeben, den zu hüten die heiligste Pflicht und erste Aufgabe ist. Dieser Edelstein ist die Jungfräulichkeit. Gegen ihn sind alle anderen wertlos, so sehr die Welt sie auch schätzen möge. Der Dichter schliefst mit einem Segenswunsche für die, an welche das Lied gerichtet ist. Alles das in einfachem, natürlichem Tone ohne Übertreibung und übermäfsige Schwärmerei ausgedrückt, geschmückt von Bildern, erläutert von Beispielen erhebt das Lied weit über die übrigen, die sich durch ihre manchmal recht fühlbare Trockenheit in der Darstellung und den lehrhaften Ton der poetischen Predigt nähern.

Hier tritt uns auch eine Art Einleitung entgegen; denn der Dichter erklärt uns, wie er dazu kommt, sein Lied zu verfassen. Auch darin liegt ein wichtiges Unterscheidungsmoment gegen früher, wo von dem Leser die hochgespannte Stimmung des Dichters einfach vorausgesetzt werden mufs. Es fehlt dieser

* S. Miscellany, S. 93–99.
** V. 86: hit nere on ende wrþ on heryng.

Einleitung nicht mehr viel zu solchen, wie sie uns bei Gedichten entgegentreten, welche den Stempel der Beeinflussung durch die weltlichen Elemente an der Stirn tragen, und diesen letzten Schritt im Entwickelungsgange stellt uns der Song on the Passion im Miscellany dar. Die Art, wie religiöse Betrachtungen hier eingeleitet werden, unterscheidet sich in nichts mehr von den schönsten Stücken der Böddekerschen Sammlung.

Damit sind wir bei der Periode der mittelenglischen geistlichen Lyrik angelangt, in welcher sie dem Einflufs der weltlichen fortwährend und lebhaft ausgesetzt war. Um ihre Veränderung gegen früher recht deutlich zu machen, werden wir Produkte der jetzigen Zeit denen der früheren Perioden, die ihnen inhaltlich gleichen oder ähneln, gegenüberstellen. Wir fanden als erste kirchliche Lieder direkte Gebete und Anreden an Christus und Maria. Ihnen entspricht u. a. bei Böddeker das G. L. V. In einer allgemeinen Anrede wendet sich der Dichter an Christus, den Himmelskönig. Er möge sein Ende ein gutes sein lassen, das sei sein Gebet jetzt beim Anfange seines Liedes und wo er auch sei, denn Jesus allein habe Macht über alle, daher er am besten Gnade zu gewähren im stande sei. Soweit ist das Gedicht also nur ein einfaches, natürliches Gebet ohne jegliche Übertreibung des religiösen Gefühls und frei von jeder geschraubten Ausdrucksweise. Die zweite Strophe beginnt noch objektiver und weltlicher Poesie ähnlicher. Freilich aber ist die Echtheit derselben zweifelhaft,* und wir können sie hier nur insofern benutzen, als sie doch jedenfalls ein Teil eines Liedes neuerer Richtung ist. Der Dichter erzählt

---

* Wifsmann vermutet, die zweite Strophe dieses Liedes sei hier nicht am Platze, da sie ein Gebet an Jesus durch Anrufung Marias unterbricht. Derartige Unterbrechungen kommen auch sonst noch vor, vergl. G. L. XII, 58—59 u. G. L. VIII, 81—84, aber hier ist mehr wie Unterbrechung, denn sie leitet ein Gebet an Maria ein, wodurch der Zusammenhang des Liedes gestört ist. Bei G. L. XII liegt etwas Ähnliches vor, jedoch bleibt die zweite Strophe dort im Zusammenhang mit der ersten und dritten. Die zweite Strophe von G. L. V ist also als unecht hier zu streichen. Damit fällt aber auch die Identität der Dichter von G. L. V und G. L. XII, denn sie stützt sich hierauf, wenn man nicht etwa in allgemeinen Ausdrücken, wie z. B. V, 7 neben XII, 59 und V, 9 neben XII, 58 wörtliche und bedeutsame Anklänge sehen will. Verwandt sind entschieden die zweiten Strophen von V und XII, die erstere macht den Eindruck einer gedankenlosen Kopie der letzteren.

uns darin, wie die Stimmung, aus der er dichtete, in ihm zu stande gekommen ist. Eines Morgens, müssen wir annehmen, als er vom Schlafe erwacht, gedenkt er seines Lebenswandels und mufs natürlich darauf kommen, dafs er oft gefehlt habe. In solchen trüben Gedanken sinnt er auf Mittel, wie er diesem Zustande abhelfen könne, und wählt Maria als Fürbitterin. Nun richtet er seine Bitte an Jesus selbst, er fleht um Gnade und Errettung und die dereinstige Seligkeit. Er fühlt sich dazu berechtigt, und ist nicht so zerknirscht, sich auch zum Bitten zu unwürdig zu fühlen wie der Dichter von G. L. VIII, er hofft im Gegenteil auf Gewährung, denn, sagt er V. 19—21:

for þi merci, Jesu suete,
þin hondy werk nult þou lete,
þat þou wel ȝerne sohtes.

Christus wird, wie er hofft, nachdem er einmal die Menschheit erlöst und dadurch gewissermafsen neu geschaffen hat, seine neuen Geschöpfe nicht verlassen, sondern sie ebenso gern aufnehmen, als er für sie in seiner Liebe litt. Wohl weifs der Dichter, dafs in dieser Welt nur Sorge, Kummer und Pein zu finden ist, aber deswegen flieht er die Welt nicht, er flucht nicht allem Irdischen, sondern rät nur, so zu leben, dafs wir uns der Gnade nicht unwürdig machen. Aus diesen Gefühlen und Gedanken können wir uns ein Bild von des Dichters Charakter machen. Er mag ein in der Welt lebender Kleriker gewesen sein, einer jener ernsteren Art, die in dem Welttreiben das Ende des Lebens nicht vergafsen, sondern der ernsten Zwecke desselben sich bewufst waren. Nicht vollständig machtlos giebt er sich dem Erbarmen des Heilands anheim, er ist vielmehr von edlem Selbstbewufstsein durchdrungen, er will, soviel in seinen Kräften steht, helfen, sein Schicksal zu gestalten. Daher kann er sich nicht in jene dunklen Gebiete rein mystischer Betrachtungen verlieren, er bleibt mit seinen Gedanken in für Menschenverstand erreichbaren Grenzen, er bewahrt seine natürliche, frische Anschauung, und von warmer Frömmigkeit erfüllt nimmt er das Leben hin, wie es ist, und sucht es zu seinem Besten zu wenden.

Dafs er Lieder der ehemaligen Richtung kennt, beweist er dadurch, dafs er teilweise dieselben Ausdrücke wie sie ver-

wendet. Auch er nennt Christus *Jesu suete*, er ist auch ihm der *heuene kyng*, er soll ihm *heuene lyht* geben, da er die Menschheit *so duere bohte*, die Welt hat nur *care*, *serewe and pyne* und kein *blys*. Aber diese Wendungen, ehedem allgemein im Gebrauch, sind bei ihm nicht gehäuft, er schaltet sie ein in seine klaren einfachen Sätze. Diese Einfachheit und Natürlichkeit in Gedanke und Ausdruck, das Fernhalten von überschwenglicher Reflexion nähert das Lied der Poesie, welche diese Züge als eigentümliche besitzt. So wie bei der weltlichen Poesie der Leser leicht in die Stimmung des Dichters sich versetzt, so auch hier; wir haben nicht nötig, uns in eine unnatürlich gespannte Gemütslage zu versetzen, um des Dichters ausgesprochenen Gedanken folgen, die angedeuteten erraten zu können. Seine Denkweise ist die eines jeden ernstgesinnten, über dem irdischen das jenseitige Dasein nicht vergessenden Menschen.

Wir bemerkten, wie allmählich Schilderungen der Leiden Christi sich in geistlichen Betrachtungen einfanden. Solche finden sich auch in G. L. VII, und zwar recht anschauliche. Deutlich sieht der Dichter den Gekreuzigten an Händen und Füfsen durchbohrt, bleich und blutigen Hauptes am Marterpfahl. Tiefer Schmerz und inniges Mitleid erfüllt ihn bei diesem Anblick, rührend klagt er, dafs man ihm nicht geglaubt, als er noch von Schmerz frei war. Noch mehr tritt diese durch Anschauung erweckte Stimmung uns in G. L. XI entgegen. Der Dichter begnügt sich hier nicht mit einer, wenn auch noch so detaillierten Darstellung dessen, was seinem Geiste vorschwebte, sondern er schmückt sie noch aus, und während in G. L. VII von Wunden die Rede ist, aus denen Christi teures Blut zur Erde fällt, läfst er die Wunden nafs sein vom Weinen. Vgl. V. 8—9.* So deutlich steht das Bild vor seinem Auge, dafs auch Kleinigkeiten ihm wichtig und erwähnenswert erscheinen: Das Kreuz steht hoch auf einem Hügel, eine Meile von der Stadt, die Jünger sind entflohen um Mittag, die Stätte ist leer, nur Maria steht dabei und klagt.

Trotzdem aber ist er weit entfernt von einer blofsen Erzählung. Vielmehr unterbricht er die Schilderung durch Aus-

* Dieser entschiedene Fortschritt bestätigt somit nicht die Ansicht Böddekers, der G. L. VII u. XI demselben Dichter zuschreiben will.

drücke seines Schmerzes. Er sagt nicht: „Ich sah ihn am Kreuz, ganz blutig, kalt am Körper, seiner Schönheit beraubt", sondern: „Wenn ich ihn so sehe, dann seufze ich, wen kann das mehr schmerzen als mich?" So vertieft ist er in Betrachtung des Bildes seiner Phantasie, dafs er seine Reflexion unterbricht, die Satzkonstruktion vergifst und Jesus selbst anredet. — Dieses Versunkensein in das vor seiner Seele stehende Gemälde zeichnet nicht ihn allein aus, auch der Dichter von G. L. VII kennt es. Vgl. das. V. 15—17. — Wie tief seine Empfindung ist, zeigt der Ingrimm gegen Christi Jünger, die

aren afered,
ant clyngeþ so þe clay; (V. 16 u. 17),

gegen Christi Feinde, die seine Qualen so bitter machten:

þe nayles beþ to stronge,
þe smyþes are to sleye,
þou bledest al to longe,
þe tre is al to heyȝe. (V. 31—34.)

Rührend ist seine Klage um den verlassenen Heiland:

Alas, Jesu, þe suete!
for nou frend hast þou non,
bote seint Johan mournynde,
ant Marie wepynde
for pyne þat þe ys on. (V. 36—40.)

Tief ergreifend ist seine Mahnung, nicht beim Kreuze zu schwören, an welchem er so litt. (Vgl. V. 55—58.)

Die Reflexion ist unmittelbar durch die Anschauung hervorgerufen; die lebhafte Darstellung und innige Sprache zeigen, wie tief der Dichter von seinem Gegenstande ergriffen ist. Tiefer in ihn und alle seine kleineren Züge eindringen, ihn besser mit seinem Geiste ganz umfassen, konnte auch der beste aller weltlichen Lyriker nicht. Dieser Auffassung mufs auch der Ausdruck entsprechen. Er ist unmittelbar und ungezwungen, aber warm und ergreifend, er reifst die Herzen der Leser mit fort in den Gedankenkreis, den er bezeichnet. Und das haben wir als eine der Haupteigenschaften der weltlichen Dichtung erkannt. In solchem Liede sind weltliche und geistliche Elemente innig gemischt in Inhalt und Wiedergabe der Gedanken.

Klagen über ein übel angewendetes Leben bildeten, wie wir sahen, den Inhalt vieler geistlichen Lieder infolge der durch das Poema morale angeregten Geistesrichtung.

Auch hierfür bietet uns Böddeker ein Beispiel in G. L. III. Ein alter Mann klagt in diesem Liede, einem Gebete an Christus, oder Gott — wer gemeint ist, geht nicht aus der Anrede hervor — nach einem Leben voll Genufs über seine Gebrechlichkeit im Alter. Schon der Anfang zeigt uns, wie bedeutend die Lebensanschauung hier von der der früheren Dichter abweicht:

Heȝe louerd, þou here my bone,
þou madest middelert ant mone,
ant mon of murþes munne. (V. 1—3.)

Der Ausdruck „murþes munne" kann nur bezeichnen „sich nach den Freuden sehnen", das heifst die Freude aufsuchen, sie geniefsen. Der Klagende ist somit frei von Weltfluchtsgedanken und denkt nicht an Entsagung. Wenn er dann seine Fehler bekennt und sie in seiner elenden Lage nun bereut (vgl. V. 13 u. 14), so fliefst diese Stimmung nur aus dem Gefühl, inmitten irdischer Genüsse sich zu sehr gehen gelassen zu haben, aus der Erinnerung, dafs die Weltfreuden nicht das einzige seien, was hier zu erstreben ist, er bereut nur das Übermafs im Genufs, welches seine Kräfte vorzeitig erschöpfte. Einst stand er hoch in der Gesellschaft, er war kühn, flink wie das Reh, stramm safs er zu Rofs und prangte in prächtigen Kleidern. Nun hat ihn die Gicht daniedergeworfen, seine früheren Genossen haben ihn verlassen, ein Stab nur ist jetzt seine Stütze. Von seiner körperlichen Behendigkeit ist nichts mehr geblieben, keinen Finger kann er jetzt mehr krümmen. Das alles aber sagt er uns nicht im Ton der Reue darüber, dafs er an solchen Dingen einst Freude empfunden hat, sondern mit schmerzlichem Bedauern, dafs die Tage der Lust nun für ihn vorbei sind. Das liegt in seinen eigenen Worten; vgl. V. 35—37. Ingrimmig auf seine einstigen Gefährten, welche ihn nun verlassen haben und doch einst Speise und Kleidung von ihm empfingen, und auf sich selbst, verzweifelt er fast an der Möglichkeit längeren Daseins. Diese Klagen erinnern uns an die wehmütigen Gefühle, welche die altenglischen Gedichte „Wanderer", „Ruine" durchziehen. Auch dort ist es die Er-

innerung an das einstige frohe Leben, welche den Dichter traurig stimmt, und die Worte des Wanderers:

Wohin kam das Rofs? Wohin der Mann? Wohin der Kleinodspender?
Wohin kamen die Sitze der Gelage? Wo sind die Saaljubel?
Ach blinkender Becher! Ach Brünnekämpfer!*

entsprechen den Klagen unseres Dichters. Der alte germanische Sinn für Kampf und Bethätigung der Körperkraft, für Jubel mit trauten Genossen mischt sich hier innig mit dem christlichen Gedanken an das Ende des Erdenlebens.

So durchhaucht ein weltlicher Geist das ganze Gedicht. Dafs es ein geistliches ist und sich von dem Tone einer weltlichen Elegie entfernt, das ist erst in den letzten Strophen begründet. Dort zählt er in allegorischer Form seine einzelnen Sünden auf — ein echter Zug geistlicher Dichtung. Strafe zu verdienen ist der Dichter sich bewufst, aber sie ist schwer zu tragen, schmerzlich bittet er Gott, dem sein Leben angehört, ihn von solchem Elende zu erlösen. Dieser Zustand ist ihm unerträglich, er wird immer machtloser, denn:

Alse ys hirmon halt in hous,
ase heuep hount in halle. (V. 84 u. 85.)

Aber trotzdem sehnt er den Tod noch nicht herbei, er ist noch zu sehr Mensch und hängt noch zu sehr an der Welt. Ehe er ganz vergeht, bittet er Christus, sein Leben noch zu verlängern; vgl. V. 93 u. 94. Christi Hilfe ist seine einzige Rettung, denn sonst welkt er dahin, wie die Blume, die sich selbst überlassen ist.

Der Stoff zu dem Gedichte ist derselbe wie bei den echt geistlichen Behandlungen ähnlicher Gegenstände im Miscellany, geistlich ist auch die Tendenz: Hingabe an Christus als einzigen Retter. Weltlich aber ist die Lebensauffassung, weltlich sind die mannigfachen Beziehungen auf Gegenstände des gewöhnlichen Lebens, weltlich auch der Ausdruck an vielen Stellen; in V. 84 und 85 ist sogar ein Ausspruch benutzt, der einen sprichwörtlichen Klang hat; überall aber nähert sich die Diktion der Unmittelbarkeit der weltlichen Dichtungen bei gleicher Innigkeit und Tiefe der Empfindung.

* Grein, Dichtungen der Angelsachsen. Bd. II, S. 254, V. 92—94.

Vielleicht vermuten wir nicht mit Unrecht in dem Dichter einen jener Laien, denen die Gabe dichterischer Befähigung verliehen war.

Wir haben nun schon auf verschiedenen Gebieten den Einfluſs weltlicher Dichtung auf die geistliche Lyrik kennen gelernt, und es bleiben noch die Gedichte zu untersuchen übrig, bei denen die Betrachtung der Natur die Stimmung des Dichters hervorruft. Nirgend zeigt sich der Zusammenhang der geistlichen und weltlichen Lyrik deutlicher als hier, ja so verquickt mit weltlichen Elementen sind manche Lieder, daſs man nach dem Anfange oft nicht entscheiden kann, ob man ein Produkt geistlicher oder weltlicher Natur vor sich hat. Wenn man die Einleitung zu G. L. VII liest (V. 1—4), glaubt man kaum, daſs solchem Anfange ein Lied über Christi Leiden folgen könne, man erwartet ein Liebeslied und erinnert sich unwillkürlich an die ersten Verse von W. L. XII, V. 1—3.

Beide sind Aussprüche über die Macht des Frühlings in rein weltlichem Sinne, die noch heute anmutig ein Frühlingslied einleiten können. Wer denkt dabei nicht an das Heinesche Lied: „Im wunderschönen Monat Mai“ etc. Es kommt nur auf die Grundstimmung an, ob die weiteren Verse dem Preise der Geliebten oder dem Lobe Christi gewidmet sind, und so wird das erste Lied ein geistliches, das zuletzt citierte ein weltliches. Ebenso durchdrungen wie der Dichter von W. L. XII von der Liebe zur Geliebten ist der von G. L. VII von inniger Zuneigung und Hingabe an seinen *lemmon*, dem all sein Denken gilt. Wie dasselbe Lied uns schon oben durch die Unmittelbarkeit des Ausdrucks und die Anschaulichkeit der Darstellung zeigte, wie sehr weltliche Elemente es durchsetzen, so wird dieser Eindruck noch verstärkt, wenn wir hier die sanfte, milde und innige Stimmung des Dichters beim Anblick der erwachenden Natur entstehen und auch in uns wach werden sehen. Anschauung und Reflexion sind innig miteinander verknüpft.

Eins nur ist für unsere Auffassung noch unerklärt, nämlich, warum das Lied sich an Christus wendet statt an Gott, den Schöpfer der schönen Natur, deren Anblick sein Liebessehnen hervorrief. Wir müssen uns aber daran erinnern, daſs bekanntermafsen Christus und Maria im ganzen Mittelalter nicht

nur Gott gleich, sondern fast höher als er gestellt wurden, so dafs die christliche Lyrik sich mit diesem fast gar nicht beschäftigt. Freilich stehen Christus und Maria auch der Welt anders gegenüber, sie haben nähere Beziehung zur Menschheit, jener durch seine Erdenlaufbahn und den Opfertod, diese als Mutter des Erlösers, und aufserdem darf der grofse Einfluſs der Idee der geistlichen Minne nicht übersehen werden: Christus war der Geliebte der nach ewiger Seligkeit ringenden Seele. Vgl. G. L. VII, 31—33.

So wie hier eine Frühlingslandschaft anregend wirkt, so geht in G. L. XII ein ähnlicher Einfluſs von einem Herbstbilde aus: Das Welken von Rose und Lilie mit allem ihrem Dufte erinnert den Dichter an das Welken der Blumen unter den Menschen, der Frauen; keine, selbst eine Königin nicht, kann sich dem Tode entziehen. In diesem Liede sehen wir auch, wie der Dichter sich mitten in der Natur bewegt, denn, wie er uns selbst erzählt, befindet er sich eines Morgens auf einer Jagdstreiferei bei Peterborough. Er sieht die Natur somit unmittelbar in ihrem nun, im Herbst, absterbenden Leben. Das kann ihn nur wehmütig stimmen, ihm Gedanken an sein eigenes dereinstiges Absterben einflöſsen. Und damit hängt zusammen der Gedanke an seine Sünden, seine Strafe, und an Christi Gnade am Tage des Gerichtes, die er durch die Fürsprache der Maria zu gewinnen hofft; an sie richtet er nun sein Gebet, vielleicht auch gerade an sie als die einzige, die sofort nach dem Tode gen Himmel fuhr, im Gegensatz zu den sterblichen Frauen, deren er am Eingange des Liedes gedenkt.

Diese ganze Gedankenreihe geht von der Naturbetrachtung aus, die Anschauung weckt die dichterische Stimmung. Diese ist nicht immer vorhanden, sie wird nur momentan erregt.

Darin wirkt unverkennbar weltlicher Einfluſs, wenn ein solcher sich auch im weiteren Verlaufe des Liedes kaum bemerken läſst, wenigstens nicht deutlich hervortritt. Dagegen aber finden sich manche Anklänge an den alten Ton.

Wenn schon der Herbst so trübe Stimmung erregen kann, wie viel mehr mufs es erst der Winter thun. Und so sehen wir in G. L. VI ein Winterlied, ein Stimmungsbild von geradezu düsterer Natur.

„*Winter wakeneþ al my care*“ beginnt der Dichter. Die Trostlosigkeit und Öde der Natur trübt alle Gedanken, mahnt an die Öde und Traurigkeit alles Lebens; alles vergeht (vgl. V. 6—9), Gott allein bleibt beständig, wie er ist und war. Von neuem giebt der Dichter dem Schmerz über das Absterben der Natur Ausdruck, gedenkt mehrmals der eigenen Gebrechlichkeit, und nun wendet er sich flehend an den, von dem alles Heil kommt, an Christus.

Mit ergreifenden Worten, aber in ganz schlichter Weise vermittelt die Sprache die Gedanken, die sich ohne Mittelglied einer Überlegung sofort und unmittelbar bei der Anschauung einstellen. Alles das haben wir als Kennzeichen weltlicher Poesie erkannt.

Ganz anderer Art als die bisher besprochenen Lieder ist G. L. IX, ein Gespräch der Maria mit ihrem gekreuzigten Sohne.* Wenn auch von solcher Anschaulichkeit, wie sie uns aus anderen Liedern bekannt ist, hier nicht die Rede sein kann, so ist es doch dem Dichter gelungen, uns die Situation ergreifend vorzuführen. Warme Empfindung durchhaucht Marias Reden, die in tiefem Mutterschmerz die Leiden des Sohnes mitfühlt, rührend sind ihre Entgegnungen auf seine Mahnungen, ihren Schmerz zu mildern durch Hinweis auf den Wert seines Todes. „Was kann mich trösten,“ sagt sie, „wenn ich deine Schmerzen sehe?“ Ihr Schmerz ist der einer jeden Mutter, die ihr Kind leiden sieht, ohne helfen zu können.

Einen in sich abgeschlossenen Stoff behandelt auch die Darstellung der fünf Freuden der Maria. Der Fortschritt dieses Liedes, G. L. XIV, gegen das im Miscellany enthaltene Gedicht gleichen Inhalts liegt in der Einleitung. Auch sie geht von der Natur aus. Der Dichter gedenkt auf einem Spaziergange der heiligen Jungfrau. Der Übergang zum Thema ist ziemlich unvermittelt, ja die Einleitung macht fast den Eindruck, als sei sie überhaupt nur da, um die näheren Umstände zu bezeichnen. Die Stimmung erklärt sich hier nicht so deutlich aus der Anschauung. Trotzdem aber zeigt der Eingang, der ein

* Böddekers Annahme einer Anlehnung an „Stabat mater“ ist unerwiesen. Die beiden Lieder stehen nur insofern in einem Zusammenhange, als der Stoff bei beiden derselbe ist.

weltliches Gepräge trägt, dafs der Dichter sich weltlichem Einflufs nicht entzieht. Dieser scheint auch in der übrigen Darstellung gewirkt zu haben, wenigstens unterscheidet sich die klare und einfache Behandlung des Themas vorteilhaft von derjenigen der „Five ioies“ im Miscellany, wo der Dichter vor Lobpreisungen der Maria den eigentlichen Kernpunkt dessen, was sein Motiv bildet, gar nicht erreicht. Wie verbreitet übrigens dieser Stoff im Mittelalter war, zeigen auch zwei lateinische Bearbeitungen desselben bei Wackernagel,* die allerdings nicht nur fünf, sondern sogar sieben Freuden Marias kennen. Interessant für uns sind sie, weil sie unseren englischen Versionen entsprechen, indem Nr. 241: De septem gaudiis beatæ virginis Mariæ in terra, unserem G. L. XIV, das andere 242: De septem gaudiis beatæ virginis Mariæ in cœlo, dem Liede des Miscellany dem Inhalte und der Ausführung nach sich zur Seite stellen läfst.

Rein äufserlich ist die Beziehung zur weltlichen Poesie in G. L. XVII. Die Einleitung, V. 1—6, ist dem Charakter eines geistlichen Liedes fern, und offenbar, wie Böddeker annimmt, einem Spielmannsliede entnommen. Freilich ist auch noch zu beachten, dafs wir hier wieder eine Dichtung vor uns haben, die auf der Grenze der Lyrik und der Didaktik steht. Jedenfalls aber zeigt der Umstand, dafs man ungescheut rein weltliche Formen auf geistliche Gebiete übertrug, was auf eine enge Beziehung beider Dichtungsarten oder wenigstens auf ein Nichtvorhandensein einer unüberbrückten Kluft zwischen beiden schliefsen läfst.

Ist diese Beeinflussung der geistlichen Poesie durch weltliche Elemente allein in England vorgegangen, oder findet sich Ähnliches auch in anderen Litteraturen?

Die lateinische Kirchenpoesie hatte zur profanen Dichtung so gut wie gar keine Beziehungen. Auch in Deutschland scheint jede Dichtungsgattung ihren streng gesonderten eigenen Weg gegangen zu sein, wenigstens weist die Wackernagelsche Sammlung deutscher Kirchenlieder aus der ältesten Zeit bis ins fünfzehnte Jahrhundert hinein kein Beispiel eines Liedes auf, woraus

* Das deutsche Kirchenlied, Nr. 241 u. 242.

die Wirkung weltlicher Elemente in geistlicher Dichtung erschlossen werden könnte.

Aber auch in Frankreich ist eine solche wohl nur Ausnahme, trotzdem man bei dem Wechselverkehr der französischen und englischen fahrenden Schüler doch vermuten sollte, sie auch hier zu treffen. In den von mir benutzten Sammlungen altfranzösischer Lieder* findet sich nur eins,** welches den englischen an die Seite zu stellen ist. Es beginnt:

Quant froidure trait afin
contre la saison desteit,
ke florissent cil iardin,
et renuerdissent cil prei;
oxillon, ki ont estei
por la froidure tapin,
si renuoixent amatin
espris de ioliuetei.
lors seux rauis a mon grei
en un desir de cuer fin.
de remireir la clairteit
ki iert et serait sens fin.

Tuit li desir enterin
sont en cel riche regnei. etc.

Dieses Reich ist das Himmelreich, dessen Herrlichkeit dann noch weiter geschildert wird. Eine Überleitung der Gedanken vom Naturleben zum jenseitigen findet somit auch hier statt, aber sie steht weit unter der der englischen Lieder an Innigkeit der Verknüpfung. Der Übergang bleibt hier immer ziemlich unmotiviert. Der Gedankengang der englischen Dichter liegt jedesmal klar vor uns: Der Frühling erweckt ein freudiges Sehnen im Herzen, eine weiche Stimmung, die zu Christus hinleitet; der Herbst erinnert uns an die Vergänglichkeit alles Irdischen, so auch an unsere eigene; derjenige, welcher dieser Vergänglichkeit die Schrecken abnimmt, ist Christus; der Winter endlich stellt uns die Öde der Natur dar, wenn ihr Leben zugleich mit seiner Grundbedingung, dem erwärmenden Hauche

* Wackernagel, Altfrz. Lieder und Leiche, Basel 1846. Mätzner, Altfrz. Lieder, Berlin 1853. Bartsch, Altfrz. Romanzen u. Pastourellen, Leipzig 1870. Die Berner Liederhdschr. 389, Herrigs Archiv Bd. XLI u. XLII. Altfrz. Lieder ed. Schirmer in Herrigs Archiv Bd. XLI.

** Nr. XL bei Wackernagel, Altfrz. Lieder u. Leiche.

der Sonne, verschwunden ist. In einem ähnlichen Zustand der Öde befinden auch wir uns, wenn der Quell unseres Lebens, die Liebe zu Christus fehlt. Der französische Dichter geht unmittelbar vom Frühlingsleben ohne Zwischenglied auf das Himmelreich über, ohne uns ahnen zu lassen, wie er dazu kommt. Man sieht auch die Notwendigkeit dieser Gedankenverbindung nicht ein, da man an die Herrlichkeit des himmlischen Reiches zwar wohl im Frühling, zur Zeit der gröfsten Pracht des irdischen Reiches, auch erinnert werden kann, aber ebenso im Herbst und Winter, wo jenseitige Herrlichkeit und irdische Vergänglichkeit sich gegenüberstehen, wo der Gedanke an das eine nach dem Gesetz des Kontrastes den Gedanken an das andere hervorruft. Ja dieses mufs schon gewirkt haben, denn nur die höhere Stufe der Pracht des zukünftigen Reiches konnte den Dichter von dem weniger vollkommenen irdischen Reich ablenken. Das aber spricht nicht für eine besonders innige Auffassung der Natur. Er reflektiert schon beim Anblick derselben über ihren Wert, er ist also nicht mehr unmittelbar ihrer zauberischen Wirkung ausgesetzt. Seine religiöse Stimmung wiegt von Anfang an vor, und er tritt schon mit dem Bewufstsein ihrer Minderwertigkeit im Vergleich zum Himmelreich an sie heran.

Das ist bei dem englischen Dichter nicht der Fall, dieser steht als Teil eines Ganzen im Naturleben, er fühlt sich dazu gehörig. Die Unterscheidung beider Auffassungsweisen liegt in dem verschiedenen Verhältnis der englischen und französischen Lyrik zur Natur, worüber die Betrachtung der weltlichen Lyrik uns weitere Aufschlüsse geben soll.

* *
*

Fassen wir nun zusammen, was sich bis jetzt aus unserer Untersuchung ergeben hat. Wir haben gesehen, dafs die geistliche Lyrik inhaltlich dieselbe geblieben ist durch ihre ganze Entwickelung hindurch. Die Erkenntnis, dafs alles Irdische vergänglich sei, dafs der Mensch trotz aller irdischen Macht sich diesem Schicksal nicht entziehen kann, dafs Jesus und mit ihm Maria die alleinigen Helfer sind, denen wir uns daher ganz

ergeben müssen, das sind Anschauungen, die sich fest erhalten haben, und das ist auch natürlich, denn es sind christliche Lehren.

Verschwunden, wenigstens in der grofsen Mehrzahl geistlicher Lieder, ist jene nichtssagende mystische Versenkung ins Jenseits, jene Schwärmerei, die bei aller Gehobenheit der Stimmung doch nur immer dasselbe sagt in schwülstiger, althergebrachter, ganz und gar nicht individueller Form. Geschwunden ist auch jener Geist der finsteren Ascese, der aller Weltfreude flucht. Dafür aber hat die geistliche Lyrik gewonnen, was reichen Ersatz bieten konnte. Sie hat von der weltlichen Poesie gelernt, die Natur in den Kreis ihrer Betrachtung zu ziehen, oder genauer ausgedrückt, sie hat einen ihr anfangs eigentümlichen Charakterzug, den sie dann aufgab, durch die weltliche Lyrik wiedergewonnen. Denn, wie die Betrachtung der ältesten Kirchenpoesie lehrte, war dieser ein Eingehen auf die umgebende Natur wohlbekannt und wurde in ihr dichterisch verwendet. Aber es ist diese ursprüngliche Eigenschaft bedeutend modifiziert worden. Die alten Kirchenlieder standen über der Natur, daher sie dieselbe auch nur als etwas Allgemeines auffafsten, ohne sich als Individuum in eine nähere Beziehung dazu zu bringen. Jetzt aber steht der geistliche Lyriker mit seinem Fühlen und Denken mitten in der Natur. Früher war Naturbetrachtung nur etwas Nebensächliches, Zufälliges, ein Morgenlied konnte nicht gut beginnen ohne eine Erwähnung des Erwachens des Lebens in der Natur, bei einem Gebet um Hilfe gegen die wütenden Elemente lag es sehr nahe, die Wirkungen derselben darzustellen. Deshalb aber war der Dichter nicht von der Natur selbst zu seinem Gedichte angeregt, seine Stimmung war von vornherein eine religiöse. Jetzt weckte das umgebende Leben die Reflexion über das eigene Dasein; die geistliche Stimmung, aus welcher das Lied flofs, wurde erst dadurch hervorgerufen, dafs die mannigfachen Analogien des geistigen und des Naturlebens die Gedanken von dem einen auf das andere überleiteten. Die Reflexion schlofs sich nun mehr oder weniger eng an das angeschaute, zuerst noch äufserliche, natürliche, dann an das innere, geistige Bild an. Unmittelbarkeit des Ausdrucks war die notwendige Folge dieses Fortschrittes, denn geschraubte

Worte entsprechen nicht einfachen Gedanken. Durch das Eingehen auf die Natur lernte auch der geistliche Dichter ihre Freuden kennen, verstehen und an ihnen teilnehmen, woraus wieder eine neue Lebensauffassung resultierte.

Alle diese Züge in inniger Verschmelzung, so dafs man die fremden, neu eintretenden Bestandteile nicht mehr herauserkennen kann, geben der geistlichen mittelenglischen Lyrik einen ganz anderen Inhalt und drücken auch ihrer Form ein neues, zum Vorteil verändertes Gepräge auf. Durchaus harmonisch wirkt sie auf jedermann, sie setzt keine besondere Stimmung voraus, wie es ehedem der Fall war. Ihr Gedankenkreis entspricht dem des ruhig denkenden Menschen. Die Tendenz der neuen Richtung ist: ein Streben nach möglichster Vollkommenheit und Erreichung des Heils bei verständiger Abwechselung von Ernst und Freude, denn auch dieser gebührt ein Recht, da sie den Weg ausschmückt, der zum Höchsten führt.

* *
*

Das war die Gestalt der mittelenglischen geistlichen Lyrik zur Zeit der stärksten Beeinflussung durch die weltliche. Wir müssen nun noch einen Blick auf die Folgezeit werfen und zusehen, wie sich da ihr Verhältnis zur weltlichen Poesie gestaltete. Wenn wir die Gedichte, welche in den verschiedenen Publikationen der Early English Text Society, namentlich aus den Jahren 1867 und 1870, enthalten sind, sowie die in Reliquiæ antiquæ und von Böddeker im Jahrbuch für romanische und englische Litteratur, Bd. 14 u. 15 veröffentlichten lyrischen Produktionen, welche uns die geistliche Lyrik Englands etwa bis zum Anfang des 16. Jahrhunderts darstellen, betrachten, so können wir im allgemeinen behaupten, der Einfluſs weltlicher Dichtung dauere nur so lange, als die Dichter beider Gattungen in regem Wechselverkehr standen, wenigstens ist er in dieser Zeit am deutlichsten erkennbar und am häufigsten. Ganz ohne alle Nachwirkung konnte er indes nicht bleiben, und so treffen wir auch in den genannten Sammlungen Lieder, die gegenüber der ermüdenden Monotonie der Gebete und Lobpreisungen wahr-

haft erfrischend auf den Leser wirken, freilich nicht in so grofser Anzahl als bei Böddeker.

So zeichnet sich eine Darstellung von Christi Leiden* aus durch warme Empfindung; Einfachheit in Gedanke und Ausdruck bilden Vorzüge eines Liedes: „I wite my silf myn owne woo.“** Auch sonst noch treten uns diese Vorzüge vereinzelt entgegen, verbunden mit Individualität der Gedanken; mancherlei Bilder schmücken die Diktion. Lebhaft erinnern an Gedichte der Böddekerschen Sammlung solche Lieder, die durch eine Einleitung uns die näheren Umstände mitteilen; aber auch hier ist eine Veränderung eingetreten. Wenn der Dichter von „This world is but a vanyte“*** singt:

As y gan wandre in my walkinge
Bisides an holt vndir an hille
Y say an oolde man sitte wepinge;

und wenn das Lied: „Merci passiþ Riȝtwisnes“† beginnt:

Bi a forest as y gan walke
Wiþout a paleys in a leye
I herde two men togidre talke;
I þouȝte to wide what þei wolde seie,

so ist damit nur eine rein äufserliche Anknüpfung an die weltlichen Verhältnisse gegeben. Nicht diese oder die Natur erregen die Stimmung des Dichters, sondern diese ist schon vorhanden, sie ist selbständig, und er scheint nur zu referieren. Diese Art von Einleitung ist dieselbe wie die der altfranzösischen Pastourellen:

Lautrier me cheualchoie
toute ma senturelle
trovai en mei ma voie etc.

In beiden Fällen ist der Zweck der Einleitung rein äufserlich. Auch eine so anschauliche Schilderung eines Jagdrittes, wie sie „Revertere“†† uns zeigt, steht in keinem Zusammenhange mit dem Inhalte des Liedes, dem sie als Einleitung dient, denn das Auffinden des Wortes „Revertere“ auf einem Blatte ist rein zufällig,

* Early English Text Society 1867. Hymns to the Virgin and Christ S. 28, V. 201 ff.
** ib. S. 35.
*** ib. S. 81, V. 1—3.
† ib. S. 95.
†† ib. S. 91.

und nur dieses giebt den Anstofs zu den weiteren Betrachtungen, nicht die umgebende Natur. Dagegen stehen auf ziemlich hoher Stufe lyrischer Vollkommenheit die Lieder: „Who cannot wepe, com lerne of me“* und „Dispute between Mary and þe cross“.** Das erste stellt uns Maria am Fufse des Kreuzes dar, weinend um ihren Sohn. In ergreifenden Worten schildert es uns ihren Schmerz, tiefes und warmes Mitgefühl spricht sich aus in den Hinweisen darauf, dafs „Christus, unser Vater und unser Bruder zugleich, für uns den bittersten Tod erduldete. Wer sollte da ungerührt bleiben? Wer könnte uns den Schmerz besser ausdrücken lernen als Maria, die Mutter des liebevollen Heilands?“

Noch ausgeprägter weltliche Elemente zeigt das zweite Lied. Die Art, wie Maria dem Kreuz vorwirft, Christi Leiden verschuldet zu haben, indem es ihn im Gegensatz zu ihrer mütterlichen Sorgfalt als Stiefmutter quäle, lieblos ihm Schmerzen bereite, und nackt ihn Wind und Wetter aussetze, zeugt von grofser Lebhaftigkeit der Phantasie, von sehr entwickelter Darstellungsgabe des Dichters. Bild reiht sich an Bild, wir sehen selbst im Geist alles, was uns in Worten dargestellt wird. Ebenso poetisch ist die Antwort des Kreuzes, worin es sich gegen die Vorwürfe verteidigt. „Es sei der Stab des Hirten Christus, durch die Thätigkeit des Kreuzes erst habe Christus sein Werk vollendet, aber dazu sei es ohne Willen bestimmt, denn nicht das Kreuz habe das Wetter gesandt, das die daran hängende Frucht reifen machte; wie die Presse nur ein Mittel ist, um Wein zu gewinnen, so habe auch das Kreuz nur diesem Zwecke gedient, als Christus an ihm blutete und mit diesem seinem Blute der Menschheit den Lebenstrank gab.“***

Hier sehen wir also alle Vorzüge der geistlichen Poesie noch einmal vereinigt. Sonst aber ging sie wieder ihre eigenen, von denen der weltlichen Lyrik nicht mehr berührten oder ge-

---

* A. a. O. S. 126.

** Legends of the holy Rood. E. E. T. S. 1871, S. 130 ff.

*** Der Vergleich Christi mit einer Frucht ist übrigens schon sehr alt. Venantius Fortunatus benutzt ihn in seinem Liede De cruce Domini (Wackernagel, Das d. Kirchenlied, Nr. 77):

Appensa est vitis inter dua brachia, de qua
dulcia sanguineo vina rubore defluunt.

kreuzten Wege, seitdem die fahrenden Kleriker aufgehört hatten, ihre Hauptpfleger zu sein. Und diese Änderung in den Personen der Verfasser drückte der ganzen folgenden geistlichen Lyrik einen entsprechenden Charakter auf. Ein Geistlicher, der im Liede die Gedanken seiner Seele enthüllte, ein gebildeter Laie, der zu seiner Erbauung sich mit geistlicher Dichtung befafste, und endlich ein fahrender Schüler mit lebhaftem Sinn und leicht erregbarem Gefühl, der dem Drange der jugendlichen Herzen folgend seiner Verehrung Christi oder Marias Ausdruck verlieh, mufsten ganz verschiedene Dichtungen hervorbringen. Wenn nun die Thätigkeit der letzteren aufhörte, so darf es kaum Wunder nehmen, wenn die geistliche Lyrik die Charakterzüge verlor, welche sie ihr aufgedrückt hatten: die Lebendigkeit und Frische des Ausdruckes, die vielfachen Beziehungen auf das Leben und vor allem auf die Natur, worin gerade das Hauptmerkmal der specifisch englischen Dichtung beruhte. Die geistliche Lyrik trat wieder mehr und mehr in den Zustand ein, wo sie eigentlich nichts ausdrückte als die herrschende kirchliche Richtung. Dieselben Gedanken wie in den anderen Litteraturen bilden den Gegenstand auch ihrer Produkte. So wie sie fortwährend die Jungfräulichkeit der Maria hervorhebt, so wiederholt ein französisches Marienlied* auch sehr oft:

Doulce dame de noble atour,
qui portas nostre creatour,

und Tu es celle de qui volt naistre
nostre creatour, nostre maistre,
nostre pere, nostre seigneur.

Und so wie der englische Dichter Jesus zum *lefmon* hat, so sagt auch der französische: *Je suis a vous comme amant a sa mie.* Zugleich damit schwand auch der individuelle Charakter ihrer Dichtungen, der Inhalt hört auf, eine nur den einzelnen betreffende Klage oder ein Gebet des einzelnen zu sein. An deren Stelle treten allgemeine Betrachtungen über das Leben im Anschlufs an biblische Sprüche, oft verbunden mit biblischen Citaten. So behandeln mehrere Lieder** die Schäden der Zeit. Nr. XXIX schliefst aus der Verderbtheit der Menschen auf

* Suchier, Mariengebete, Halle 1877.
** Jahrbuch, Bd. XIV, Nr. XX, XXVIII—XXXI.

das Herannahen des Gerichtes. Ein anderes Lied* behandelt in längerer Ausführung den biblischen Ausspruch, dafs der Mensch sei wie das Gras, das heute blüht und morgen verdorrt ist. Er verwendet dazu den Vergleich des Lebens mit den vier Jahreszeiten. Ein Kampflied, Nr. XXX, mahnt zum Streite gegen die Macht des Satans, Christus sei der beste Führer in diesem Kampfe. Auch einfache Darstellungen von Thatsachen der biblischen Geschichte kommen öfters vor, teils schlicht und ohne allen Schmuck, wie die Erzählung der Menschenschöpfung und des Sündenfalls in XXIII, teils schwungvoll wie XXXII, welches die Darstellung von Christi Geburt beginnt mit dem Jubelruf:

The golden tyme ys nowe at hande,
The daye of joye from heaven doth springe;
Salvacyone over-flowes the lande,
Wherefore all faithfull thus may singe:
Glorye be to god most hie,
And peace on the earth continuallye,
And vnto men rejoysinge.

Auch das jüngste Gericht ist natürlich Gegenstand poetischer Behandlung geworden. — Von tiefer und wahrer Frömmigkeit durchdrungen ist die Mahnung zum frommen Leben, XXVIII; der Dichter erinnert vom Kerker aus, in den seine Zuversicht auf Christi reine Lehre ihn gebracht, seine Kinder an die Gebote des christlichen Glaubens. In demselben Tone ermahnt XXXVI zur Mildthätigkeit. Auch bei diesen Liedern stehen manche hart an der Grenze des lyrischen Gebiets, teils sind sie mehr erzählender Natur, ballets, wie sie sich selbst nennen, teils nähern sie sich der didaktischen Dichtung.

Zweierlei nun tritt uns in diesen späteren Produkten geistlicher Poesie entgegen. Das eine ist das Eingehen und die Bezugnahme auf die Bibel unmittelbar. Der Ausdruck: *as Scripture plainly dothe us tell* kehrt sehr oft wieder. Dieser Zug ist der älteren Kirchenpoesie, wenigstens in so hervortretender Weise, nicht eigen. Sicherlich ist hierin eine Wirkung der Reformation zu sehen, wenn man die Vermutung Böddekers als erwiesen annimmt, der Dichter John Rogers (XXVIII) sei ein Märtyrer seines Glaubens aus der Zeit der Königin Maria.

* Jahrbuch, Bd. XIV, Nr. XXXV.

Ferner aber ist auch der Umstand bemerkenswert, dafs seit den Zeiten der Beeinflussung durch weltliche Züge sich fast kein Beispiel mehr für jenen finsteren Geist der Weltflucht und Selbstverkleinerung findet, auch die Neigung zu mystischer Kontemplation mit Übergehung aller irdischen Verhältnisse scheint geschwunden, dauernd vorüber, wenn wir von dem einen Fall in XXXIV, einem etwas dunkel und mystisch gehaltenen Lobe der Stadt Zion, absehen. Die Dichter knüpfen unmittelbar ans Leben an, ergründen die Menschennatur mit ihren Schwächen, und weisen auf Mittel hin, sich über sie zu erheben. Der Grund dieser neuen Auffassung mag wohl hauptsächlich in der Fortentwickelung der kirchlichen Lehre liegen, aber ein Mitwirken der weltlichen Poesie und ein Nachwirken der stattgehabten Beeinflussung von aufsen wird sich dabei kaum ableugnen lassen. Freilich erkennt man jetzt den geistlichen Charakter eines geistlichen Liedes auf den ersten Blick, und Beziehungen zum Naturleben haben aufgehört, religiöse Betrachtungen einzuleiten. Wohl aber hat sich die Auffassung erhalten und entwickelt, zu der die weltliche Poesie die Anregung gab, als sie die geistliche Lyrik von den Fesseln und Fehlern der althergebrachten Kirchenpoesie befreite. Sie änderte dauernd ihren Gedankenkreis und zwar nach zwei Richtungen: Einmal verallgemeinert sie ihn, indem in ihn das Leben mit allen seinen Anregungen trat, und nicht mehr allein geistliche Ideen vorherrschten; dann aber machte sich auch eine Einschränkung geltend, indem die mystischen nebelhaften Phantasiegebilde eines schwärmerischen Geistes aus ihm heraustraten und ihm durch Verbindung mit menschlichen und natürlichen Verhältnissen Schranken gezogen wurden.

Unverändert blieb von Anfang aller geistlichen Lyrik durch alle Phasen der Entwickelung hindurch nur eins, was ja zugleich ihre Quelle ist: der Glaube an den dreieinigen Gott und die innige Liebe zu Christus und Maria, von deren Gnade das zukünftige Heil abhängt. Alles andere ist nur ein je nach den Zeitverhältnissen mehr oder weniger verschiedener Ausdruck desselben Grundgedankens.

Raul von Cambrai.

Ein altfranzösisches Heldenlied.

Übersetzt von

F. Settegast.

(Schlufs.)

Zu Ribemont der stolze Graf Ybert,
Er hört im Münster den Vespergottesdienst.
Da langen an Bernier und seine Ritter.
Den Stegreif halten ihm des Schlosses Knappen,
Dann fragen sie: „Bei dem gerechten Gott,
Was giebt es Neues? Das verhehlt uns nicht.“
„Ich kann euch Schlimmes melden,“ sagte Bernier,
„Wer unser Land jetzt will verteidigen,
Der sei bereit, es wird ihm Kampf nicht fehlen.
Graf Raul von Cambrai kommt, uns zu vernichten,
Doch Gott vom Himmel kann uns wohl Hilfe senden.“
Als sie Bernier nun vor dem Saal entwaffnen,
Da sehn sie Blut von seinem Haupte fliefsen,
Manch edler Mann erschrak gar sehr darob.

Aus ist die Vesper, Ybert kommt aus dem Münster,
Den Sohn begrüfst er mit Kufs und mit Umarmung,
Am Antlitz sieht er fliefsen ihm das Blut,
Er wundert sich und spricht: „Bei Sankt Richier,
Wer war so kühn, mein Sohn, dich anzurühren?“
„Das war mein Herr,“ erwiderte Bernier,
„Er schlug mich mit dem Schafte eines Spiefses,
Mein Kleid ist nafs von Blut bis zu dem Gürtel.
Zu Euch, mein lieber Vater, komm ich jetzt,
Dafs Ihr mir Rat und Hilfe gebt zur Rache!“
Da spricht zu ihm Ybert, der stolze Graf:
„Bernier, mein Sohn, ich will dir's offen sagen,

Du bist ein Thor und dir ist nicht zu helfen.
Als du ein Knabe warst, da haben wir
Mit Lieb und Zärtlichkeit dich aufgezogen;
Und als zum Jüngling du warst herangewachsen,
Verliefsest du in deinem Hochmut uns.
Du gingst nach Cambrai zu dem Grafen Raul
Und schenktest Glauben seinen glatten Worten.
Du dientest ihm, nun hast du deinen Lohn:
Er hat dich wie ein Ackerpferd geschlagen.
Durch deine eigne Schuld ist dir's geschehen,
Ich weise dich von Haus und Hof hinweg,
Du sollst bei mir nicht Schutz noch Hilfe finden."
Bernier vernimmt's, die Farb entweicht dem Antlitz:
„Erbarmen, Vater, bei Gott, Mariens Sohn,
Nehmt mich in Euren Schutz, ich bitt Euch drum.
Graf Raul, er kommt, ins Elend uns zu treiben,
Nicht eines Hellers Wert will er dir lassen.
Ganz Origni hat er bereits verbrannt,
Und von den Nonnen lebt nicht eine mehr,
Im Feuer sind sie umgekommen alle,
Ja, meine Mutter selbst, Marcent, die gute,
Ich sah sie brennen mit meinen eignen Augen.
Als ich drob zornig wurde gegen Raul,
Da hat er mich mit einem Spiefs geschlagen,
Mein Antlitz ward von rotem Blut besudelt."
Als Ybert dieses hört, da ruft er laut:
„Zu seinem Unheil, ich schwör es, hat der Schurke
Verbrannt die Nonnen und Marcent, deine Mutter.
Es ist ein Wunder, wenn Gott noch länger duldet,
Dafs ihn die Erde und der Rasen trägt.
Mit grofsem Unrecht drang er in mein Land,
Noch mancher Panzer soll durchlöchert werden,
Eh dieses Land ihm überlassen wird."
Dann sprach er weiter mit grofser Freundlichkeit:
„Mein lieber Sohn, entledge dich des Kummers,
Denn bei dem Gott, der alles lenkt hienieden,
Schwer soll er's büfsen, eh noch drei Tage um sind."
Als nun die Essenszeit gekommen war,
Da setzten sich zu Tisch die wackern Ritter.
Ybert jedoch berührte keine Speise
Und nagte nur an einem Hirschenknochen.
Die edlen Männer redeten ihn an:
„So efst doch, Herr, bei dem gerechten Gott,
Heut ist ja Ostern, wo man sich freuen soll."
Und Ybert sprach: „Fürwahr, das kann ich nicht.

Hier seh ich meinen Sohn von Blut beronnen,
Wer so ihn schlug, der ist gar sehr mein Feind.
Nun auf, ihr Ritter, zum Kampfe gegen Raul;
Ihr Alte bleibet hier und schützt die Burg,
Ihr junge Männer rüstet euch zur Kriegsfahrt."
Sprach Bernier: „Herr, hier dürft Ihr mich nicht lassen."
„Doch werd ich's, Sohn," erwiderte Ybert,
„Ihr seid verwundet und bedürft der Pflege."
„Herr," sagte Bernier, „redet nicht davon,
Denn eher liefs ich mich in Stücke schneiden,
Als dafs ich mich an Raul nicht rächen sollte."
Da widersprach nicht länger Graf Ybert;
Sie rüsten sich und reiten eilends fort,
Mit ihnen reitet Bernier.

Grofs ist das Heer, das Rauls Befehl gehorcht,
Zehntausend sind's, Guerri, der führt sie an;
Ein jeder sitzt gewappnet auf dem Streitrofs.
Die Söhne Herberts und der junge Bernier,
Elftausend Krieger hatten sie zur Stelle.
So nahe sind die Heere sich gekommen,
Dafs man von beiden Seiten sich erkannte.
Nicht konnten da der Thränen sich enthalten
Sogar die Kühnsten, denn sie wufsten wohl,
Es werde schlimm und schrecklich sein der Kampf,
Und wer gestürzt, dem sei der Tod gewifs:
Gefangennehmung werde es nicht geben.
Die wackern Männer gelobten darum Gott,
Nicht mehr zu sündgen, wenn sie am Leben blieben;
Wenn doch sie's thäten, es reuig abzubüfsen.
Es raufte mancher Edle aus dem Rasen
Drei Halme und verschluckte gläubig sie
Zur Kommunion, denn Priester gab's dort keinen,
Sie gaben Seel und Leib in Jesu Schutz.
Raul und Guerri, die schwuren hoch und teuer,
Sie würden nimmer von dem Kriege lassen,
Bis mit Gewalt das Land erobert sei,
Und Herberts Söhne vertrieben oder tot.
Und auf der andern Seite schwur Ybert,
Raul werd erhalten nicht einen Fufs breit Landes;
Und es versicherten ihm alle Mannen
Bis in den Tod Ergebenheit und Treue.
„Die Sicherheit," so sprach Bernier, „ist gut,
Verwünscht sei, wer zuerst zur Flucht sich wendet."
Dann sprengt er vor auf seinem guten Streitrofs

Und einen Ritter trifft er auf den Schild,
All seine Rüstung konnte den nicht schützen,
Es drang ihm durch den Leib die Lanzenspitze,
Er fällt zu Boden als ein toter Mann.
Bernier ruft: „Saint-Quentin! Haut drein, Gefährten,
Rauls grofser Hochmut stürzt ihn ins Verderben;
Wenn ich ihn heut mit meinem Schwert nicht töte,
Dann will ich gleich ein feiger Schurke heifsen.“
Die Ritter sprengen von beiden Seiten an,
Die Hörner tönen, der Lärm ist gar gewaltig;
Seitdem die Welt von Gott geschaffen worden,
Gab's wohl in keinem Kampfe solch Getöse.
Die guten Ritter wollen da nicht säumen,
Sie drohen nicht, sie hauen mutig ein.
Das Rofs spornt Ybert und ruft mit lauter Stimme:
„Wo bist du, Raul? Ich fordre dich zum Zweikampf.
Besiegst du mich mit deines Schwertes Schärfe,
So wird mein ganzes Land dir unterthan,
Es wird dann niemand mehr Verteidgung wagen.“
Raul hört es nicht, wie ich vernommen habe,
Denn anderwärts war er im Kampfgetümmel,
An seines Oheims, Guerri des Braunen, Seite.
Darob geriet Ybert in grofsen Zorn,
Zu schnellem Laufe spornte er das Streitrofs,
Und Fromont trifft er vorn auf seinen Schild,
Er spaltet ihn grad unterhalb des Buckels,
Auch schützte jenen der weifse Panzer nicht,
Es treibt Ybert den Spiefs ihm in den Leib
Und wirft ihn tot, mit Blut beströmt, zu Boden.
„Saint-Quentin,“ ruft er, das ist sein Feldgeschrei,
„Ihr Herrn Barone, hauet mutig drein,
Zu seinem Unheil begann Graf Raul den Krieg.“

Es sprengte Ludwig durch das Schlachtgetümmel,
Das war der jüngste von den vier Söhnen Herberts,
Jedoch der tapferste von ihnen allen.
Gar wohl gewaffnet safs er auf dem Streitrofs,
Das ihm geschenkt sein Pate, König Ludwig.
Mit lauter Stimme hub er an zu rufen:
„Wo bist du, Raul von Cambrai? Komm heran.
Besiegst du mich, gewinnst du grofsen Ruhm
Und all mein Land soll dir zu eigen werden.“
Nicht hörte ihn Graf Raul von Cambresis,
Denn anderwärts war er im Kampfgetümmel,
Er wäre sonst gewifs herbeigekommen.

In grofse Wut gerät der junge Ludwig,
Er drückt den guten Schild an seine Brust,
Zu raschem Lauf spornt er das Streitrofs an
Und trifft Garnier auf seinen grauen Schild
(Der war aus Arras, Guerri des Tapfern Sohn),
Den Schild durchbohrt er unterhalb des Buckels,
Und auch der Panzer schützte Garnier nicht,
Es fährt ihm in den Leib die Lanzenspitze,
Dafs tot er niedersinkt von seinem Rosse.
Und Ludwig rief: „Haut drein, ihr guten Ritter,
Zu seinem Unheil kam Raul in dieses Land."
Da sprengt heran Guerri auf seinem Streitrofs,
Das blanke Stahlschwert hält er in seiner Rechten,
Und nicht bedarf des Arztes, wen er trifft;
Wohl vierzehn sanken von seinen Hieben nieder.
Er blickt' und sah am Rande eines Holzes,
Tot auf der Erde liegend, seinen Sohn;
Vor Schmerz und Zorn kam er von Sinnen fast.
Gleich reitet er nach jener Stelle hin,
Er steigt vom Rofs und küfst den blutgen Leichnam.
„Sohn," sprach der Vater, „ich hatte dich so lieb;
Wer dich getötet hat, bei Sankt Richier,
Ich will mich nimmermehr mit ihm versöhnen.
Nicht ruhen werd ich, bis ich ihn getötet."
Er wollte heben auf den Hals des Pferdes
Den Sohn, jedoch die Feinde sah er nahn.
Da legt' er in den hohlen Schild den Leichnam
Und sprach: „Mein Sohn, ich mufs dich jetzt verlassen,
Doch wenn es Gott gefällt, werd ich dich rächen.
Er möge deine Seele zu sich nehmen."
Dann eilte er zu seinem Rofs zurück,
Schwang sich hinauf und stürzt' ins Schlachtgewühl.
Die Feinde läfst er seinen Zorn wohl fühlen.
Wer ihn gesehen hätte, wie er dreinschlug,
Wie Arm' und Köpfe von seinen Hieben fielen,
Der hätte ihn der Feigheit nicht geziehen.
Es sanken mehr als zwanzig vor ihm nieder,
Der Feinde Reihen lichten sich um ihn.
Arnold, den Herrn von Douai, trifft er an.
Die Rosse spornen sie zu schnellem Lauf,
Mit starkem Stofse treffen sie die Schilde,
So dafs sie durch und durch gespalten werden,
Jedoch die Panzer wurden nicht zerrissen.
Sie fallen beide auf die Erde nieder,
Doch gleich sind wieder sie emporgesprungen.

Hoch in der Rechten schwingt Guerri das Schwert,
Und Arnold trifft er auf seinen goldnen Helm,
Dafs gleich zu Boden die Edelsteine fallen.
Hätt Arnold nicht den Kopf zurückgezogen,
So hätt ihn Guerri gespalten bis zum Gürtel;
Von Schild und Panzer schlug er ein Stück ihm ab.
Fürwahr, der Hieb war grofs und fürchterlich,
Von seiner Wucht sank Arnold auf die Kniee,
Es war kein Wunder, dafs er sich fürchtete.
Gott rief er an, den wahren und gerechten,
Und auch Maria, die heilge Gottesmutter,
Wenn sie ihm hülfen, so gelobte er,
Dann woll er wieder aufbaun Origni.
Da sprengt heran Renier, der Sohn von Guerri,
Vor seinem Vater sah er Arnold straucheln;
Gleich hätt er ihn mit seinem Schwert getötet,
Als von der andern Seite Bernier nahte.
Der rief Renier mit lauter Stimme an:
„Um Gott, du edler Mann, berühr ihn nicht,
Zu mir her wende dein eisengraues Streitrofs,
Kampf wirst du finden, wenn du ihn haben willst.“
Als der es hörte, ward er sehr ergrimmt,
Mit ihm zu kämpfen trug er grofs Verlangen,
Garnier, den lieben Bruder, wollt er rächen.
Sie sprengen hurtig aufeinander los
Und stofsen mit den Lanzen auf die Schilde.
Die wurden gleich zerbrochen und durchbohrt,
Jedoch die Panzer wurden nicht zerrissen.
Da zieht Bernier das Schwert und schlägt Renier
Auf seinen Helm, dafs ab der Zierat fällt;
So Helm wie Haube wird vom Schwert durchschnitten,
Bis zu den Zähnen wird das Haupt gespalten.
„Den Hieb,“ sprach Guerri, „hab ich wohl gesehen,
Auf einen zweiten warten, Thorheit wär es.“
So viel Gefährten Berniers sieht er nahn,
Es weicht vor Furcht das Blut aus seinem Antlitz.
Er eilt zurück zum Rofs, das auf ihn wartet,
Schwingt sich hinauf und sprengt sogleich von dannen,
Den Sohn, der tot am Boden liegt, verläfst er.

Guerri entflieht, nicht weifs er andern Rat,
Laut jammert er um seiner Söhne Tod.
Er sprengt zurück wohl über einen Hügel
Und klagt dem Grafen Raul sein bittres Leid.
„Die frechen Schufte,“ sprach er, „Herberts Söhne,

Sie haben beide Söhne mir getötet.
Gott gebe, dafs ich mich an ihnen räche."
„Mein lieber Neffe Raul," so sprach er weiter,
„Von grofser Tapferkeit sind Herberts Söhne,
Ich hätt es vorher nimmermehr gedacht.
Drum bitt ich dich bei dem wahrhaftgen Gott,
Dafs du dich heute nicht von mir entfernest.
Das will ich dir versprechen und geloben:
Wenn du umringt von deinen Feinden bist,
Und wenn sie dich vom Rofs geworfen haben,
Ich helfe dir, dafs wieder du hinaufkommst."
Des freute Raul sich und versprach es ihm.

Es drängen sich um Raul so dicht die Feinde,
Er kann sein Rofs nicht lenken nach Belieben,
Nicht, wie er möchte, mit dem Schwerte dreinhaun.
Das schmerzt ihn so, es bricht der Schweifs ihm aus.
Mit grofser Tapferkeit schuf er sich Bahn,
Der Feinde Reihen mit dem Schwert durchbrechend.
Jedoch beging er eine grofse Thorheit:
Er trennte sich von Guerri, seinem Oheim,
Und den Baronen, die ihm helfen wollten.
Er reitet fechtend durch das Kampfgetümmel,
Und wen er trifft, für den giebt's keine Rettung.
Wohl zwanzig Männern schlägt den Kopf er ab,
Fast alle Feinde fliehn vor ihm in Angst.
Richier, den guten Ritter, sah er vor sich,
Derselbe war des jungen Bernier Vetter,
Und Yberts Fahne, seines Oheims, trug er.
Gar sehr bedrängte er die Mannen Rauls,
Der sieht's und eilends sprengt er auf ihn los,
Fafst seinen Spiefs, schwingt ihn mit grofser Kraft
Und trifft Richier auf den gewölbten Schild,
Durchbohrt ihn grade unterhalb des Buckels,
Zerreifst darauf den weifsen Kettenpanzer
Und stöfst den Spiefs ihm tief in seinen Leib;
Dann wirft er tot ihn auf den Rasen nieder,
Und Yberts Fahne fiel mit ihm zu Boden.
Raul sieht es wohl, da freute sich sein Herz;
Er rief: „Cambrai! Haut drein, ihr guten Ritter,
Nicht sollen diese Schufte uns entrinnen."

Zu raschem Laufe spornte Raul sein Streitrofs,
Er sah vor sich den tapferen Johann,
Das war der Herr von Ponthieu und von Ham;

Ein Riese war es an Gröfse und Gestalt,
Er hatte mehr als hundert schon getötet.
Raul schaut ihn an, und grofs ist seine Furcht,
Um keinen Preis hätt er ihn angegriffen;
Doch seines Vaters Taillefer gedenkt er,
Der kühnlich manchen Kampf bestanden hatte,
Und der Gedanke gab ihm solchen Mut,
Vor vierzig Männern wär er nicht geflohen.
Da treibt das Rofs er an mit Sporn und Zuruf,
Er schwingt mit grofser Macht den schneidgen Spiefs
Und trifft damit Johann auf seinen Schild;
Er spaltet ihn grad unterhalb des Buckels,
Und auch der weifse Panzer half ihm nichts,
Raul stöfst den Spiefs ihm tief in seinen Leib
Und wirft ihn tot, mit Blut beströmt, zu Boden.
Des freut er sich und ruft mit lauter Stimme:
„Cambrai! Hant drein, Barone, säumet nicht.
Nicht werden Herberts Söhne unser spotten,
Den feigen Schuften ist der Tod gewifs."

Geregnet hatte es, weich war der Boden,
Ermattung überkam die Rosse alle.
Raul trifft auf Arnold, den Grafen von Douai,
Der spricht zu ihm: „Raul, treff ich endlich dich?
Ich bin dein Feind und nimmer werd ich ruhn,
Bis du von mir besiegt bist und getötet.
Was du mir anthatst, werd ich nie vergessen:
Von meiner Gattin hatte ich zwei Söhne,
Ich schickte sie zum Hofe nach Paris,
Dort wurden sie getötet mit Verrat.
Nicht thatest du's, doch willigtest du ein.
Wenn ich dich jetzt mit diesem Schwert nicht töte,
So acht ich mich nicht einen Heller wert."
Sprach Raul: „Wenn ich Euch jetzt nicht Lügen strafe,
So will ich Cambrai nimmer wiedersehn."
Dann spornen sie zu raschem Lauf die Rosse
Und stofsen mit den Lanzen auf die Schilde,
Die wurden gleich gespalten und durchbohrt,
Jedoch die guten Panzer widerstanden.
Sie fielen beide vom Rofs zur Erde nieder,
Doch richten gleich sie wieder sich empor.
Raul war ein tapferer und kühner Ritter,
Sein gutes Stahlschwert entreifst er gleich der Scheide
Und Arnold schlägt er auf den spitzen Helm,
Dafs alle Edelsteine niederfallen.

Es glitt der mächtge Hieb zur Seite nieder,
Doch wufst ihn Raul mit solcher Kunst zu lenken,
Arnold verlor vom linken Arm die Hand,
Mit samt dem Schild fiel sie zu Boden nieder.
Als Arnold Schild und Hand am Boden sieht,
Der rot sich färbt vom Blut, das niederströmt,
Da steigt er auf sein Rofs in grofser Angst
Und eilends flieht er den Waldesrand entlang.
Auch Raul schwingt sich aufs Rofs und jagt ihm nach,
Nicht lange währt's, so ist er ihm ganz nahe,
Denn Arnolds Rofs, es war bereits erschöpft.
Grofs ist darob die Furcht des edlen Grafen,
Er machte Halt und rief mit lauter Stimme:
„Erbarmen, Raul, bei Gott, dem Weltenschöpfer,
Ich will dein Lehnsmann sein, ganz wie du willst,
Und all mein Land soll dir zu eigen werden."
Raul aber schwur, dafs er ihn töten wolle,
Und auf nichts andres sei gewandt sein Sinn.

Arnold entfloh und Raul verfolgte ihn.
Da blickte Arnold vor sich hin und sah
Rocoul, den Vetter Berniers, seinen Neffen.
In seiner Todesfurcht rief er ihm zu:
„Rocoul, mein lieber Neffe, schütze mich
Vor Raul, der nimmer von mir lassen will.
Schon hat er mich der linken Hand beraubt
Und jetzo droht er, den Kopf mir abzuschlagen."
Das hört Rocoul, er ward vor Zorn fast rasend.
„Mein Oheim," sprach er, „seid ganz ohne Furcht,
Dem Grafen Raul soll es an Kampf nicht fehlen,
An gar gewaltgem, es wird ihm wohl noch leid."
Er spornt das Rofs mit seinen goldnen Sporen,
Und schwingt den Lanzenschaft von Apfelbaum;
Sie treffen beide sich auf ihre Schilde,
Die wurden gleich gespalten und durchbohrt,
Jedoch die guten Panzer hielten stand.
Da schwingt in grofsem Zorne Raul das Schwert
Und trifft Rocoul auf seinen goldnen Helm;
Die Edelsteine fielen alle nieder;
Zur Linken glitt das gute Stahlschwert ab;
Hernieder schlägt ihm Raul den ganzen Schild
Und schneidet unterm Knie den Fufs ihm ab.
Der fällt mit samt dem Sporn zum Rasen nieder.
Raul sieht es wohl und grofs ist seine Freude.
Mit bittrem Hohne sprach er da zu ihnen:

„Nun fehlt Arnold die Hand, Roconl der Fufs,
Ich will euch gern in meine Dienste nehmen,
Zum Wächter oder Pförtner taugt ihr trefflich.“

Arnold entflieht, gar grofs ist seine Furcht,
Raul jagt ihm nach, er will nicht von ihm lassen.
Mit lauter Stimme ruft er dem Grafen zu:
„Nach deinem Tod trag ich Verlangen, Arnold,
Mein Schwert und ich, wir haben ihn beschlossen.“
Arnold sieht nahe schon den Grafen Raul,
Da fleht er nochmals ihn um Schonung an:
„Erbarmen, Raul, bei dem gerechten Gott,
Ich will noch leben, ich bin ja noch nicht alt,
Zu Gottes Dienst will ich als Mönch mich weihen,
Und alle meine Länder seien dein.“
„Wahrhaftig,“ sagte Raul, „du mufst jetzt sterben,
Ich will das Haupt dir von dem Rumpfe schlagen.
Dich kann nicht schützen die Erde noch der Rasen,
Noch all die Heiligen vor Gottes Thron.“
Der Sinn des Grafen Raul war ganz verdüstert,
Dies Wort hat ins Verderben ihn gestürzt,
Er hat damit sich losgesagt von Gott.
Graf Arnold hört's, er hebt den Kopf empor,
Der Mut kehrt ihm zurück, er spricht zu Raul:
„Hochmütiger, Abtrünniger von Gott,
Wenn ihm du widersagst und seiner Freundschaft,
Bist mehr nicht wert du als ein toller Hund,
Denn Erd und Rasen kann mich gar wohl beschützen,
Und Gott vom Himmel, wenn er sich mein erbarmt.“
Da sieht er Bernier nahn in grofser Eile,
Mit Helm und Panzer, Schild und Spiefs gewaffnet.
Er lenkt zu ihm das Rofs und ruft ihn an:
„Ach, lieber Bernier, habt mit mir doch Mitleid,
Seht hier den Grafen Raul, den Wüterich.
Er hat die linke Hand mir abgehauen
Und will mir jetzt den Kopf vom Rumpfe schlagen.“
Mit klarer Stimme begann Bernier zu rufen:
„Mein lieber Oheim, seid ganz ohne Furcht,
Gleich will ich reden mit dem Grafen Raul.“
Er lehnte sich auf seines Rosses Hals
Und rief den Grafen an mit lauter Stimme:
„Raul, edler Herr, o hör mich jetzo an,
Ich leugn' es nicht, du machtest mich zum Ritter,
Jedoch sehr teuer hab ich's bezahlen müssen:
In Origni verbranntst du meine Mutter,

Mir selbst hast blutig du den Kopf geschlagen.
Die Bufse, die du botst, wollt ich nicht nehmen,
Denn ich war zornig, als ich mein Blut sah fliefsen.
Wenn du sie jetzt mir beutst, ich will sie nehmen,
Und alles dir verzeihn, bei Sankt Richier.
Versöhnen will mit dir ich Herberts Söhne,
Auf dafs ein Ende nehme Kampf und Krieg.
Lafs dich, Herr Raul, zum Frieden doch bewegen;
Und dieses todeswunden Mannes schone,
Der wehrlos ist, da er die Hand verloren."
Graf Raul, in stolzem, übermütgem Sinn,
Er stemmt sich auf die Steigebügel so,
Dafs unter seiner Last das Rofs sich biegt.
„Du Bastard," sprach er, „gar fein ist deine Rede,
Doch wirst bei mir du nichts damit erreichen,
Den Kopf verlierst du, eh du von hinnen kommst."
„Fürwahr," sprach Bernier, „zum Zorn hab ich jetzt Grund,
Demütgen will ich mich vor Euch nicht mehr."
Er spornt mit Macht sein gutes Streitrofs an,
Und auch Graf Raul sprengt an mit vollem Lauf;
Sie stofsen sich gewaltig auf die Schilde
Und spalten sie grad unterhalb der Buckel.
Die Lanze Rauls zerrifs den Panzer Berniers;
Getötet hätt ihn Raul, das ist gewifs,
Wenn nicht das Recht und Gott beschützt ihn hätte,
Dafs ihm das Eisen nur die Seite streifte.
Doch Bernier stöfst den Spiefs mit samt dem Fähnlein
Dem Grafen in den Leib, soweit er kann.
Dann zieht das Schwert er eilends aus der Scheide,
Er trifft den Grafen Raul auf seinen Helm,
Dafs alle Edelsteine niederfallen.
Das scharfe Schwert durchschneidet Helm und Haube
Und dringt bis ins Gehirn dem edlen Grafen.
Den Kopf voran fällt er vom Rosse nieder,
Des Todes Nahn umdüstert ihm die Augen.
Gott, den allmächtgen Herrscher, rief er an:
„Der du am Himmelsthron die Welt regierst,
Gott," sprach er, „ach, wie schwindet meine Kraft!
Noch gestern wufst ich keinen auf der Welt,
Der meinem Schwerte widerstanden hätte.
Mit diesem Land ward ich belehnt zum Unheil.
Hinfürder werd ich keines mehr beherrschen.
Hilf mir, Maria, Himmelskönigin!"
Die Seele scheidet vom Leib des edlen Ritters,
Gott geb ihr ewgen Frieden.

Wie Bernier tot den edlen Grafen sieht,
Da fängt vor Mitleid er zu weinen an.
Dann rief er laut: „Dafs ich Graf Raul getötet,
Gar leid und bitter ist es mir, fürwahr,
Jedoch das Recht war mein, so Gott mir helfe.“
Da sprengt Guerri heran auf seinem Streitrofs,
Er findet seinen Neffen tot am Boden.
Es hatte seines Schwertes Griff der Edle
So fest umschlossen mit der rechten Hand,
Dafs man's mit Mühe nur ihm konnt entwinden.
Der Schild, auf dem gemalt der Wappenlöwe,
Der lag dem edlen Grafen auf der Brust.
Guerri sinkt über ihm in Ohnmacht nieder.
„An Euch, mein lieber Neffe,“ sprach er dann,
„Ist grofses Unrecht hier begangen worden.
Wohl seh ich dort Bernier, den jungen Bastard,
Den Ihr zum Ritter machtet in Paris;
Er hat Euch ohne jedes Recht erschlagen.
Doch bei dem Gott, der sich für uns liefs martern,
Wenn ich nicht schrecklich räche deinen Tod,
So acht ich mich nicht einen Heller wert.
Jetzt heisch ich Waffenstillstand von den Feinden,
Dafs dir Begräbnis werde.“

* *
*

Frau Adelheid, zu Cambrai in dem Schlosse,
Trug grofses Herzeleid um ihren Sohn;
Dafs sie verflucht ihn hat, das schmerzt sie sehr.
Drei Tage lang genofs sie keinen Bissen
Und schlofs kein Auge, so heftig war ihr Schmerz.
Es hatte endlich Schlaf sie überkommen,
Da hatte sie gar böses Traumgesicht:
Raul, ihren Sohn, sah aus der Schlacht sie kehren,
Mit grünem Kleide war er angethan,
Doch hatte Bernier es mitten durchgerissen.
In grofser Angst erwacht Frau Adelheid,
Den Saal verläfst sie und trifft auf Amauri,
Das war ein Ritter, den sie auferzogen.
Die edle Frau, sie rief gar laut ihn an:
„Wo ist mein Sohn, bei Gott, der niemals log?“
Doch keine Antwort konnte der ihr geben,
Verwundet war er von einem scharfen Spiefse.
Von seinem Streitrofs wollt er eben fallen,

Als in den Armen ihn ein Bürger auffing.
Da scholl gar laut der Ruf von allen Seiten:
„Tot ist Graf Raul, erschlagen hat ihn Bernier.“
Das Klaggeschrei wird lauter stets und lauter,
Zum Thor herein die guten Rosse stürmen,
Die Sättel sind zerbrochen und zerstückt
Und ihre Reiter in der Schlacht getötet.
Da bringt man Raul, auf seinen Schild gebettet,
Das helmbedeckte Haupt nach vorn geneigt,
Es stützten seinen Leib die wackern Ritter.
Zum Münster trägt man ihn von Sankt Geri,
Dort legt man ihn auf eine Bahre nieder,
Vier goldne Kreuze stellt man ihm zu Häupten.
Weihrauchgefäfse waren viele dort,
Es walten ihres Amts die Geistlichen.
Frau Adelheid, die kummervolle Mutter,
Auf einem Sessel safs sie vor der Bahre.
Die edlen Ritter redete sie an:
„Ihr Herrn,“ sprach sie, „ich will es nicht verhehlen,
Ich fluchte neulich meinem Sohn im Zorn.
Ach, nie, mein Sohn, gab's bessern Held als dich,
Du übertrafst Roland und Olivier.
Denk ich an den verräterischen Bernier,
Der dich erschlagen, so möcht ich rasend werden.“
Sie sinkt in Ohnmacht, man eilt, sie aufzurichten.
Vor Mitleid weinte manche edle Frau.
Als sie erwacht von ihrer Ohnmacht war,
Da weinte bitterlich die Trostes bare.
„Mein Sohn,“ sprach sie, „ich liebte dich so sehr.
Ich zog dich auf, bis Waffen du konntst tragen.
Mein Bruder, der des Frankenlandes waltet,
Er gab dir Waffen und machte dich zum Ritter.
Dann machtest du zum Ritter einen Bastard;
Er hat dir schlecht gelohnt und dich erschlagen.
Da kam herein Guerri, der tapfre Krieger,
Er trat zur Bahre hin und hob das Tuch,
Vom grofsen Schmerz fast schwanden ihm die Sinne.
Frau Adelheid fing ihn zu schelten an:
„Herr Guerri,“ sprach sie, „Ihr seid tadelnswert.
Ich gab in Eure Obhut meinen Sohn,
Ihr liefset ihn im Kampf von Eurer Seite.
Wer wird sich noch auf Euch verlassen können,
Da Euer Neffe nicht einmal es konnte?“
Guerri vernimmt's, gar mächtig schwoll sein Zorn,
Er rollt die Augen und hebt die Augenbrauen,

Und wilder als ein Eber sah er aus.
„Frau Adelheid," so sprach er grimmen Blickes,
„Da meinen Neffen ich zu beschützen hatte,
Mufst ich im Stiche lassen beide Söhne,
Die ich vor meinen Augen töten sah;
Das Herz im Leibe wär mir fast zersprungen."
„Gott," sagt die Frau, „wie grofses Herzeleid!
Wenn ihn getötet hätt ein mächtger Graf,
Dann wär mein Schmerz geringer um die Hälfte.
Wem lafs ich nun mein Land und meine Leute?
Mein einzger Erbe, ich sag es Euch, fürwahr,
Das ist der junge Gautier, Heinrichs Sohn
Und meiner Tochter, ein kühner, edler Jüngling."
Gautier erfuhr's, da wollte er nicht säumen,
Mit seiner Mutter eilt er gleich nach Cambrai.
Sie steigen ab und treten ein im Münster.
Zur Bahre tritt Gautier und hebt das Tuch,
Es weinte mancher edle Mann vor Mitleid.
„Oheim," so sprach er, „früh lerne Schmerz ich kennen.
Wer unser zweier Freundschaft hat geschieden,
Nicht ruhen will ich, bis ich ihn getötet.
Bernier, der Bastard, gab dir bösen Lohn,
Dem Unterhalt du botst in deiner Halle.
Wenn Gott es giebt, dafs ich so lange lebe,
Bis ich mit Schwert und Helm mich waffnen kann,
So würde, Oheim, bald dein Tod gerächt sein."
Guerri vernahm's, er hob den Kopf empor.
„Im Namen Gottes," sprach er, „lieber Neffe,
Ich selbst will mit dem Schwerte dich umgürten."
Sprach Adelheid, die wackre und verständge:
„Und ich, mein Grofssohn, gebe dir mein Land,
In Bälde soll's dir huldgen."

* *
*

Das Freudenfest der Pfingsten war gekommen.
Es hatte König Ludwig nach Paris
Entboten die Barone seines Reiches.
Es kam Guerri und auch sein Neffe Gautier,
Auch kamen Herberts Söhne Ludwig, Wedes,
Und auch Ybert nebst seinem Sohne Bernier.
Beisammen war die ganze Mannschaft Frankreichs,
Auf dreifsigtausend wurden sie geschätzt.
Die Messe hörten am Morgen die Barone,

Dann stiegen sie zum hochgewölbten Saal,
Dort standen angerichtet schon die Tafeln.
Da rief der Truchsefs mit gar lauter Stimme:
„Hört an, ihr Herrn, was euch der König kund thut.
Wer immer Streit erhebt in diesem Saal,
Verliert den Kopf, noch eh der Abend kommt.“
Das hört Guerri, er wechselt seine Farbe,
Nach Bernier blickt er und legt die Hand ans Schwert.
Doch Gautier sagte: „Oheim, seid kein Thor
Und mäfsigt Euch, sonst würde Schande treffen
Nicht Euch allein, nein, unser ganz Geschlecht.“
Dann setzten sich zu Tische die Barone,
In Fülle gab es Speisen da und Wein.
Man bringt Guerri ein Stück von einem Hirsch,
Der grofse Schenkelknochen lag daneben.
Wie Guerri den erblickt, ergreift er ihn
Und trifft damit Bernier auf seine Schläfe,
Es spritzte gleich das rote Blut hervor,
Und Berniers Antlitz ward davon besudelt.
Bernier springt auf, und hinten in den Nacken
Traf mit der Faust er so gewaltig Guerri,
Dafs mit dem Kopf er auf die Tafel aufschlug.
Gautier springt auf, zu helfen seinem Oheim,
Und packte Bernier wütend an den Haaren.
Auch Graf Ybert, er richtete sich auf,
Sein Bruder Ludwig fafste einen Knüttel,
Und Wedes eilte nach seinem guten Schwerte.
Gar grimm und schrecklich wär der Streit geworden,
Wenn nicht herbeigeeilt die Knechte wären.
Die ziehen die Barone aus dem Saale
Und führen gleich sie vor den König Ludwig.
Der sprach gar streng: „Wer hat den Streit begonnen?“
„Guerri der Braune,“ wurde ihm zur Antwort,
„Er fing den Streit zuerst mit Bernier an.“
Der König Ludwig schwur beim heilgen Jakob,
Er werd ihn strafen, wie er's für gut befinde.
Da sprach in grofsem Zorn Guerri der Braune:
„Herr König, jedermann würd Euch drum hassen.
Hier steht Bernier, der Mörder Eures Neffen,
Ihr solltet ihn am Galgen hängen lassen.“
„Nein,“ sagte Ludwig, „das lafs ich nicht geschehn.
Entbietet jemand einen andern zu sich
Der Lehnspflicht willen, so darf er nimmer ihn
An Leib und Leben schädgen noch beschimpfen.
Jedoch, beim heilgen Paul, dem Märtyrer,

Wenn seine Unschuld er nicht beweisen kann,
Wird er der Todesstrafe nicht entgehn."
Da trat hervor Gautier, der edle Jüngling.
„Herr König," sprach er, „ich will mit Bernier fechten,
So lange, bis er seine Schuld gesteht,
Dafs er verräterisch hat Raul erschlagen."
Und Bernier sprach: „Den Zweikampf will auch ich."
Der König sagte: „So sei es, wie ihr wollt."
Bernier und Gautier gehn und rüsten sich.
Man ruderte sie übern Seinestrom;
Dorthin liefs kostbare Reliquien
Der König Ludwig aus seinem Schlosse bringen.
Man breitete aufs Gras ein Seidentuch
Und darauf stellte man die Heiligtümer.
Dann sprach Bernier: „Barone, hört mich an.
Bei allen Heiligen, die ich hier sehe,
Und bei dem Gott, der sich ans Kreuz liefs schlagen,
Ich schwör's, dafs Gautier mich mit Unrecht anklagt
Und dafs mit Recht an Raul ich Rache nahm."
„Meineidiger, du lügst," entgegnet Gautier,
„Und wirst darum den Tod von mir erleiden."
Bernier kniet auf den Boden hin und spricht:
„Gott stehe der gerechten Sache bei."
Und dann beginnen sie den grimmen Kampf.
Sie schlagen aufeinander mächtge Hiebe
Und kämpfen lange und mit grofser Wut,
Doch konnte keiner besiegen seinen Gegner.
Der König Ludwig liefs sie endlich trennen.
Das war gar unlieb den beiden guten Helden,
Sie hätten gerne weiter noch gekämpft,
Obschon ihr Blut aus tiefen Wunden flofs.
Die Ärzte kamen und verbanden sie,
Man führte sie ins königliche Schlofs,
Zwei prächtge Betten wurden hergerichtet
Nah bei einander, drauf legte man sie nieder.
Der edle Bernier sprach zu Gautier also:
„Herr Gautier, soll der Streit denn ewig währen?
So nimm doch Bufse, ich will sie gern dir geben,
Wie du sie willst, du magst sie selbst bestimmen.
Mein ganzes Land, ich spreche es dir zu,
Ich will dir folgen nach Cambrai, deiner Stadt,
Und will dir dienen wie dein geringster Knecht,
So lange, bis dich Mitleid wird ergreifen."
Doch Gautier und Guerri, sie riefen beide:
„Bastard, du Schuft, wie bist du zahm geworden!

Doch bei dem Gott, der sich ans Kreuz liefs schlagen,
Nicht wird die Bufse angenommen werden,
Nein, sterben sollst du, beim heilgen Dionys."
„Das steht bei Gott," so sprach der edle Bernier,
„Denn sterben kann ich nicht, wenn er's nicht will."

Frau Adelheid ist nach Paris gekommen.
Von ihrem Maultier stieg sie ohne Säumen
Und schritt zum Saal der königlichen Burg.
Der König Ludwig grüfste sie gar freundlich,
Dann wollte er umfangen sie und küssen,
Jedoch die edle Frau stiefs ihn zurück
Und zornig rief sie: „Elender, fort von mir,
Fürwahr, mit Unrecht trägst du die Königskrone,
Da ihn du sitzen läfst an deiner Tafel,
Der deinen Neffen verräterisch erschlagen."
Da sieht sie Gautier auf dem Bette liegen,
Sogleich vor Schmerz sank sie in Ohnmacht nieder,
Doch die Barone richteten sie auf.
Dann sieht sie Bernier auf dem andern Bette,
Gleich fafst sie einen Stock, eilt auf ihn zu
Und hätte ganz gewifslich ihn erschlagen,
Wenn nicht die Ritter sie hätten festgehalten.
Und Bernier schlüpfte aus seinem Bett heraus,
Der edlen Frau umfafste er die Kniee,
Er sprach zu ihr: „Ihr habt mich, edle Gräfin,
Genährt mit Speis und Trank in Eurer Halle,
Ich fleh Euch an um Mitleid und Erbarmen.
Ach, lieber Gautier, lafs dich um Jesu willen
Versöhnen; willst du's nicht, sieh hier mein Schwert,
Du kannst dich gleich zur Stelle an mir rächen,
Denn ich will gegen dich nicht länger streiten."
Frau Adelheid, sie fing zu weinen an,
So rührte sie die grofse Demut Berniers.
Da trat herein der Abt von Saint-Germain,
Er brachte kostbare Reliquien
Vom heilgen Dionys und Honorat.
Er sprach gar laut, dafs alle wohl ihn hörten:
„Vernehmt, Barone, was ich euch sagen will.
Ihr wifst es wohl, Gott starb für uns am Kreuz
An einem Freitag; Longinus war dabei,
Er stach den Herrn in seine linke Seite.
Seit langen Jahren war er blind gewesen,
Jetzt aber ward er plötzlich wieder sehend.
Aufrichtig fleht' er Gott um Gnade an,

Und unser Herr verzieh ihm alsobald.
So sollt auch ihr einander euch verzeihen,
Zu lange schon hat Kampf und Streit gewährt."
Da sagten Gautier, Wedes, Ludwig, Ybert,
Sie wollten miteinander sich versöhnen,
Nur Guerri blickte finster vor sich hin.
Das sieht der Abt, und zornig droht er ihm.
„Herr Guerri," spricht er, „grau ist Euer Haar,
Bald wird Gott Rechenschaft von Euch verlangen.
Wenn Ihr nicht Frieden macht, das sag ich Euch,
Kommt Eure Seele nie ins Paradies."
Und Guerri sagte: „Ach, wie fällt mir's schwer,
Doch will ich's thun, da alle ihr es wollt."
Drauf küfsten die Barone sich einander
Wie Freunde und Verwandte.

* *
*

Bernier ist ausgesöhnt mit Rauls Geschlecht,
Und Guerris Tochter ist seine Gattin worden.
Zwei Söhne hatte sie Bernier geboren,
Die waren Heinrich und Juliien geheifsen.
Sie sind herangewachsen, sind nun Ritter.
Einst war Guerri in Saint-Quentin bei Bernier
(Der waltete als Graf in jener Stadt).
„Herr Bernier," sprach er, „hört, was ich Euch sage:
Ich will nach Spanien zum heilgen Jakob wallen,
Denn dies Gelübde, wifst, hab ich gethan."
Darauf Bernier: „Nun höret, Freund Guerri,
Auch ich hab es gelobt, schon sind's fünf Jahre."
„Mein Lieber," sprach Guerri, „gehn wir zusammen."
„Das will ich gern," erwiderte Bernier,
„Bestimmt den Tag, wo wir die Fahrt beginnen."
Sie setzten auf den achten Tag nach Ostern
Die Frist des Aufbruchs zu der Pilgerfahrt.
Guerri kehrt wieder in sein Land zurück,
In Saint-Quentin bleibt Bernier mit den Söhnen.
Die edle Frau Beatrix, seine Gattin,
Hört, wie sie sprach zu dem geliebten Mann:
„Bernier, mein Trauter, Grofses hast du vor.
Guerri, mein Vater, jähzornig ist er sehr,
Man kann sich niemals ganz auf ihn verlassen.
Sagt Ihr ihm etwas, was ihm nicht gefällt,
Dann wird er hinterlistig Euch erschlagen."

„Das glaub ich nimmer," erwiderte Bernier,
„Um keinen Preis würd er so treulos sein."
„Herr," sprach die Frau, „um Gott, ich bitt Euch sehr,
Dafs Ihr vor ihm Euch vorseht allezeit.
So blieb's, und nicht mehr ward davon gesprochen.
Die Tage und die Wochen gingen hin,
Es kam die festgesetzte Frist heran.
Da kehrte Guerri nach Saint-Quentin zurück,
Zwei edle Ritter waren ihm Begleiter,
Geheifsen Ernaïs und Antiaume.
Mit Bernier waren Garnier und Savari.
Sie gehn zum Münster das Pilgerband empfahn.
Zum Abschied küfste Bernier seine Söhne,
Darauf die Gattin, die edle Frau Beatrix.
Sie küfste ihn mit Thränen in den Augen
Und sprach zu ihm: „Der möge Euch behüten,
Der an das Kreuz für uns sich schlagen liefs.
Er möge Euch vor Leid und Tod bewahren."

Es reitet Bernier mit Guerri dem Braunen,
Durch Isle de France geht die Fahrt und Berri,
Dann reisen gleich sie weiter nach Poitiers,
Und dann nach Blaives, ohne viel zu rasten,
Die Nacht nur ruhn sie, bis erscheint der Morgen.
Dann kamen sie zur grofsen Stadt Bordeaux
Und weiter reisen sie durchs Heideland.
All ihre Tagereisen weifs ich nicht;
So lange ritten sie bei Tag und Nacht,
Bei schönem Wetter und bei häfslichem,
Bis nach Sankt Jakob sie eines Dienstags kamen.
Sie nehmen Herberg, dann gehen sie zum Münster,
Verrichten ihre Andacht bei dem Heilgen.
Am Mittwoch gehn den Gottesdienst sie hören,
Und als er aus war, verliefsen sie das Münster.
Nur wenig weilten sie in ihrer Herberg,
Dann stiegen sie auf die erlesnen Rosse
Und heimzukehren beeiferten sie sich.
Sie kamen nach Paris in dreifsig Tagen;
Den König Ludwig fanden sie dort nicht,
Denn in Loon war er mit seinen Freunden.
Sie blieben jene Nacht in Saint-Denis,
Die folgende im Schlosse zu Compiegne,
Und kamen nach Loon den Tag darauf;
Sehr freute sich der König, sie zu sehen.
Dann ritten weiter sie gen Saint-Quentin.

Als sie nun kamen auf den Wiesenplan,
Wo Raul getötet ward, bei Origni,
Da seufzte schwer Bernier, der edle Graf.
Wohl hatte das bemerkt Guerri der Braune,
Er fragte ihn, warum er also seufze.
„Ach, lafst das, Herr," erwiderte Bernier,
„Es ist nun einmal so ums Herze mir."
„Ich will es wissen," sagte sein Gefährte.
„So hört es denn," erwiderte Bernier,
„Doch ist mir's leid, dafs Ihr es wissen wollt.
Es überkommt Erinnrung mich an Raul,
Der hochmutsvoll den Meinigen ihr Land
Entreifsen wollte; seht, hier erschlug ich ihn."
Das hört Guerri, vor Zorn wird er fast rasend,
Doch liefs er am Gesicht es sich nicht merken.
„Bei Gott," so sprach er, „das ist nicht wohlgethan,
Dafs Ihr an meiner Freunde Tod mich mahnt."
Dann trafen Bauern sie auf ihrem Wege,
Die gaben ihnen von der Gräfin Nachricht.
Sie sagten, nicht sei sie in Saint-Quentin,
Schon seit fünf Tagen weile sie in Ancre.
So ritten denn gen Ancre die Barone.
Guerri der Braune, er seufzte oft und schwer,
Es machte grofse Pein ihm Berniers Rede,
Der ihn an seiner Freunde Tod erinnert.
Zu einem Wasser dann gelangten sie,
Dort liefsen sie die durstgen Pferde trinken.
Vom greisen Guerri liefs der Schmerz nicht ab,
Und plötzlich fuhr ein böser Geist in ihn,
Er streckt die Hand nach seinem Steigebügel,
Ganz leise löste er ihn los vom Sattel
Und traf damit Bernier auf seinen Kopf
Mit solcher Kraft, der Schädel brach entzwei,
Und aus der Wunde drang das Hirn hervor.
Ins Wasser fiel der Graf Bernier sogleich,
Guerri entfloh mit seinen zwei Begleitern,
Die ob der grausen That ihn tadelten.
Berniers Begleiter, Garnier und Savari,
Sie hoben ihn mit ihren Armen auf,
Sie trugen ihn ans Land und fragten ihn:
„Könnt Ihr davon genesen, edler Graf?"
„Nein," sagte Bernier, „das kann nimmer sein,
Seht hier mein Hirn auf meinem Rocke liegen.
Verräter Guerri, dich treffe Gottes Fluch!
Wohl sagte mir's Beatrix, deine Tochter,

Du würdest leicht mich hinterlistig töten,
Und stets sollt ich vor dir auf meiner Hut sein.
Sie hat geahnt, dafs es so kommen werde.
Wie aber Gott verziehn hat seinen Feinden,
Die ihn gemartert und ans Kreuz geschlagen,
So soll auch ich verzeihen meinem Feinde.
Ja, ich verzeih ihm, erbarme Gott sich meiner."
Er wendete sich dann zu Savari,
Ihm beichtete er alle seine Sünden,
Denn keinen Priester gab's an jenem Ort.
Grashalme drei bot Savari ihm dar,
Als Leib des Herrn verschluckte er sie gläubig.
Er hebt die Hände gefaltet auf zum Himmel
Und bittet Gott, die Schuld ihm zu vergeben.
Die Augen brechen, und ihr Glanz erlischt,
Der Körper streckt sich, und die Seel entfleucht;
Gott geb ihr Frieden in seinem Paradiese.
Den Leichnam fafsten Garnier und Savari
Und hoben ihn auf ein arabsches Maultier.
Nach Ancre setzten ihren Weg sie fort.

Die Gräfin weilte in der Herrenburg,
Und mit ihr waren ihre beiden Söhne.
Beatrix sprach, die edle Frau, zu ihnen:
„Ihr seid nun Ritter, Gott sei Lob und Dank.
Nun sind zwei volle Monde schon verflossen,
Seit Bernier seine Pilgerfahrt begann,
Dies ist die Frist, wo er zurück soll sein."
„Wohl ist es so, Frau Mutter," sagen jene.
Dieweil sie also miteinander sprachen,
Den Heerweg blickte die edle Frau entlang.
Sie sieht Garnier und Savari, den wackern,
Die bringen den verräterisch Erschlagnen.
Zu ihren Söhnen sprach die Frau alsbald:
„Ich seh zwei Ritter dort auf dem Heerweg kommen,
Versenkt in Schmerz und Trauer scheinen sie,
Ich seh es deutlich, sie raufen ihre Haare,
Und ihre Hände schlagen sie zusammen.
Weh mir, ich fürchte meinen Vater Guerri.
Als gestern abend ich eben war entschlummert,
Da hatt ich einen fürchterlichen Traum.
Mein Gatte kam zurück von seiner Reise,
Guerri, mein Vater, griff ihn wütend an,
Vor meinen Augen warf er ihn zu Boden
Und beide Arme rifs er ihm vom Leibe;

Des Schlosses weite Hallen fielen ein.
Da wacht ich auf vor Angst und vor Entsetzen."
Dieweil die Gräfin so sprach zu ihren Söhnen,
Da kamen an Garnier und Savari.
Nah bei der Stadt ein kleines Kloster lag,
Das man im Lande Bernier-Bahre nennt.
Die Mönche nahmen den Leichnam in das Kloster,
Sie wuschen ihn mit Wasser und mit Wein,
In weifses Linnen nähten sie den Toten,
Sie legten ihn auf eine Bahre hin
Und deckten drüber ein Tuch, gar schön und kostbar.
Zur Gräfin kam in grofser Eil ein Bote.
„Frau," sagte er, „bei dem allmächtgen Gott,
Garnier und Savari sind heimgekehrt
Und einen toten Ritter bringen sie."
Die Frau vernimmt's, und ihr Gesicht entfärbt sich.
„Weh mir," sprach sie, „mein Traum ist wahr geworden,
Wohl weifs ich es, das ist Bernier, mein Trauter."

Die edle Frau war gar in grofser Angst,
Sie schürzt ihr Kleid und eilt sogleich zum Kloster.
Da sieht sie Savari, sie ruft ihm zu:
„Wo ist mein Herr und Gatte? Sagt es mir."
Sprach Savari: „Nicht kann ich's Euch verhehlen,
Seht ihn hier liegen, Frau, auf dieser Bahre,
Getötet hat ihn Guerri, Euer Vater."
Die Frau vernimmt's, fast schwinden ihr die Sinne,
Sie tritt zur Bahre, hebt das Tuch empor,
Zerreifst das Schweifstuch und erschaut die Wunde.
„Weh mir," sprach sie, „ich Unglückselige!
Guerri, du Graubart, verräterisch und tückisch,
Wärst du mein Vater nicht, ich fluchte dir.
Den Gatten hast du heute mir entrissen,
Der Lieb und Ehre allzeit mir erwies.
Bernier, mein Trauter, du guter, edler Mann,
Dein süfser Odem, ach, er ist entflohen."
Nach diesen Worten fällt sie hin in Ohnmacht.
Juliien hob sie auf und sprach zu ihr:
„Geliebte Mutter, mäfsigt Euren Schmerz,
Denn bei dem Gott, der Himmel schuf und Erde,
Eh fünfzehn Tage Ihr vergangen seht,
Soll schwer sein Tod gerächt am Mörder sein."

Grofs war die Trauer um den Grafen Bernier,
Die Frauen weinen, die Ritter und die Knechte.

An jenem Abend wachte man beim Leichnam,
Rings um die Bahre stand manch edler Ritter.
Am frühen Morgen, als der Tag erschien,
Da hat man ihn im Klosterhof begraben.
Dann gehen sie nach Ancre in die Burg,
Und dann nach Saint-Quentin am dritten Tage.
Die beiden Söhne wollten da nicht säumen,
Aus ihrem Land entbieten sie die Ritter,
Auch mancher Söldner kam, manch Armbrustschütze.
Es wuchs ihr Heer auf dreifsigtausend an.
Die Gräfin wunderte sich sehr darob,
Zu ihren Söhnen hub sie an zu sprechen:
„Ihr Herren, sagt mir's, wohin wollt ihr reiten?"
„Nach Arras gehn wir," sprach Juliien, der stolze,
„Des Vaters Tod am Eurigen zu rächen."
Die Frau vernimmt's, da wurde grofs ihr Schmerz.
„Ach Gott," sprach sie, „ich weifs mir keinen Rat.
Tod und Verderben dräun sie meinem Vater,
Und wenn der sie in seine Hand bekommt,
Dann wird er sie in Stücke hauen lassen."
Sprach Juliien: „Das thu ich, Frau, Euch kund:
Wenn er mich tötet, ich verzeih es ihm."
Dann liefs er alle sich zum Aufbruch rüsten,
Auf Wagen wurde das Gepäck geladen,
Zu Rosse stiegen die Ritter und die Knappen.
Die Gräfin kam und küfste ihre Söhne,
Mit sorgenvollem Antlitz sprach sie dann:
„Wenn ihr Guerri im Feld gefangen nehmt,
So bitt ich, tötet meinen Vater nicht,
Lafst ihn hinab in euren Kerker stofsen,
Den soll er nie, so lang er lebt, verlassen."
Die Bitte ward gewährt von beiden Söhnen.
Dann brach das ganze Heer zur Kriegsfahrt auf.
Sie fielen ein im Lande Artois,
In Feuer gingen auf der Bauern Hütten,
Und ihre Herden wurden all erbeutet.
Die Ackerleute wenden sich zur Flucht,
Nach Arras eilen sie, Guerri es melden.
„Herr," sagen sie, „sehr übel steht's um uns,
Ein gar gewaltges Heer zieht wider Euch,
Es wird befehligt von zwei jungen Degen,
Die Dörfer sind verbrannt, geraubt die Herden."
Guerri vernimmt's, wohl weifs er, wer sie sind.
„Das sind," so sprach er, „des Grafen Bernier Söhne,
Den ich getötet mit meinem Steigebügel,

Sie kommen, ihres Vaters Tod zu rächen.
Doch werd ich gegen sie mein Land verteidgen,
Um alles Gold der Welt will ich's nicht lassen."
Ausrufen läfst er in der Stadt Arras,
Dafs alle, welche Waffen tragen können,
Sich rüsten sollen, ihrem Herrn zu helfen.
Die Bürger thaten's, nicht wagten sie's zu lassen.
Guerri läfst schliefsen die Thore und die Pförtchen,
Dann schickte er zu seinem Neffen Gautier,
Der kam von Cambrai mit dreitausend Männern.
Er stieg vom Rofs am grofsen Saal der Burg,
Guerri empfängt ihn mit Kufs und mit Umarmung.
„Mein lieber Neffe, jetzt brauch ich deine Hilfe,
Denn wider mich zieht ein gewaltges Heer,
Es wird geführt von zwei geschwinden Degen,
Den Söhnen Berniers, den ich erschlagen habe."
Und Gautier sprach: „Ihr thatet, Herr, grofs Unrecht,
Ihr durftet es um Eurer Tochter willen,
Die Bernier Ihr zur Gattin gabt, nicht thun.
Nicht wundern wird's mich, kommt ihr drum ins Unglück."
„Es kann nicht anders sein," so sprach Guerri,
„Ich will mein Land verteidgen gegen sie."
Da hörten sie die Leute Lärm erheben,
Denn vor den Thoren schon der Stadt Arras
War angelangt das Heer der beiden Brüder.
Zum Fenster treten Guerri und Gautier hin
Und sehn die Feinde nah herangekommen.
Guerri ruft aus: „Zu lang hab ich gesäumt,
Auf zu den Waffen, meine tapfern Ritter,
Wir wollen ihnen bösen Willkomm geben."
Da waffneten sich zwanzigtausend Männer,
Es führt Guerri sie vor die Stadt hinaus,
Und gleich begann die mörderische Feldschlacht.
Von gütlichem Vergleich ward nicht verhandelt.
Guerri der Braune hält in der Hand das Schwert,
Und wen er trifft, der bleibt nicht lange leben.
Gautier, sein Neffe, haut gar kräftig drein;
Im Kampfgewühle sieht er Savari
Und schlägt ihn auf den Helm mit grofser Kraft,
Es wurde Savari davon betäubt,
Mit beiden Händen mufst er aufs Rofs sich stützen.
Da eilt Gautier und fafst ihn an dem Helm,
Reifst mit Gewalt ihn ab von seinem Haupt,
Hebt dann das Schwert und trifft ihn so gewaltig,
Dafs ihm die Klinge bis zu den Zähnen dringt.

Tot sinkt vom Rosse Savari zu Boden.
Gautier eilt weiter und ruft mit lauter Stimme:
„Wo sind nun hin die beiden Söhne Berniers?
Soeben hab ich Savari erschlagen,
Mit ihnen selbst will ich desgleichen thun.“
Juliien hört's, dorthin sprengt er in Eile
Und sprach zu ihm: „So Gott mir helfe, Ritter,
Es ist mir leid, dafs Ihr ihn habt getötet.“
„So rächt ihn doch,“ erwiderte Gautier,
„Dieweil Ihr mich vor Euren Augen habt.“
„Das will ich thun, wenn Gott es mir vergönnt,“
Sprach Juliien, dann spornte er das Streitrofs,
Und beide sprengten aufeinander los.
Gewaltig war der Stofs auf ihre Schilde,
Die wurden unterm Buckel ganz durchbohrt,
Jedoch die guten Panzer hielten stand.
Juliien zieht sogleich das schneidge Schwert
Und trifft Gautier auf seinen blanken Helm.
Das Schwert durchschneidet ihm so Helm wie Haube,
Dann Kopf und Rumpf bis nieder zu dem Sattel.
Und Juliien rief laut: „Haut drein, Barone.“
Den Streich sah Guerri, da war grofs sein Schmerz,
Er nahm ein Horn, das blies er gar gewaltig,
Und in die Stadt zog sich sein Heer zurück.
Die Thore läfst er schliefsen und bewachen,
Dann stieg empor er zu den Mauerzinnen
Und zu den Feinden schaute er hinab.
Juliien rief er an und sprach zu ihm:
„Mein lieber Neffe, ich flehe um Erbarmen,
Wahr ist's, ich hab erschlagen Euern Vater
Verräterisch, nicht kann's geleugnet werden.
Jetzt bitt ich Euch bei dem allmächtgen Gott,
Dafs Ihr mit mir habt Mitleid und Erbarmen.“
Juliien hört's, er ruft mit lauter Stimme:
„Umsonst, bei Gott, ist deine Rede, Graubart,
Ich will mich nimmermehr mit dir versöhnen.
Auf, meine Ritter, greift die Stadt mir an!“
Es folgen dem Gebote seine Mannen,
Die Stadt bestürmen sie mit grofser Macht,
Jedoch Guerri verteidigt sie gar wacker,
Gar mancher von den Stürmenden blieb tot.
Bis zu der Nacht währt Angriff und Verteidgung.
Als nun die Finsternis gekommen war,
Verliefs Guerri der Braune seine Stadt
Und ritt allein hinweg aus seinem Lande;

Doch weifs man nicht genau, was aus ihm wurde;
Einsiedler ward er, so sagen manche Leute.
Der junge Heinrich bekam die Stadt Arras
Und ward Gebieter der Landschaft Artois;
Nach Saint-Quentin ging Juliien zurück
Und herrschte dort als Graf mit grofser Macht.

Hier ist das Lied zu Ende.

Über französische Etymologie in der Schule.*

Dafs die Heranziehung des Lateinischen beim französischen Unterricht wohl nutzbringend sein kann zur Unterstützung des Gedächtnisses, in Bezug auf Rechtschreibung und Wortschatz, zur Erleichterung der Formenlehre und der Syntax und zur fruchtbareren Vergleichung und Unterscheidung der Synonyma, darüber ist man einverstanden; verschiedene Meinungen finden sich in dieser Beziehung nur über die Ausdehnung und über die Anwendung auf die einzelnen Klassen. Über einen Punkt aber sind die geradezu entgegengesetzten Ansichten vertreten, nämlich über die Anwendung der Etymologie im engeren Sinne, d. h. über die auf feste Regeln zurückgeführte Ableitung einer französischen Wortform aus einer lateinischen. Um jede Zweideutigkeit auszuschliefsen, werde ich das Wort Etymologie nur in dieser letzteren, engeren Bedeutung gebrauchen.

Denn dafs nur auf das Lateinische Rücksicht zu nehmen ist und nicht auf das Griechische, Keltische und Deutsche, ist klar. Ebenso, dafs nur das den Schülern bekannte klassische Latein zu beachten ist, und nicht das ihnen vollständig unbekannte Vulgärlatein. Es finden sich zwar einige Stimmen, die das Vulgärlatein in einigen wenigen Fällen in der Schule heranziehen wollen, wo dadurch nämlich die Auffassung der französischen Formen erleichtert wird. Da müfste man aber, um nicht jeder Willkür Thür und Thor zu öffnen, genau bestimmen, welches diese Fälle sind. Von Wortstämmen wäre — abgesehen von caballus, das ja in einem bestimmten Sinne auch klassisch ist — nur catus zur Er-

* Vervollständigter Auszug aus den Verhandlungen der preufsischen Direktoren, 1883.

klärung des französischen chat notwendig; ich denke, man wird doch lieber auf die Herleitung dieses einen Wortes verzichten. Aber der Wortstämme wegen würden ja auch die Verteidiger der Herbeiziehung der vulgär-lateinischen Formen ihre Forderung nicht gestellt haben, sondern es handelt sich um die grofse Masse derjenigen französischen Wörter, die ihrer Form wegen nicht aus den stammverwandten klassisch-lateinischen Wörtern hergeleitet werden können. Die ungemein grofse Zahl derselben ist aus dem später folgenden Verzeichnis zu erkennen; und eben weil ohne Hinzuziehung dieser die Zahl der aus dem Lateinischen herzuleitenden Wörter für die Schule sich so bedeutend verringern würde, deshalb und nur deshalb verlangt man einige Anwendung des Vulgärlateinischen auch für die Schule. Mir aber erscheint es doch offenbar unpädagogisch, wenn man französische Wörter von Formen ableiten wollte, die dem Schüler ganz und gar unbekannt sind, die der Lehrer ihm erst nennen müfste, oder die der Schüler — wenn er die betreffende französische Vokabel schon kennt — sich aus dem Neufranzösischen erst konstruieren würde. Welchen Nutzen könnte der Schüler haben, wenn man z. B.

montagne	von	montanea	compagnie	von	cumpanium
citoyen	„	civitaneus	verdure	„	viridura
bourgeois	„	burgensis	valable	„	valabilis
capable	„	capabilis	empêcher	„	impedicare
suite	„	secuta	année	„	annata
naissance	„	nascentia	abeille	„	apicula
joyau	„	gaudiale			

herleiten wollte? Offenbar gar keinen Nutzen hätte er davon, wohl aber Schaden, grofsen Schaden. Er würde sich daran gewöhnen, willkürlich aus bekanntem Stamme und bekannter Endung Wörter zu bilden, die in dieser Zusammensetzung niemals vorkommen; er würde von Eigendünkel erfüllt werden und die Naturwüchsigkeit der Sprache ganz und gar verkennen. Dann aber erst die Rückwirkung auf den lateinischen Unterricht!

Falls man den Schüler daran gewöhnte, zu französischen Wörtern die entsprechenden Vulgärformen selbst zu konstruieren, so würde von ihm für die lateinischen Stunden das schönste Küchenlatein zu Tage gefördert werden!

Von noch gröfserer Gefahr für den lateinischen Unterricht würde die etymologische Herleitung von denjenigen, oft sogar nur imaginären vulgär-lateinischen Formen sein, bei denen eine Umbildung der klassisch-

lateinischen Formen zu Tage tritt, die in der lateinischen Stunde jedem Schüler als unverzeihlicher Fehler angerechnet werden würde; wenn man also ableiten wollte die französischen Formen agir, exiger, falloir, vouloir, savoir, pouvoir, choir, échoir von den vulgär-lateinischen agire, exigāre, fallēre, volēre, sapēre, potēre, cadēre, excidēre, oder gar

aimas	von	amávisti	fusse	von	fúissem
valu	„	valutum	vêtu	„	vestutum
cru	„	credutum	suivis	„	sequivi
reçus	„	recipúi	suivi	„	sequítum
dus	„	debúi	écrivis	„	scribívi
vendis	„	vendivi	naquis	„	nasquivi
rendis	„	reddivi	plaignis	„	plangivi
rompis	„	rumpivi	conduisis	„	conduxivi
perdis	„	perdivi	voyons	„	vidamus
eu	„	habútum	venons	„	venamus
ayant	„	habántem	vu	„	vidútum
sois	„	sias	font	„	facunt — etc.,

Ableitungen, die sich zum Teil selbst in der sonst ziemlich vorsichtigen Grammatik von Körting finden. Man schaudert, wenn man die Formen liest, und noch mehr schaudert man, wenn man an die destruktive Wirkung denkt, welche die leiseste Erwähnung solcher Formen auf den Geist des Schülers — auch des Primaners — ausüben würde! Dabei will ich noch gar nicht in Betracht ziehen, dafs mit Zugrundelegung dieser Formen die Sache noch gar nicht abgethan ist, dafs da noch oft die gewaltsamsten und oft unsichersten Experimente angestellt werden müssen, um aus jenen Formen die entsprechenden neufranzösischen zu konstruieren.

Ist deshalb aber die etymologische Ableitung der französischen Wörter aus dem Lateinischen, d. h. aus dem den Schülern bekannten klassischen Latein ganz und gar zu verwerfen, wie es in anbetracht der vorher erwähnten Ungeheuerlichkeiten von manchen Referenten gefordert wird? Das dürfte doch nicht so ohne weiteres bejaht werden können; das wäre ja eine nicht genügend begründete Meinung, der man die entgegengesetzte — ebenfalls ohne genügende Begründung — gegenüberstellen könnte. Die Sache mufs genauer, mufs ganz genau untersucht werden, dann wird hoffentlich das Resultat nicht mehr zweifelhaft lassen, ob die Anwendung der Etymologie so herrliche Früchte tragen kann, wie sie von der einen Seite erwartet werden, ob wirklich die formale Bildung des Schülers so ungemein gesteigert und die Erlernung des Französischen so sehr erleichtert werden würde, oder ob — abgesehen von der meiner Meinung nach

nicht so grofsen Gefahr, der wir auch ohnehin nicht entgehen, Bildungen wie crudélité, grat oder gar dis (für jour) lesen und hören zu müssen — diese Anwendung der Etymologie nur eine neue Belastung des Gedächtnisses wäre. Denn die anderen Vorzüge, welche dem die Etymologie berücksichtigenden Unterricht zugeschrieben werden, nämlich die Erweiterung des Gesichtskreises, die Konzentration des Unterrichts durch Vergleichung zweier Unterrichtsgegenstände, die dadurch vermehrte Wertschätzung des Französischen im Gymnasium und des Lateinischen im Realgymnasium, diese Vorzüge können doch nicht allein durch etymologische Behandlung der französischen Wortformen erreicht werden, sondern mindestens ebenso gut durch anderweite Berücksichtigung der Abstammung des Französischen vom Lateinischen bei Gelegenheit der Orthographie, des Sprachschatzes, der Formenlehre, der Syntax, der Synonymik und besonders durch eine Zusammenfassung der historischen Momente in Prima.

Der Weg, um zu einer sicheren Entscheidung vorliegender Frage zu gelangen, ist ja durch den Gegenstand derselben klar vorgezeichnet. Es blieb mir nichts übrig, als zunächst alle diejenigen neufranzösischen Wörter zusammenzustellen, die nach meiner Erfahrung in den Gesichtskreis der Schule fallen können und die zugleich von einem den Schülern bekannten lateinischen Stamm abzuleiten sind. Diese Aufstellung habe ich zuerst ganz selbständig gemacht, um durch die Fehler anderer möglichst wenig irregeleitet zu werden. Dann aber benutzte ich bei der unten gegebenen Zusammenstellung das „Französische Vokabular“ von R. Dihm, das ich nun — trotz seiner relativen Vollkommenheit — in manchen Fällen zu berichtigen und zu ergänzen im stande war. Die Zahl dieser Wörter ist — ich lasse die Einer fort — 4540, es sind:

acer — *acre*, *acreté*, aigre, aigreur, aigrir, vinaigre.
acerbus — acerbe, *acerbité*.
acidus — *acide*, *acidité*, *acidule*.
acies — acier, aciérer.
acuĕre — aigu, aiguiser, aiguille, aiguillon.
adamas — aimant, *diamant*.
adulari — *aduler*, *adulateur*.
ædes — *édifice*, *édifier*, *édile*.
æmulus — *émule*, *émulation*.
æquus — équateur, *équation*, *équité*, équilibre, équinoxe, équivaloir, ainsi;
inique, *iniquité*;
égal, égaler, *égalité*.
aër — air, aérer, aéronaute, ariette.
æra — ère.
æs — airain.

æstas — été.
æstimare — *estimer, estime, estimable, mésestimer.*
ævum — âge, âgé, éternel, *éternité.*
æther — *éther*, éthéré.
ager — agraire, agreste, *agricole, agriculture, agriculteur*, pèlerin.
agĕre — agent, *agile, agilité*, agir, *agiter*, acte, acteur, actif, *activité*, actuel, *ambigu, ambiguité;*
cacher, cache, cachet, cacheter;
exiger, exigence, essai, essayer, essaim, *examen, examiner*, exacte, exactitude;
prodigue, prodigalité;
réagir, réaction, rédiger, rédacteur.
agnus — agneau.
academia — *académie, académique*, académicien.
ala — aile, ailé, *alaire.*
alacer — *alacrité*, allègre, allégresse.
alauda — alouette.
albus — aube, aubépine, *album*, aubade.
alĕre — *aliment, alimenter.*
alius — *aliéner, aliénation*, ailleurs, aussi, aussitôt, autant.
aliqui — *aliquanto, aliquote*, aucun.
alnus — aune.
alter — *altérer, altérable, alternative*, autre, autrui, *désaltérer.*
altus — haut, hauteur, hautain,
exalter, exaltation;
exhausser, exaucer;
altesse, altier, *altitude.*
amare — *amateur*, amour, aimer, aimable, *amabilité.*
amarus — amer, amertume.
amīcus — ami, amitié, amical.
ennemi, *inimitié.*
amplus — ample, *amplitude, amplifier, amplification.*
ancora — ancre, ancrer.
angelus — ange, *angélique.*
angĕro — angoisse.
anguilla — anguille.
angulus — angle, *angulaire.*
anima — *animal, animer, unanime, unamité, ranimer, animosité*, âme, *animadversion.*
annus — an, annales, annuel, année.
ante — *antérieur*, antique, *antiquité*, ancien, ancienneté, aîné, avant, devant, avancer, avantage, devancer, *antécédent, antédiluvien, antichambre, antidater, antépénultième.*
antrum — antre.
anus — annean, anneler.
aptus — apte, *aptitude, attitude*, inepte, *ineptie.*
apis — abeille, *apiculture.*
apostolus — apôtre.
aprilis — avril.
aqua — eau, *aquarium, aqueduc.*
aquila — aigle, *aquilon, aquilin.*
aranea — araignée.
arare — aratoire.
arbiter — *arbitre, arbitraire.*
arbor — arbre, arbrisseau, arbuste, *arborer.*
arcēre — *exercer, exercice.*

arcus — arc, arche, archer, arçon, arcade.
ardēre — ardent, ardeur.
area — aire, are.
arena — arène.
argentum — argent, argenterie, argentin.
arguĕre — *argument, argumenter.*
arīdus — *aride, aridité.*
arma — arme, armer, armement, armée, armure, alarme, alarmer, désarmer.
ars — art, artisan, artillerie, artiste, *artifice;* inerte, *inertie.*
articulus — article, *articuler.*
asinus — âne, ânon, ânier.
asparagus — asperge.
asper — *aspérité, exaspérer, exaspération.*
astrum — astre, désastreux.
asylum — *asile.*
atrox — atroce, *atrocité.*
audēre — *audace,* audacieux, oser.
audire — *audience, auditoire,* ouir, *obédience,* obéir, obéissance.
augustus — *auguste,* août, août eron.
augēre — augmenter, auteur, *autorité,* automne.
augur — *augure, augurer,* heur, bonheur, malheur, heureux, bienheureux, malheureux.
auris — *auriculaire,* oreille.
aurora — aurore.
aurum — or, orfèvre, dorer.
auscultare — écouter.
avēre — avare, avarice, *avidè, avidité.*
avis — oie, oiseau, auspice.
avunculus — oncle.
avus — aïeul.
balbus — balbutier.
balneum — bain, baigner, baignoire, *balnéographie.*
balsamum — baume, enbaumer.
barba — barbe, barbier, débarbouiller, *imberbe.*
barbarus — *barbare, barbarie.*
basis — base, baser.
basium — baiser.
batuĕre — bataille, battre, rabattre, rabat, combattre, combat, débattre.
beatus — *béatitude, béatifier.*
bellum — *belliqueux,* duel, *rebelle, rebeller, rébellion, belligérant.*
bellus — beau, beauté, embellir.
bestia — *bestial, bestialité,* bête, bêtise.
bibĕre — boire, boisson, breuvage, abreuver, buveur, buvette.
bilis — bile, *bilieux.*
bis — bis, bisser, billion, binocle, combiner, combinaison.
benignus — bénin, *bénignité.*
bonus — bon, bonasse, bonne, bonté, bien, abonner, combien.
bos — bœuf.
brachium — bracelet, bras, embrasser, embrassement.
brevis — brevet, breveter, bref, brief, abréger, *abréviation.*
bruma — brume, *brumaire.*
brutus — brut, brute, *brutal.*
bucca — bouche, bouchon, boucle, bouclier, embouchure.

caballus — cheval, chevalier, chevalerie, *cavale*, cavalerie, cavalier, chevaucher.
cadĕre — *cadavre*, *caduc*, cas, choir, chute, *accident*, *accidentel*, *incident*, *coincider*, échoir, échéance, méchant, *occident*, *occidental*, occasion.
cædĕre — césure, concis, concision, décider, décisif, *homicide*, *parricide*, précis, *suicide*.
cælebs — *célibat*, *célibataire*.
cælum — ciel, céleste.
calamitas — *calamité*.
calamus — chaume, chaumière.
calendæ — calendes, calendrier.
calēre — chaleur, chaud, chaudron, chauffer, échauffer, nonchalant, nonchalance.
calumnia — *calomnie*, *calomnier*.
calvus — chauve.
calx — *calcul*, *calculer*, chaux, chaussée.
camara — chambre, *camarade*.
camelus — chameau, chamelier.
caminus — chemin, *acheminer*.
campus — camp, champ, campagne, campagnard, Champagne, champêtre, décamper.
candēre — candeur, *candidat*, *candide*.
canalis — canal, *canaliser*, *canalisation*.
canĕre — *cantate*, chanson, chant, chanter, chanteur, chantre, accent, *accentuer*, enchanter, *incantation*.
canis — chien, *canicule*, canaille.
caper — caprice, cabriolet, chèvre, chevreuil.
capĕre — *capable*, *capacité*, *captif*, chétif, *captivité;* chasse, chasseur; acheter, achat; accepter; concevoir, conception, déception, excepter, exception, *occuper*, *occupation*, *participer*, percevoir, apercevoir, *précepte*, *précepteur*, recevoir, recette, reçu, recouvrer.
capillus — cheveu, chevelu; *capillaire*, *capillarité*.
caput — cap, *capital*, *capitale*, *capitaine*, *capituler*, chapitre, chef, derechef, achever, *décapiter*, *précipiter*, *récapituler*.
carbo — *carbone*, charbon, charbonnier, carbonnade.
carmen — charme, charmer.
caro — carnage, chair, acharner, *incarnation*, *carnivore*, *carnaval*.
carrus — carrière, carosse, char, charrette, chariot, charge, charger, décharger.
carus — caresse, *charitable*, *charité*, cher, chérir, renchérir.
casa — *case*, *caserne*, chez.
castanea — châtain, châtaigne, châtaignier.
castrum — château, chatelain.
castigare — châtier, châtiment.
castus — chaste, *chasteté*.
catena — chaîne, enchaîner.
catus — chat.
cauda — queue.
caulis — chou.
causa — cause, causer, *causalité*, chose, accuser, accusation, *accusatif*, excuser, excuse, récuser, refus.
cavus — cave, caverne, cage, concave.
cavēre — caution, précaution.
cēdĕre — céder, *abscès*, accéder, accis, ancêtres, *antécédent*, décéder, décès, prédécesseur, excès, *intercession*, pré-

céder, procès, procession, succéder, succès, successeur; cesser, cesse.
celare — céler, recéler, recéleur.
celeber — célèbre, *célébrer*, *célébrité*.
celer — *célérité*, *accélérer*.
incendĕre — encens, encenser, encensoir; *incendie*, *incerdier*, *incendiaire*.
censēre — cens, censé, censeur.
centrum — centre, centralisation, *centraliser*, concentrer, excentricité.
centum — cent, centième, centime, *centurie*, *centésimal*.
cera — cire, cirer, cierge.
cerasus — cerise, cerisier.
cerebrum — cerveau, écervelé.
cernĕre — concerner, décret, décréter, discret, discrétion, indiscrétion, secret, secrétaire, concret.
certare — concerter, déconcerter.
certus — certain, certes, *certitude*, incertain, incertitude.
cervus — cerf.
charta — charte, carte, écarter.
cholera — *colère*, *colérique*, *choléra*.
chorda — corde, cordelier, cordon, cordonnier.
chorus — chœur.
cicada — *cigale*.
ciconia — cigogne.
cilium — cil, sourcil, sourciller.
cingĕre — ceindre, ceinture, enceinte.
cinis — cendre, cinéraire, cendrillon.
circus — *cirque*, cercle, *circulaire*, *circuler*.
cis — *citérieur*.
citare — citer, exciter, récit, *réciter*, ressusciter.
citrus — citron, citronnier.
civis — *civil*, *civiliser*, *civilité*, *civilisation*, cité, citoyen.
clamare — clameur, acclamation, déclamer, réclamer, réclame, proclamer, proclamation.
clarus — clair, clarté, déclarer, *déclaration*, éclair, éclairer, éclaireur, éclaircir.
classis — classe, *classique*, classer, classification.
claudĕre — clore, cloître, conclure, conclusion, éclore, *exclure*, *inclus*, reclusion.
clavis — clef, *clavicule*.
clavus — clou.
clemens — clément, clémence, *inclémence*.
clerus — clerc, clergé, *clérical*.
clin- — clin, décliner, déclinaison, enclin.
cohors — *cohorte*, cour, courtisan, courtoisie.
colĕre — colon, *colonie*, coloniser, culte, *cultiver*.
collis — colline.
collum — col, cou, collier, décolleter.
color — couleur, *colorer*, tricolore.
colossus — colosse, colossal, colossée.
columba — colombe.
columna — colonne, *colonnade*, colonel.
comœdia — *comédie*, comédien, *comique*.
cometa — comète.
concilium — concile, *concilier*, *réconcilier*.
contra — contre, *contraire*, contrarier, contrée, contraste, rencontrer, rencontre.

conus — cône, *conique*, *conifère*.
copia — *copie*, copier.
copula — *copuler*, couple, *copuler*.
coquĕre — cuire, cuisine, cuisinière, biscuit.
cor — cœur, *cordial*, *cordialité*, courage, décourager, encourager, concordance, concorde, discorde, *miséricorde*.
coralium — corail.
corium — cuir, cuirasse, cuirassier.
consilium — conseil, conseiller, conseilleur, consulter, consultation.
comitia — comices.
comes — comte, comté, comtesse, *comitat*, *comité*.
consul — *consul*, *consulat*, *consulaire*.
contentus — content, contenter, contentement, mécontent.
cornu — cor, corne, cornue.
corona — couronne, couronner, couronnement.
corpus — corps, *corporation*, corporel, corpulent, corsage, *incorporer*.
cortex — écorce.
corvus — corbeau.
costa — côte, côtelette, côté.
crassus — *crasse*, gras, grasseyer, graisse.
creare — créer, *créateur*, *création*, récréation.
credĕre — *crédit*, *créditer*, *accréditer*, *décréditer*, *crédule*, *crédulité*, croire, créance, croyance, accroire.
crepare — *décrépit*, *décrépitude*.
crepusculum — *crépuscule*, *crépusculaire*.
crescĕre — croissant, croître, cru, crue, décroître, décrue, recrue, recruter.
crimen — crime, *criminel*, récrimination.
crinis — crin, crinière, crinoline.
crudus — cru, *crudité*, crûment; cruel, cruauté.
crux — croix, croisade, croisé.
cubare — succomber.
cubitus — coude, accouder.
cuculus — coucou.
culpa — *culpabilité*, coupable, inculper.
culter — couteau.
cumulus — *cumuler*, comble, combler, décombres.
cunĕus — coin, cognée.
cupĕre — *cupide*, *cupidité*, convoiter.
cuprum — cuivre.
cura — curé, curieux, *curiosité*; sûr, sûreté, *sécurité*; assurer, *incurie*, procurer, procureur.
currĕre — courir, courant, coureur, cours, course, coursier, corsaire; accourir, concourir, concurrence, discours, encourir, *incursion*, *excursion*, parcourir, précurseur, recourir, recours, secourir, secours.
curtus — court, raccourcir.
cycnus — cygne.
cynicus — *cynique*.
dactylus — datte, *dactyle*.
damnum — condamner, condamnation, indemniser, danger, dangereux, dommage, dédommager.
dare — date, dater, *datif*; *addition*, *additionner*; condition, *inédit*,

édition; perdre, perte; rendre, rente, *reddition; tradition*; trahir, traitre; vendre, vendeur, vente.

debēre — devoir, dette, endetter, *débet, débit, débiter; débile, débilité, débiliter.*

decem — dix, décembre, *décimal, décimer,* dime, dixième, denier, dizaine, doyen, *décanat;* onze, douze, treize, quatorze, quinze, seize.

decēre — décent, décence, indécence; décorer.

delicatus — *délicate, délicatesse;* délié.

delectare — *délectation;* délice, délicieux; *dilettante, dilettantisme.*

delphinus — dauphin.

dens — dent, dentelle, dentiste; *trident.*

densus — dense, *densité,* condenser.

destinare — *destiner,* destin, *destinée, prédestiner, prédestination.*

dialectus — dialecte, dialectique.

dialogus — *dialogue, dialoguer.*

dicare — *abdiquer,* dédier, *indiquer, indicatif, prédicateur,* prêcher, prêcheur.

dīcĕre — dicter, dictionnaire, dire; *bénédiction,* bénir; *contradiction,* contredire; édit; *interdire, interdit; malédiction,* maudire; médire, prédire, redire.

dies — diète; jour, journal, journée, ajourner, séjourner, séjour; midi, après-midi, *quotidien;* lundi, mardi, mercredi, jeudi, vendredi, samedi, dimanche.

digitus — doigt, dé, *digital.*

dignus — digne, *dignité, indigne, indigner, indignation;* daigner, dédaigner, dédaigneux.

discĕre — disciple, discipline.

discus — disque.

dividĕre — *dividende,* diviser, *division, individu,* indivisible.

docēre — *docile, docilité, indocile; document, docte, docteur, doctrine.*

dolēre — douleur, douloureux, deuil, *indolent, indolence.*

domare — dompter.

domus — dôme; *domestique,* domaine, *domicile.*

dominus — *dominer, domination,* dame, damoiseau, damoiselle; demoiselle; madame, mademoiselle; *prédominer; madone.*

donum — don, donner, pardonner, pardon, adonner, redonner.

dormire — dormir, dormeur, dortoir, endormir.

dorsum — dos, adosser, endosser.

dos — dot, *doter, dotation,* douer; douairière.

dubius — doute, douter, douteux, redouter; *dubitation, indubitable.*

ducĕre — duc, *ducat,* duché, duchesse; conduire, conduite, *conducteur;* éconduire, reconduire; déduire; *induire, induction, introduire;* produire, produit; réduire, *réduction*; séduire, *séducteur;* traduire, *traduction.*

dulcis — doux, douceur, adoucir.

duo — deux, deuxième; double, doubler; *duplique.*

durus — dur, durer, durée, dureté; durcir, endurer.

ebrius — ivre, ivresse, ivrogne, enivrer; sobre, *sobriété.*

ebur — ivoire.

ego — je; égoïsme, égoïste.

elementum — *élément, élémentaire.*

elephantus — *éléphant.*

emĕre — *exemple;* rédimer, rédempteur,

episcopus — *épiscopal, épiscopat;* évêque, évêché.

epistola — épître, *épistolaire.*

equus — *équestre.*

errare — errer, erreur, *erronée, aberrer, errata.*
esse — essence, essentiel; être; absence, absent; présent, présence, présenter; *intéresser, intérêt;* représenter.
faba — fève.
extra — *extérieur, extrême, extrémité;* étrange, étranger.
exilium — *exil,* exiler.
faber — *fabrique, fabriquer;* forger, forgeron; orfèvre.
facĕre — *faction,* factionnaire, façon, façonner; faire, fait, *facteur;* affaire; *affecter, affectation, affection;*
amplifier, amplification;
artifice, artificiel;
bénéfice, bienfait, bienfaisant, bienfaisance.
malfaire, malfaiteur, maléfice, méfaire, méfait.
bonifier, falsifier, glorifier, fortifier, gratifier, identifier, mortifier, munificence, pacifier (*pacifique*), *purifier, qualificr, ratifier, simplifier, vérifier, vivifier; codifier, classifier, certifier, clarifier, fructifier, lénifier, personnifier, sanctifier, vinifier, versifier, spécifier, terrifier.*
chauffer; confire, confiseur; contrefaire, contrefaçon *défaire, défaite,* défectif, *défection;* effet, effectif, effectuer; forfait; *infecter,* infection, désinfecter; *manufacture;* office, officiel, officier; parfait, imparfait, *perfectibilité, perfection; refaire;* suffire, suffisance; surfaire.
facies — face, façade, effacer, *superficie, superficiel,* surface.
facilis — *facile, facilité, faciliter; faculté; difficile, difficulté.*
fallĕre — falloir, faillite, *infaillibilité,* faillir, défaillance, faute, défaut.
falsus — faux, fausser, fausseté, *falsifier.*
falx — faux, faucher, faucheur.
fames — faim. affamer, famine.
familia — famille, familier, *familiarité.*
fanum — *fanatique,* fanatisme, profane, profaner.
fari — fable, *fabuleux, fabuliste;* affable, *affabilité;* diffamateur; enfant, enfance, enfanter; infame, *infamie, infant, infanterie;* préface.
fascis — faix, faisceau.
fastigium — faite.
fastus — faste, *fastidieux,* fâcher, fâcheux.
fatēri — confesser, confession, professer, professeur.
fatigare — fatigue, *fatiguer, infatigable.*
fatum — *fatal, fatalité,* fée.
favĕre — faveur, favorable, favori, favoriser.
febris — fièvre, fiévreux, *fébrile,* février.
fel — fiel.
felix — *féliciter, félicité, félicitation.*
femina — femme, *féminin,* femelle.
fendĕre — défendre, défense; offenser, offense, offensif.
fenestra — fenêtre.
fœnum — foin.
feriæ — foire.
ferre — *fertile, fertilité, fertiliser, infertile; ablatif;* conférence, collationner; déférence, déférer, délateur; *différence, différent, indifférent;* offrir, offre; préférer, préférence, *prélat;* proférer; *relation,* référé; souffrir, souffrance; transférer; *lanifère, fructifère, conifère.*
ferrum — fer, déferrer.

ferula — *férule.*
ferus — fier, fierté, *férocité*, *féroce*, farouche.
fervĕre — ferveur.
festum — festin, fête.
ficus — figue, foie, figuier.
fidĕre — *fidèle*, *fidélité;* fiancé; fier, foi; *confidence*, confiance, confier; défier, méfier; *perfide*, *perfidie.*
figĕre — fixe, fixer; afficher, affiche; *crucifier; préfixe*, *suffixe.*
figura — *figure*, figurer; *effigie.*
filius — fils, filial, fille, affilier.
filum — fil, file, filet, ficelle.
findere — fendre, fente, fissure.
fingĕre — feindre, feinte, fictif.
finis — fin, final, enfin, afin que, finir, *infinitif*, raffinerie, confins, définir.
firmus — ferme, fermeté, fermier, affermir, *affirmer*, enfermer, renfermer, *infirme*, *infirmier*, *infirmité.*
flagellum — fléau, *flageller.*
flamma — flamme, flambeau, enflammer, oriflamme.
flare — flûte, enfler, souffle, souffler, soufflet.
flectĕre — *flexible*, fléchir, *circonflexe*, réfléchir, refléter, réflexion.
flĕre — faible, faiblesse, affaiblir.
fligĕre — affliger, *affliction*, conflit.
flos — fleurir, fleur.
fluĕre — *fluide*, *fluidité;* flux, reflux; fleure, *confluent*, *influence.*
focus — foyer, feu.
fodĕre — fosse, fouiller, enfouir.
fœdus — fédéral, confédération.
fœtidus — *fétide.*
folium — feuille, feuilleter, feuilleton; chèvrefeuille, trèfle.
follis — fou, follie, feu-follet.
fons — fontaine, fonts.
foras — forain, hors, hormis; forclusion, fourvoyer, forfait.
forma — former, formel, *formalité*, *formule*, réformer, réforme, *réformation*, difforme, informer, transformation.
formica — fourmi.
fors — fortune, infortune, fortuit.
fortis — fort, forteresse, forcer, force, *fortifier*, forçat, effor-cer, effort, renforcer, renfort.
frangĕre — *fragile*, *fragilité*, frêle, enfreindre, naufrage.
frater — frère, *fratricide*, *fraternel*, *fraternité*, beau-frère, confrère.
fraus — fraude, *frauduleux.*
fraxinus — frêne.
fremĕre — frémir.
frenum — frein, effréné.
frequens — fréquent, fréquenter.
fricare — friction, frotter.
frigĕre — frire, friandise.
frigĕre — frileux, frisson, froid, froideur, frayeur, effrayer, effroi.
frivŏlus — *frivole*, *frivolité.*
frons — front, frontière, affronter, affront, effronterie.
fructus — fruit, *fructueux*, *usufruit*, *fructifère*, *frugivore.*
frugalis — *frugal*, *frugalité.*
frumentum — froment.
frustrare — frustrer.

fugĕre — *fugitif*, fuir, fuite, refuge, refugier, *transfuge*.
fulgēre — foudre, foudroyer, *fulminant*.
fumus — fumer, fumée, fumoir.
fundĕre — fondre, fonderie, fonte, confondre, confus, confusion, profusion.
fundus — fond, fonds, fonder, fondateur, foncier, profond.
fungi — *fonction*, fonctionnaire, défunt.
funus — funèbre, *funérailles*, funeste.
furca — fourchette, bifurcation.
furĕre — *furibond*, fureur, furieux, furie.
furnus — four, fourneau, fournaise.
fustis — fût, affût.
futilis — *futile*, *futilité*.
futurus — futur.
gaudēre — jouir, joie, joyeux, réjouir.
gelu — geler, gelée, dégel, dégeler.
gemĕre — gémir, gémissement.
geminus — jumeau.
gener — gendre.
genius — *génie*, *ingénieux*, *ingénu*.
gens — gent, gens, gentil.
genus — *général*, généraliser, *généreux*, *générosité*, *génitif*, genre, *dégénérer*, engendrer, *régénérer*.
genu — genou, agenouiller.
gerĕre — gérant, geste, *gesticuler*, *belligérant*, digérer, exagérer, registre, enregistrer.
germanus — germain, *Germanique*, *Germanie*.
germen — germe, *germinal*.
gigas — géant, *gigantesque*.
glacies — glace, *glacial*, glacier, verglas.
gladius — glaive, *gladiateur*.
glans — gland, *glandulaire*.
globus — globe, *globule*.
gloria — gloire, glorieux, *glorifier*.
gnarus — ignare, ignorer, ignorance.
gradi — grade, aggresseur, congrès, degré, *dégradation*, progrès, progressif, *graduel*.
grammaticus — grammaire, grammairien.
grandis — grand, grandeur, grandisse, agrandir.
granum — grain, *granuleux*, graine, grange.
gratus — *gratitude*, grâce, gracieux, gré, agréer, agréable, désagréable, disgrâce, malgré, *congratuler*.
gravis — grave, *graviter*, *gravité*, grief, aggraver.
grus — grue.
gubernare — gouverner, gouvernail, gouverneur, gouvernante.
gurges — gorge, égorger.
gustare — goût, goûter, dégoûter, dégoût, ragoût.
gutta — goutte, égout.
guttur — *guttural*.
gymnasium — gymnase, *gymnastique*.
habēre — *habile*, *habileté*, *habiter*, *habitude*, habituer; avoir; *débile*, *débiliter*; *habit*, habiller, déshabiller; *inhabile*, *prohiber*.
hærēre — *hésiter*, *hésitation*, adhérent, *cohésion*.
halare — haleine, *exhaler*, *exhalation*.
harmonia — *harmonie*, harmonieux.
hedera — lierre.

herba — herbe, *herboriser.*
heres — *héréditaire*, *hériter*, héritage, héritier, déshériter.
heri — hier.
heros — héros, héroïsme, *héroïque.*
hilaris — *hilarité* (St. Hilaire).
hinnire — hennir.
hirundo — hirondelle.
historia — histoire, historien, *historique.*
homo — on, homme, humain, *humanité*, bonhommie, gentilhomme, surhumain.
honor — honorable, honneur, honnête, *honnêteté*, déshonneur, déshonorer, malhonnête.
hora — heure, horloge, horloger, or, encore, lors, alors, désormais, dorénavant.
hordeum — orge.
horrēre — horreur, horrible.
hortari — *exhorter.*
hortus — *horticole*, *horticulture.*
hospes — hôte, hôtel, *hôpital*, *hospitalier*, *hospitalité.*
hostis — hostile, *hostilité*, *hostie.*
humus — *humilier*, *humilité*, *humiliation*, humble, *inhumer.*
humēre — humeur, *humide.*
iambus — iambe, *iambique.*
ibi — y.
idem — *identique*, *identité*, *identifier.*
ignis — *ignivome*, *ignivore.*
ignominia — *ignominie.*
ille — il, le, celui, ès, oui, là, cela, delà.
imago — image, *imaginer*, *imagination*, *imaginaire.*
imbecillus — *imbécile*, *imbécilité.*
imĭtari — *imiter*, *imitation.*
imperare — *impératif*, impératrice, impérial, *impérieux*, empire, empereur.
inanis — *inanité.*
inde — en.
indulgēre — *indulgent*, *indulgence.*
industria — *industrie*, *industriel.*
inferus — *inférieur*, *infériorité*, enfer, enfers, infernal.
insula — *insulaire*, île, *isoler.*
inter — entre, *intérieur*, *intime*, *intimité*, entrailles.
intrare — entrer, entrée, rentrer.
interpres — *interprète*, *interpérter.*
intus — dans.
invitare — *inviter*, *invitation*, convier.
ipse — même.
ire — *itinéraire*, ambition, *circuit*, issue, réussir, initier, commencer, périr, sédition, prétoire, subir, *transitif.*
irrigare — *irriguer.*
iterum — *itérer*, *réitération.*
jacēre — gésir, gîte.
jacĕre — jeter, projeter, projet, *adjectif*, *conjecture*, *éjaculer*, *objectif*, objet, sujet, sujétion, trajet.
jam — déjà, jadis, jamais.
Januarius — janvier.
jejunus — jeun, jeûne, déjeuner.
jocus — jeu, jouet, joujou, déjouer, jongleur.
Judæus — juif.

judex — juge, juger, jugement, *adjudication*, préjugé, préjudice.
jugum — joug, conjugaison, conjuguer, conjugal, subjuguer.
Julius — juillet.
jumentum — jument.
jungĕre — joindre, ci-joint, *conjonctif*, *subjonctif*, disjoindre, rejoindre.
Junius — juin.
Jupiter — jovial, jeudi.
jus — injure, injurier, injurieux, juste, justesse, justice, injustice, *juridiction*, *justifier*, jurer, conjuration, parjure.
juvare — aide, aider, *adjudant*.
juvenis — jeune, jeunesse, *juvénil*.
juxta — ajouter.
labi — laps.
labor — labeur, labour, labourer, *laboratoire*, *collaborateur*, *élaborer*.
labrum — lèvre.
lac — lait, laitière, allaiter.
lacerare — *lacérer*.
lacĕre — allécher.
lacerta — lézard.
lacrima — larme, larmoyant.
lacus — lac.
lædĕre — léser, *élider*, *élision*.
laïcus — *laïque*.
lamentum — lamenter.
lana — laine.
lancea — lance, lancer, lancette, lancier, élancer, élan.
languĕre — langueur.
lanx — bilan, balance, balancer, balançoire.
lapis — *lapidaire*, *lapider*.
largus — large, largesse, largeur, élargir.
laridum — lard.
lassus — las, *lassitude*, délasser.
latĕre — *latent*.
laterna — lanterne.
latinus — latin, *latiniser*.
latro — larron.
latus — *latéral*.
latus — *latitude*, *dilater*.
laurus — laurier.
laus — louer, louange.
lavare — lavandière, laver, lavement, *lavabo*.
laxus — lâche, lâcheté, *lascivité*, *lascive*, laisser, relâche.
lectus — lit, litière, *aliter*.
legare — legs, *léguer*, *légataire*, *légat*, alléguer, collègue, collège, *délégué*, *délégation*.
legĕre — lire, lecteur, leçon, *collecte*, cueillir, accueil, recueil, *diligent*, *diligence*, élire, élite, élection, électorat, *intelligence*, *négligence*, relire.
legio — légion.
legumen — légume.
lenis — *lénifier*.
lentus — lent, lenteur, ralentir.
leo — lion.
lepræ — lèpre, lépreux.
lepus — lièvre, lévrier.
levis — lever, levier, pont-levis, léger, *légèrité*, élever, élève, enlever, soulever, soulagement, soulager.

lex — *légal, légalité*, loyal, loyauté, *illégal, légaliser, légitime, légitimer*, loi, aloi, *privilège.*
liber — livre, livret, libraire.
liber — libre, *libéral, libéralité, libérer*, liberté, livrer, délivrer, délivrance.
libra — livre, niveau, *délibérer.*
licēre — licence, licencier, *illicite.*
licitari — *liciter, licitation.*
lictor — *licteur.*
ligare — *liguer, ligue*, liaison, lier, lien, allier, alliance, rallier, délier, obligeant, obligation, obliger, *religion, religieux*, relier, reliure.
lilium — lis.
limen — *éliminer, préliminaire.*
limes — *limite, limiter, illimité.*
linea — ligne, *linéaire*, aligner.
lingua — langue, langage, linguiste.
linquĕre — délit, *relique.*
linum — lin, linge, lingerie.
liquidus — *liquide, liquider, liquidation*, liqueur.
litera — lettre, *littéraire, littéral, littérature*, illettré.
lividus — *livide.*
locus — *local, localité*, louer, loyer, lieu, *locomobile, locomotive*, milieu, coucher, *dislocation.*
longus — long, longer, *longitude*, longueur, allonge, prolonger, loin, éloigner.
loqui — *locution, éloquence*, éloge.
lucēre — *lucide, lucidité*, lueur, luire, reluire, lumière, allumer, allumette, rallumer, *illumination.*
lucrum — lucratif.
luctari — lutter, lutte.
ludĕre — allusion, éluder, illusion, *prélude.*
luĕre — *alluvion*, déluge, *antédiluvien.*
lugubris — lugubre.
luna — lune, *lunatique*, lunette, lundi.
lupus — loup, louve.
luridus — lourd.
luscinia — rossignol.
lustrare — lustre, illustre, illustrer.
luxus — *luxe, luxurieux.*
lyra — lyre, *lyrique.*
macer — maigre, maigreur, amaigrir, *macérer.*
machina — *machine, machinerie, machiniste.*
macula — maille, *maculé, immaculé, maculature.*
magus — *magie, magique.*
magis — *magistrat, magistrature*, mais, maître, maîtriser.
magnus — *majorité*, majeur, maire, mairie, majesté, majestueux, *majuscule, maxime.*
malus — mal, malin, *malignité*, malice, malicieux.
mancus — manquer, manque.
mandare — *mandat*, mander, commander, commandement, recommander, recommandation, demander, demande.
mandĕre — manger.
mane — demain, lendemain.
manēre — maison, ménage, *permanent.*
manus — manière, manier, *manifester, manipuler*, manuel, manche, main.

mare — marée, marine, *maritime*, mer.
margo — marge, *marginal*.
maritus — mari, marier, mariage.
marmor — marbre.
Mars — mars, *martial*, massepain.
mas — *masculin*, mâle.
masticare — mâcher, machoire.
mater — *maternel*, *maternité*, matrone, mère, belle-mère, grand'mère.
materia — matière, matériel.
matutinus — matin, matinée, matinal.
maturus — *maturité*, mûr, *prématuré*.
medēri — médecin, médecine, médical, remède, *remédier*.
meditari — *méditer*.
medius — *médiateur*, *médiation*, *médiocre*, *médiocrité*, mi, moitié, moyen, demi, parmi, *intermédiaire*, *méridien*.
medulla — moelle.
mel — miel.
melior — meilleur, mieux, *améliorer*.
membrum — membre, démembrement.
memor — mémorable, mémoire, commémoration.
mendicus — mendiant, mendier.
mendum — amende.
mens — *mental*, mention, mentionner, démence, comment, commenter.
mensis — mensuel, mois, semestre, trimestre.
mentiri — mentir, mensonge, démentir, menteur.
mentum — menton.
merces — *mercenaire*, merci, remercier, remercîment.
merēri — *mérite*, *mériter*.
merx — mercier, marchand, marchander, marchandise, marché, commerce, commerçant.
metallum — *métal*, *métallique*, *bimétalliste*, médaille.
metĕre — moisson, moissonner.
metiri — mesurer, mesure, *incommensurable*, *dimension*.
metrum — mètre, *métrique*, *diamètre*, *symétrie*.
metropolis — *métropole*.
migrare — *migration*, *émigrer*.
miles — milice, *militaire*.
mille — mille, million, millionnaire.
minare — mine, miner, mineur; mener, amener, ramener, emmener, promener, promenade.
minari — menace, menacer.
minĕre — *éminent*, imminence.
minister — *ministre*, *ministère*, métier, *administrer*, *administration*.
minor — mineur, *minorité*, *minuscule*, moindre, moins, *minute*, menu, *minime*, *diminuer*, amoindrir, néanmoins.
mirari — mirer, miracle, *miraculeux*, merveille, merveilleux, admirer, *admiration*.
miscēre — *mixte*, mêlée, mêler, mélange, démêler.
miser — *misérable*, misère, *miséricorde*.
mittĕre — mission, missionnaire, message, messager, messe, mettre, *admettre*, commettre, commis, commission, démission, émissaire, mets, entremets, hormis, omettre, permettre, permission, prémisses, promettre, promesse, compromettre, compromis, soumettre, soumission.
modus — mode, *modal*, *modifier*, modèle, *modérer*, moderne, *mo-*

deste, modestie, moduler, comme, *commode, commodité, accommoder, immodéré, incommoder.*

molĕre — moudre, moulin, meunier.
moles — môle, démolir.
mollis — mou, mollesse, amollir, mouiller.
monasterium — *monastère.*
monēre — *moniteur, monument.*
Monēta — monnaie.
mons — mont, montagne, monter, amont, amonceler, surmonter, *ultramontain.*
monstrare — montrer, démontrer, *démonstration.*
monstrum — monstre, monstrueux.
morari — demeurer, demeure.
mordēre — mordre, mors, morceau, morceler, remords.
mori — *moribond,* mort, mortel, mourir, *mortifier,* amortir, immortel, *immortaliser, immortalité.*
mos — *moral, moralité,* mœurs, *immoralité.*
movēre — mouvoir, mouvement, *mobile, mobilité,* motif, moment, meuble, meubler, meute, mutiner, ameubler, *amovibilité,* émeute, émouvoir, *immobile,* immeuble, promouvoir.
mugire — *mugir,* mugissement.
multus — *multitude, multiple, multiplier.*
mundus — monde.
munire — munir, *munition.*
munus — commun, commune, communard, communier, *communiquer, excommunication, rémunération.*
murmur — *murmure, murmurer.*
murus — mur, muraille.
musa — muse, musée, *musique,* musical, musicien.
musca — mouche, mousquet.
mutare — immuable, remuer.
mutilus — *mutiler.*
mutus — muet.
mutuus — mutuel, emprunter, emprunt.
naris — narine.
narrare — narrer, *narration.*
nasus — nez, nasal.
natare — natation.
nasci — naître, *nativité,* naïf, naïveté, *nation,* national, *nationalité,* nature, naturel, *naturaliser,* inné, aîné, *agnat, cognat,* Noël, renaître, renaissance.
navis — *naval, naviguer,* navigateur, navire, nacelle, nager, nage, *nautique,* nef, naufrage.
nebula — *nébuleux.*
ne — ne, ni, néant, anéantir.
necesse — nécessaire, *nécessité.*
nectĕre — annexion, connexion.
negare — *négation,* nier, *renégat,* renier.
negotium — négocier, négociant.
nepos — neveu, nièce.
nervus — nerf, énerver.
neutre — neutre, *neutralité.*
nex — *pernicieux.*
nidus — nid.
niger — *nègre,* noir, noirceur.
nihil — *annihiler, nihilisme.*

nitēre — net, netteté, nettoyer.
nix — neige, neiger.
nobilis — noble, noblesse, anoblir, ennoblir.
nocēre — nuire, nuisible, *innocent*, *innocence*.
nodus — nœud, nouer, dénoûment.
nomen — nom, nommer, *nominal*, *nominatif*, pronom, prénom.
non — non.
norma — norme, normal, énorme, *énormité*.
nos — nous, notre, nôtre.
noscĕre — note, noter, notaire, connaître, connaisseur, méconnaître, reconnaître, reconnaissant, reconnaissance, *ignominie*, *ignominieux*.
novem — neuf, neuvième, novembre.
novus — neuf, nouveau, nouvelle, nouveauté, innover, renouveler.
nox! — nuit, *nocturne*, minuit.
nubĕre — *nubile*, *nuptial*, noces.
nubes — nuage, nuée, nuance.
nudus — nu, *nudité*, dénuer.
nullus — nul, *annuler*.
numerus — *numéral*, nombre, dénombrement, *énumeration*, innombrable.
nummus — *numismatique*.
nuncius — nonce, annoncer, dénonciation, prononcer, prononciation, renoncer.
nutrire — nutritif, nourrir, nourriture, nourrice.
nux — noix, noissetier.
oblivisci — oublier, oubli.
obscurus — obscur, *obscurité*.
oceanus — *océan*.
octo — *octobre*, *octave*, huit, huitième.
oculus — *oculaire*, œil, aveugle, aveugler, aveuglement, *inoculer*.
odium — odieux, ennuyer, ennui.
odor — odeur.
oleum — huile, olive, olivier.
omen — abominable, omineux.
onus — *onéreux*.
operire — couvrir, couverture, découvrir, découverte, ouvrir.
opinari — *opiner*, opiniâtre, *opinion*, *inopiné*.
optare — *optatif*, opter, adopter.
optimus — optimiste, optimisme.
opus — *opuscule*, *opérer*, œuvre, ouvrage, ouvrier, *coopération*.
orare — oracle, oraison, *adorer*, inexorable.
orbis — *orbiculaire*.
ordiri — ourdir, *exorde*.
ordo — *ordinaire*, ordre, *extraordinaire*, *subordonner*, *insubordination*.
organum — *organe*, *organiser*, orgue.
oriri — orient, *oriental*, *origine*, *original*.
ornare — orner, ornement.
ostium — huis, huissier.
os — os, osseux.
ostrea — huître.
otium — oiseux, oisif, oisiveté.
ovum — œuf, *oval*, omelette.
pagus — paganisme, payen, pays, paysan, paysage.
palatium — palais, *paladin*, *palatin*, *palatinat*.
palatum — palais.
pallēre — pâle, pâleur, pâlir.

palma — *palme*, *palmier*, paume.
palpebra — paupière.
palus — pieu, *palissade.*
palus — palustre.
pandĕre — épancher, répandre.
pangĕre — *pacte.*
pagina — page, *paginer.*
panis — pain, panier, apanage, compagne, compagnon, compagnie, accompagner.
papilio — pavillon, *papillon.*
par — pareil, pari, parier, pair, *comparer*, *comparaison.*
parabola — *parabole*, parole, parler, parlement, parlementaire, parloir.
parare — parer, parure, rempart, *préparer*, *préparatif*, *réparer*, *séparer*, sevrer.
parcĕre — *parcimonie.*
parĕre — apparaître, apparence, apparent, apparition, paraître, disparaître, comparaître, reparaître, transparent.
parĕre — parent, parenté.
paries — paroi.
pars — part, partage, partager, parti, partie, partisan, aparté, *particule*, *particularité*, portion, appartement, partir, compartiment, départir, départ, impartial, proportion, repartir, répartir.
pascĕre — *pasteur*, pâtre, paître, pâturage, appât, repas.
passer — passereau.
passus — pas, ne — pas, passer, passage, repasseuse, trépas, impasse.
pater — *paternel*, *paternité*, *patrimoine*, père, parrain, *patrie*, *patriote*, patricien, patron, expatrier.
pati — *patient*, *patience*, passible, passif, passion, passionné, compassion, *impatience.*
paucus — peu.
pauper — pauvre, pauvreté, appauvrir.
pavĕre — peur, épouvanter.
pavo — paon.
pax — paix, paisible, *pacifique*, apaiser, payer.
peccare — pécher, péché, pécheresse.
pecten — peigne, peigner.
pectus — *pectoral*, poitrine, expectoration.
pecunia — *pécuniaire.*
pejor — pire, pis, empirer.
-pellare — appeler, appel, rappeler, *interpellation.*
pellĕre — pousser, pouls, expulser.
pellis — peau.
pendere — pendre, pendable, pente, pencher, penser, pensée, pension, *pensum*, panser, peser, *pondérer*, cependant, récompenser, dépendre, dépendance, dépens, dépenser, *dispenser*, *perpendicule*, *perpendiculaire*, suspendre.
penetrare — *pénétrer.*
penuria — *pénurie.*
per — par.
perdix — perdrix.
peregrinus — pèlerin, *pérégrination.*
periculum — péril, périlleux.
-perire — *expérience*, *experte*, expertise.

persona — personne, personnage, personnel, impersonnel.
pes — pied, *pédestre*, piège, expédient, *quadrupède*, *vélocipède*, appuyer, appui, empêcher, dépêcher.
pestis — peste.
petĕre — pétition, appétit, compétence, perpétuel, *répéter*, *centripète*.
petra — pierre.
phantasia — *fantaisie*, *fantastique*.
pica — pie.
pessimus — *pessimiste*.
piger — paresse, paresseux.
pila — *pilastre*, pilier.
pilus — poil, peler, piller, *compilation*.
pingĕre — peindre, peintre, peinture, dépeindre.
pinus — pin.
piper — poivre.
pirata — pirate, piraterie.
pirum — poire, poirier.
piscis — poisson, pêcher, pêcheur.
pisum — pois.
pius — piété, pitié, expier, *impie*, *impiété*.
pix — poix.
placēre — plaire, plaisanter, plaisanterie, plaisir, complaisance, déplaire, plaider, plaidoyer.
plāga — plage.
plāga — plaie.
plangĕre — plaindre, plainte.
planta — plante, planter.
planus — *plan*, plaine, applanir.
platea — place, placer, remplacer.
plaudere — plausible, applaudir, explosion.
plenus — plein, *plénipotentiaire*.
-plēre — *complément*, complet, accomplir, compliment, remplir, suppléer.
plicare — pli, plier, plisser, *appliquer*, *application*, *appliqué*, déployer, *expliquer*, *explication*, exploit, exploiter, employer, emploi, employé, *multiplier*, *répliquer*, *simplicité*, souple, souplesse, supplier.
plorare — pleurer, pleurs, déplorer, *implorer*.
pluĕre — pluie, pleuvoir, pluvieux, *parapluie*.
pluma — plume.
plumbum — plomb, plonger.
plus — plus, plusieurs, pluriel, *pluralité*, plupart, surplus.
poëma — poème, poète, *poésie*, *poétique*.
pœna — peine, pénible, punir, *impunité*, repentir.
polire — poli, politesse.
pollex — pouce.
pompa — pompe, pompeux.
pomum — pomme, pommier.
pondus — poids, *prépondérance*.
ponĕre — *positif*, *positivisme*, poste, pondre, composer, composition, compote, déposer, dépôt, disposer, indisposition, exposer, imposer, imposteur, impôt, opposer, préposer, prévôt, propos, proposer, *riposte*, supposer.
pons — pont, ponton, *pontifical*.
pōpulus — peuplier.
pŏpulus — peuple, *populace*, *populaire*, *popularité*, peupler, dépeupler.

porcus — porc.
porta — porte, portier, portière.
portare — porter, port, porteur, apporter, rapporter, rapport, déportation, *exportation*, l'emporter, il *importe*, *importer*, *importation*, remporter, *important*, importance, importun, *importuner*, opportun, supporter, support, transporter, transport.
porticus — *portique*.
portus — port.
posse — possible, *possibilité*, pouvoir, puissant, puissance.
possidēre — *posséder*, possession, possesseur, déposséder.
post — puis, depuis, *postérieur*, *postérité*.
potare — poison, empoisonner.
præco — *préconiser*, prôner.
præda — proie.
præsto — prêt, prêter, apprêter.
pratum — pré, prairie.
pravus — dépraver.
prehendĕre — prendre, prise, prison, prisonnier, appréhender, apprendre, apprenti, comprendre, entreprendre, entreprise, méprendre, méprise, reprise, surprendre, surprise.
premĕre — presser, pression, près, presque, après, auprès, comprimer, déprimer, empression, empreinte, expression, *exprès*, impression, imprimer, imprimerie, oppresseur, réprimande, supprimer.
presbyter — prêtre, prêtresse.
pretium — *précieux*, prix, priser, mépriser, mépris, apprécier.
prex — prier, prière, *déprécation*.
primus — prime, premier, prémices, *primat*, prince, principal, principauté.
prior — prieur, *priorité*.
privare — priver, privé.
pro — pour.
probrum — opprobre.
probus — probe, *probité*, *probable*, *probabilité*, prouver, preuve, approuver, *approbation*, éprouver, épreuve.
promtus — prompt, *promptitude*.
prope — *proximité*, proche, prochain, approcher, approche, reprocher, reproche.
proprius — propre, propreté, propriétaire, *propriété*, approprier, exproprier.
prosper — *prospérer*, *prospérité*.
provincia — province, provincial, Provence, Provençal.
prunum — prune, prunier, prunelle.
pubes — *pubère*, *puberté*.
publicus — *public*, *publicité*, publier, *république*, *républicain*.
pudēre — pudeur, *pudique*, *impudence*, *répudier*.
puer — puéril, *puérilité*.
pugio — poignard.
pugnus — poing, poignée, répugner, répugnance.
pulex — puce.
pullus — poule, poulet, pucelle.
pulmo — poumon, *pulmonaire*.
pulpitum — pupitre.
pulvis — poudre, *pulvériser*, poussière, épousseter.
pumex — ponce.

pungĕre — poindre, point, pointe, *ponctualité*, appointements, désappointement, enbonpoint.
puniceus — ponceau.
puppis — poupe.
purpura — pourpre.
purus — pur, pureté, *purisme*, purger, purgatoire, épurer.
putare — *amputer*, compter, compte, comptoir, conter, conte, *députer*, *disputer*, dispute, *imputer*, *réputation*.
putĕre — *putride*, pourrir, *putréfier*.
puteus — puits, puiser, épuiser.
quærĕre — *question*, questionner, quête, acquérir, acquisition, conquérir, conquête, enquérir, enquête, *inquisition*.
qualis — quel, *qualité*, quelque, lequel.
quando — quand.
quantus — quant à, quantième, *quantité*.
quatĕre — casser, fracasser, fracas, discuter, discussion, secouer, secousse.
quatuor — quatre, quatrième, quatrain, *quadrature*, *quadrille*, quadruple, quarante, quart, quartier, quatorze, cadran, carré, carreau, carrière.
quercus — chêne.
quĕri — querelle, crier, cri, écrier.
quies — *quiétude*, *quiétisme*, quitte, quittance, quitter, inquiet, *inquiéter*.
quinque — cinq, cinquième, quinze, cinquante, quint, Quint.
qui — qui, que, quoi, car, comme, comment.
quisquis — qui que, quoi que.
quisque — chaque, chacun.
quot — quotient, cote, coter.
rabies — rage, rêve, rêver, rêverie, enrager.
racemus — raisin.
radĕre — ras, raser, rasoir, railler, railleur, raillerie.
radius — *radieux*, rayon, rayer.
radix — racine, arracher, *déraciner*.
ramus — rame, rameau, ramonner.
rana — grenouille.
rapĕre — rapace, *rapide*, *rapidité*, rapine, ravayer, ravir.
rarus — rare, rareté.
rex — roi, royal, royauté, royaliste, *régal*, *régaler*.
regnum — règne, régner.
regĕre — *régime*, *régiment*, régir, règle, régler, *régulier*, *régulariser*, *recteur*, *rectifier*, *correct*, corriger, *direct*, droit, *diriger*, dresser, droit, adroit, maladroit, *ériger*, *irrégulier*, insurger.
regio — région.
remus — rame, ramer.
ren — rein.
ratio — *ration*, raison, raisonner, déraisonnable.
res — *réaliser*, *réalité*, réel, rien.
retro — arrière, derrière, dernier.
ridĕre — *ridicule*, *ridiculité*, rire, risée, sourire.
rigĕre — *rigidité*, rigueur, rigoureux, roide.
ripa — rive, rivage, rivière, arriver, arrivée, dériver.
robur — robuste.
rogare — *arrogance*, *arroger*, *interroger*, *prérogative*.
ros — rosée, arroser.
rosa — rose, rosier.

rota — *rotation*, rôder, rond, rouer, roue, rouler, roulette, arrondir, arrondissement.
rubĕre — *rubrique*, rouge, rougir, rouille.
rudis — rude, *érudit*, *érudition*.
ruga — rue, ruelle.
ruina — ruine, ruiner.
rumpĕre — rompre, corrompre, corruption, *interrompre*, *irruption*.
rus — rural, *rustique*.
russus — roux.
sabulum — sable, sablier, sablonneux.
saccus — sac.
sacer — sacrer, sacre, *sacrifice*, *sacrifier*, serment, consacrer, *exécration*.
sæculum — siècle, *séculaire*, *séculariser*.
sal — sel, *salade*, salière, saline, sauce, saucisse.
salire — saillir, saut, sauter, assaillir, assaut, *insulter*, résulter, sursaut, tressaillir.
salus — salut, *salutaire*, saluer.
salvus — sauf, sauver, sauveur.
sancire — sanction, sanctionner, saint, sainteté.
sanguis — sang, sanguinaire, saigner.
sanus — sain, santé.
sapĕre — sage, sagesse, savoir.
satis — *satiété*, soûl, assez, *satisfaire*.
satura — *satire*, *satirique*.
scandĕre — ascendant, ascension, descendre, descente, descendance.
scala — échelle, escalier.
sceleratus — *scélérat*.
schola — *scolastique*, école, écolier.
scintilla — étincelle, étinceler.
scire — *science*, escient, *conscience*.
scopulus — écueil.
scribĕre — écrit, écriteau, écriture, écrire, écrivain, *conscrit*, décrire, *inscription*, proscrire, souscrire, *transcrire*.
scrinium — écrin.
scrupulus — *scrupule*, *scrupuleux*.
sculpere — *sculpteur*, *sculpture*.
scutum — écu, écuyer.
secare — secte, scier, *sécante*, insecte, *vivisection*.
sedēre — selle, session, seoir, séance, siège, *assidu*, *assiduité*, assiéger, *dissident*, posséder, possession, *présider*, *résidence*, surseoir, sursis.
semita — sentier.
senatus — *sénat*, *sénateur*, *senatusconsulte*.
senex — *sénile*, seigneur, sieur, sire, monseigneur, monsieur.
sentire — sentence, sentir, sentiment, sens, sensible, consentir, consentement, dissension, pressentir, ressentir.
sepelire — *sépulcre*, *ensevelir*.
septem — sept, septième, septembre, semaine.
sequi — second, seconde, selon, suivre, suite, *conséquence*, ensuite, *exécuter*, obsèques, *persécuter*, poursuivre, poursuite.
serenus — serein.
serĕre — semer, semence, saison, assaisonner.
serĕre — serrer, serrure, désert, déserter, disert, insérer.
series — *série*.
serius — sérieux.

sermo — sermon, sermonner.
serpĕre — serpent.
serus — soir, soirée, *sérénade.*
servare — conserver, observer, préserver, réserver.
servus — serf, servir, *servante*, service, servile, serviteur, sergent, asservir, desservir.
sevērus — sévère, *persévérer*, *persévérance.*
sex — six, sixième, seize, soixante, *bissextil.*
sexus — sexe.
sibilum — *sibilant*, siffler, siffle, persiffler.
si — si.
sic — si, ainsi, aussi.
siccus — sec, sécher, essuyer.
signum — signal, signaler, seing, signe, *désigner*, dessein, dessiner, dessin, enseigner, enseigne, renseignement, *résigner.*
silĕre — silence, silencieux.
silva — sauvage.
simia — singe.
similis — sembler, semblant, semblable, *simuler*, *simulation*, *assimiler*, *assimilation*, *dissimuler*, ressembler.
simplus — simple.
simul — *simultané*, *simultanéité*, assembler, assemblée, ensemble, rassembler.
sincerus — sincère, *sincérité.*
sine — sans.
singultus — sanglot.
singulus — *singularité*, *singulier*, sanglier.
sinister — sinistre.
sinus — sein, insinuer.
sistĕre — assister, consister, exister, existence, insister, résister, résistance, subsister.
sitis — soif.
situs — situé, situation.
socius — *social*, *société*, associer.
sol — solaire, soleil, *parasol.*
solari — consoler, *consolation.*
solemnis — solennel, *solennité.*
solĕre — *insolent*, *insolence.*
sollicitare — *solliciter*, *sollicitude*, soucier, souci.
solum — sol.
solidus — sou, *solide*, solde, *soldat*, *solidité*, *consolider.*
solus — *solitude*, *désoler*, seul.
solvĕre — solution, absoudre, absolu, dissoudre, résoudre, résolution.
somnium — songe, songer.
somnus — sommeil, sommeiller, *insomnie.*
sonus — son, sonner, sonore, assonance, consonne, dissonance.
sordidus — *sordide.*
sorex — souris.
soror — sœur.
sors — sort, sortir, sortie, sorcier, ressortir, ressort.
spacium — espace.
specĕre — spécial, spectre, *aspect*, respecter, respect, soupçon, soupçonner, *suspect.*
species — espèce, épice, épicier, *spécial*, *spécialité.*
sperare — espérer, espérance, espoir, désespérer, désespoir.

spica — épi.
spina — épine, aubépine, épingle.
spirare — transpirer, *inspirer*, aspirer, conspirer, respirer, soupirer, soupir, expirer.
spiritus — *spirituel*, *spiritueux*, esprit.
spissus — épais.
splendēre — splendeur, *splendide*.
spolium — dépouiller, dépouille.
spondēre — époux, épouser, correspondance, répondre, réponse.
sponte — spontané.
stagnum — étang, *stagnation*.
stare — *stabilité*, *station*, étable, établir, établissement, état, circonstance, constance, conter, distance, instance, instant, obstacle, rester, reste, arrêter, arrêt, rétablir, *superstition*.
statuĕre — *statue*, *statuaire*, *constitution*, déstituer, restituer.
stella — étoile, *constellation*.
sterilis — *stéril*, *stérilité*.
sternĕre — *estrade*, consternation, prosterner.
sternuĕre — éternuer.
stilla — *distiller*.
stimulare — *stimuler*.
stinguere — éteindre.
stips — *stipuler*.
stirps — extirper.
stomachus — *estomac*.
stringĕre — *strict*, étreindre, étroit, astreindre, contraindre, contrainte, détroit, *district*, restreindre.
struĕre — construire, détruire, destruction, instruire, *instruction*, instrument.
studēre — étude, étudier.
stupēre — stupeur, *stupide*, *stupidité*.
suadēre — *dissuader*, *persuader*, *persuasion*.
sub — sous, dessous.
sudare — suer, sueur.
suĕre — coudre, couturière.
suescĕre — *costume*, coutume, *accoutumer*.
sulfur — soufre, *sulfureux*.
super — sur, souverain, *supérieur*, *supériorité*, somme, sommet, consommer.
surdus — sourd, *absurde*.
sus — souiller.
taberna — taverne.
tabula — table, tableau, attabler.
tacēre — *tacite*, taire, *taciturne*.
talentum — talent.
talis — tel.
tam — tandis, tantôt.
tangĕre — *tact*, atteindre, atteinte, contact, contagieux, *contigu*, *intègre*, *intégrité*, entier.
tantus — tant, autant, pourtant.
tardus — tard, tarder, tardif, retarder, retard.
taurus — taureau.
taxare — *taxer*, tâcher, tâche, taux.
tegĕre — toit, tuile, Tuileries, protéger, protection.
tela — toile, toilette, *subtil*.
temere — *témérité*, *téméraire*.

temperare — *tempérer*, *tempérament*, *température*.
tempestas — tempête, *intempestif*.
templum — temple, contempler.
temptare — tenter, tentation, tentative.
tempus — temps, *temporel*, *contemporain*, longtemps, printemps.
tendĕre — tendre, tente, attendre, attente, attentif, *attention*, étendre, étendard, entendre, entente, *intention*, prétendre.
tenebræ — ténèbres, ténébreux.
tener — tendre, tendresse, attendrir.
tenēre — tenir, abstenir, *abstinence*, contenir, contenance, contenu, continence, continuer, détenir, détention, entretenir, entretien, lieutenant, maintenir, obtenir, appartenir, retenir, soutenir, soutien.
tenus — *atténuer*.
tepidus — tiède.
terĕre — *détériorer*.
terminus — terme, *terminer*, *terminaison*, *déterminer*, *exterminer*.
terra — terre, terrasse, terrain, terrestre, territoire, déterrer, enterrer, parterre, souterrain.
terrēre — terreur, terrible, terrifier.
testa — tête.
testis — *testament*, *tester*, témoin, témoigner, *contester*, *détestable*, *protestant*, *protester*.
texĕre — *texte*, *prétexte*.
theatrum — théâtre.
thesaurus — trésor, trésorier.
tigris — tigre.
tilia — tilleul.
timēre — *timide*, *timidité*, *intimider*.
tingĕre — teindre, teint.
titulus — titre, *titulaire*.
tolerare — *tolérer*, *tolérance*.
tondēre — tondre, toison.
tonare — tonner, tonnerre, étonner, étonnement.
torquēre — tordre, tortue, trousseau, *extorguer*, retorte.
torrēre — tôt.
totus — tout, *total*, atout, partout.
trahĕre — train, traire, trainer, abstrait, attrait, *contract*, entraîner, *extrait*, portrait, soustraire.
tractare — traiter, traitement, traité, traiteur, maltraiter.
tragœdia — *tragédie*, *tragique*.
tranquillus — tranquille, *tranquillité*.
trans — très.
tremĕre — trembler, craindre, crainte.
trepidus — *intrépide*, *intrépidité*.
tres — trois, troisième, treize, trente, *trinité*, triple, tierce, tiers.
tribuĕre — *tribut*, attribuer, *attribut*, *contribution*, distribuer.
tribus — tribu, tribun, *tribunal*.
tristis — triste, tristesse.
triumphus — triomphe, triompher.
truncus — tronc.
tu — tu, te, toi, tutoyer.
tumultus — tumulte, tumultueux.
tunc — donc.
tundĕre — contusion.
turbo — *turbulent*, tourbillon.

turpis — *turpitude.*
turris — tour.
turtur — tourtereau.
tussis — toux, tousser.
tyrannus — tyran, *tyrannie*, *tyranniser.*
ubi — où.
ulna — aune.
ulmus — orme.
ultra — outre, outrer, *ultérieur*, *pénultième*, *ultramontain*, outrage, outrager.
umbra — ombre, ombrage, ombrager, ombrelle.
uncia — once.
unda — onde, *onduler*, abondance, *inonder*, *inondation.*
ungĕre — onguent, oindre.
ungula — ongle.
unus — un, *unique*, unir, *union*, *unité*, oignon, aucun, chacun, désunion, réunir, *unanime*, *unanimité*, *uniforme*, *univers.*
urbs — urbain, *urbanité.*
urĕre — brûler, *combustible.*
ursus — ours.
usura — usure, usurier.
uti — user, usage, *usité*, abuser, abus, désabuser.
utilis — *utile*, *itulité*, *inutile*, *utiliser.*
vacuus — *vaquer*, vacance.
vacca — vache.
vadĕre — vais, gué, évasion, invasion, envahir.
vagari — vague, *vagabond*, extravagance.
valĕre — valoir, *valide*, *validité*, vaillance, carnaval, convalescence, équivaloir, *invalide*, *invalider*, prévaloir, vaurien.
vallis — vallée, vallon, aval, avaler.
vallum — *intervalle.*
vanus — vain, *vanité*, vanter, évanouir.
vapor — vapeur.
varius — varier, variété.
vas — vase, vaisseau.
vastus — vaste, dévaster.
vehemens — *véhément*, *véhémence.*
vehĕre — voiture, voiturier, *convexe.*
velle — *volontaire*, *volontariat*, volontiers, volonté, vouloir, *bénévole*, bienveillance.
vellĕre — convulsion.
velox — véloce, *vélocité*, *vélocipède.*
velum — voile, voiler, dévoiler, révéler.
vena — veine.
venenum — vénin, vénéneux, venimeux, envenimer.
venerari — *vénérer*, *vénérable*, vendredi.
venire — venir, avenir, avenu, aventure, convenir, convenance, disconvenir, inconvénient, convention, convent, contravention, devenir, intervenir, inventer, *invention*, inventeur, parvenir, prévenir, revenir, revenant, souvenir, *subvenir*, survenir.
venter — ventre.
ventus — vent, *ventilateur*, ventôse, vantail, éventail.
verberare — réverbère.
verbum — verbe, *adverbe*, proverbe, *proverbial.*
vereri — *révérer*, *révérence.*

vertĕre — vers, version, *adversaire*, aversion, avertir, divers, divertir, divertissement, divorce, *perversité*, revers, travers, conversation.
versus — vers, *versicule*, *versifier*.
vertex — *vertical*.
vertigo — vertige.
verus — *véritable*, *vérité*, vrai, *véridique*, *vérifier*, vraisemblable.
vervex — berger, brebis.
vesper — vêpre.
vestibulum — *vestibule*.
vestigium — vestige.
vestis — *veste*, vêtir, vêtement, *investir*.
vetus — vieil, vieux, vieillard, vieillesse, vieillir, *invétéré*.
via — voie, voyage, voyager, voyageur, dévier, envoyer, envoi, fourvoyer.
vicinus — voisin, voisinage, *vicinal*.
vicis — *vicaire*, vicomte, *vice-président*, *vicissitude*, fois, autrefois, parfois, quelquefois.
victima — *victime*.
vidēre — viser, visage, visible, *visiter*, *visite*, voir, vue, vis-à-vis, avis, aviser, clairvoyance, entrevoir, entrevue, envi, envie, envier, *évident*, prévoir, prévision, prévoyance, *providence*, prudence, prudent, improviser, provision, provisoire, revoir, revue.
viduus — vide, veuf, veuve.
vigēre — vigueur, vigoureux.
vigil — *vigilance*, veille, veiller, éveiller, surveillance.
viginti — vingt, vingtième.
vilis — vil, avilir, vilain.
villa — *villa*, ville, village.
vincĕre — vaincre, vainqueur, victoire, victorieux, convaincre, conviction.
vindicare — venger, vengeance, revanche, revancher, *vindicatif*, *revendiquer*.
vinum — vin, vigne, vigneron, vendange, *vendémiaire*.
viola — violette.
violare — violer, violence, inviolable.
vir — viril, *virilité*, *décemvir*, *décemvirat*.
virēre — vert, verdir, verdure, verger.
virga — *virgule*, verge.
virgo — vierge, *virginité*.
virtus — vertu, vertueux.
vitare — convier, *éviter*, *inviter*.
vitium — vice.
vitrum — *vitre*, vitrail, vitrier, verre.
vitulus — veau.
vivĕre — vivre, viande, vie, viager, vif, revivre.
vocare — *vocabulaire*, *vocatif*, *vocation*, *vocal*, voyelle, avouer, aveu, avoué, *avocat*, désavouer, *convoquer*, *invoquer*, *provoquer*.
volare — vol, volaille, voler, voleur, envoler.
voluptas — volupté, voluptueux.
volvĕre — volume, volte, voûte, révolution, révolter.
vomĕre — vomir, vomissement.
vorare — dévorer.
vovēre — *vote*, *voter*, vouer, vœu, dévouer.
Vulcanus — volcan, *volcanique*.
vulgus — vulgaire.

vulnus — *vulnérable.*
vultur — vautour.
zona — zone.

Ich habe mich bei der Auswahl durch langjährige Erfahrung leiten lassen und absichtlich, um nicht in den entgegengesetzten Fehler zu verfallen, den Kreis etwas weit gezogen, weil dadurch die Richtigkeit des Schlufsresultats weniger gefährdet werden kann.

Davon sind nun für unseren Zweck zunächst diejenigen — schon vorher besprochenen — Formen wegzulassen, welche nur von vulgärlateinischen, dem Schüler ganz unbekannten Formen abzuleiten sind, und deren Unbrauchbarkeit für etymologische Zwecke in der Schule wohl genügend nachgewiesen ist. Dazu füge ich noch diejenigen Wörter, welche überhaupt nicht auf lateinischen Formen beruhen, sondern aus lateinischem Stamme mit für diesen Stamm unlateinischer Endung nach Analogie anderer, dem Lateinischen angehörigen Formen gebildet sind, wie ivresse, tendresse, alliage, travail, heureux, honteux, nouveauté, parloir, verdure, courtois, bourgeois, pensif, oisif, changement, règlement, pommier, poirier, laurier, douceâtre, opiniâtre, lointain, séance, offrande, réprimande, hautain, chapelain, berger, écuyer, archer, encrier, peuplier u. s. w. Diese Formen zusammen mit den oben erwähnten vulgär-lateinischen sind 1730 an Zahl, also viel mehr als ein Dritteil der Gesamtsumme; sie sind durch gesperrten Druck kenntlich gemacht, so dafs jeder sich davon überzeugen kann, ob die betreffenden Wörter mit Recht unter diese Kategorie gebracht sind und ob die angegebenen Zahlen richtig sind.

Für die etymologische Behandlung scheinen also 2810 Wortformen zu verbleiben. Das scheint aber nur so; denn will man Etymologie treiben, d. h. will man feste, bedeutende Regeln oder Gesetze aufstellen, so wird man doch zunächst diejenigen Gesetze berücksichtigen müssen, deren Befolgung die französischen Wörter ihr charakteristisches Gepräge verdanken, die es erkennen lassen, dafs das Französische nicht eine Korrumpierung, sondern eine selbständige und sehr eigenartige Fortbildung des Lateinischen ist. Ich meine, man müsse diejenigen Gesetze besonders berücksichtigen, die bei der unbewufsten, organischen Bildung des Französischen bis zum 11. Jahrhundert wirksam gewesen sind, während nach dieser Zeit die Fortbildung in bewufster, gelehrter — d. h. eigentlich recht ungelehrter — Art erfolgte; man mufs die volkstümlichen von den gelehrten

Bildungen unterscheiden. Dieser Unterschied ist auch von vielen Fachgenossen bemerkt und erwähnt worden, doch meist nur als ein Mittel, um bei einigen wenigen Doppelformen, wie sûreté und sécurité, dem Schüler begreiflich zu machen, wie die doppelte Bildung aus derselben Grundform dazu benutzt wird, um jeder dieser Formen eine verschiedene Bedeutung beizulegen. Das aber scheint entgangen zu sein, dafs auf alle diese gelehrten Bildungen die meisten jener Gesetze nicht passen, die von Diez, Brachet und anderen für die Umwandlung der lateinischen Buchstaben in französische aufgestellt sind, und deren Anwendung, im Anschlufs an jene Gelehrten, von vielen auch für die Schule verlangt wird. Entgangen ist ihnen wohl vor allen Dingen, wie grofs die Zahl dieser Neubildungen ist, dafs z. B. Brachet in seiner Grammaire historique von ihnen sagt: Ces mots, qui sont comme une langue à part dans notre langue, sont plus nombreux que les bons et vieux mots, et beaucoup d'entre eux ont déjà passé des livres dans le langage commun. Und an einer anderen Stelle: La dist. des mots populaires et des mots savants forme la base de ce livre, et nous regretterons de cette étude tout mot introduit dans la langue postérieurement à son époque de formation. Also zahlreicher sind diese Neubildungen als die volkstümlichen, und alle Gesetze, die Brachet für die Bildung der französischen Wortformen aufstellt, berühren diese Mehrzahl der französischen Wörter nicht. So werden wir — vorsichtig uns mit der Autorität anderer nicht begnügend — für unseren Zweck untersuchen müssen, wie viele von den übrig gebliebenen 2810 Wortformen der späteren Bildung angehören. Dieselben sind in dem obigen Verzeichnis durch *schrägen Druck* bezeichnet worden, es sind 1300; und dabei habe ich noch die gröfste Vorsicht angewendet und alle Wörter, bei denen es an sicheren Beweisen für das Gegenteil fehlt, den volkstümlichen Formen zugerechnet.

Dafs nun diese Wörter wirklich späteren, gelehrten Ursprungs sind, kann ich ja von jedem einzelnen Wort hier nicht beweisen, das würde zu weit führen. Ich erwähne nur, dafs sie gegen das Gesetz der volkstümlichen Bildung

1) entweder ohne Berücksichtigung des lateinischen Accents gebildet sind, wie rapide, solide, exprimer, dactyle, oder

2) den kurzen Vokal der der Tonsilbe unmittelbar vorhergehenden oder folgenden Silbe nicht ausstofsen, wie comité, solliciter, charité, oder

3) den zwischen zwei Vokalen stehenden, der Tonsilbe unmittelbar oder mittelbar vorhergehenden stummen Konsonanten (K-, G- oder T-Laut) nicht ausstofsen, wie avocat, natal, sécurité.

Andererseits erkennt man diese Neubildungen auch an der Form ihrer Präfixe, wie abjuration, ablatif, administrer, antidiluvien, antidater, contradiction, discerner, excursion, inexact, incursion, interpréter, intervenir, postdater, transport, ultramontain, viceroi, biscuit, oder auch an der Form der Suffixe, wie bei hôpital, natal, examen, vétéran, séculaire, avocat, consulat, rapace, ration, faction, antique. Endlich kann man noch positiver Neubildungen daran erkennen, dafs im Neufranzösischen beide Formationen nebeneinander vorhanden sind, wie in

apprendre	neben	appréhender	freindre	neben	frémir
aube	„	album	empreindre	„	imprimer
chanoine	„	canonique	sou	„	solide
cueillir	„	colliger	cercler	„	circuler
couple	„	copule	hôtel	„	hôpital
combler	„	cumuler	loyauté	„	légalité
délivrer	„	délibérer	armure	„	armature
nager	„	naviguer	heur	„	augure
sevrer	„	séparer	août	„	auguste
sembler	„	simuler	communier	„	communiquer
soucier	„	solliciter	confiance	„	confidence
avoué	„	avocat	employer	„	impliquer
dette	„	débit	naïf	„	natif
forge	„	fabrique	sûreté	„	sécurité,
frêle	„	fragile			

oder auch dadurch, dafs neben der im Neufranzösischen gebräuchlichen gelehrten Form in den altfranzösischen Denkmälern noch die früher gebräuchliche volkstümliche Form erhalten ist; so

afrz.		nfrz.	afrz.		nfrz.
afflire	neben	affliger	ypidème	neben	épidémie
avoutre	„	adultère	estordre	„	extorquer
are	„	aride	faitre	„	facteur
chalenge	„	calomnie	hable	„	habile
cymble	„	cymbale	litre	„	lecteur
dieble	„	débile	martre	„	martyre
dépreinre	„	déprimer	ruste	„	rustique
domesche	„	domestique	utle	„	utile
comenger	„	communiquer	enferté	„	infirmité
comprer	„	comparer	enterver	„	interroger
consirer	„	considérer	lettreüre	„	littérature
degner	„	dénier	verté	„	vérité
deintet	„	digneté	aorer	„	adorer
igautet	„	égalité	üel	„	égal
esmer	„	estimer	extraier	„	extravaguer
fealté	„	fidélité	tréüt	„	tribut
grieté	„	gravité	mecine	„	médecine.

Diese eben erwähnten drei Gesetze, die für die echt französische Wortbildung so charakteristisch sind, würde man also kaum zur Grundlage einer etymologischen Erkenntnis in der Schule machen, die doch bessere formale Bildung und leichtere Erlernung des Französischen zum Ziel haben würde. Denn bei jedem Schritte würde man auf Formen stofsen, die diesen Gesetzen sich nicht fügen. Von der Gesamtzahl von 4540 Wörtern würden 1730 + 1300 abgehen, und es bleiben nur 1510 Formen übrig, nicht einmal ein Dritteil der aus dem Lateinischen herstammenden Formen. Und diese Gesetze sind ja gerade die interessantesten! Die anderen Regelmäfsigkeiten, die man aufgefunden haben will, verdienen meistens nicht den Namen eines Gesetzes; noch weniger sind sie zum gröfsten Teil für die Schule zu brauchen, während sie doch gerade in den Schulgrammatiken, welche die Etymologie berücksichtigen wollen, einzig angeführt werden. Ich kann es nicht unterlassen, um die Art, wie solche Schulmänner sich die Anwendung der Etymologie für die Schule denken, zu kennzeichnen, folgenden Artikel aus Körtings Schulgrammatik hier wörtlich anzuführen:

1. Positionslanges e hat sich mit ganz wenigen Ausnahmen (nièce, tiers) stets rein erhalten, z. B. terre, sept, vent, fête.
2. Naturlanges ē hat verschiedene Schicksale gehabt, nämlich:
   α) ē ist erhalten geblieben, z. B. in espérer, céder (NB. ist französisches e, das aus ē entstanden ist, betont, so erhält es stets den offenen Ton, man vergleiche cède, aber cédons, ausgenommen die Wörter auf ége).
   β) ē hat sehr oft Diphthongisierung in oi erfahren, z. B. in avoine, loi, droit, soixante, mois, mouvoir, savoir (für sapēre), recevoir (aus recipēre für recipĕre), pouvoir-potēre (für posse).
   γ) Nicht selten ist ē in i geschwächt, z. B. in cire, merci, pis, brebis.
   δ) Vor m und n hat ē Trübung in ei erfahren, z. B. in frein, haleine, Reims.
3. Kurzes e.
   α) ĕ hat sich in unbetonten Silben meistens erhalten, so z. B. in re- und de-,
   β) in der Tonsilbe hat ĕ entweder Diphthongisierung in ie erlitten, z. B. bien, rien, miel, lièvre, oder Schwächung in i, z. B. dix, épice.

Und in derselben Weise werden alle Vokale und alle Konsonanten in einer Schulgrammatik abgehandelt! Selbst wenn solche Regeln nicht dogmatisch gelehrt, sondern die Schüler induktiv darauf geführt würden, müfste ihnen da nicht der Kopf wirbeln? Falls sie die Sache nämlich ernst nähmen! Und welchen Nutzen hätten sie davon, wenn sie wirklich von allen Vokalen wüfsten, dafs sie, sei es in der Tonsilbe oder in unbetonter Silbe, häufig oder oft oder nicht selten getrübt, oder rein erhalten, oder diphthongisiert oder in einen anderen Vokal umgelautet oder sonst verwandelt werden; oder wenn sie von jedem Konsonanten wüfsten, dafs er — sei es im Auslaut oder im Inlaut — oft erhalten werde, oder auch in einen schwächer lautenden verwandelt werde, oder auch nicht selten assimiliert werde, oder umgestellt oder auch ausgestofsen werde? Wahrlich sehr gering würde der Nutzen sein; denn jeder, der die betreffenden Regeln z. B. bei dem noch besonnenen Körting durchliest, mufs sich ja davon überzeugen, dafs fast bei jeder Regel so viel Ausnahmen vorhanden sind, dafs die Regel eigentlich keine Regel mehr ist. Ich darf es mir wohl versagen, jede einzelne dieser Regeln anzuführen und zu kritisieren. Ich habe den Versuch, solche Regeln dem Realprimaner vorzuführen, vor mehreren Jahren gemacht und bin zu dem Resultat gekommen, dafs nur sehr wenige derselben für den Schüler irgend welchen Wert haben.

Wir werden also darauf verzichten müssen, es dahin zu bringen, dafs der Schüler mittels etymologischer Regeln aus bekannten — oder gar unbekannten — lateinischen Formen die entsprechenden französischen mit Sicherheit ableite. Noch weniger ist natürlich daran zu denken, dafs er umgekehrt aus bekannten französischen Formen die entsprechenden lateinischen nach Regeln konstruiere, wie es Felix Lindner in dem früher erwähnten Werke verlangt und mit Erfolg in der Realschule angewandt zu haben behauptet.

Wenn ich somit den Nutzen der Etymologie im engeren Sinne für die Schule nicht anerkennen kann, so bin ich doch weit entfernt, die Berücksichtigung der etymologischen Momente im weiteren Sinne und der damit nahe verknüpften historischen Momente für den französischen Unterricht zurückzuweisen.

Insterburg. O. Josupeit, Oberlehrer.

Aus den
sogenannten quintilianischen Deklamationen.

In der „Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien“ (XXXII, I, p. 1—12) veröffentlicht Prof. K. v. Morawski in Krakau „Bemerkungen“ zu obengenanntem Werk aus der Zeit der sinkenden Latinität (gegen das 3. Jahrh.), worin wir mehrfache, zum Teil vom Verf. selbst auch angedeutete romanische Anklänge finden. — Das bei Vitruvius (1. Jahrh.), noch mehr bei Eutropius (4. Jahrh.) häufige *infinitus* im Sinne von *multus*, *plurimus* kommt in den Deklamationen ein dutzendmal vor. Es hat in dem hyperbolisch gebrauchten italienischen *infinito* und französ. *infini* seine Nachfolger gefunden.

Die pleonastische Ausdrucksweise *cum suo sibi scelere* erinnert an das franz. *c'est mon opinon à moi* u. dgl.

Dem durch *bene* gesteigerten Positiv *(bene relegatus, bene liberatus)* entspricht der ganz ähnliche Gebrauch von ital. *bene* und franz. *bien*. Mit *satis* steht es ebenso: *assai* und *assez*, deren zweiten Bestandteil es bildet, werden zur Steigerung von Adjektiven verwendet. Nicht minder lebt *multum* in *molto* fort; das Altfr. hatte sein *moult*. Den roman. Komparativ mit *plus* bieten die Deklamationen in *plus triste est*. Die in *utrum stringam magis arctiore complexu* enthaltene pleonastische Komparation ist dem Ital. nicht ganz fremd (auch Dante hat *più sommi*). Der Verf. der „Bemerkungen“ sagt über diese Fügung: „Die Verbindung von magis mit einem Komparativ erscheint schon bei Plautus, sie tritt uns dann entgegen bei den Schriftstellern, deren Stil durch die Umgangssprache beeinflufst wurde, wie beim Verf. des bellum afr. und Vitruvius, endlich bei den Afrikanern.“ Das hier auftretende *magis* dient bekanntlich im Span., Portug. und Rumän. überhaupt zur Umschreibung des Komparativs.

In den Deklamationen steht in der Bedeutung „im Vergleich mit“ neben *sub comparatione*, *ex comparatione* auch *in comparatione*, ganz das ital. *in comparazione* (*confronto, paragone*), das franz. *en (par) comparaison*. — Der Satz *parricidam non videt per virum fortem* steht dem kausalen Gebrauch von *per* und *pour* sehr nahe. — „*Circa* wird oft so gebraucht, dafs die Präposition mit dem gehörigen Substantivum oder Pronomen den Kreis, das Objekt bezeichnet, auf welches sich eine Empfindung oder Thätigkeit bezieht.“ Dazu Beispiele: *Affectus circa liberos*; *cura circa reum*; *circa curationes consentire*; *quid circa te pecunia potest? cedat circa regendas mentes sexus infirmior.* Das ital. *circa* und vielleicht noch mehr das sinnverwandte *intorno* bieten denselben Gebrauch.

Für den ungemein erweiterten Gebrauch der Präposition *de*, wodurch diese schliefslich entschieden zum Kasuszeichen wurde, bringen die Deklamationen zahlreiche Belege. Nur einige besonders bemerkenswerte sollen hier Platz finden. Die echtromanische Verwendung von *de* zur Bezeichnung des Stoffes, aus dem etwas gemacht wird oder entsteht, findet sich häufig in den Redensarten *facere de*, *fieri de.* Die Stelle „*nihil magis de inimicis efficere velis*“ pafst nicht übel zu *fare di*, *faire de* (= aus, mit jem., einer Sache etwas thun, anfangen): „La lettre impériale faisait de la Bohême une sorte de république.“ Einen partitiven Genetiv vertritt *de* in: *res quæ plus de incerto habet; de hominibus non habeant partem; plura . . . de terrenis seminibus; novissimum de malis.* Andere Genetive werden umschrieben in: *de corporibus sola taxatio est; de calamitate fuisse rationem; de orbitate sensus*; *odium de amatore.* — Eine dativische Anwendung von *ad* findet der Verf. der „Bemerkungen“ in: *respondere ad delectum; aliquem ad aliquid implicare; gravioribus vinculis opus esse . . . ad bonum amicum; adjutorium ad causam.*

Sehr merkwürdig ist in den Deklamationen der instrumentale Gebrauch von *vires*, welchem dem Sinne nach ital. *a forza di*, franz. *à force de* zur Seite steht. An einigen Stellen ist zwar die Wortbedeutung von *vires* noch durchsichtig, an anderen aber ist es entschieden zur formelhaften Verwendung herabgesunken. Die Beispiele sind: *honestis cupiditatibus et viribus sacræ caritatis exsultans; viribus potionis effectum est; reliqua viribus vicinæ tabis exspirant; cum calor viribus novissimi doloris erumperet; ad impatientiam viribus nimiæ diversitatis implicuit* (= sie hat ihn durch allzu schroffe Änderung in Ungeduld versetzt); *persuadentium vires sunt quidquid civitas facit* (= es ist den Ratgebern zuzuschreiben).

Zur Satzlehre bemerkt Dr. Morawski u. a.: „Wenn wir in den romanischen Sprachen die Konstruktion acc. c. inf. nicht mehr vorfinden, so müssen wir vermuten, dafs diese Ausdrucksweise der römischen Vulgärsprache allmählich abhanden gekommen ist.“ Es ist aber, so unbedingt hingestellt, ein Irrtum, dafs im Roman. der acc. c. inf. nicht vorkomme; um sich davon zu überzeugen, genügt es, Diez, Gramm. III, p. 246—250 (4. Aufl.) zu lesen; populär war diese Konstruktion freilich wohl nie.

Accidentia (neutr. pl.) in der Bedeutung „Unfall, Unglück“. Vorläufer des ital. *accidente*, franz. *accident*. — *Sibi figurare* (= sich vorstellen), ital. *figurarsi*, franz. *se figurer*.

„Unter den Redensarten mufs die häufige Verwendung von *totus* in Verbindung mit verschiedenen Substantivis auffallen, wenn gesagt werden soll, dafs etwas im gesteigerten, vollen Mafse, oder mit dem gröfstmöglichen Kraftaufwand geschieht.“ Dahin gehören: *toto coopertur amplexu; tota defectione conticuit; tota libertate proclamat; toto corpore effringens*; *tota cogitatione intentus in; inveni arte tota . . . labore toto; cum toto fortunæ strepitu circum stetisset*; *tota velocitate grassari*; *totis corporis animique viribus imple; toto terrore convenire*; *tota crudelitatis arte scrutari*. Diese volkstümliche Ausdrucksweise findet sich wieder in *di tutto cuore*, *de toute force*, *de tout mon cœur &c.*

Zu dem angeführten Beispiel *toto terrore convenire* setzt der Verf. der „Bemerkungen“ die Note: „Ein merkwürdiger Ausdruck, der ungefähr bedeutet: an jemanden mit . . . sich wenden, jemanden belangen. Er kommt noch an drei Stellen vor: *hunc doloris indignatione convenis*, *licet nova me reatus mole convenias*, *vos quibus possum convenire precibus*.“ Ich meine, dieser Gebrauch von *convenire* hat nichts so Auffälliges, wenn man die Bedeutung des klassischen *convenire aliquem* = mit jemandem zusammentreffen, jem. ansprechen, angehen, damit zusammenhält. In der speciellen Bedeutung „vor Gericht belangen“ erscheint dann das Wort im Ital. (*La legge è uguale per tutti, e qualunque miserello può convenire in giudizio il più gran signore.* Rigutini-Fanfani, Vocabolario italiano della lingua parlata). Im Lateinischen hiefs *convenire* auch „zu einem Gerichtssprengel gehören“: *civitates quæ in id forum convenirent*. Cic. Verr. 2, 15, 38.

Zu *beneficio* in der Bedeutung „durch Vermittelung, Hilfe“ (*per annos beneficio filii plures*) liefert das Ital. eine Parallele: *per beneficio de' medici guarì* (Valentini). Wenn es in den Deklamationen heifst *beneficio*

cæcitatis, so ist dies, wie der Verf. der „Bemerkungen" sehr richtig sagt, „ein ähnlicher Prozefs, wie wenn das Adverbium bene, das man ursprünglich lediglich zur Steigerung solcher Adjektiva gebrauchte, welche gute Eigenschaften ausdrückten, schliefslich ohne Unterschied auch mit Adjectivis von übler Bedeutung verbunden wurde. Das ursprünglich Bedeutsame wird so allmählich durch häufigen Gebrauch zur blofsen Formel." Z. B.: *Les Arabes étaient déjà bien dégénérés sous les derniers califes.* Vgl. im Deutschen „recht bitter, recht dumm" etc.

Felix Zvěřina.

Neue

Beiträge zur Etymologie deutscher Flufsnamen.

I.

Zum Bestimmungswort kar und zum Grundwort moina.[1]

Der von Sprenger in Nr. 4 des Korrespondenzblattes des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung (Jahrg. VII) aufgeführte Name Quarmbek ist von mir in den Bt.[2] S. 68 u. 69 behandelt; desgleichen ist die daran liegende Quarmke Mühle — so steht auf der Karte von R. — an jener Stelle erwähnt. Sprenger konnte das nicht wissen, da ihm offenbar nur die Recension von Jellinghaus vorlag (Litteraturblatt für germanische und romanische Philologie III, Sp. 176), in welcher nur die Quarmbeck (Lachte, Aller) hervorgehoben ist.

Zunächst hatte ich nur vor, meine Erklärung von Quarmbeck, welches ich als Rauschebach deute, gegenüber der Deutung „Mühlenbach" mit neuen Gründen aufrecht zu erhalten und zu dem Zwecke eine kurze Entgegnung in dem genannten Korrespondenzblatte zum Abdruck bringen zu lassen. Da mir aber die Arbeit unter den Händen wuchs und schliefslich einen immer gröfseren Umfang annahm, so bat ich den Herausgeber dieser Zeitschrift, diese Abhandlung gütigst im Archiv veröffentlichen zu wollen.

Ich habe schon in der im 63. Bande dieser Zeitschrift erschienenen Abh. und weiter in den Bt. S. 105 ff. das thatsächliche Vorhandensein eines Grundwortes *moina* = Flufs nachgewiesen, wenn-

[1] Eine Ergänzung der Auseinandersetzungen in meiner Schrift Beiträge zur Etymologie deutscher Flufsnamen. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht, 1881. 2 Mk.

[2] S. über die Abkürzungen Anhangsbemerkung (Anh.) 1.

gleich die daselbst (Bt. S. 108) versuchte Etymologie mir selbst noch durchaus nicht als sicher erscheint. Dieses Grw. tritt in Zusammensetzungen in den Nebenformen *-mona*, *-moune*, *-muna*, *-mana*, *-mina* und *-mena* auf; auch eine genetische Erklärung dieser thatsächlich vorhandenen und identischen Formen habe ich S. 107 ff. der Bt. aufgestellt. Als einfaches Grw. erscheint Moina nach meiner Ansicht z. B. in Main (Rhein)[3] und Möhne (Ruhr, Rhein). Wenn nun Jellinghaus in der angeführten Recension die volksniederdeutsche Aussprache von Möhne, nämlich Maine, auf altes *Mône* zurückführt, so ist diese mit bestem Dank von mir entgegengenommene Bemerkung, nach der also die Möhne in der älteren Form *Mône* gelautet hat, ein neuer Beweis für die Identität der Fln. Möhne und Main, denn der Maingau heifst ahd. *Monachgowe*, worin also das o, welches in **Mône* erscheint, ebenfalls hervortritt. Die Altmühl heifst *Alcmona*. Das Grw. moina sehe ich auch in *Monne* (Losse, Unstrut); man vgl. das *-monna* in *Salmonna*, j. Salm (Mosel); diese Form kommt neben *Salmana* und *Salmene* in den Urkunden vor, s. Fr. u. d. W. Über die übrigen zusammengesetzten Fln., in denen dieses Grw. als letzter Teil vorkommt, vgl. man die Abh. und die Bt.

Das Wort moina erscheint nun in heutigen Namen sehr oft in der Verschrumpfung -me, bez. blofs -m; z. B. heifst die Helme *Helmana*,[4] die Alme *Almina*, die Salm *Salmana*, die Würm (aus dem Starnberger See) *Wirmina*, die Ilm *Il-mina*. Auch die Svalmanaha ziehe ich jetzt hierher (j. Schwalm [Eder]), da ich aha als eine umdeutende Erweiterung auffasse: das Grw. mana verstand man nicht mehr und fafste das letzte a in mana als aha. Diese volks- oder hier wohl richtiger mönchsetymologische Umdeutung mittels aha und bach wird uns noch sehr oft im Laufe dieser Untersuchungen begegnen. Übrigens ist der ursprüngliche Name Svalmana auch überliefert, jedoch nicht als älteste Form; desgleichen ist die gleichfalls für die Schwalm überlieferte Form *Svalmaha* weiter nichts als eine Umdeutung der verkürzten Form Svalma, die sich zu Svalmana verhält wie Ilma zu Ilmina; beides sind die ahd. Namen für Ilm (Donau). Vortrefflich gestützt wird diese Ansicht durch den Fln. *Sul-mana*, j. Sulm (Neckar),

---

[3] S. Anh. 1 über die Bedeutung der Klammern.

[4] Wenn nichts Besonderes hinzugefügt ist, sind die angeführten alten Formen immer die aus der ahd. Sprachperiode, die ich Fr. entnehme.

in welchem das *Sul* = *Sval* ist;[5] für *Svala-bach* kommt mehrfach in den Urkunden *Sulbach* vor. Auch *Swal-ma*, welches ebensowohl bezeichnet die Zwalm als die Schwelm (Wupper), von der die westfälische Stadt Schwelm den Namen hat, ist offenbar eine Abkürzung aus Swal-mana, wie sie eben bei der Ilm nachgewiesen wurde. — Auch das -me in Vol-me (Ruhr)[6] hatte ich in meinen Bt. als den Rest von mana hingestellt und war sehr erfreut, als Prof. Crecelius, dem ich die Bt. zugesandt, mir mitteilte: „*Volu-manniu* (Hof Volme an der Quelle des gleichnamigen Baches bei Meinerzhagen). Hieraus entnehme ich für den Bach die Form Volu-manna." Später erscheint auch, wie Crec. mir ferner schrieb, die Abschwächung Vole-minne. Die in den Bt. S. 117 gegebene Erklärung als Hochfeldflufs behalte ich auch jetzt noch bei, nur dafs ich das u bez. o in Volumanna Ful-da — die älteste, bei Fr. mit einer Jahreszahl versehene Form der Fulda lautet *Vulta*; ferner ist *Fulda* ebenso alt und viel häufiger als *Fuldaha* —, *Fullebach*, j. Füllbach (Itz), sowie in dem Ortsnamen Fulinpach für einen ähnlichen Ablaut eines ursprünglichen i erkläre, wie z. B. das u in *Illunia*, j. Lenne (Weser); diesen Ablaut habe ich S. 378 besprochen. Das d in Ful-da, ebenso wie in Fel-da(ha), jetzt Felda (Werra), ziehe ich nicht zu Fel-, sondern nehme als ursprüngliche Formen *Fulada und *Fel-ada[7] an; über dieses Fel- bez. Fil- habe ich S. 390 ff. bei dem Fln. Fil-usa noch eingehender gesprochen.

Ferner war ich sehr erfreut, in Woestes jüngst erschienenem Wörterbuch der westfälischen Mundart die Bemerkung zu finden, dafs der durch Iserlohn fliefsende Baarbach früher Barme gelautet habe. Weil hier in der Umgegend von Altena das Grundwort mana durchaus das herrschende ist — s. Bt. S. 125 —, hatte ich schon früher einmal, ehe ich wufste, dafs der Baarbach früher Barme geheifsen, zu einem Bekannten die Vermutung ausgesprochen, dafs auch dieser Bach früher wahrscheinlich **Bar-mana* bez. **Ber-mana* gelautet haben würde und sprachlich identisch mit der Barmecke (Lenne) bei

---

[5] S. über diesen so oft hervortretenden Übergang des v (w) in u sowie über die Bedeutung von *sval* Anh. 2.

[6] Man spricht Fol-me, das V in den Urkunden hier = F.

[7] Nach meiner Ansicht sind also *Ful-daha* und *Fel-daha* Umdeutungen von *Ful-(a)da* und *Fel-(a)da*, wie Sval-manaha von Sval-mana; (a)da in beiden Fln. halte ich für das Grw. ada bez. ata, das ich S. 366 ff. behandeln werde; desgleichen ist mir -in in Ful-in(pach) der Rest des unten besprochenen Grw. ana und -pach ein späterer tautologischer Zusatz.

Altena und der Bermecke (Heve, Möhne, Ruhr) sei. Diese Vermutung wird also durch den alten Namen Barme auf das trefflichste bestätigt. Den Baarbach bei Iserlohn, die Barmecke, die Bermecke, die Barbeck (Stör), die Behr (Donau), die Behre bei Ilefeld, die Bahr (Streu, fränk. Saale) u. s. w. habe ich in den Bt. als Bärenflufs gedeutet. Das Grw. ist bei einigen dieser Namen ganz abgefallen.[8] Über das -mecke, welches z. B. in Barmecke und über 60 mal in Ortsnamen des Regbz. Arnsberg erscheint, habe ich in den Bt. S. 22 ff. Anm. 72 gesprochen, ich möchte jedoch bei dieser Gelegenheit noch folgendes hinzufügen.

-mecke kann unmöglich eine Entstellung aus -becke sein, wie Fr. und Woeste annehmen. Diese meine Behauptung ergiebt sich ganz klar aus dem Fln. Wörmke (Emmer) oder — wie ich in der dortigen Gegend durchweg gehört habe — Wermecke.[9] Die Wörmke heifst aber ahd. Wer-mana. Vergleicht man weiter mit Vol-me aus *Volu-manna* die Völ-me-ke (Rahmede, Lenne), auch Füelmecke gesprochen — Füelbeck ist eine moderne Umdeutung —, mit Alme (Lippe) aus *Al-mina* die Al-me-ke (Lenne), sowie mit Hel-me (Unstrut) die Bachnamen Höll-me-ke und Hill-me-ke im Kreise Altena, ferner mit Sal-me aus *Sal-mana* die Sål-me-ke (Verse, Lenne, Ruhr), so ist nach meiner Ansicht der Beweis erbracht, dafs -mecke nicht aus -becke entstanden sein kann. Von den beiden in den Bt. gegebenen Erklärungen des -ke erscheint mir jetzt diejenige als die weitaus wahrscheinlichste — ja ich nehme keinen Anstand zu behaupten, dafs ich sie für sicher halte —, dafs an -me, den unkenntlich gewordenen und längst nicht mehr verstandenen Torso von mana, ein neues Grw., nämlich becke, angehängt sei, welches bekanntlich in Zusammensetzungen sehr oft in der Verschrumpfung -ke erscheint. So wird aus Steinbecke Steimke (aus *Steinke) — s. Fr. Deutsche Ortsnamen S. 34 —; Jöllenbeck bei Bielefeld heifst im Volksmunde Jüemke; an der Dalke (Ems) liegt Haus Dal-bke; offenbar ist Dalke aus Dal-bke = Dal-beke hervorgegangen. Also Werme-ke ist entstanden aus Werme + beke, welches letztere zu -ke ab-

[8] Dafs auch Pyrmont, alt Per-munt = Bermunt weiter nichts als Bärenbach bedeute, habe ich im vorliegenden Bande dieser Zeitschrift, S. 123 ff., nachzuweisen versucht.

[9] Die Wermecke ist auch im Kreise Altena ein mehrfach vorkommender Bachname.

geschliffen wurde; mecke ist somit fast überall in Fln. aus me + (be)ke hervorgegangen. So stellen sich nun sehr schön zusammen die Barme-ke (Lenne) und die ungefähr zwei Stunden entfernte Barme bei Iserlohn. Auf das zahlreiche frühere Vorhandensein von Bären in der Nähe der Barme, des jetzigen Baarbaches, deutet z. B. auf das klarste der Ort Barendorf bei Iserlohn (vgl. bei Fr. *Beranthorp*, j. Berndorf), welches doch ohne Zweifel Bärendorf heifst; bekanntlich heifst der Bär mnd. *bare*, nnd. *bâr*. Woeste leitet Barme ab von *barm* (Busen, Bogen), wegen der Krümmungen, die der Bach bei Iserlohn mache. Die Barmeke aber, doch offenbar derselbe Fln., macht gar keine Krümmungen.

Es war somit sehr erklärlich, wenn ich auf Grund dieser so häufig hervortretenden Verwandlung des alten Grw. -mana zu heutigem -me in den Bt. auch den Quarmebach (Bode, Saale) auf **Kvar-mana* zurückführte, besonders da der Fln. *Cher-min-bitzia*, j. Hahnenbach nw. von Kreuznach, worin -bitzia ein späterer tautologischer Zusatz ist, sehr deutlich zeigt, dafs mana auch in Verbindung mit dem Stamme *kar*, *char*, bez. *kver*, *cher* = tönen, rauschen (dann klagen) erscheint. Cherminbitzia, worin *bitzia* eine Entstellung aus *bici* = *biki* ist, geht zurück auf den Fln. *Chermina, und *-mina* ist eine Abschwächung aus *-mana* bez. *-mona*, wie oben *Volеminne* aus *Volumanna*. Ähnlich heifst die Warmenau (Else, Werre) im Register der wedeme tho Woldenbrugk (j. Wallenbrück bei Spenge, Kr. Herford) vom J. 1574 War-mina;[11] Warmina ist nun ohne Zweifel derselbe Name wie die Warmanou — manou Entstellung aus mana, wie eben menau von mina —, „ein Bach im Hoyaschen", wie Jellinghaus in der oben angeführten Recension meiner Bt. mitteilt; Warmanou aber ist derselbe Name wie Wermana, j. Wörmke (Emmer) = reifsender Flufs (s. darüber Bt. S. 24). Trotzdem nun die Quarmbeck (Bode) i. J. 1187 Querenbici heifst, wie mir Herr Dr. Düning in Quedlinburg freundlichst geschrieben, also von dem Grundworte mana nicht die Rede sein kann, vielmehr Querenbici identisch ist mit Quarnebeck in Holstein — Oest. giebt aus dem J. 1298 die Form Quarnbeck —, so ist nach meiner Ansicht die Herleitung von as. *quern*, ahd. *quirn* Mühle doch nicht möglich und zwar aus folgenden

[10] S. F III, 42.

[11] Ich verdanke diese Notiz der freundlichen Mitteilung des Herrn Past. Jellinghaus in Wallenbrück.

Gründen nicht, sondern es ist die von *kvar* (*kver*), *kar* (*ker*) = rauschen anzunehmen.

Die Fln. gehören zu den ältesten Eigennamen; die Flüsse hatten Namen, ehe ihr Wasser zum Mühlenbetrieb benutzt wurde. Obgleich schon Vitruv Wassermühlen beschreibt, so sind dieselben doch in Deutschland erst seit dem 12. Jahrh. häufiger geworden (s. Arn. S. 22); vorher hatte man, abgesehen von den Mühlen der Vorzeit, gröfsere durch Menschen oder Tiere in Bewegung gesetzte Mühlen. Wie sollte man dazu kommen, solche nicht durch Wasser betriebene Mühlen — für derartige Mühlen wurde, wie Arn. S. 24 annimmt, ausschliefslich das Wort *quairnus*, ahd. *quirn* gebraucht, während *muli* für Wassermühlen — wie sollte man dazu kommen, solche Mühlen besonders am Wasser aufzustellen und danach die Flüsse zu benennen? Bereits aus dem 8. Jahrh. ist aber der Name Quirnebach und Quirnaha überliefert, Quirnifurt an der Querne aus dem 10. Jahrh., die Form Cornfurdeburg ist eine Entstellung. Wie erklärt sich ferner das zweite i in der Form Quirinpah, welche aus dem 9. Jahrh. überliefert ist? wie erklärt sich die ebenfalls überlieferte Form Quirenbach? niemals heifst doch die Mühle quirin oder quiren statt quirn. Auch das *a* in Quarnbeck auf as. Sprachgebiete ist auffallend, da man doch den Vokal *e* erwartete; Quarmbeck liefse sich allenfalls erklären nach der Regel, dafs „vor r mit folgendem Konsonanten das kurze e in betonter geschlossener Silbe in a übergeht“ (s. Lübben, mnd. Grammatik, S. 21). Das würde aber nur für die heutige Form Quarmbeck, jedoch nicht für die schon aus dem Jahre 1289 überlieferte Form Quarnbeck passen, denn „in älteren Schriftstücken findet sich kaum eine Spur davon“ (Lübben a. a. O.). Da w nach einem Konsonanten sehr oft in u übergeht,[12] so ist auch Kurimbach offenbar identisch mit Quirimpah = Quirinpah. Ferner halte ich das Cur- in Curbike, j. Korbach, für dasselbe Wort, welches in Kur-im-bach erscheint, auch ist Quir-beichi, j. Quirrenbach, Kr. Sieg, welches mit dem Übergange des w in u Cur-beichi lauten würde, doch offenbar dasselbe wie das nd. Curbiki. Kur-im-bach und Curbike lassen sich aber doch unmöglich an *quirn* Mühle anknüpfen. — Ungemein häufig ist sodann die Fortbildung mit dem T-Laute. So erscheint neben Liastmona, j. Lesum (Weser), schon

[12] S. Anh. 2.

im 11. Jahrh. die Form Liest-munde; so heifst Holzminden an der Holzminde ahd. Holtisminni, woraus für die Holzminde die alte Form Holtisminna zu schliefsen ist (s. Bt. S. 16); die Wermecke bei Lügde wurde ahd. Wermana genannt, lautet aber später auch War-mend (s. Giefers, Zur Geschichte der Stadt Lügde, S. 36), Wermode, Wiermont und Warmede. So betrachte ich jetzt auch — mit einer kleinen Abweichung von der Auseinandersetzung in den Bt. S. 121 ff. — den Fln. Rahmede (Lenne) bei Altena, der in alter Form Rammuthe lautet (s. Oest.), gerade so als eine Nebenform zu *Rahmend wie Warmede zu Warmend und den alten Namen Ra-muthe[13] ebenso als eine Abschwächung von *Ra-munthe wie Wermode von Wiermont, wie Pirmut von Pir-munt. War-mede: Ra-mede = Wer-mana: *Ra-mana.[14] So wären denn durch diese Erklärung jetzt alle Zweifel bei dem merkwürdigen Namen Rahmede gelöst. — Diese Fortbildung mit dem T-Laute haben wir nun nach meiner Ansicht auch in Quar-t-inaha (Ortsname), der aber offenbar von einem Fln. herrührt, sowie in den Fln. Quar-t-inesbach, Kur-d-ela[15] und dem von einem Fln. herstammenden Ortsn. Cur-t-beki. Dieses t kann hier als ein Folgelaut aufgefafst werden, der sich aus lautphysiologischem Grunde leicht von selbst einstellt. Das Quar- in Quar-tines-bach ist natürlich dasselbe, was z. B. Kar- in Karabach, s. F. III, 42 über die Stämme *kar* und *krar*.

Wiederum haben wir in Quar-t-inesbach sowie in Quar-t-inaha, worin -bach und -aha nach meiner Ansicht spätere Zusätze sind, dieselbe Silbe in wie in Quir-in-pach und Kur-im-bach. — Was bedeutet nun dieses -ina?[16] Dies will ich in dem folgenden Abschnitte auseinandersetzen.

II.

Das Grundwort anta (in der lautverschobenen Form anza) sowie seine Abschwächung ana und die Nebenform ata.

Noch in den Bt. habe ich nach dem Vorgang von Fr. den am Ende von Fln. auftretenden Bestandteil *-ana*, *-ina* u. s. w. als s. g.

[13] Man spricht im Volke durchaus Ra-mede, nicht Ram-mede: Ram-muthe scheint keine genaue phonetische Schreibung zu sein.

[14] S. über Ra-mana = Wildbach Bt. S. 121. In der Umgegend von Altena ist durchaus das Grw. mana einheimisch, s. darüber Bt. a. a. O.

[15] Über *ela* = *ala* = *alda* s. Abschn. IV.

[16] Das -en in Quer-en-bici, sowie das n in Quar-n-beck betrachte ich ebenfalls als den Rest von ina, bez. ana. Ich nehme für Quer-en-bici als ad. Form **Quer-ana*, bez. **Quer-ina* an, sowie von Quar-n-

Suffix gefafst. Nachdem ich nun fast zwei Jahre lang seit der Herausgabe der Bt. diese Untersuchungen fortgesetzt, sämtliche Fln. aus Fr. altdeutschem Namenbuche ausgezogen und für alle bis auf einen kleinen Rest, mit dem ich mich noch nicht beschäftigt habe, eine passende Erklärung gefunden, bin ich zu dem Ergebnis gekommen, dafs zwar **das in den Bt. S. 9 aufgestellte Flufsnamenbildungsgesetz sich als richtig bewährt hat, dafs aber Suffixa nur am Ende von Grundwörtern in Fln. vorkommen, also nicht in zusammengesetzten Fln.** Und zwar ist es nach meiner Meinung nur das N-Suffix (ana, ona u. s. w.), welches in Grw. erscheint;[17] z. B. erscheint Trawa neben Trawena (s. Bt. S. 5), Alta neben Altina (Bt. S. 92). Ein weiteres Ergebnis der angestellten Untersuchungen ist es, dafs sich auch die Erscheinung auf das überraschendste bestätigt hat, dafs bei der Flufsnamengebung verhältnismäfsig wenige Vorstellungen zur Anwendung kommen. In den zahllosen zu verschiedenen Zeiten entstandenen und von verschiedenen Stämmen herrührenden Fln. kehren bei den Bstw. immer dieselben Begriffe wieder, wie der des Rauschens, Eilens, Glänzens; andere immer wieder begegnende Vorstellungen sind die von der Beschaffenheit des Flufslaufes hergenommenen, wie der Berg-, Erlen-, Espen-, Eschenflufs u. s. w.: sehr oft werden auch die Flüsse nach den sich besonders an denselben aufhaltenden Tieren genannt, also Bären-, Biber-, Elchflufs. Als Hauptfehler meiner Bt. hat sich mir selbst die Inkonsequenz[18] in Bezug auf die Annahme von Suffixen herausgestellt; andere Fehler werde ich selbst noch in dieser Abhandlung zu berühren Gelegenheit haben. Auch von der entschieden nicht sachlichen Beurteilung, wie sie den Bt. von einer Seite zu teil geworden ist, habe ich gelernt; ich möchte einen alten Vers in Bezug hierauf zu folgendem Choliamben umwandeln:

ἡ μὴ δαρεῖσα βίβλος οὐ τελειοῦται.

Ich hoffe, dafs der Vorurteilslose im Laufe der Darlegungen dieser Abhandlung sich überzeugen wird, dafs mein jetziger Standpunkt ein

beck **Quar-ana*, indem ich bei beiden bici (beck) für einen späteren erklärenden Zusatz halte, den man machte, als man das Grw. ana, welches ich im folgenden nachzuweisen versuche, nicht mehr verstand.

[17] Ob dieses ana ursprünglich eine Participialendung ist, in welcher der T-Laut ausgefallen ist, so dafs diese Grw. mit der Endung ana ursprünglich Participialsubstantiva sind, ist mir noch nicht klar.

[18] Diese Inkonsequenz habe ich selbst unten an einigen Flufsnamengruppen auf das klarste dargelegt, s. Abschn. VII und VIII.

viel festerer ist als der frühere; denn die frühere Inkonsequenz wird er nicht mehr finden, andererseits aber den Versuch einer in sich klaren und übereinstimmenden Lösung der Rätsel der Flufsnamenbildung.

Ich sagte oben, dafs die Suffixa nur am Ende von Grw. vorkämen. Die s. g. Suffixa nämlich bei Nichtgrundwörtern, um den Ausdruck zu gebrauchen, erweisen sich sämtlich bei genauerer Untersuchung als selbständige Grw. **Wenn nun aber ein Wort ein Grw. sein soll, so mufs es aufser in Zusammensetzungen auch als einfaches Wort, als blofses Grw., nachweisbar sein.** Das ist ein weiterer Satz, dessen Richtigkeit mir an sich klar zu sein scheint, den ich aber überall auch bei den Flufsnamen bestätigt gefunden habe. Diese Thatsache zwang mich, Namen wie Ambra und Nitissa nicht mehr als Simplicia, als Grw. zu fassen, sondern eine andere Erklärung zu finden, die dieselbe als Zusammensetzungen erweist. Nirgends nämlich erscheinen Ambra und Nitissa als letzter Teil in Kompositis, wie doch *apa*, *ara*, *mana*, *traja*, *alta* u. s. w. sämtlich. Ich glaube denn auch jetzt die richtige Deutung von Ambra und Nitissa gefunden zu haben, s. über das Grw. *asa*, bez. *isa* in Nit-issa Abschnitt III und über die Fln. mit dem Bestw. *Nit-* Abschnitt VIII, sowie über Ambra S. 399. — Nun läfst sich aber -ana sowohl in Zusammensetzungen als letzter Bestandteil als auch als ein Simplex nachweisen. Als Grw. in Kompositen erkläre ich -ana (bez. in der Abschwächung ena und ina u. s. w.) in dem gröfsten Teile der von Fr. Ortsnamen S. 231 aufgeführten Fln., die derselbe als mit dem N-Suffix gebildet betrachtet. Als blofses Grw. erscheint es nach meiner Ansicht in Ahne (Fulda) sowie in dem von Arn. S. 46 erwähnten Fln. die finstere Ann, vielleicht in Anbach, so dafs -bach, wie so oft, späterer Zusatz wäre, sodann in der Ihne (Oder),[19] der Ihne (Bigge, Lenne, Ruhr), der Ehn (Ill, Rhein) und der Eine (Wipper, Saale, Elbe), wahrscheinlich auch in der süderländischen Öhne, ferner der Ohne (Wipper, Unstrut) — selbstverständlich mit dem Vorbehalt, dafs die Namen dieser Flüsse in der ad. oder mhd. Zeit, falls sie erhalten sind, eine solche Annahme nicht als unmöglich zeigen. Dasselbe Grw. haben wir nach meiner Meinung in Inde

[19] Der Erklärung von Beyersdorf in den Slawischen Streifen (Baltische Studien) S. 49, welcher die Ihna, die slaw. jina heifst, als die Junge deutet, kann ich nicht beipflichten. Meinen Standpunkt über verschiedene Fln. in Pommern habe ich im allgemeinen Bt. S. 101 auseinandergesetzt.

(Roer, Maas), wo wir vermittels der ahd. Form Inda einen festen Boden unter den Füfsen haben, desgleichen auch wohl in Andenbach, worin -bach späterer Zusatz wäre. Die in den Bt. versuchte Etymologie kann ich nicht mehr aufrecht erhalten, sondern bringe das Wort jetzt mit sskr. *indu* Tropfen zusammen, welches hergeleitet wird vom indog. Stamme *id* schwellen. Dieser Stamm liegt bekanntlich auch zu Grunde den gr. Wörtern *οἴδμα* Schwall, *Ποτ-ίδις* und *Ποσ-οιδάων* = Herrscher des Schwalles, s. F. I, 507. Ich sehe denselben St. auch in dem Fln. *Indus* in Indien, der demnach blofs „Wasser, Flufs" bedeutet. Es ist dies eben wieder ein indogermanisches Erbwort. — Germanisch sollte nun hier nicht die Media, sondern die Tenuis stehen, der Name demnach Inta lauten. Eine solche Unregelmäfsigkeit der Lautverschiebung habe ich Bt. S. 93 ff. bei den Fln. *Aldena*, j. Olle (Hunte), und *Elda*, j. Elde (Elbe), erörtert, die ebenfalls eigentlich *Altina* und *Elta* lauten sollten; dieselbe Unregelmäfsigkeit werden wir unten in dem Abschnitte über das Grw. alda u. s. w. finden. — Der T-Laut in Inda schwand später, wie er nachweislich auch in vielen Fällen bei dem Grw. alta verloren ging — letzteres habe ich bestimmt in Abschnitt IV nachgewiesen — und so wurde aus Anda — Ana,[20] aus Inda — Ina.[21] Zu anta

---

[20] F. I, 285 fragt bei zend. iñdra, wo Hss. auch añdra, ob Grundform andra; dies würde ein Fingerzeig für das a in Ahne, Andenbach u. s. w. sein.

[21] -inna kann aber durch Lautangleichung aus -irna entstehen; davon haben wir ein urkundliches Beispiel in *Quist-inna* neben *Quist-irna*, s. Fr. unter Quist-irna; ein zweites Beispiel sehe ich in *Coch-ane*, j. Kocher, aus dem 8. Jahrh. (die Form *Choch-in-aha* mit dem erklärenden Zusatz aha erst aus dem 11. Jahrh.) neben *Choch-ara*; über *ara* aber aus *arna* vgl. Abschn. VI. Nebenbei: Choch- ist mir = germ. *kwikа*; Schade, Ad. Wrtbuch, teilt unter *quëc* die amhd. Form *choch* mit; *quëc* heifst aber auch munter, wie diese Bedeutung der Bewegung gleichfalls besonders hervortritt in dem nd. Quekstert = Regeschwanz; so heifst bekanntlich die Bachstelze. — Kocher heifst also weiter nichts als rascher Flufs. In Cuckenbeca, Chuchilibach, Chuginbach erscheint dasselbe Bst., worüber einmal später. Nachträglich sehe ich zu meiner Freude, dafs auch *Wolff* in seiner Abhandlung *Zur Etymologie siebenbürgischer Flufs- und Bachnamen* (Archiv des Vereins für siebenbürg. Landeskunde XVII, Heft 3) das *Choch-* in *Chochinaha* mit *quëc* zusammenbringt, nur dafs er nicht die Bedeutung rasch, sondern einfach lebendig für quëc auch hier annimmt. — Er fafst jedoch, von der späteren Form Chochinaha ausgehend, *-in* als Flexionsendung und *aha* als Grw., während ich in der ältesten überlieferten Form *Coch-ane ane* als Grw. nehmen und wegen der Nebenform *Choch-ara* in beiden das Grw. als aus arna entstanden betrachte, da sonst der Wechsel des n mit r (ana neben ara) ganz willkürlich erscheint. Da also auch für Wolff über die deutsche Abstammung des Namens Kocher „kein Zweifel mehr besteht",

stellen sich nun auf das vortrefflichste die zahlreichen oberdeutschen Flufsnamen auf -anza, -*inza* (bez. antia), die ich in den Bt. S. 10 ff. besprochen. Anza betrachte ich nach wie vor als ein Grw., welches z. B. als blofses Grw. hervortritt in *Enza*, j. Enz (Neckar); die ahd. Form läfst sich nur aus Enz-ingowe entnehmen; die in den Bt. aber aufgestellte Etymologie, die ich auch nur als eine mögliche bezeichnete, ist sicher nicht richtig. Über den auch der Etymologie von Enz daselbst zu Grunde gelegten Fln. *An-isa*, j. Enn-s (Donau), s. S. 383. Ich halte jetzt *anza*, bez. *inza* für weiter nichts als die oberdeutsche Form von *anta*, bez. **inta*. Die ahd. Form anza, bez. inza würde demnach anta, bez. inta in der regelrechten Gestalt zeigen, nämlich auf der zweiten Stufe der Lautverschiebung: *inda*, **inta*, *inza* wäre die Reihe vom Indog. zum Ahd. Schon Fr. findet in dem Fl. *Al-eud*, j. Aland (Elbe) „wahrscheinlich" denselben Fln. wie in *Al-antia*, j. Elz (Neckar), mit den Nebenformen *Al-anza* und *Alenza* (aus Al-ancer marca, s. Fr.). Dasselbe Grw. zeigt sich in Diezz-**ente(s)**-bach, nur mit dem tautologischen Zusatz bach.[22] Besonders wichtig ist auch der Fln. *Suech-ant*, j. Suechat („im Viertel unter dem Wienerwalde" Fr.). Das *Suech-* bringe ich zusammen mit dem slavo-deutschem Stamme *svak*, *svank*, welcher im Deutschen in schwingen erscheint. Ich sehe denselben St. auch in *Sig-ina*, j. Sieg (Rhein), nur wie so oft mit ausgefallenem v; auf das ursprüngliche v deutet wahrscheinlich das u in Sug-am-bri, die auch nach meiner Ansicht „Siginamänner" sind, s. Fr. Ortsn. S. 229. Den St. *svach* sehe ich ferner auch in *Seh-ta*, j. Sechta (Jaxt), aus **Sueh* = *Suech-ata*,[23] ferner in *Sekkipah* mit den Nebenformen Seggibah, *Seck*-**in**-*bah* und Sek-biki. In Seck-in-bah ist nach meiner Annahme das ursprüngliche Grw. *ana*, bez. *ina* erhalten; also Seckinbah = **Seck-ina* = **Seg-ina* mit tautologisch angehängtem -bach. Dasselbe Bstw. tritt, wie ich annehme, in *Sic-bach*, sodann in *Seg-al-pach*, sowie in *Zeg-olt-marca* hervor, da es einen Personennamen *Segolt* oder *Zegolt* nicht giebt. In Zeg-olt-marca statt Seg-olt-marca sehe ich den bekannten Übergang des s in z (s. hierüber z. B. Bt. S. 17 ff.; vergl. auch Kemper, Münsterländische Götterstätten,

so ist dies für mich ein weiterer Beweis, dafs ara bez. arna mit echt deutschen Wörtern zsgs. ist und somit selbst auch ein germ. Grw. ist; vgl hierüber noch S. 401.

[22] S. über *Diezz-* Anh. 12.

[23] Über ata = anta s. unten S. 366.

S. 56). In Zeg-olt-marca haben wir das alte Grw. *alta*, welches in den Bt. nachgewiesen ist, dessen T-Laut sich häufig dem vorangehenden l angleicht, bez. ausfallt, so dafs die Formen alla, ala u. s. w. entstehen.[24] Deshalb ist mir auch *Ziag-al-bach* = **Siag-ala* = **Sig-alta* = dem obigen *Seg-olt*. — Mit dem Grw. ara sehe ich dies Bstw. verbunden in *Sueg-er-bach*, worin ich -bach als tautologischen Zusatz fasse; derselbe Name ist mir *Zieg-er-bach*, nur mit dem Übergange des s in z. — Die *Sinck-alta*, j. Sinkel (Wertach, Lech), gehört auch hierher. Neben dem slavo-deutschen St. *svak* setzt F. II, 505 auch *svank* an, daher das n in schwingen. Sinc-alta, urspr. *Svinc-alta ist dasselbe wie Seg-al-pach u. s. w.[25] Alle mit diesem Bstw. zusammengesetzten Fln. bedeuten also der „sich schwingende Flufs", d. h. der rasche Flufs, ähnlich wie die mit dem indog. St. *svap*, *svab*, germ. *svip*, *svif* = heftig bewegen komponierten Fln.[26] Die Bedeutung der rasche Flufs pafst z. B. vortrefflich auf den Oberlauf der Sieg (Rhein); gerade nach dem Oberlaufe sind eben die Flüsse so häufig genannt, wie in den Bt. mehrfach gezeigt ist. Die Quelle der Sieg liegt nämlich nach Dech. S. 645 1858 Fufs hoch; von der Siegquelle bis Walpertsdorf ist eine Entfernung von 0,5 M. Niederwalpertsdorf liegt aber nach Dech. 1119 Fufs; mithin ist das Gefälle der Sieg im Oberlaufe geradezu ein gewaltiges. — In den zahlreichen Fln. auf *-ata* betrachte ich ata als von demselben Stamm gebildet wie *anta*; denn sskr. *id*, *idâ* Trank, ferner *οἶδμα*, *οἶδος*, ahd. *eiz* Beule und ahd. *eitar* Gift gehen gerade so wie sskr. *indu* Tropfen auf die indog. Wurzel *id* schwellen zurück (s. F. I, 28); ata ist mir also dasselbe, was *anta*, bez. *inta*. Möglich ist es aber auch, dafs ata eine Abschwächung aus anta ist, vergl. Suech-at, den heutigen Namen, mit Suech-ant, der ahd. Form; ich halte dies sogar für das Wahrscheinlichere. Vergl. auch S. 424, Anm. 193 über *Og-ina* und *Og-ata*, j. Oichten, aus ursprünglichem **Og-anta*. — Die zahlreichen mit *-ata* zusammengesetzten Fln. kann ich hier ebensowenig besprechen als die mit *-ana* komponierten; ich will nur bemerken, dafs ich auch den rätselhaften Namen *Sos-at-um*, j. Soest — über die ortbezeichnende Endung *um (un)* s. Fr. Ortsnamen S. 195 — mit diesem Grw. in Verbindung bringe. Soest hat nämlich nach meiner Ansicht seinen Namen von

[24] S. Abschnitt IV.
[25] Vergl. Anh. 3.
[26] S. Anh. 4.

dem Soestbach (Ahse, Lippe), der im Westen, in ziemlicher Nähe der Stadt, fliefst (s. Dech. S. 381). Diese Vermutung wurde in mir zuerst rege, als ich den Fln. die Soeste (Leda, Ems) fand. Ich halte also dafür, dafs der Soestbach früher die Soeste geheifsen, bez. in alter Form **Sos-ata* oder **Sus-ata*, denn auch die Formen mit u kommen in den Urkunden vor. Auch hier hätten wir die überall hervortretende Erscheinung, dafs der Name des Flusses das Frühere ist, von dem der Ort dann den Namen bekommen hat. Ich füge ferner an die Söse (Ruhme, Leine) mit verschwundenem Grw., sowie den Namen *Sus-il-beke* aus **Sus-ila* mit dem tautologischen Zusatz beke; **Sus-ila* aus **Sus-ala* aus *Sus-alta*, s. über die Abschwächung *ala* aus *alta* Abschnitt IV. Auch den Ort *Zoz-un-bach* stelle ich hierher, indem ich denselben unter Annahme des schon mehrfach berührten Überganges von s in z auf *Sos-una* = *Sosana* zurückführe. Das Bstw. *sos-* bez. *sus-* bringe ich zusammen mit ahd. *súsan* stridere oder wie Wg. unter *Säusel*, bez. *sausen* bemerkt: „überhaupt in starkem Laute sich hören lassen"; dies pafst auch auf das Rauschen eines Flusses. Demnach bedeutet Sos-ata nach meiner Annahme Rauschebach. Auch die Seseke (Lippe), welche alt Sys-eke heifst — s. Oest. — möchte ich zur obigen Gruppe stellen; über das Grw. in Sys-eke werde ich einmal später sprechen. Die Bedeutung Rauschebach kann bei der Seseke nur auf den Oberlauf passen, auf das Stück ihres Laufes, wo sie vom Haarstrang zur Ebene herabeilt.[27] Ob auch der Siesbach (Nahe), die Sasmicke (Kr. Olpe) — geschrieben Safsmicke — sowie der Name *Sez-pah*, j. Siesbach — s. Fr. — hierher gehören, will ich jetzt noch nicht behaupten, möchte es aber für wahrscheinlich halten.

III.

Das Grundwort asa, besonders auch in seinem Vorkommen in der Gegend des Teutoburger Waldes.

Schon oben deutete ich bei Erwähnung des Fln. *Nitissa* auf das Grw. *asa* hin. Dasselbe erscheint nun nach meiner Ansicht als blofses Grw. in dem Fln. Hase (Ems), welcher in der ahd. Zeit aufser

[27] Dasselbe wird der Fall sein bei dem Soestbach, der nach einer Specialkarte und Sydows vortrefflichem Methodischen Handatlas auf dem Haarstrange entspringt. Übrigens mufs man bedenken, dafs in jener Zeit, als die Flüsse ihre Namen erhielten, die Bäche infolge des gewaltigen Waldbestandes eine ganz andere Wassermenge führten als jetzt; mancher Bach hat damals gerauscht, der jetzt nur sehr spärlich fliefst.

Hasa auch *Asa* und *Assa* heifst.[28] Das H in Hasa ist unorganisch, wie so oft, s. darüber z. B. Bt. Anm. 142. Dies folgt daraus, dafs Osnabrück an der Hase, welches in den ältesten Formen *Osnabruggi* und *Asenbruggi* lautet und unzweifelhaft von der Hase den Namen hat, immer ohne H erscheint bei Fr. (also bis zum Jahre 1100) — Oest. giebt aus den Ann. Rodens. einmal die Form mit H (Hosenbreichensis) — sowie dafs der Osning, ein Name, der schon von Grimm mit dem Fln. Hase zusammengebracht wird, nur einmal mit einem H erscheint, nämlich in der Form *Hosninge*. Die Hase entspringt nun nach der Mitteilung des Pastors Hüter (in Borgholzhausen) am Asberge. Da *asa*, wie ich unten zeigen werde, einfach Wasser heifst, so bedeutet Asberg Wasserberg und *Osning*, das auch in den Formen *Osneggi*, *Osnig* und *Asnig* vorkommt, und als dessen zweiten Bestandteil ich mit anderen Egge annehme = Berg, Gebirge u. s. w. (eig. Schärfe, Kante, Ecke, vergl. über die mannigfaltigen Bedeutungen dieses Worts Staub und Tobler, Schweizerisches Idiotikon) — es bedeutet also Osning die Egge der Asa, d. h. Wassergebirge. Von ihrer Eigenschaft als Quellenspender sind die Berge oft genannt; doch rechne ich zu diesen Beispielen nicht mehr das Ebbegebirge, s. darüber Anh. 5. Ich glaube also, dafs dieser Teil des Teutoburger Waldes zuerst Osning geheifsen, und dafs von hier aus der Name auf den lippischen Teil dieses Waldgebirges übergegangen sei; es ist aber auch möglich, dafs der Name Osning für den lippischen Teil gleichfalls selbständig gegeben sei, natürlich auch mit der Bedeutung Wassergebirge; es findet sich nämlich in diesem Teile die Ortschaft **Asse**missen. — Asa kann nicht „Götterflufs" bedeuten; wo bleibt da — von allem anderen abgesehen — die Bezeichnung für Flufs? Denn das letzte a einfach = aha zu fassen, wie ich selbst falscherweise oft in den Bt. gethan, ist schon deshalb unzulässig, weil niemals die Form *As-aha* überliefert ist. — Osnabrück, alt auch Asenbruggi, heifst demgemäfs Bruch,[29] d. h. Sumpfboden an der Hase. Diese einfache Erklärung wird wohl dadurch auf das vortrefflichste bestätigt, dafs sich östlich von Osnabrück unweit der Hase Bauernhöfe befinden, welche unter dem Namen **Asbruch** zusammengefafst werden, wie ich der

[28] Oest. giebt auch die Form *Ose* aus der Zeit des Mittelalters.

[29] S. über Bruch Anh. 6 und über das *-en* bez. *na* in *Osnabruggi* unten S. 381.

Karte von R. entnehme. Schon die Zeichnung auf der eben genannten Karte deutet an, dafs östlich von Osnabrück an der Hase sich sumpfiges Terrain befindet und zwar besonders auch zwischen den Bauerschaften Lüstringen und Östringen ganz in der Nähe von Asbruch. Aber auch in der unmittelbaren Umgebung von Osnabrück giebt es ein Gelände an der Hase, welches die Wüste heifst und noch jetzt sumpfigen Boden hat. — Das Grw. asa findet sich jedoch am Teutoburger Walde nicht blofs in Hase, sondern noch in verschiedenen Fln. So erscheint es auch, wie ich glaube, in Am-isia — im Mittelalter *Emisa* und *Emesa,* das ich als den hurtigen, munteren Flufs deute, eine Bedeutung, die auf den Quelllauf der Ems pafst. Bezüglich der Etymologie verweise ich auf sskr. *ama* Andrang, Ungestüm, lit. *umas* schnell; diese gehen zurück auf den indog. Stamm *am* befallen, vergl. sskr. *am* befallen, schädigen mit an. *ama* schädigen, plagen, *ami* Qual, Anstrengung, sodann lit. *umarus* hastig, ungestüm mit lit. *umiju* bedrängen. Die Grundbedeutung wird demnach die des raschen Ergreifens sein, woraus sich sowohl der Begriff der Schnelligkeit wie der des Bedrängens entwickeln kann (s. F. I, 19 u. 492). — Mit dem Grw. ana erscheint dasselbe Bestimmungswort, wie ich jetzt abweichend von der Abh. annehme, in *Am-ana,* j. Ohm (Lahn), ferner mit dem Grw. *ara* in *Am-ar-bach,* worin ich -bach als einen späteren Zusatz ansehe, — sodann mit dem Ablaut in *Oum-ena* (Bach bei Aumenau in Nassau) und *Aum-enza* bez. *Oum-inca* (j. Ems (Lahn), an dessen Mündung das bekannte Bad liegt; übrigens fliefst auch noch oberhalb Ems in der Nähe von Eschhofen (östlich von Limburg) ein viel gröfserer Bach, mit Namen Ems, in die Lahn, für den ich ebenfalls als alte Form *Oum-enza,* nicht *Am-asa* beanspruchen möchte, allerdings nur wegen der einige Meilen unterhalb in die Lahn einfliefsenden Oum-enza, j. Ems, sowie wegen des mit *enza* identischen Grw. ana, welches in Am-ana hervortritt, gleichfalls einem Nbfl. der Lahn. — Mit dem Ablaute I erscheint das Bstw. *am* in *Imese,* j. Wüstung Ems am Emsbache, nordöstlich von Weimar.[30] — Amisia kann nach meiner Meinung kein Simplex sein, denn sonst müfste sich dies Wort als letzter Be-

[30] Ich möchte darauf hinweisen, dafs Wg. unter Ameise ein got. Wurzelverb *ima am êmum umans* annimmt, welches auch in dem oben erwähnten an. *ami* erscheine, sowie in ahd. *em-ezîc* emsig. Indem ich dieser Erklarung beipflichte, mache ich darauf aufmerksam, dafs sich so auch ganz

standteil in uralten Kompositen nachweisen lassen, wie die übrigen Grw. für Flufs. Das ist aber nicht der Fall, denn das Bstw. Holz- in Holzemme (vom Brocken) — vergl. die Holtemme (Reufs) —, obschon bereits im 9. Jahrh. vorkommend — Holtemma a. 814 —, ist doch gegenüber der Zeit, wo die meisten Fln. in Deutschland entstanden, ein verhältnismäfsig junges zu nennen. Es fragt sich übrigens, ob -*emma* in Holtemma — vergl. die holländische *Ema*, j. Eem — abgeschliffen ist aus *Em-esa* oder *Em-ana*; das Grw. ist ja schon in der ahd. Sprachperiode nicht selten fast ganz abgefallen.

Asa erscheint ferner am Teutoburger Walde, wie ich glaube, in dem Namen Milse (Ortschaft zwischen Herford und Bielefeld), an einem Bache, der jetzt Aa (Werra, Weser) heifst. Dieser Bach, welcher am Teutoburger Walde entspringt, heifst in seinem Quellaufe jetzt Schwarzbach, bei Schildesche Johannisbach und schliefslich Aa. Milse bedeutet, wie ich unten zu zeigen versuche, Schwarzwasser. Rings um das Gut Milse ist noch jetzt der Boden, wie ich durch Erkundigungen weifs, sehr sumpfig, obgleich die heutige Wiesenkultur doch auch die Bodenbeschaffenheit bedeutend verändert hat. Sodann sind die Wiesen zwischen Schildesche und Milse an der Aa ebenfalls noch jetzt sehr sumpfig, wie mir aus eigener Anschauung bekannt ist. Wie sumpfig und schwarzmoorig mag aber in uralter Zeit die Gegend gewesen sein, als dichter Urwald den Bach begleitete. Der Bach, der jetzt schliefslich Aa heifst, hat nach meiner Meinung ursprünglich *Mil-asa*, bez. *Milisa*, geheifsen; ähnlich heifst die Warmanou jetzt blofs Aue. Milisa, j. Milse, ist dann derselbe Name wie *Mil-ize*, j. Milz, südwestlich von Hildburghausen, an der Milz (fränkisch Saale); Mil-ize hat natürlich von der Milz den Namen bekommen. In Mil-ize, in der ältesten Form vom Jahre 783 schon Milz, haben wir den bereits mehrfach erwähnten Übergang des s in z. Ferner steckt derselbe Fln. in *Mil-is-unge*, sowohl den Ort als den Gau Melsungen an der Fulda bezeichnend, der, wie schon Fr. als wahrscheinlich hinstellt, von der in der dortigen Gegend fliefsenden *Milzisa*, j. Mülmisch (Fulda) den Namen hat, so dafs uns also der ursprüngliche Fln. *Mil-isa* in dem Gaunamen Mil-is-unge rich-

---

einfach das A in Am-isa, das I in Im-ese, das Ou- in Oumenza erklärt. Nach meiner Meinung hiefse Ameise die Hurtige, nicht sowohl, wie Wg. will, die Arbeitsame. Man vergl. übrigens auch die Nebenformen von Ameise, nämlich Amse, Emse und Imse.

tiger überliefert ist als in dem eigentlichen Fln. Mil-z-isa, worin ich das z gerade so für ein Einschiebsel halte, wie das *m* in dem heutigen Mülmisch offenbar ist.

Ich bemerkte schon oben, dafs *Milasa* Schwarzwasser hiefse; *mil-* bez. *mel-* in Fln. erkläre ich demnach als schwarz. Zur Zeit der slavo-deutschen Spracheinheit war dies Wort noch lebendig, wie z. B. aus lit. *melu* schwarz werden hervorgeht, vergl. gr. *μέλας* und sskr. *malina* dunkel, s. F. II, 434. — Dieses *mel-* bez. *mil-* erblicke ich nun in dem Fln. *Mil-da*, der nach meinem Dafürhalten aus **Milada* ebenso verkürzt ist wie Ful-da aus Ful-ada;[31] die Milda heifst jetzt Mulde. Milda ist mir auch die Grundform für die Mil-de (Elbe) und den Myl-t-bach, worin -bach späterer Zusatz ist. Ferner sehe ich dasselbe Bstw. in dem Fln. *Mel-ana* bez. *Mel-ina*, j. Mehlenbach bei Prüm, sowie in dem Fln. Mel-an-bach oder Mil-en bach, j. Melenbach im Kreise Bonn, worin -bach ganz augenscheinlich gerade so späterer Zusatz ist wie in dem heutigen eben erwähnten Fln. Mehlenbach statt des alten Mel-ana. Weiter tritt dies Wort hervor in dem Fln. Miele oder Mielaue, dessen alter Name *Mil-ina* uns offenbar in Mil-indorp oder Mel-indorp, j. Meldorf in Holstein, erhalten ist. Sodann steckt dieser St. in Mel-ia, j. die Möhlin im Schwarzwalde,[32] sowie im Fln. *Mell-a*, s. Fr.; auch bei Mella ist das Grw. ausgefallen; vielleicht ist es ana, vergl. Miele aus Mil-ina. Desgleichen ziehe ich hierher die Möllmecke (Lenne)[33] bei Altena, nach meiner Meinung ziemlich sicher aus altem **Mel-mana* entstanden, daraus *Mel-me, Mel-me-beke und mit Zusammenziehung *Mel-meke. Der Name Möll-mecke haftet jetzt nur noch an der Schlucht am Quelllaufe dieses Baches, später verliert der Bach, wie so oft, seinen Namen und wird zunächst nach den Höfen, welche Hallscheid heifsen, Hallscheider Bach genannt, schliefslich in seinem Endlaufe nach einem Gehöfte der Opperhuser Bach.

Die Untersuchung des Laufes dieses Baches hat es mir zuerst wahrscheinlich gemacht, dafs *mel* in Fln. schwarz bedeute. Ich habe nämlich die enge und düstere Schlucht, durch welche der Bach

[31] S. über ada oben S. 366.

[32] Das Grw. ist entstellt erhalten in -ia; dieses entweder = ina, wie man aus dem heutigen Namen Möhl-in schliefsen möchte, oder = isa, wie unten bei Lup-ia, Hlun-ia nach meiner Annahme; asa ist im Schwarzwalde ein ganz gebräuchliches Grw.

[33] S. oben S. 358 über -mecke.

fliefst, ganz durchwandert, um zu sehen, ob die sprachlich mögliche Bedeutung „Schwarzbach“ passe; meine Vermutung wurde in überraschender Weise bestätigt. Die Möllmecke nämlich, welche am Abhange des Brehloh[34] in einer jetzt Johannisborn genannten Quelle zu Tage tritt, fliefst von der Quelle bis zur Mündung in einer Bergschlucht, die wegen ihrer Enge und des bis an den Bach selbst sich erstreckenden Holzes sehr düster ist. Fast überall ist dies der Fall. Der Bauer, der mir Auskunft gab, nannte den obersten Teil dieser Schlucht bezeichnend „dat Lâk“ (das Loch). Besonders ist der kesselförmige Grund, in welchen das Wasser sofort nach seinem Austritt aus der Quelle in jähem Falle hinabstürzt, sehr düster. Nach dem steilen Absturze in der Tiefe angelangt, fliefst das Wasser in einem Bette, welches noch jetzt besonders an der rechten Seite von **moorigen** Wiesen an verschiedenen Stellen eingefafst ist, so dafs die Bachrinne infolge des schwarzmoorigen Grundes in Verbindung mit dem düsternden Holze noch jetzt eine schwarze Farbe erhält, obgleich gerade in diesem Grunde im Quellaufe das Holz an verschiedenen Stellen stark gelichtet ist; besonders stehen hier auch noch die sumpfliebenden Erlen. Eine Mühle hat in dieser wilden Schlucht niemals bestanden, deshalb wäre die Erklärung „Mühlenbach“ unmöglich, abgesehen davon, dafs man ganz deutlich Möllmecke spricht. — Ob die Bedeutung „Schwarzflufs“ auch für die übrigen Flüsse noch jetzt passend ist oder doch früher wahrscheinlicherweise passend gewesen ist, kann nur eine Untersuchung der betreffenden Flufsläufe an Ort und Stelle lehren. Wie häufig die Flüsse übrigens nach der Farbe des Wassers benannt sind, darüber vergl. man z. B. Bt. S. 88 ff.[35] Da neben Mil-da schon in der ahd. Sprachperiode Mulda erscheint, so gehören hier wahrscheinlich auch her *Mulbizi* und *Mulah*, j. Maulach (Jaxt), in *Mulahgowe*, sowie die Mu^{e}lmecke oder Mü^{e}lmecke (Rahmede, Lenne), worüber einmal später, ebenso wie über die höchst wahrscheinlich dieser Namengruppe einzufügenden Ortsnamen: Miehlen (im Nassauischen, südlich von der Lahn, an dem jetzt s. g. Mühlbache), Melbach, Melbeck, Melschede, Mil-mke (zu vergleichen mit Möllmecke; vergl. Bt. Anm. 72 Hill-mecke und Höllmecke neben Hel-beke bez. Helmecke; ferner Wörmeke neben Wermeke, ahd. Wer-mana; daher Möllmecke = Mell-mecke = *Mel-mana auf Grund der oben

[34] S. über Brehloh Anh. 7.
[35] S. über *Melibocum* = Schwarzberg Anh. 8.

angeführten Fln., welche das e zeigen, bez. e und i, wie z. B. Milindorp und Melindorp, j. Melldorf).

Nach dieser durch den Fln. *Milasa veranlafsten Auseinandersetzung über das Bstw. *mil-*, *mel-* fahre ich fort, das Grw. *asa* am Teutoburger Walde nachzuweisen. Ich sehe dasselbe in dem am Teutoburger Walde östl. von Halle in Westfalen entspringenden und in die Ems mündenden Kün-se-becker Bach, auf der Karte von L. im weiteren Laufe auch Künschebach genannt. Die Bauerschaft Künsebeck hat zunächst von der Künse, wie ich meine, den Namen mit Zusatz des tautologischen -beck; nach der Bauerschaft nannte man dann wieder den Bach den Künsebecker Bach. Auf der Generalstabskarte steht sodann noch verzeichnet an diesem Bache der Hof „Künsemöller",[36] worin der alte Name Künse bez. Kunse erhalten ist ohne den späteren Zusatz des -beck. Das Kün- bringe ich nun zusammen mit dem urgerm. Verbum *krainâ* klagen (s. F. III, 53), welches eine Sprofsform der indog. Wurzel *ga, gâ* tönen ist, s. F. a. a. O. Gerade wie nun *kar, kvar* in Fln. nach meiner Annahme die ursprüngliche Bedeutung „tönen" noch bewahrt hat, so hat auch der St. *kvain* nach meiner Ansicht ursprünglich „tönen" bedeutet, so dafs also Kün-se = Rauschebach ist. Vergl. noch Anh. 2 die mit *svar* zsgs. Fln.; auch *svar* hat die Bedeutung von eur. *svar*, nämlich tönen, nach meiner Meinung noch beibehalten. Ehe ich die von mir vermutete ursprüngliche Form von Künse mitteile, mögen vorher zur besseren Erläuterung noch einige mit diesem Bstw. zusammengesetzte Fln. aufgeführt werden. Ich beginne mit der *Quin-t-icha*, j. König (Mümling, Main); der Flufs heifst schon im 9. Jahrh. auch *Cun-t-icha*[37] mit Verwandlung des w in u; der danach benannte Ort heifst i. J. 1349 schon Künnich, eine Form, die ich wegen des in Künse hervortretenden Umlautes erwähne. Derselbe Name ist die *Quin-t-aha*, j. Quint (Mosel). Hierher gehört auch mit ausgefallenem v (w) die Kin-z-icha, j. Kinzig (Main) und Kinzig

[36] Des Namens Kunsemüller giebt es mehrere Familien in der Ravensberger Gegend, die vielleicht ursprünglich von dem oben genannten Hofe stammen.

[37] icha — vergl. das oberd. Wort die Ache — = aha mit Abschwächung des Vokals, der in der Nebentonsilbe steht; die Fortbildung durch den T-Laut ist sehr häufig, s. darüber z. B. Bt. S. 16 u. 75: sie scheint hier aus lediglich lautphysiologischem Grunde, nämlich aus Rücksichten der leichteren Sprechbarkeit erfolgt zu sein; auch in den Beispielen in den Bt. tritt dies t immer hinter n ein.

(Rhein) u. s. w. Kinzicha ist identisch mit Quinticha, nur dafs das t die Lautverschiebung in z erfahren hat.[38] — Sodann gehört hierher der *Quin-z-in-gowe* (i. J. 890) oder *Chun-z-en-gew* (i. J. 731), der von dem Bache Kinze den Namen hat, vergl. Fr., der bereits unter *Quint* die Kinzig mit der Quinticha u. s. w. zusammenstellt. Die Kinze hat früher wohl * *Quin-t-ina* bez. *Quin-t-ana* geheifsen; darauf deutet ziemlich sicher *Castra Quintana*, welches an der Stelle des heutigen Dorfes Kinzig gelegen war; Quintana hat natürlich mit dem lat. quintanus nichts zu schaffen: die Römer fanden den germ. Fln. Quin-t-ana vor; ähnlich nannten sie das jetzige Regensburg von dem Flusse Regen *Castra Regina;* der Regen lautete noch im 9. Jahrh. *Reg-ana.* Entweder gab es nun schon zur Zeit der Römer die abgeschwächte Form Reg-ina statt Regana, oder die Römer haben sich das Wort mundgerecht gemacht, indem sie statt Castra Regana Castra Regina sagten unter Anlehnung entweder an *regina* oder den römischen Beinamen *Reginus.* Das -ana in Reg-ana und Quin-t-ana ist nach meiner jetzigen Annahme das oben behandelte Grw.; in den Bt. fafste ich *an* in Reg-an-a noch fälschlich als Suffix und a = aha. — Dasselbe Bstw. erblicke ich weiter in dem Fl. *Chein-bach,* sowie in *Kien-bach*, ferner in dem Ortsnamen *Chin-z-in-bach*, sodann in *Kunz-enbach* (vergl. oben Cun-t-icha). Mit dem Grw. *alda* und späterem Zusatze von bach ist nach meiner Ansicht dieses Bestw. in *Cuonoldes-bach* verbunden; denn dafs Bäche von Personennamen benannt werden, davon ist mir kein altes, sicheres Beispiel bekannt; deshalb mufs ich die Zusammenstellung mit *Cunald* abweisen. — So erklärt sich auch der rätselhafte Name Kenzlers Teich (Kenslers Diek nd.) oder der grofse Kenzler[39] am Abhange des s. g. Arminiusberges unweit Lügde. Die Quelle dieses zur Emmer abfliefsenden Baches stellt sich nämlich als ein kleiner Teich dar, bezüglich als eine Stelle im Walde, die zwar nur ganz wenig mit Wasser bedeckt ist, so dafs man auf den zwischen dem rings wuchernden Moose hervorragenden Steinen gehen kann, die aber doch eine schmale, langgestreckte Quell-

---

[38] Da ich hier nur Andeutungen im Anschlufs an den Nachweis des Grw. asa gebe, so behalte ich die Feststellung der sachlichen Angemessenheit dieser Fln. einer späteren Besprechung vor, bemerke jedoch, dafs die Erklärung „Rauschebach" auf verschiedene der aufgeführten Fln. sehr gut pafst.

[39] Im Gegensatze zu dem kleinen Kenzler auf der Spitz des Berges, dessen Quelle ich aber versiegt fand.

fläche, einen kleinen Teich bildet, eine für eine Quelle am Berge merkwürdige Erscheinung. Ich war in einem sehr trockenen Sommer an diesem prächtigen Borne; derselbe flofs aber trotz der Dürre ganz mächtig. Das Wasser stürzt sich von dieser schrägen Platte mit bedeutendem Gefälle und weithin vernehmbarem Rauschen die Halde hinab; das starke Rauschen wird besonders durch einen Wasserfall veranlafst, den das Wasser ein paar Schritte unterhalb der Stelle macht, wo die Quellfläche sich zu einer schmalen Wasserrinne verengert. — Kenslers Diek oder der Kensler ist mir nun eine Entstellung aus Ken-ser Diek bez. die *Ken-se. Die Künse führe ich zurück auf die Grundform **Quin-asa*, woraus **Cun-isa* hervorgegangen, wie der heutige Fln. König alt sowohl Quinticha als Cunticha lautet; aus **Cun-isa* ist dann **Cun-sa* und mit dem Umlaut *Künse* entstanden. Als Grundform von **Ken-se* betrachte ich **Quein-asa* bez. **Kein-sa* — vergl. oben die Formen *Cheinbach* und *Kienbach* —; aus Keinse bez. Kense hat sich durch Volksetymologie Kensler entwickelt. Wie mir von ortskundiger Seite versichert wurde, giebt es in der Nähe des Arminiusberges und überhaupt in der dortigen Gegend einen Familiennamen Kensler nicht. — Auch Vinsebeck zwischen Horn (am Teutoburger Walde) und Steinheim zeigt mir, dafs auch in dieser Gegend des Teutoburger Waldgebirges im weiteren Sinne das Grw. asa gebräuchlich gewesen. Denn Vin-se-beck — ausgesprochen wie Finsebeck —, an einem Bache gelegen, der sich, wie mir mitgeteilt, durch seine besondere Klarheit auszeichnet, betrachte ich als *Fin-asa mit tautologischem -beck; der Bach selbst hat jetzt wechselnde Namen. Diesen Namen sowie die *Finola*, j. die Vehne, westl. von Oldenburg, desgleichen die *Venn-apa*, sodann die Fon-a, j. Fuhne (Saale) erkläre ich bez. des Bstw. als stammverwandt mit got. *fôn* Feuer (gen. *funins*); man vergl. preufs. *panno* Feuer, gr. *πανός* und mhd. *vanke*, welches nach Kluge unter Funke die klassisch mhd. Form ist. Wg. nimmt unter Funke ein ahd. Verbum **finchan fanch funchum* an, welches mit got. *funa* (neben fôn) zusammenhänge. Kluge erklärt allerdings die Verwandtschaft von got. fôn und Funke für unklar, während Schade unter *fôn funko* bestimmt als Diminutivform zu fôn bezeichnet. Nach meiner Ansicht steht nun Fon in Fona zu Fin- und Ven- in *Fin-ola*, **Fin-asa* und *Venn-apa* im Ablautsverhältnisse;[40] diese Flüsse wür-

[40] Es kann jedoch *Fin-* auch eine ähnliche Abschwächung aus *Fun-* sein, wie schon ahd. *Lippia* aus *Luppia*.

den zu der Gruppe derjenigen gehören, die von der glänzenden Farbe ihres Wassers benannt sind, vergl. Bt. S. 88. Über *-ola* in Fin-ola = olda s. unten Abschn. IV; *apa* (in Venn-apa) = Wasser ist bekannt; vergl. Abh. S. 356. In Fona kann a = aha sein; vielleicht ist jedoch das ursprüngliche Grw. schon ausgefallen. Man vergl. übrigens Abschnitt IX über die mit *Fiur-* zusammengesetzten Fln., ein Bstw., das wie *Fon-* von der indog. Wurzel *pu* reinigen abstammt. Ein paar Stunden von Vinsebeck liegt Schieder, wo die Niese in die Emmer mündet, also auch noch in der Nähe des Teutoburger Waldes. Diesen Fln. Nie-se, sowie auch den Ne-senbach bei Stuttgart[41] erkläre ich mir als hervorgegangen aus *Nig-isa, bez. Neg-isa, man vergl. Nicar und Nekar. Über dies Bstw. *Nig-*, *Nag-*[42] habe ich Bt. S. 88 ff. ausführlich gehandelt. Ebenso betrachte ich *Niusta*, j. Nüste (Haun, Fulda), als entstanden aus *Nig-usta*, man vergl. *Aist* aus *Ag-asta*, *Eider* aus *Eg-dora*. Bezüglich dieses Schwindens des g am Ende vor dem zweiten Teile der Zusammensetzung vergl. man noch *hai-stalt* aus *hagastalt* (s. Wg. unter Hagestolz) und unten S. 425 ff. Das häufig als Grw. vorkommende *asta* ist mir weiter nichts als eine Fortbildung mit dem T-Laute. So heifst z. B. bei Osnabrück an der Hase = *Asa* eine Mühle die Haster Mühle, eine Bauerschaft Haste, die ganz ohne Zweifel von der vorbeifliefsenden Hase den Namen hat. Man vergl. ferner die *Osta*, auch *Hosta*, j. Oste (Elbe).[43] Derselbe Fln. wie *Niusta* ist die Nieste, i. J. 1340 *Ny-este* (Zufluſs der Fulda, s. Arn. S. 47). Dasselbe Bstw. aber verbunden mit dem Grw. stra — s. Fr. unter stra — erblicke ich in *Ni-stra*, j. Nister (Sieg) aus *Nigstra bez. *Nigistra. Denselben Ausfall des Kehllautes nehme ich ferner an in Ni-enze (Nuhne, Eder) aus *Nig-enza — enza ist das oben besprochene Grundwort — sodann in Nie-me (Weser, nördl. von Holzminden) = **Nig-mana*. Daſs das Grw. moina mit seinen Abschwächungen auch an der mittleren Weser gebräuchlich war, folgt aus dem Namen der nördlich von der Nieme in die Weser fliefsenden Schwül-me, welches offenbar derselbe Fln. ist wie die Schwalm (Fulda), ahd. *Sval-mana*, und die Sulm, ahd. *Sul-mana*, s. oben

[41] In Würtemberg findet sich das Grw. asa mehrfach.

[42] Ich habe dasselbe in Neckar, Neger (Ruhr), Nagold (Enz, Neckar) u. s. w. nachgewiesen und zwar in der Bedeutung glänzen.

[43] Der Asberg in Würtemberg hat ursprünglich keinen T-Laut, nach Oest. erscheint aber auch die Form Astberg; vergl. unten S. 395 über *Vis-t-ula* und Anm. 48 Lubst statt Lubs.

S. 356 u. 357; — sodann geht dies hervor aus den weiter nördlich in die Weser mündenden Bächen, der Roten Minde und der Holzminde, die bereits in der Abh. S. 367 besprochen sind, auch bezüglich der Fortbildung mit dem T-Laute. Desgleichen ziehe ich hierher die beiden Bäche bei Hohenlimburg an der Lenne (Ruhr), die Nimmer (Nahmer) und Nahmer (Lenne), die ich gleichfalls auf **Nig-mana* bez. **Nagmana* zurückführe. Gerade so wie die Hesper (Ruhr) ahd. *Hes-apa* oder *Hes-epe* ohne r heifst, so hat auch die Nahmer ursprünglich *Nagmana gelautet; daraus wurde Nagme und hieraus Nahme (eig. *Name*, denn das g fiel aus). Als nun „in der Nahmer", wie man jetzt sagt, womit man das ganze Thal des Baches bezeichnet, Niederlassungen gegründet wurden, hiefsen die Bewohner dieses Thales die **Nagmari*,[44] später die Nahmer; dieser Name ging auf das Thal des Baches bez. den Bach selbst über; man sagte deshalb nicht mehr „in der Nahme", sondern „in der Nahmer" und nannte den Bach selbst nicht mehr die Nahme, sondern die Nahmer. Übrigens zeichnet sich die Nahmer, also nach meiner Deutung „das glänzende Wasser", durch ein ganz krystallklares Wasser im Oberlauf aus, den ich aus eigener Anschauung kenne; im Unterlaufe sind viele Fabrikanlagen, die bekanntlich das Strahlende schwärzen.[45] — Den gleichen Fortfall des Kehllautes nehme ich weiter an in Neile (Innerste, Leine). Neile ist mir entstanden aus **Nag-ila*, dies wieder aus **Nag-ala* = *Nagalta*, s. über ala = alda Abschn. IV. Neile ist also im Grunde identisch mit dem Fln. Nagold (Enz, Neckar). Ähnlich heifst Nägelstädt bei Langensalza sowohl *Negilsteden* als *Neylstete* als *Neilstete*, s. Oest.

Alle diese Fln.: Niese, Nesenbach, Nüste, Nienze, Nieme, Neile u. s. w. hiefsen demnach dasselbe, was Neckar und Nagold, nämlich „das glänzende Wasser". Um nun zu dem Namen des Flusses zurückzukehren, der diese zu lange Abschweifung veranlafst hat, so möchte ich noch bemerken, dafs die Niese (Emmer), die in ihrem Oberlauf über Kiesel dahin fliefst, sich durch ihr krystallhelles Wasser auszeichnet, wie mir Herr Dr. Weskamp in Lügde mitzuteilen die Freundlichkeit hatte.

Aber auch östlich vom Teutoburger Walde, an der Weser selbst,

---

[44] S. über diese Endung -ari Fr., Ortsnamen S. 184 ff. und vergl. S. 392.

[45] Dafs an der Lenne (Ruhr) das Grw. moina vorherrscht, darüber s. oben S. 357. — Nimmer (Nahmer) entwickelt sich gerade so aus *Nigmana, wie Nahmer aus *Nagmana.

kommt nach meiner Annahme dies Grw. vor. Ich sehe dasselbe in dem Ortnamen Lin-se an der Lenne (Weser, rechtes Ufer), ahd. *Lin-isi* oder *Lin-esi*; der Flufs selbst heifst *Hlunia* mit der Nebenform *Linde* und *Lume*, über die ich in den Bt. S. 16 gesprochen. Als Grundform für den Fln. sehe ich an **Hlun-isa*, bez. **Hlin-asa*. Das hlun- habe ich Abh. S. 348 u. Bt. S. 16 mit *hlinâ* Berglehne zusammengebracht; dies ist auch noch jetzt meine Ansicht; das u statt des i hat sich, wie ich vermute, unter dem Einflufs der Liquida entwickelt. Lübben teilt in seiner mnd. Grammatik zahlreiche Beispiele mit (S. 12), in denen statt des i u erscheint, z. B. *wumpel* und *wimpel*, *rumpe* und *rimpe*, *runt* (Rind) und *rint*, *vul* und *vil* u. s. w. Auch Lübben bemerkt daselbst: „Übersieht man alle diese Fälle, so bemerkt man, dafs meistens die Liquiden l, m, n und w dabei im Spiele sind, was der Vermutung Raum giebt, dafs diese Verdumpfung von diesen Konsonanten ausgegangen und irrationalerweise auch bei anderen angewandt ist.“ — Dafs der Ort *Lin-esi* von der Lenne den Namen bekommen hat, ist wohl für jeden, der auf diesem Gebiete bewandert ist, aufser Zweifel. Dafs also der Fln. selbst ursprünglich ein s gehabt, folgt daraus mit Sicherheit. Dieser Ausfall des s in Hlun-ia statt *Hlun-isa bez. *Lin-asa, bez. Lin-isa oder Lin-esa[46] giebt uns einen schönen Fingerzeig für einen anderen Ausfall, den ich annehme, nämlich den eines s in *Luppia*. Gerade so wie der Ausfall des s im Griechischen z. B. in *γένεος* statt *γένεσος* uralt ist, ebenso auch der des s in Luppia, da bereits die älteste uns überlieferte Form Luppia lautet.

Zunächst ist es an und für sich wahrscheinlich, dafs das uralte Wort asa, welches, wie ich nachgewiesen, noch jetzt am Teutoburger Walde sich findet, auch in Luppia vorhanden gewesen ist. Es wird dies um so wahrscheinlicher für den, der der Meinung ist, dafs asa in dem Namen der Ems vorhanden sei, wie oben zu zeigen versucht wurde. Denn die Lippe hat nicht weit von den Quellen der Ems ihren Ursprung. Diese Vermutung gewinnt nun dadurch an grofser Wahrscheinlichkeit, dafs wirklich der Fln. Lup-isa vorhanden ist, nämlich in *Liub-isaha*, j. Loisach (Isar), welches nur einmal bei Fr. als

[46] Diese beiden letzten Formen ergeben sich unmittelbar aus dem Ortsn. Lin-esi; vergl. übrigens über Lenne (Ruhr) u. s. w. Anh. 9, sowie über einen ähnlichen Ausfall des s in **Thul-ia* bez. *Thil-ia* S. 413.

Liubisaha, sonst als *Liub-asa* und *Lyub-asa* erscheint; der bei Fr. als identisch mit Liubisaha angeführte Ortsname *Liub-isa* heifst jetzt Langenlois an einem kleinen Nbfl. des Kamp (Donau). Ganz ohne Frage ist auch Liubisa = Langenlois ursprünglich ein Fln. und zwar gleich Liubasa, j. Loisach; das heutige -lois in Langenlois entspricht dem Lois- in Lois-ach, nur ist bei Lois-ach das erklärende -ach = aha angefügt, das ja schon in einer Urkunde aus der ahd. Zeit hervortritt. Liubisaha ist zugleich wiederum ein schönes Beispiel dafür, dafs auch aha bereits als Erklärung zu uralten, nicht mehr verstandenen Grw. hinzugefügt wurde, vergl. oben *Sval-manaha* statt *Svalmana*. Über die Erklärung von Luppia = Rauschewasser s. Bt. S. 76 ff., wo zugleich die sachliche Angemessenheit dieses Namens bezüglich der Quelle gezeigt ist. Dafs das u in Luppia der Ablaut ist, daran halte ich noch fest, ebenso wie an dem St. *lap* tönen. Das i in Luppia, welches ich in den Bt. in einer mir selbst durchaus nicht genügenden Weise zu erklären versuchte, erklärt sich durch den Wegfall des s sehr einfach. Das iu in Liubisa, über welches ich in den Bt. S. 83 gesprochen, ist vielleicht eine volksetymologische Umdeutung und Anlehnung an *liub, liup* lieb; oder es ist neben *lap* ein Nebenstamm *lup* anzunehmen, wie neben sta stu besteht im Germanischen, und als dessen Präsensstamm wäre dann liup (liub) gerade so aufzufassen, wie z. B. *fliutu* fliesse von der Wurzel *flut* oder *bium* bin von der Wurzel *bu* (s. Heyne, Kurze Laut- und Flexionslehre, 3. Aufl. S. 43).[47] Mit Luppia u. s. w. vergl. man noch die *Lups* (Neifse, bei Guben), auch *Lub-is* genannt,[48] desgleichen *Lub-es-bach* (s. Fr.); für beide Namen nehme ich als Grundform Lubisa an.

Nachdem ich so gezeigt, dafs das Grw. asa in der näheren und weiteren Umgebung des Teutoburger Waldes gebräuchlich gewesen, will ich jetzt noch einige andere Fln. anführen, in denen nach meinem Dafürhalten das einfache Grw. asa hervortritt.

Oos im Kreise Prüm heifst i. J. 771 *Osa* (s. Fr., Nebenform auch Oss); Oos liegt aber am Oosbache (Kill, Mosel). Das o ist eine Verdumpfung des ursprünglichen a. So heifst die Wüstung Oese bei Elze alt (s. Fr.) *Asithi* und *Osithi* in demselben Jahre 1022; ferner der Osning *Asnig* und *Osning*, Osnabrück *Asenbruggi* und *Osnabruggi*.

[47] Vergl. noch über asa als auch ein germ. Grw. Anh. 10.

[48] Im Volksmunde auch Lubst, wie mir der mit der dortigen Gegend bekannte Koll. Rattke mitgeteilt.

Der Ort Oos hat offenbar, wie in der alten Zeit immer, von dem gleichnamigen Bache den Namen bekommen und das -bach in Oosbach ist späterer Zusatz. Der Oosbach hat also ursprünglich Osa oder Asa geheifsen. Mit Oosbach kann man den Osenbach (Blies, Saar) vergleichen und auf Osa = Asa zurückführen. Sodann stelle ich hierher den Eisbach (Söter, Nahe). — Ferner heifst Oese bei Elze (südwestlich von Hildesheim) alt Asithi. Daselbst ist noch jetzt der Ort Efsbeck an einem Nbfl. der Leine vorhanden. Dieses Efsbeck ist wohl ohne Frage das eine Asbiki bei Fr., der die Gleichheit auch als wahrscheinlich hinstellt. Besonders zeigt Asithi, dafs in Asbiki nicht die Entstellung aus Ascbiki vorliegt. Der Bach also, an dem Efsbeck liegt, hat ursprünglich Asa nach meiner Annahme geheifsen; das nicht mehr verstandene Grundwort wurde aber schon in der ahd. Zeit mit dem Zusatz biki versehen.

Ferner ziehe ich hierher die Use (Wetter), die Oese (Nethe, Weser) und die Oese (Hönne, Ruhr), die Esse (Diemel), welche nach Arn. S. 47 1482 *Osse* heifst — man vergl. mit Osse die oben erwähnte Form *Oss* statt *Osa* —, den Efsbach (s. Arn. 47), die Ues (Mosel), welche in der Nähe der Nit-issa, j. Nette, entspringt,[49] womit Usbach zu vergleichen ist, welches Oest. anführt. Nicht minder gehören wohl hierher die Asse (Hörsel) und die Assebeck (Holzemme, bei Halberstadt) mit tautologischem -beck, schliefslich der Oesbach (Pfingstbach, Gramme, Gera, Unstrut) = Oese mit tautologischem -bach. In den in ahd. Form überlieferten Namen wie Osa, Asbiki, Asithi, Osingen sehe ich mit Sicherheit das Grw. asa, in den übrigen mir in alter Form nicht bekannten Namen mit Wahrscheinlichkeit.

Ob nicht weiter auch die *Isana*, j. Isen (Inn) und Isenach (Rhein), sowie die *Hisna*, j. Ise (Aller) — mit unorganischem H, wie deutlich zeigt *Isunna*, ein Sumpf um die Ise (vergl. Isundebrok d. i. Bruch = Sumpfland a. d. Ise) —, ferner die *Isela*, j. die Yssel in Geldern, und die *Hisla* (= *Isla), j. die Yssel bei Utrecht, als ein-

[49] In Nitissa tritt ja auch das Grw. asa hervor, vergl. Abschn. VIII. — Bezüglich des Vokals u in *Use*, *Ues* erwäge man, dafs Usingen, nordwestlich von Frankfurt, im 8. Jahrh. *Osinga* oder *Osingen* lautet. Nun bemerke ich nachträglich auf der Karte von L., dafs Usingen an der Use liegt. Es ist demnach kein Zweifel, dafs die Use auch früher **Osa* geheifsen, da der Ort offenbar nach dem Flusse genannt ist und zwar vermittelst der die Zugehörigkeit bezeichnenden Endung ingen. Wegen der oben angeführten Formen *Asithi* und *Osithi*, *Asnig* und *Osning* u. s. w. darf man aber mit Sicherheit vermuten, dafs **Osa* eine Nebenform von *asa* ist; desgleichen wird die *Ues* auf *Osa* bez. *Asa* zurückgehen, ebenso wie *Usbach*.

fache Grw. mit dem Suffix hierher zählen, mufs eine spätere Untersuchung lehren. Für Isana und Hisna möchte ich dies als sehr wahrscheinlich bezeichnen, da wir Parallelformen haben in *Trafa* = Trawa und *Trawena*, *Alta* und *Altina*. Durch Annahme eines ursprünglichen Suffixes bei asa würde sich auch das an bez. n in Asanbruggi und Osning auf die einfachste Art erklären; demnach würde die Hase ursprünglich nicht *Asa*, sondern **Asana* gelautet haben. Isana betrachte ich sodann als eine Abschwächung aus **Asana*. Vergl. unten S. 389 noch *Fil-isa* und *Vel-isena*.

Da ich, wie oben S. 362 bemerkt, das N-Suffix (ana, ina, ena, ona) nur in Grw. annehme, so möchte ich glauben, dafs die Isela ursprünglich Isena gelautet habe, wie ich auch annehme, dafs die Ursela, j. Ursel (Nidda), zuerst Ursena geheifsen; Ursena ist der alte Name für die Oertze (Aller) und gleich mit dem Fln. *Ursna*, j. Ahse (Lippe), den ich Oest. entnehme, sowie mit dem *Ursone* in *Luzilursone* d. h. kleine Ursena, kleiner Flufs.[50]

Was nun die Ableitung des Grw. asa betrifft, so führe ich dasselbe zurück auf die indog. bez. eur. W. *as* schiefsen (s. F. I, 25 u. 503), deren Sprofsformen z. B. sind sskr. *asan* Blut, wobei ich besonders auf das schon im Indog. hervortretende Suffix *an* Gewicht legen möchte, da sich der Fln. *Asana bez. seine Schwächung *Isana* zunächst an eur. *asan* Blut anzuschliefsen scheint. F. setzt II, 28 als gräko-italisches Urwort *asar* Blut an, welches auch von dieser W. herstammt und erhalten ist in altlat. *assir* Blut, in gr. ἄαρ, εἶαρ, böot. ἴαρ Saft, Blut. Da mithin das gr. Wort sowohl Saft als Blut bezeichnet, so möchte ich für eur. *asan* und *asra* Blut, sowie für **Asana* fliefsendes Wasser als Hauptbedeutung das Fliefsende annehmen, die sich aus dem Grundbegriff das Schiefsende entwickelt hat. Die Vorstellung das Fliefsende konnte nun leicht die Vorstellungen Saft, Wasser, Blut hervorbringen.[51]

---

[50] S. über das Grw. Ursena Bt. S. 95 und vergl. Abschnitt IX, S. 424, Anm. 195; ferner über den Übergang des n in l Wg. unter L: sodann über Isara Anh. 11.

[51] Übrigens möchte ich doch darauf hinweisen, dafs, wie ich Pape-Benseler, Wrtb. d. gr. Eigenn. entnehme, ein Flufs in Italien Ἴς heifst und Suidas einen Fln. Ἴσος anführt; es scheint hier ein eur. bez. indog. Grw. für fliefendes Wasser vorzuliegen. — Die zahlreichen anderen Zusammensetzungen mit dem Grw. *asa*, die Fr. Ortsn. S. 241 als mit dem S-Suffix gebildet aufzählt, gedenke ich später einmal zu behandeln.

IV.

Ergänzungen zum Grw. alta (alda) sowie seine Abschwächung zu ala (ella, ele, illa, ila u. s. w.).

Schon mehrfach ist im Laufe der voranstehenden Untersuchungen bei Erwähnung von neuen mit dem Grw. alta zsgs. Fln. auf diesen Abschnitt verwiesen worden. Wie schon aus den Bt. S. 92 ersichtlich ist, erscheint dies Grw. sowohl mit dem N-Suffix als ohne dasselbe: mit dem Suffixe z. B. in *Aldena*, j. Olle (Hunte), *Altina*,[52] j. Altena (Alme, Lippe), Altenaue (Ocker, oberhalb Wolfenbüttel), — ohne Suffix in *Elda*, j. Elde (Elbe), Elte (Hörsel), Elda (Werra).[53] In Verbindung mit einem Bstw. fand ich dies Wort in dem Fln. *Nagalta*, j. Nagold (Enz, Neckar).[54] Ehe ich nun dazu übergehe, *ala* u. s. w. als aus alta hervorgegangen nachzuweisen, will ich auf einige Fln. hinweisen, in denen dies Grw. in Verbindung mit einem Bstw. sich zeigt, indem ich nur ganz kurz die Erklärung hinzufüge.

Schon oben habe ich die *Sinck-alta* und *Sig-alta*, sowie Anh. 4 die *Zwiw-alta* behandelt. Als weiteres Glied dieser Namengruppe führe ich den seiner geographischen Lage nach unbekannten Flufs *Lang-alta* an, einen Namen, den Fr. unter Cald als Fln. bezeichnet. Ich erkläre denselben als eilender Flufs, das Bstw. zusammenbringend mit dem von F. III, 264 aufgestellten urgerm. Verbum *lang lengan longana* springen, vorwärtskommen, gelingen, vergl. sskr. laṅgh springen, **eilen.** Mit diesem Bstw. ist nach meiner Ansicht auch gebildet der Fln. *Lancwata* oder *Lancwadus*, j. Rehbach (Rhein, unterhalb Speier), nur dafs derselbe zsgs. ist mit dem Grw. *wata*, das ich mit got. *wato* Wasser zusammenstelle und auch in ***Viadus,*** j. Oder, annehme, welches demnach weiter nichts als das Wasser bedeutete. Die Langeten (Aar), ahd. *Langatun*[55] zeigt dasselbe Bstw., aber in Verbindung mit dem oben besprochenen Grw. *ata*. — Ein weiteres Beispiel des Grw. alta sehe ich in dem Ortsn. *Erg-oltesbach*, der sicherlich, wie der spätere Zusatz -bach zeigt, von einem Bache genannt ist. **Denn einen Personen-**

---

[52] S. Bt. S. 94, Anm. 287.

[53] Mit dem Suffix heifst dieser Flufs auch Ellna, s. darüber am Ende dieses Abschnittes.

[54] = glänzender Flufs, s. Bt. S. 95

[55] *-un* ist die ortbezeichnende Endung; der Flufs selbst müfste *Lang-ata* heifsen.

namen ***Ergolt*** oder ähnlicher Art giebt es gar nicht, ganz abgesehen davon, dafs ich kein sicheres Beispiel aus ahd. Zeit kenne, aus welchem hervorgeht, dafs der Bach seinen Namen von einer Person bekommen habe. Das Erg- ist der St. *arg-*, den ich in den Bt. S. 37 bereits in den Fln. *Arg-enza*, *Arg-una* und *Orc-ana* gefunden, und den ich daselbst als rasch gedeutet.[56] Derselbe Name ist Erg-olz (Rhein bei Augst); nur erscheint der Name nach meiner Etymologie von alta auf der zweiten, der oberdeutschen Lautverschiebung, vermöge der das t auch im In- und Auslande in z, nicht in ʒ übergeht, wenn eine Liquida vorhergeht (s. Heyne S. 109). Aus alta wird demnach alza, aus olta olza; dieses olza oder olz ist dann häufig, wie ich einmal später zeigen werde, in holz entstellt.

Ein weiteres Beispiel des Grw. alta sehe ich in *Onold(t)isbach*, j. Ansbach. Fr. bemerkt S. 156, dafs Onoldisbach seinen Namen von dem vorbeifliefsenden Bache bekommen habe. Dieser Bach aber ist nach meiner Überzeugung nicht nach dem Personennamen *Annoald* oder *Onoald* benannt worden, sondern in *On-* erblicke ich den von mir in den Bt. S. 1 ff. behandelten St. *an* und in *old* bez. *alt* das Grw. *alta*, welches, weil nicht mehr verstanden, durch *bach* eine erklärende Umdeutung erfuhr. Das erste o in **Onolda* vergleiche ich mit dem o in *Onestrudis*, j. Unstrut (s. Bt. S. 3 ff.): es ist der Ablaut, der in dem urgerm. Verbum *an anan* ***ôn*** *anana* hauchen hervortritt (s. F. III, 14). Die Bedeutungsentwickelung von hauchen zu eilen habe ich in den Bt. S. 1 ff. wahrscheinlich zu machen versucht. Nachdem ich das Grw. asa nachweisen kann, sondere ich streng die Enza, j. Enz, von der *An-isa*, j. Enn-s, indem ich *an-* als das eben erwähnte Bstw. fasse, so dafs An-isa der rasche Flufs heifst.

In *Bernoldesbach* ferner betrachte ich gleichfalls bach als einen späteren Zusatz und glaube nicht, dafs der Name mit dem gleichlautenden Personennamen zusammenhänge, sondern dafs *Bern-olda, ursprünglich **Berolda*, bez. **Beralda* Bärenbach bedeute, entsprechend den zahlreichen Flüssen, welche Bärenflufs heifsen, vergl. oben S. 358 und Bt. S. 102.

Ein schönes Beispiel bietet ferner die Esp-olda (Leine) =

---

[56] Der Ort Ergolding bei Rotenburg, ahd. *Ergoltinga*, ist sicherlich von einem Fln. *Ergolda* abgeleitet mit der die Zugehörigkeit bezeichnenden Endung *-ing*.

Espenflufs.[57] Dieser Flufs hat bis heute seinen prächtigen volltönenden Namen bewahrt. — Sodann hat *Emm-elde*, j. Oberemmel bei Trier, nach meiner Annahme seinen Namen von dem vorbeifliefsenden Bache, der jetzt Oberemmler Bach heifst. Meistens erscheint der Name in den Urkunden der ahd. Zeit mit einem b, also *Emb-elde*, bez. mit Zerdehnung *Emb-elado*, und diese Form halte ich für die ursprünglichere, da ich in *Emb-* dasselbe Bstw. sehe, das ich in *Embi-scara* schon in der Abh. S. 372 in der Bedeutung rauschend nachgewiesen und unten in Abschnitt VI auch als in *Amb-riuna*, *Emb-rine* oder *Ambra*, j. Emmer (Weser), vorhanden zeigen werde. **Emb-elda* oder noch älter **Amb-alda* würde demnach der Oberemmlerbach von den Namengebern ursprünglich genannt sein, d. h. verneuhochdeutscht Rauschebach oder genauer Rauscheflufswasser.

Verschiedene andere mit alta zsgs. Namen übergehe ich, um nun die Gleichheit von *ala*, bez. *alla* mit *alta* zu beweisen.

Schon längst stand bei mir die Überzeugung fest, dafs *ala* in Fln. kein bedeutungsloses Suffix, sondern ein Grw. sein müsse. Diese Überzeugung gewann ich deshalb, weil ich dies ala in zahlreichen Fln. mit solchen Bstw. verbunden fand, denen in anderen Fln. ein ganz unzweifelhaftes Grw. folgte. Es giebt aber selbst in der indog. Ursprache keinen St. *al*, in welchem der Begriff des Wassers oder Fliefsens sich zeigte. Da fand ich auf einer Specialkarte den Nbfl. der Leine, die Espolda, und an seinem Laufe die Ortschaft Espol. Sofort erkannte ich mit grofser Freude in -olda das Grw. *alta* und in -ol in Espol die Abschwächung dieses Grw. — Gleichzeitig fiel mir ein, dafs in sehr vielen Fln. auf ala, bez. illa, ella u. s. w. das scheinbare Suffix durch Abschleifung aus alta entstanden sein könne. Bald fanden sich für diesen Vorgang andere Belege. So teilte mir der Major Schläger hier, ein geborener Hameler, mit, dafs die Hamel (Weser), von der Hameln den Namen hat, im Volksmunde Hamelte heifse. Ferner fand ich, dafs Emmelde bei Trier jetzt Oberemmel lautet, also auch den T-Laut eingebüfst hat. Denselben Vorgang der Lautangleichung bez. des dadurch bewirkten Fortfalls des T-Lautes erkannte ich in *Alesbach*, j. Ahlersbach (fränk. Kinzig); dieser Bach heifst auch *Althesbach* in ad. Form; -bach ist hier späterer Zusatz, und wir

[57] Die Espen wachsen nach *Lenné*, *Synopsis der Pflanzenkunde*, häufig an Bächen, wie noch mehr die Erle oder Else, von der deshalb so viele Bäche den Namen haben, s. Bt. S. 26 ff.

haben hier das einfache Grw. *alta*, welches oben angegeben ist. Weiter dachte ich daran, dafs ja auch die Aldena j. Olle heifse, die Sinckalta j. Sinkel. Ferner erwäge man, dafs Disaldeshusun, welches nach meiner Ansicht ebenfalls mit diesem Grw. gebildet ist,[58] auch in den Formen *Dysieldeshusun* und *Dysileshusun* vorkommt. Geradezu beweisend ist sodann die Thatsache, dafs zwar nicht der Fln. *Nagalta*, j. Nagold, selbst in der Nebenform Nagala erscheint, wohl aber der nach der Nagold benannte Gau, der Nag-alt-gowe, welcher in den ältesten Formen bei Fr. als *Nag-lachgowe* und *Nag-la-gowe* vorkommt, also ohne den T-Laut. Daran knüpft sich die naheliegende Folgerung, dafs auch in den zahlreichen Nagelbächen -bach tautologischer Zusatz und Nagel- aus Nagala = Nagalta entstanden sei. Nicht minder überzeugend war es für mich, dafs Karspach bei Altkirch, südwestlich von Mülhausen, ad. *Caroldesbahc* bez. *Charoltespach* heifst und Karsbach, nördlich von Würzburg, ad. lautet *Karagoltesbach*, jedoch auch einmal *Karoldesbach*, wie das eben genannte Karspach. Die Form Karoldesbach für Karsbach wird von Fr. mit dem Zusatze angeführt: „Bei Anh. n. 21 hier wohl falsch *Karoldesbach*." Es ist dies aber eine durchaus berechtigte Variante, ja dieselbe bewahrt die ursprünglichere Form. Aufserdem giebt es einen Ort Carlebach (südwestlich von Worms), ad. *Carlabach*, womit *Carelesbach* zu vergleichen ist. Man stelle nun gegenüber einerseits *Kar-old*(esbach) und *Car-la-(bach)*, andererseits *Nag-alt*-gowe und *Nag-la-gowe*, so wird man die Richtigkeit der Meinung erkennen, dafs *Car-oldesbahc*, Karagoltesbach mit der Variante *Kar-oldesbach*, ferner *Carlabach* und *Carelesbach* vier identische Namen sind. Dieselben sind nach meinem Dafürhalten zsgs. mit dem Grw. *alta* (olda) und dem oben behandelten Bstw. *kar* unter späterer Hinzufügung von bach, einer Erklärung des nicht mehr verstandenen Grw. alta. — Wie erklärt sich aber das g in *Caragoltesbach?* Die Variante *Karoldesbach*[59] weist zunächst auf die Identität der beiden Formen hin, und Karagoltesbach ist, wie aus Anm. 59 hervorgeht, gleich Kargoltesbach. Das g in Kargoltesbach ist ein Neben- oder Folgelaut, der infolge der stark gutturalen Aussprache des r sich von selbst entwickelte; vielleicht

[58] S. Anh. 12 über das Bstw.

[59] Ich finde nachträglich bei Oest., dafs Karsbach auch im Mittelalter noch in den Formen *Kargoltesbach*, *Cargeltesbach* vorkommt und in der V. s. Liutbirg. als *Charoltesbach*; dadurch würde die Variante *Karoldesbach* auch urkundlich noch kräftiger gestützt werden.

ist auch eine volksetymologische Anlehnung an *Gold* von Einfluſs gewesen. Nach meiner Meinung haben wir denselben Nebenlaut in *Mergistat* oder *Mergestat* neben *Meristat* (s. Fr. S. 1055), ferner auch wohl in Wer-g-esi und Wiri-g-isi neben Wiriesi (j. Würgassen an der Weser bei Korvey), sodann in *Isargus* neben *Isarus*, j. Eisach (Etsch) (s. Fr. unter Isara), sowie auch in *Visurgis* neben der späteren Form *Wisura*. Auch das ch in *Wi-mar-cha*, einem Flusse bei Stade, fasse ich so und die Form *Wimarca* als eine durch Anlehnung an ahd. u. as. *marca* Grenze (ahd. auch mar*ch*a) entstandene Umformung des Grw. *mar* Wasser, das nach meiner Ansicht in diesem Fln. erscheint. Die übrigen Zstzg. mit *mar* hier zu besprechen, würde jetzt zu weit führen. Das *Wi-* in Wimarcha kann entweder aus *Wig-* oder *Wit-* entstanden sein; beide kommen als Bstw. in Fln. vor, während *Wim-* nicht. Auch Fr. spricht im ersten Bande des *Altdeutschen Namenbuches* über den Ausfall der Konsonanten hinter *Wi-*. In der Abh. habe ich bezüglich des Fln. *We-mma* oder *Wie-mena*, j. *Wümme* (Weser), gleichfalls den Ausfall eines Konsonanten angenommen; es ist aber höchst wahrscheinlich g, nicht t (d) ausgefallen und zwar wegen des Gaunamens *Wigmodia* oder *Wimodia* bei Bremen, der auch nach meiner Annahme von der *Wie-mena* genannt worden ist, vergl. *Wermode* aus *Wer-mana*, sowie *Ra-muthe* vermutlich aus Ra-mana, s. oben S. 361.

Meine Ansicht ist also, dafs zur Römerzeit unsere Vorfahren das r in Wisura tief guttural aussprachen, ähnlich wie auch die Griechen ihr ϱ nicht, wie die Lateiner ihr r, mit der Zungenspitze hervorbrachten, sondern stark gehaucht, so dafs gr. ϱ im Lateinischen durch rh wiedergegeben wird. **So löst sich denn auf die einfachste Weise der rätselhafte Zwiespalt zwischen der von den Römern überlieferten Form *Visurgis* und der im Mittelalter üblichen Form *Wisura*,** bez. Wisora und Wisara, und *Wisura* erscheint als eine Zstzg. mit dem Grw. ara,[60] denn die Form *Wisuraha* ist nichts als eine volksetymologische Entstellung des nicht mehr verstandenen Grw. *ara*, wie Anh. 4 auch bei Zwiwaltaha zu Tage trat, sowie oben S. 356 bei Svalmanaha.

Mit den obigen Ausführungen glaube ich den thatsächlichen Be-

[60] S. über ara Abschnitt VI. — Derselbe Fln., wie Weser, ist Weser oder Vesdre (Ourt, Maas).

weis geliefert zu haben, dafs *ala* eine Abschleifung aus alta ist. Recht anschaulich wird dies auch daraus, dafs die *Elda* auch *Ellna* heifst. Letztere Form wird allein verständlich, wenn man auf die Grundform **Eldena* zurückgeht — vergl. oben S. 382 —; aus **Eldena* wurde *Eldna* und hieraus durch Lautvergleichung *Ellna;* andererseits ging aus **Eldna* durch Wegfall des n *Elda* hervor.

Dieser also auch in den Urkunden thatsächlich nachweisbare Ausfall des d nach l tritt gleichfalls sonst häufig hervor. Man vergl. z. B. über den Übergang des ld in ll bez. den Ausfall des d in ld im Nd. *Jellinghaus, Westfälische Grammatik,* S. 56, sowie über den Ausfall des t S. 58; man vergl. ferner über den Ausfall des d im Mnd. *Lübben, Mnd. Grammatik,* S. 43 ff.

Da ich eben die Visurgis erwähnt habe, so benutze ich die Gelegenheit, um meine in der Abh. auch nur als möglich hingestellte Erklärung dieses Namens als Wiesenflufs zu berichtigen und meine jetzige Ansicht über die mit *Wis-* bez. *Wes-* zsgs. Fln., die ich auch für die richtige halte, in dem folgenden Abschnitt mitzuteilen.

V.

Der Begriff des Glänzens in dem Bstw. Wes (Wis).

Der Begriff des Glänzens ist von mir schon in den Bt. S. 88 ff. in den Fln. Neckar, Nagold u. s. w. gefunden worden; diese Vorstellung des Glänzens tritt aber auch noch in mehreren anderen Bstw. zu Tage, wie ich einmal später zeigen werde.

Wis, bez. *wes* bringe ich zusammen mit dem eur. Stamme *vas* aufleuchten, welcher erscheint in eur. *vasra* Frühling (s. F. I, 78), gr. ἔαρ = *Fέσαρ,* lat. *ver* aus *veser, verer,* an. *var* und *vasra.* Was nun den Vokalunterschied betrifft, so ist auch indog. *paru* viel (s. F. I, 38) von *par* füllen urgerm. *felu* viel (F. III, 179), got. u. as. *filu,* — ferner ist sskr. *paçu* germ. *fihu,* got. *faihu* Vieh. Das ursprüngliche a ist, wie ich annehme, übrigens auch erhalten in dem Fln. *Vas-ola*[61] (Weithbach, Gera, Unstrut); sodann ist recht wichtig, dafs *Wasalia,* j. Oberwesel, auch *Wisilla* lautet. Ferner mache ich auf den schon so oft in den Bt. nachgewiesenen Vokalwandel zwischen a und i aufmerksam. Gerade so wie an. *il* Fufssohle, ahd. *îla* Eile Sprofsformen des eur. St. *al* sind, dessen a übrigens auch im

[61] V wohl = w, wie in Trave; *-ola* = *olda* = *alta.*

got. *aljana* bewahrt ist, ebenso haben wir auch mit diesem St. *al* zsgs. Fln., die teils das ursprüngliche a erhalten zeigen, teils die Abschwächung in i aufweisen. Wir haben die Zwillingsformen: *Al-ara* und *Il-ara*, *Al-apa* und **Il-apa*,[62] *Al-mina* und *Il-mina*.[63] Damit stelle man zusammen *Am-asia* neben *Im-ese* — s. oben S. 369 —, ferner *War-manou*, *War-inna*, *War-inza* neben *Wir-mina*.[64] Als fernere Parallelformen kann ich jetzt aufstellen die *Asch-inza*, *Asc-affa*, von *asc* Esche und *Isc-ala*, j. Ischl (Traun), worin ich ala als alda fasse.[65] Ganz ähnlich wie bei Irle, Imse (s. Wg. unter den W.) hätte sich hier aus ursprünglichem a i entwickelt. In demselben Verhältnis stehen nach meiner Ansicht zueinander die Fln. Esp-olda und *Isp-era*, j. Isper (Donau), welche beide Espenflufs bedeuten; die Espe heifst bekanntlich noch ahd. *aspa*.

Dasselbe tritt uns wieder bei den mit den Bstw. *kal-* und *kar* gebildeten Fln. entgegen.[66] Man vergl. *Cal-mana*(pach), *Kalle* (Weser), *Kahl* (Main), *Kal-be* (*Kal-apa)[67] neben *Kil-a*, j. Kyll, Kelm (Alpe, Aller) — wahrscheinlich ahd. *Këll-mana*, bez. *Kil-mana* — s. Bt. S. 69 —, sodann *Carabach* neben *Kir-a*, j. Hahnenbach (Nahe), ferner die *Lab-ara*, j. Laber (Donau)[68] mit der *Leb-r-aha* (Ill), als deren ursprüngliche Form ich *Lib-ara* sowie *aha* als erklärenden Zusatz betrachte; das ë ist dann die durch das folgende a hervorgebrachte Trübung des i; derselbe Name ist die Lieber (Kyll, Mosel), man vergl. auch mit dem tautologischen Bach Lieb-eresbach. Weiter füge ich an die mit *nag*, bez. *nig* zsgs. Fln. *Nag-alta*, *Nak-ala*, *Nag-el-(bach)*, *Nag-bach* gegenüber *Nicar* (Rhein) und Neckar (Thur) sowie *Neger* (Ruhr); beide letzteren zweifelsohne aus *Nik-ara* bez. *Nich-ara*[69] hervorgegangen.

---

[62] j. Ilpe (Wenne, Ruhr).

[63] Vergl. über diese Fln. Bt. S. 1 ff.

[64] S. Bt. S. 24 über diese Fln.

[65] Die Eschen müssen nach Leunis, Synopsis der Pflanzenkunde feuchten Boden haben, deshalb wachsen sie viel an Bach- und Flufsufern, ähnlich wie die Espen und Erlen.

[66] S. Bt. S. 65 ff.

[67] Auch *Kal-baha* (Bt. S. 65) betrachte ich jetzt als hervorgegangen aus **Kal-ba* = **Kal-aba* = **Kalapa* mit tautologischem *aha*, weil apa als Grw. älter ist als bach; vergl. wegen des b *Elisba*, j. Elz, und auch *Elspa*, sprachlich = **Els-apa* = *Elspe* (Lenne).

[68] S. Bt. S. 77 u. 80.

[69] *Nich-ara* stellt indog. nig auf der oberd. Lautverschiebungsstufe dar.

Man wird nicht überall zur Erklärung dieses Wechsels zwischen a und i auf doppelte Stämme zurückgehen können, wie solche z. B. in der europäischen Sprache von F. nicht selten aufgestellt sind, wie *nag* und *nig*, aus denen man den Vokalwandel in *Nag-alta* und *Nic-ar* erklären kann. So z. B. stehen nach F. im Eur. nebeneinander die Stämme *as* und *is* werfen, *knad* und *knid* stechen, *ghal* und *ghli* glühen, *dak* und *dik* zeigen, *pas* und *pis* pinsere u. s. w. Diese Annahme würde nicht anwendbar sein zur Erklärung von Parallelformen wie Ameise neben Imse, wie *Asch-inza*, *Asc-affa* u. s. w. neben *Isc-ala*, wie *Esp-olda* neben *Isp-era*. Wenn es daher auch möglich ist, dafs *vas* gleichfalls einen Nebenstamm *vis* gehabt hat und sich so das i in *Vis-urgis* erklären liefse, so glaube ich doch, dafs auch bei Visurgis das i, wie bei *Isc-ala*, *Isp-era*, *Im-ese* u. s. w., durch die scharfe Betonung (den Hauptton) der ersten Silbe hervorgerufen ist, und möchte zur Vergleichung das Gesetz heranziehen, welches F. in den Göttingischen gelehrten Anzeigen (Stück 45 und 46; 1881; S. 1447 zu vergleichen mit S. 1456) anführt. Nach diesem Gesetze bedingt in der indog. Ursprache der Hochton *e*, der dem Hochton folgende Nachton den Ablaut *o*. Man würde demnach **Wes-ora* erwarten, falls man annehmen darf, dafs dies ursprüngliche Gesetz noch im Urgerm. lebendig war. Aber gerade wie sich aus dem urgerm. *felu*, welches F. aufstellt, got. und as. *filu* entwickelt hat, so auch aus *Wes-ora* die wirklich vorhandene Form *Wis-ora*. Wiewohl demnach *Visurgis* die älteste von den überlieferten Formen ist, würde doch das o in *Wis-ora* nach dem obigen an und für sich älter sein als das u in Visurgis. Dieses o bez. u statt a begegnet nicht selten in Fln.; man vergl. die *Les-ura*, j. Lieser (Mosel), einen Namen, den ich in den Bt.[70] behandelt und dessen Bestandteil *ura* ich jetzt als *ara* betrachte. So heifst die Vils (Donau) in den ältesten Formen bei Fr. *Fil-osa* und *Fil-usa*, dann *Fil-isa*.[71] Derselbe Fln. ist die *Vel-isena*[72] = *Fel-isena*, nur hat hier *asa*, bez. *isa* noch das Suffix. Ich bemerke, dafs ich in *Fil-*, bez. *Fel-* denselben St. sehe wie in *Fel-d* und *Fel-s*[73]

[70] Bt. S. 56 u. 57.

[71] *-osa*, *usa*, *isa* sind natürlich Abschwächungen des Grw. *asa*.

[72] In Holland, s. Fr.; vergl. über diesen Flufs sowie über *sina* und *sna* Anh. 13.

[73] S. über die wurzelhafte Verwandtschaft von Feld und Fels Wg. unter Fels; anders freilich Kluge a. a. O. unter Feld und Fels.

und *Fil-isa* als Hochfeld-, bez. Bergfeldflufs erkläre, wie ich die Völ-mecke, Val-me, Vol-me, Ful-da gerade so deute, s. oben S. 357. Dadurch, dafs *asa*, *ata*, *mana* als Grw. nachgewiesen werden können, wird zugleich als Bstw. scharf abgeschieden Fel-, das ich als Berg, Hochfeld deute[74] und zusammenbringe mit dem eur. *pal* füllen, aufschütten; das hiervon gebildete Verbalsubstantivum würde also ursprünglich die Aufschüttung bedeuten, woraus die Bedeutung Berg leicht hervorgehen kann. Man vergl. eur. *pali* Burg, eig. die Aufschüttung, lit. *pilis* Burg, sskr. *pura* Burg. Obgleich ich die Bedeutung von *Fil-* = Berg selbst für ziemlich sicher halte, mufs doch die Etymologie des Wortes und besonders auch das Verhältnis zwischen u in *Ful-da* bez. o in *Vol-umanna*, für das ich einstweilen sskr. *pura* Burg im Verhältnis zu lit. *pilis* Burg heranziehen möchte,[75] noch genauer untersucht werden; desgleichen wie Feld, wenn es stammverwandt mit Fels und dem in Fln. hervortretenden *Fel-*, *Fil-*, *Ful-* ist, zu der Bedeutung Erdfläche gelangen kann; alles dies gedenke ich einmal später auseinanderzusetzen. Übrigens bemerkt auch Kluge unter Felsen: „Ob zu altind. *púr* fester Platz, Burg, wozu man auch *πόλις* stellt?"; — ferner stellt derselbe auch als „wahrscheinlich" an. *fjall* „Berg" zu Felsen. Man vergl. ferner Müller, Etymologisches Wörterbuch der englischen Sprache, welcher unter *fell 2* Moor, freies Feld sagt: „Man hat darin ein verstümmeltes *Feld*, vergl. *field*, erkennen wollen, allein trotz der entgegengesetzten Bedeutung, vergl. darüber *down*, ist es nichts anderes als *fell* felsiger Hügel, altengl. *fell*, *fel*." — Vergl. unten S. 435, Anm. über *-lar* = Berg und Feld nach meiner Annahme.

Nach dieser kleinen Abschweifung füge ich zu *Fil-usa*, *Fil-osa*, dem zuletzt angegebenen Beispiele für die Abschwächung des a in o bez. u in der Nachtonsilbe, noch die *Hun-usa* an, j. Hunse;[76] das *usa* ist also = *asa*.

---

[74] Auf die Deutung Bergflufs wird man sachlich durch manche der angeführten Flüsse geradezu hingewiesen.

[75] Es mufs sich bei einer genaueren Untersuchung zeigen, ob diese Erklärung des u die richtige ist oder die auf S. 357 angedeutete; im ersteren Falle müfste man zwei schon aus dem Indog. herstammende verschiedene Formen annehmen.

[76] S. über die Bedeutung Rauschebach Bt. S. 72; *usa* fasse ich natürlich jetzt nicht mehr als Suffix us- und a = aha, sondern als das Grw. *asa*.

Ich lasse nun nach dieser sich an das u in Visurgis anknüpfenden Auseinandersetzung die übrigen mit dem Bestw. *Wis-* zsgs. Fln. folgen.

Ich erwähne zuerst die *Wes-mecke* bei Lüdenscheid. Als ich diesen Namen fand, wurde mir bestätigt, dafs Wis- in Visurgis u. s. w. das Bstw. sei. Wesmecke geht auf *Wismana bez. *Wesmana zurück und ist = Wesme(be)ke, wie oben gezeigt. Weiter füge ich an die *Wiesbüde* (Biber, Kr. Gelnhausen). Über *-büde* = *Bada* und *Bota*, j. Bode, habe ich schon in den Bt. S. 84 gesprochen und dies Wort für ein Grw. erklärt. Ich halte diese Anschauung noch jetzt fest und bringe dies merkwürdige Wort, welches in den Fln. *Patra*, j. Pader, *Podre(beki)*,[77] Bode, ahd. *Bada*, *Pfetarach*,[78] a. 760 auch *Petera*, sodann in Rappbode, Lupbode (Bode), *Salzboed* (Lahn) und nach meiner Meinung auch in *Bat-awa* (Batavus) = Wasserauc erscheint — ich bringe dies Wort mit sskr. *pâthas* zusammen, welches nach Curtius, Grundzüge der griechischen Etymologie (S. 243 der 2. Aufl.) auch Wasser bedeutet.[79] Curtius betrachtet auch πόντος als stammverwandt mit πάτος und sieht als die ursprüngliche Bedeutung von πόντος Pfad an. Wenn nun jemand einwendet, dafs doch p im Germ. hätte zu f verschoben werden müssen, so weise ich darauf hin, dafs „nach Grafsmann auch das p in ags. *pädh* Pfad unverschoben geblieben ist, während es in an. *fatt* ibam die regelmäfsige Umwandlung erfahren hat“ (s. Curtius a. a. O.). Aus Schade entnehme ich, dafs ahd. *pad*, *fad*, ags. *padh*, *pädh* auch „nach Kuhn 4, 73 ff. 12, 134 mit Lautstörung zu sskr. *pathin* Pfad, *pathas* Pfad (Luft- oder Himmelspfad), lat. *pons* Steg, gr. πάτος Pfad, πόντος Pfad, Wolkenpfad, Luftmeer, dann Wogenpfad, Meer“ gehört. So ist man also durchaus berechtigt, auch in den oben genannten Fln. eine Lautstörung anzunehmen, da sich sonst nirgend ein Wort findet mit der Bedeutung Wasser, mit welchem man *Patra*, *Bada* u. s. w. in Verbindung bringen könnte. Bada als ahd. Form würde das Wort auf der zweiten Lautverschiebungsstufe zeigen. Auch Paderborn heifst aufser *Padrabrunno* noch ***Bodera***brunnun, ***Bodir***brunnun u. s. w. *-ra*, *-era* in *Patra*, *Pathera* betrachte ich, wie in Hesper

---

[77] „Ein Bach in der Nähe der Ruhr“ Fr.

[78] Schmeller machte bereits bei Pfetarach auf *Padus* aufmerksam.

[79] Curtius führt an, dafs sich in dem P. W. (Petersburger Sanskritwörterbuch) auch für *pâthas* und *pâtham* die Bedeutung Wasser finde.

und Nahmer,[80] als das Suffix *ari*, welches die Bewohner ausdrückt; *Pathari* sind also die Leute an der *Patha*. Dieser Name als der öfter genannte verdrängte allmählich den ursprünglichen Fln., und es bildete sich so der neue Fln. *Patra* mit unorganischer Endung. Dasselbe nehme ich an bei *Pfetarach*, wo noch die Entstellung durch *-ach* hinzukommt, wie auch bei Podrebeki durch beki; die einfache, *Patra* und *Pathera* entsprechende Form, nämlich *Petera*, ist ja auch noch erhalten; diese einfachere Form tritt gleichfalls hervor in dem Genetiv *Phatriu*.[81] Sind diese Fln. auf deutschem Boden germanischen Ursprungs, wie ich annehmen möchte, so haben wir, wie das keltische Padus zeigt, es hier mit einem indog. Erbworte zu thun, das auch in dem Namen des Bodensees erhalten sein kann. Die kaiserliche Pfalz am Bodensee hiefs nämlich ahd. *Bodoma*, aber auch ***Bod**-amum* und ***Pot**-amum*. Ich fasse amum, wie auch in *Tigris-amum*,[82] als eine Entstellung aus *haimum*, unserem -heim, mit dem so viele Ortsnamen gebildet sind; das älteste Beispiel ist bekanntlich *Bojohaemum* Böhmen. Für a statt ai finden sich zahlreiche Beispiele bei Fr.; so *Phuen-h**a**m*, *Boninga-h**a**m*, *Ciampinga-h**a**m*, *Clehi-h**a**m*, *Crain-h**a**m*, *Ei-h**a**m*, *En-h**a**m*, *Lippe-heim* und *Lippe-h**a**m*, *Scapa-h**a**m*, *Uckesh**a**m*. Ebenso kommt der Ausfall des anlautenden h auch in anderen Zstzg. mit heim vor, s. Fr. Ortsn. S. 97. — Über das Ortssuffix un, sowie über dessen ältere Form um s. gleichfalls Fr. Ortsn. S. 195. Ich nehme demnach als älteste Form *Bod-hamum* an; daraus entwickelte sich Bod-amum und hieraus weiter *Potama* und *Bodoma* durch Abschleifung, ähnlich wie aus *Trigisamum*, *Treisama* und *Treisima*. *Bodamum* heifst demnach *Wasser-* oder *Seeheim*; der See selbst hiefs *Boda* = *Wasser*; das -see in Bodensee ist mithin tautologischer Zusatz. Wahrscheinlich ist dasselbe Wort in Bodden erhalten, das bekanntlich sowohl Strandseen als Meerbusen bedeutet; es würde demnach ursprünglich Wasser heifsen. — Ob dem Ortsn. *Wisibadun* ebenfalls ein Fln. *Wisbada* zu Grunde liegt, der mithin mit *Wiesbüde* identisch sein würde, mufs eine spätere

---

[80] S. oben S. 377; ein ähnlicher Vorgang wird Anm. 82 gezeigt.

[81] S. Fr., der Bach selbst, die Pfätter, ist mit Phatriu gemeint.

[82] Der Flufs heifst also *Trig-isa* (Grw. asa); der Ort daran *Trigishamum* oder abgeschliffen *Treisama*, *Treisma* u. s. w.; der gebräuchlichere Ortsname wurde sodann auf den Fln. übertragen, weil der alte Fln. ungebräuchlich wurde. Über das Bstw. Trig- werde ich einmal später sprechen.

Untersuchung lehren. Unwahrscheinlich ist das nicht, denn gerade auch in Hessen und Nassau findet sich dies alte Grw. *bada*.

Sodann erscheint das Bstw. *Wis-* in *Wis-na*; so heifst ein Bach bei Trebnitz, wie ich bei Oest. finde. Das -na fasse ich als den Rest des Grw. ana; diese Abschleifung kommt häufig vor. Ferner entnehme ich Oest. den Fln. *Wes-eca* (Zuflufs des Drausensees); *eca* ist nach meiner Ansicht wahrscheinlich = *ahva*, *aha*, oberdeutsch *ache*; es begegnet in mehreren Fln.; über die dann anzunehmende Lautstörung bei *eca* = *aca* = eur. *akvâ* = germ. *ahva* einmal später. — Weiter gehört hierher die *Wis-goz*, j. Weschnitz (Rhein); *goz* ist ein Grw., welches schon Fr. S. 654 auf „*goz* liquor" zurückführt, — desgleichen die *Wis-aha* (in Niederösterreich), sowie der *Wise-bahc* (Kyll), — sehr wahrscheinlich auch die *Wiz-ena*, j. Wietze (Aller), denn man müfste erwarten, dafs hier, wo nd. Gebiet in Betracht kommt, ein t und nicht ein z überliefert wäre, falls *Wiz-* zu nhd. weifs gestellt werden sollte; desgleichen die *Wiz-aha*.[83]

Sodann möchte ich als ein Glied dieser Namengruppe die *Wist-ula*, j. Weichsel, hinstellen, die bei Ammianus Marcellinus *Bis-ula*, bei Einhard *Vis-ula* heifst (V = W), sodann als *Wis-le* in *Wis-le-mûdha* erscheint. Das *-ula* führe ich auf das Grw. *alda* zurück, dessen a wie in *Wisura* unter dem Einflusse des Nachtons zu u wurde; über den Ausfall des d s. oben Abschnitt IV. Während nämlich *mana* vorzugsweise ein westgermanisches Grw. zu sein scheint und besonders auch auf altem fränkischem und westsächsischem Gebiete zu Hause ist, scheint *alda* ursprünglich ein östlich der Elbe gebrauchtes Grw. zu sein und vorzugsweise auch den suebischen Stämmen zuzugehören. Mit dem Vordringen dieser und anderer östlicher germanischer Stämme ist das Wort nach meiner Annahme auch nach Westen und Süden gewandert.[84] Man kann z. B. die Netze (Warthe), die in alter Form

---

[83] Über den Übergang des s in z vergl. Bt. S. 17 und oben S. 365; vergl. ferner *Ursena*, j. Oertze.

[84] Sind die Alamannen ursprünglich Sueben und zwar die Semnonen des Tacitus, wie Kaufmann, Die Germanen der Urzeit, S. 85, als ausgemacht hinstellt, so würde es sich erklären, weshalb auch gerade im alten Herzogtum Schwaben — Schwaben und Alamannen sind bekanntlich identisch, s. Kaufmann a. a. O. S. 86 — das Grw. *alda* sich findet. Behla, Die Urnenfriedhöfe mit Thongefäfsen des Lausitzer Typus, bemerkt: „Heutzutage hat sich die Ansicht Bahn gebrochen, dafs zwischen Elbe und Oder ... die Semnonen safsen. Man nimmt an, dafs speciell die Niederlausitz, der Fläming, die Gebiete der Havel und Spree von diesem Volke besetzt waren."

nach Oest. *Nac-la* hiefs, unmittelbar dem von Fr. mitgeteilten Fln. Nak-ala gleichsetzen, d. i. = Nac-alta = Nag-alta — s. oben S. 385 die Form *Nag-la* = Nag-alta in Naglagowe —; deshalb ist die Gleichheit von *Nac-la*, j. Netze, und *Nag-la* oder *Nag-alta*, j. Nagold, allerdings meine Ansicht. Dasselbe Grw. erblicke ich in dem Namen des Hauptflusses des Hauptsuebenvolkes, der Semnonen, nämlich der Havel, welche ad. *Hab-ola* und *Hav-ela* lautet. Das Bstw. ist, wie ich nur kurz andeuten will, dasselbe, was vorliegt in *Hev-e* (Möne, Ruhr) und *Hav-er-bach*, worin bach ein späterer Zusatz an den ursprünglichen Fln. **Hav-era* ist; dieser ursprüngliche Name tritt dann auch noch hervor in dem von dem Haverbache durchflossenen *Haver-ga* oder *-go*.[85] Dasselbe Bstw. haben wir in *Hab-uhes-bach*, worin *bach* späterer Zusatz, *-es* Genetivsendung infolge volksetymologischer Umdeutung, *uh(a)* = *aha* ist;[86] auch in *Hewihach* nehme ich dies Bstw. an; das ursprüngliche Grw. ist hier ausgefallen. Das in Havel u. s. w. vorliegende Bstw. ist nach meiner Ansicht stammverwandt mit ahd. *hiufan*, *hiuban*, *hiupan*, as. *hiovan*, *hëovan*, ags. *héafan* klagen. Ich bringe diese Wörter weiter zusammen mit dem slavo-deutschen Wurzelverb *ku*, *kau* schreien — s. F. II, 326 — wovon lit. *kova* Dohle, Krähe abstammt, welchem sprachlich nach meiner Meinung *huwo* Uhu entspricht. Es ist demnach die Spirans w wohl der ursprüngliche Laut und b und f in *hiufan* u. s. w., wie auch in *Habola* u. s. w. sind aus w entstanden, gerade so wie auch *ûvo*, *ûfo* nach Wg. unter Eule Nebenformen von hûwo sind, wie nebeneinander vorkommen Tra**f**a, Tra**v**ena = Tra**w**ena (vergl. die Trewina im Fichtelgebirge) und *Dra**b**onus*, ferner *Na**b**a* und *Nawa*, beides alte Formen für Nahe (Rhein). Nun bedeutet aber im Sskr. *ku*, *kau-ti*, *kû-nâti*, *kav-ate* tönen. Nach diesen uralten Fln. zu urteilen, mufs es also ein germ. Verbum gegeben haben, welchem der St. *kaw* zu Grunde liegt; vergl. sskr. *kav-ate*. Demnach würde das Bstw. in *Habola* u. s. w. den Begriff des Tönens, Rauschens enthalten. Da die Havel nur ein aufserordentlich geringes Gefälle hat, so kann diese Bedeutung lediglich für den Oberlauf angemessen sein, wo sie

---

[85] Haverbach als Haferbach zu deuten erscheint mir unmöglich.

[86] Die Deutung Habichtsbach halte ich für unmöglich, weil in alter Zeit die Flüsse nie nach Vögeln benannt werden; aufserdem weisen Hab- in Hab-ola, bez. Hav- in Hav-ela, Hav- in Hav-er-go u. s. w. darauf hin, dafs wir es hier mit einem besonderen Bstw. zu thun haben.

vom mecklenburgischen Landrücken herunterfliefst; vielleicht hat auch die Menge der grofsen Seen, die sie bildet, deren windbewegte Fläche leicht ein Rauschen hervorbringt, die Veranlassung zu diesem Namen gegeben. Auch bei nur mäfsigem Winde verursacht das Anschlagen der Wellen am Ufer ein vernehmbares Rauschen.

Es bleibt aber noch die Erklärung des t in *Vis-t-ula* übrig.

Da sich später nur die Formen ohne t finden, so betrachte ich t als einen Bequemlichkeitslaut und vergleiche den T-Laut in *Quar-t-inaha*, *Cur-d-ela* (s. oben S. 361), ferner in *Astberg* statt *Asberg*, in *Asta* = *Asa*, in Haster Mühle, welche ohne Zweifel von der Hase benannt ist (s. oben S. 376). Sodann weise ich hin auf *Ag-asta* = *Ag-asa*, s. S. 423. Die Weser (Ourt) heifst auch *Ves-d-re*; man vergl. auch den Fln. *Vis-t-re* (Lage unbekannt), den Oest. giebt, ferner das t in *Quis-t-irna*, s. S. 400.

Auf die Grundform * *Wis-alta* führe ich auch die zahlreichen Fln., welche Wessel-bach lauten, zurück; -bach ist hier späterer Zusatz.

Sodann gehört hierher die Wiese (Rhein, bei Basel), ferner die Wese (Eder), die ich Arn. S. 45 entnehme; weiter der *Wiesbach* in Rheinhessen, der in alter Form *Wisia* lautet; desgleichen die Weis (Sieg); bei allen vier Fln. ist das alte Grw. fortgefallen. Die Wis-pe (Leine) führe ich auf die Grundform *Wis-apa* zurück, ein Name, der in dem in der Abh. S. 362 besprochenen Fln. *Wis-eppe* (Maas) noch klar zu Tage tritt. Desgleichen ist wohl ein Glied dieser Gruppe die *Vasola*, welche schon oben S. 387 erwähnt ist.

Mit demselben Bstw. zsgs. betrachte ich den Fln. *Wis-il-affa*, j. Wislauf, nordöstlich von Stuttgart. Wie ist aber hier das -il zu erklären? Hier scheint ja ganz klar ein Suffix als Bindeglied zwischen Bstw. und Grw. zu dienen. Gegenüber den zahllosen Beispielen, in welchen diese Kompositionsweise nicht hervortritt, mufs man von vornherein annehmen, dafs diese Erscheinung eine besondere Erklärung erfordert. Dafs nun das Grw. *apa* noch im 6. oder 7. Jahrh. verstanden wurde, scheint mir daraus hervorzugehen, dafs Kierspe am gleichnamigen Bache (bei Lüdenscheid in Westfalen) in den Werdener Heberegistern *Kirs-upu* lautet, demnach der Bach *Kirsapa*[87] und ohne Zweifel von den ursprünglich am Ufer wild wachsenden Vogel-

[87] Prof. Crecelius' Deutung dieses Namens als Kressenwasser kann ich besonders wegen des Fln. Kirs-mecke, den ich Anh. 14 besprochen, nicht für zutreffend halten.

kirschbäumen benannt ist, die Entlehnung aber des Fremdworts Kirsche nach Kluge unter d. W. „vor das 7. Jahrh.“ fällt.[88] Zu dieser Zeit wurde aber nach meiner Annahme das Grw. *alda*, bez. seine Abschwächung *ala* nicht mehr verstanden. Gerade in Würtemberg, wo die Wislauf fliefst, findet sich ja verschiedentlich das Grw. *alda*. Nach meiner Ansicht hat dieser Flufs ursprünglich *Wis-alda*, bez. *Wis-ala* oder mit Vokalschwächung *Wis-ila* geheifsen, wie die Alme sowohl *Almana* als *Almina*. Man hängte also — wahrscheinlich geschah dies von einem Volksstamm, der später das Land in Besitz nahm — affa zur Erklärung an *Wis-ila*, wie ja nachweislich auch schon aha als Erklärung nicht mehr verstandener Grw. sich findet. In gleicher Weise erkläre ich den Fln. Mil-s-pe (Ennepe, Volme, Ruhr). Mils läfst sich durchaus nicht erklären; ich habe wohl über ein halbes Jahr lang immer wieder neue Versuche gemacht. Als ich endlich das Grw. *asa* entdeckte, wurden mir die Namen Milse, Milz u. s. w. und auch Milspe klar. Nach meinem Dafürhalten hat der Flufs ursprünglich *Mil-isa* geheifsen, wie die Milz,[89] und *apa*[90] ist von einem anderen Volksstamme angehängt, welcher das Grw. *asa* nicht mehr verstand; es ist in Milspe demnach dieselbe Tautologie vorhanden wie in Milsibach, nur dafs statt des bekannten Bach das jetzt unverständliche apa zur Erklärung gebraucht ist. — Ein l wird ja allerdings im Deutschen auch unorganisch eingeschoben, wie z. B. vor der Silbe -ing, s. Wg. unter -ling. Dementsprechend möchte ich jetzt auch das l in dem in den Bt. S. 41 behandelten Fln. *Scap-l-anza* oder *Scaf-l-anza* als einen unorganischen Bequemlichkeitslaut auffassen und zwar wegen des offenbar mit demselben Bstw.[91] gebildeten Fln. *Scebb-asa*, j. Schip-se (Weser); dasselbe Bstw. nehme ich an in *Sciff-â*,[92] j. Schüpf (Tauber), sowie in Schib-beke.[93] Durch die Annahme eines solchen unorganischen Einschubes von l wäre aber noch nicht der vor l stehende Vokal i in Wis-il-affa ausreichend erklärt. Der Einschub des s in Mil-s-pe dürfte sich jedoch durch die Annahme eines

---

[88] S. Anh. 14.
[89] S. oben.
[90] -pe = *apa*, wie so sehr oft.
[91] S. über *Scap-* Bt. S. 41.
[92] â = aha, doch ist das ursprüngliche Grw. wahrscheinlich nicht mehr erhalten.
[93] Bei Lüdenscheid

unorganischen Bequemlichkeitslautes nimmermehr erklären lassen, d sich hierfür sonstige Beispiele nicht finden.

Schliefslich ist ein Glied der mit dem Bstw. *Wis-* gebildeten Fln. die *Vis-rona* („pg. Tellau"; s. Fr. S. 1632). In Anknüpfung an diesen Fln. will ich im folgenden Abschnitt über das Grw. *rana*[94] sprechen, sowie, wenn auch nur kurz, meine Ansicht zu begründen suchen, dafs *rana*, bez. *rona* identisch mit dem Grw. *arna*, bez. *orna* ist und *ara* hieraus durch Abschleifung entstanden ist.[95]

VI.

Die Grundwörter rena und arna mit ihren Abschwächungen -ra (ara) und ara.

Auf die Vermutung, dafs arna = rana sei, wurde ich zunächst durch die Thatsache geführt, dafs die Eder in der ältesten Form *Ad-rana* heifst und die Ahr (Orke, Eder) noch im 9. Jahrh. mit der Abschwächung des a in i *Ad-rina*, die Eder gewöhnlich aber in der ahd. Zeit *Ad-arna*, *Ad-erna* u. s. w. lautet.

Sodann ara auf arna zurückzuführen, veranlafste mich die Erwägung, dafs sich ara an kein Wort anknüpfen läfst, bei dem im Germ., bez. Indog. der Begriff des Fliefsens hervorträte, der Übergang aber von arna in ara sich thatsächlich nachweisen läfst, wie ich unten kurz zeigen werde.

Rena[96] erscheint nun als blofses Grw., als Simplex, in dem brandenburgischen Fln. Rhin, natürlich auch in Rhein, sodann[97] in Rhein oder Rin (Ems) bei Metze, in Rien (Ohm, bei Freienseen), in Ryne (Warme), in Rhene (Diemel), in Rhünde (Eder), — ein Name, der die Fortbildung mit dem T-Laute zeigt —,[98] in Rhüne (Ohm, bei Lützelwig), in Rüne (Solz, bei Schenklengsfeld), in Rhina (Haune), ahd. *Rin-aha*, demnach mit tautologischem, späterem Zusatze *aha*, — schliefslich in dem in Hessen so häufig vorkommenden Rimbach. Die Flüsse dieses Namens finden sich also besonders in dem Gebiete, das zu Cäsars Zeit von Sueben bewohnt wurde, dessen

---

[94] Bez. *rena* u. s. w.; *-rona* heifst es in *Visrona* wohl statt *Vis-rana*, weil das erste a im Nachtone steht.

[95] Ausgeschlossen sind natürlich die Fälle, wo das jetzige Aar z. B. aus ahd. *Ardaha* entstanden ist, wie die Aar oder Ard (Lahn) und die Aar (Dill).

[96] Über den Vokalwandel: rena, rina, rana u. s. w. s. unten.

[97] Die folgenden dies Grw. zeigenden Fln. sind Arn. S. 44 ff. entnommen.

[98] S. oben S. 361.

Bewohner später Chatten hiefsen.[99] Daraus, dafs in Oberitalien der Reno fliefst, kann man nur schliefsen, dafs dies Wort ein gemeinsames indogermanisches Grw. ist, aber nicht dafs es nur keltisch sei.

Als Grw. in Zstzg. sehe ich *rena* bez. *rana*, -rona in *Ad-rana* bez. *Ad-rina* — s. über das Bstw. Ad- Abh. S. 363 u. Bt. S. 88 —, ferner in dem Fln. *Vis-rona*, sodann in *Sid-runa* oder *Sid-rona* — so lauten die ältesten Formen bei Fr. —, j. Sitt-er bei St. Gallen. Derselbe Name ist wohl der Söt-er-(bach) (Nahe). Das Bstw. Sid- bringe ich zusammen mit dem St. *svit-* glänzen, s. F. III, 365, welcher erscheint in ags. *sweotol* (svutol, sutol) = manifestus — vergl. das ö in Söterbach —, in lat. *sudum* das heitere Wetter und in sidus, in lit. svidus blank. Aufser *Sidruna* hat Fr. auch noch die Formen mit einem t, nämlich *Siteruna* und *Situruna*. Dasselbe Bstw. erscheint auch wohl in *Zid-al-*(pach) mit dem schon mehrfach berührten Übergang des s in z und dem Zusatze von pach. Dafs w ausfällt, kommt ja recht häufig vor, s. Anh. 2. Mit erhaltenem w nehme ich dasselbe Bstw. an in dem Oest. entnommenen Fln. *Svit-ava* bez. *Swit-ave*, j. Zwitt-awa (Schwarza), wo *ava* das Grw. *awa* ist, s. über *awa* Fr. u. d. W. Dasselbe Bestw. tritt wahrscheinlich hervor in *Zwett-el*, alt *Zwet-el* — s. Oest. —, einem Nbfl. des *Kamp*; als Urform dieses Namens betrachte ich **Swit-alta*. Ferner heifst der Gau um die Zab-er (Neckar) nicht blofs *Zab-ern-achgowe*, sondern auch *Zab-ran-achgowe*. *Zab-rana* oder Zab-erna, vergl. *Ad-rana* und *Ad-erna*, ist demnach mit dem Grw. rana zsgs.; Zaberna ist aber nach meiner Annahme aus Saberna entstanden und Sab- das in Anh. 4 besprochene, aus *svab* entstandene Bstw.; -ach in Zab-ern-achgowe ist weiter nichts als späterer erklärender Zusatz, weil man

---

[99] Daraus, dafs sich dies Grw. auch in Brandenburg als Rhin findet, könnte man vielleicht eine Bestätigung der Hypothese finden — s. Kaufmann a. a. O. S. 203 —, dafs die Sueben Cäsars ursprünglich östlich der Elbe wohnten, dafs, wie Kaufmann sagt, „die Sueben Cäsars ein grofser Semnonenschwarm sei, der die alte Heimat verliefs und in den Landen an der Lahn und Eder zu einem neuen Volke erwuchs“. Die suebische Völkerschaft also, welche das Grw. *alda* gebrauchte, kann vielleicht in die von ihren Stammgenossen verlassenen Sitze eingewandert sein und z. B. die Havel mit dem ihr eigentümlichen Grw. *alda* benannt haben, während ihre ausgewanderten Stammverwandten, die Sueben-Chatten, mit ihrem Grw. *rena* die Flüsse in der neuen Heimat benannten. Doch das über alda und rena als ost- und westsuebisches Grw. Gesagte soll weiter nichts als eine blofse Vermutung sein; vergl. unten noch die verschiedenen Fingerzeige, dafs rena auch ein germ. Wort gewesen.

rana bez. arna als Grw. nicht mehr verstand. — Ziemlich sicher ist *Zab-erna*, welches sowohl Zabern im Elsafs als Zabern in der Pfalz bezeichnet, derselbe Name und ursprünglich also ein Fln.; auch Zabern im Elsafs heifst *Zab-erna* und *Zab-rena*.

Sodann ist es sehr wichtig, dafs die Emmer (Weser) bei Fr. nicht blofs als *Amb-ra* vorkommt, sondern auch als *Amb-riuna*, *Hambrina* und *Emb-rine*; *Em-brine* : *Eth-rina*[100] = **Amb-rana* : *Ad-rana*. Das Amb- bez. Emb- in *Ambrana bez. Embrine ist dasselbe Bstw., was ich in der Abh. S. 372 in *Embi-scara*, j. Emb-scher (Rhein), nachgewiesen sowie oben in *Emb-elde*.[101] Dieses Bstw. hängt zusammen mit sskr. *ambh* tönen, gr. ὀμφή, lit. *amb-iti* schalten; F. II, 303 stellt auch ahd. *imbi*, nhd. Imme dazu. *Amb-riuna* heifst also der rauschende Rhein oder der rauschende Flufs. Dieser Name pafst vortrefflich. Nachdem ich durch sprachliche Erwägungen auf diese Deutung gekommen, machte ich, da ich gerade in der dortigen Gegend war, einen Ausflug zur Quelle der Emmer, die an einem Vorberge der Egge unter einer mächtigen, weithin sichtbaren Buche entspringt. Ich fand nun im Oberlaufe der Emmer wiederholt kleine, durch felsige Abstürze des Flufsbettes verursachte Stromschnellen, die ein lautes Rauschen hervorbrachten. Der Flufs hat überhaupt ein starkes Gefälle, und wiederholt habe ich auch im übrigen Laufe desselben kleine Stromschnellen bemerkt, welche ein lautes Rauschen hervorriefen. — Derselbe Name ist wohl sehr wahrscheinlich Emmerbach (Werse, Ems), soweit man nach dem jetzigen Namen urteilen kann. — Auch möchte ich es als sehr wahrscheinlich bezeichnen, dafs das Volk der **Amb-rones** von einem Flusse *Amb-rona*, der also sprachlich mit *Amb-riuna*, j. Emmer, identisch wäre, seinen Namen bekommen hat.

Das mit *rana* identische Grw. *arna* finden wir als Arnau (Widau) in Schleswig,[102] sodann weiter südlich als *Arn*, j. Haren (Hunte), vielleicht auch in Orne (Mosel), doch ist mir der alte Name nicht bekannt, — ferner wohl auch in Oron-beki,[103] einem Namen,

---

[100] So heifst auch die mit der Eder dem Namen nach identische *Et-erna* bei Gandersheim.

[101] S. oben S. 384.

[102] Im Norden Deutschlands ist die Entstellung der Endung a in au sehr gebräuchlich; s. Bt. S. 25.

[103] j. Arenbeck nicht im westf. „Kreise“ Sassenberg, wie Oest sagt; Sassenberg ist ein Wigbold im Kr. Warendorf (Rgbz. Münster).

den ich Oest. entnehme, in welchem -beki späterer Zusatz ist. Möglicherweise haben wir auch eine uralte Umdeutung des nicht mehr verstandenen Grw. *arna* in *Arn-apa*, j. Erft (Rhein), sowie in dem auf einen Fln. zurückgehenden *Arn-effe*, j. Anraff a. d. Eder; an *arn* wurde das dem betreffenden Volksnamen gebräuchliche Grw. *apa* bez. *affa* gerade so angehängt, wie wir tautologisch sagen Rheinflufs. Vergl. über den Gebrauch von *apa* als Umdeutungswort z. B. S. 396. Wenn der *Arnus* in Italien hierher gehört, so kann man daraus wiederum nur auf ein uraltes gemeinsames Erbwort schliefsen. — Dies Wort erscheint nun als letzter Bestandteil einer Zstzg. in *Ad-arna* = *Ad-rana*, j. Eder, desgleichen nach meiner Ansicht in *Ut-erna*, j. Otter (Bever, Oste), ein Name, der nichts mit dem Tiere zu thun hat, sondern derselbe Name ist wie Ad-arna, worüber einmal später; beide sind identisch mit der *Et-erna* bei Gandersheim[104] sowie mit der *Ett-erna*, j. Eyt-er (Weser). Ferner tritt *arna* als Grw. hervor in *Stibh-arna* oder *Stib-arna* und *Stib-irne*, j. Stev-er (Lippe); die in dem Bt. S. 33 Anm. 97 gegebene Erklärung des Bstw. behalte ich bei. Weiter zeigt sich dies Grw. in *Nit-orne*,[105] j. Nidder (Nidda, Main), ferner in *Quist-irna*, j. Twiste (Oste) — es ist kein Zufall, dafs auch die Otter, ein Zufluſs der Oste, gleichfalls als Ut-erna dies Grw. aufweist —, sodann in *Leth-erna*,[106] j. Lienne in Belgien, schliefslich in dem oben erwähnten Fln. *Zab-erna* = *Zab-rana*. Wir sehen, dafs gerade im alten Chattenlande, wo *rana* sich häufig als Grw. findet, auch *arna* in Zstzg. erscheint, wie in *Nit-orne* und *Ad-arna*, — dafs ferner im Norden Deutschlands, wo Arn und Arnau begegnen, auch die Fln. *Stibh-arna*, *Et-erna*, *Ut-erna*, *Quist-irna* sich finden. Das Bstw. Quist- in dem letzten Namen stelle ich zu an. *kwisa* wispern, flüstern und betrachte das t als eine Weiterbildung. Derselbe Name nur mit dem Grw. ana ist die *Quis-t-ina*, j. Kösten (Main).[107] Dasselbe Bstw., doch mit Ausfall des v,[108] erblicke ich in dem Fln. *Cas-ella* — ein Bach bei Kefslingen unweit Sinzig an der Ahr —, welcher ursprünglich wohl **Kvas-alta* lautete;

---

[104] Ich entnehme die Namen Fr. Ortsn. S. 249; vergl. Fr. unter Adrana.

[105] S. über Nit- Abschn. VIII.

[106] Über das mir noch nicht recht klare Bestw. Leth- werde ich einmal später sprechen.

[107] Falls nicht ina hier auch aus -irna entstanden ist, da neben *Quist*-ir*na* auch urkundlich *Quist*inn*a* begegnet, vergl. S. 364 Anm. 21.

[108] S. darüber Anh. 2.

neben dem in *kvis-* hervortretenden St. wird ein älterer St. *kvas* vorhanden gewesen sein. Ferner zeigt *Kaz-aha* an der Katz, südwestlich von Wasungen, dasselbe Bstw.; unter Anlehnung an Katze ist hier das s, wie so oft, in z übergegangen. Dasselbe Bstw. tritt hervor in dem Fln. Kiss-e (Ocker); an der Kisse liegt Kissenbrück, ad. *Kiss-an-bruggi*, auch *Ciss-ine-bruega*, worin *an*, bez. *ine* vielleicht ein Rest des ursprünglichen Grw. *ana* ist, so dafs der Flufs früher **Kiss-ana*, noch älter *Kvis-ana gelautet haben mag. Nachträglich fand ich noch bei Fr. den Namen *Chissen-mor*, auch *Chesen-mor*, „in der Nähe der Twiste", wie Fr. bemerkt. Ich glaube, dafs dies Moor von der *Quist-irna*, der Twiste, den Namen hat; nur ist das Grw. bis auf einen unkenntlichen Rest ausgefallen. Das *Chissen-* würde sich unmittelbar zu *Kissan-* in *Kissanbruggi* stellen. — Da die Quist-irna nhd. Twiste heifst, also das kw sich zu tw entwickelt hat, da ferner umgekehrt mehrfach im Hochdeutschen kw aus mhd. tw hervorgeht — s. Wg. unter Q — so halte ich es für sehr wahrscheinlich, dafs auch *Twist-ina*, j. Twiste (Diemel), derselbe Name ist wie *Quist-ina*; ich sehe sonst keine Möglichkeit, das Twist zu erklären. Schliefslich ziehe ich hierher den Kifsbach (Eder) bei Böhne.[109] Aus *Quist-irna* = **Quist-arna* = *Quist-rana* würde gleichfalls folgen, dafs *rana* bez. *arna* auch ein germanisches Wort gewesen ist. — Rana und *arna* lassen sich aber gerade aus dem Germanischen auf die einfachste Weise ableiten.

F. III, 21 nimmt als W. von urgerm. *aran* und *arni* Adler, sowie *arnja* rege, kräftig *ar* an und stellt unter dieselbe auch *rennan rann ronnan* sich erheben, rennen, rinnen mit der Bemerkung, dafs rann aus arn entstanden sei. Das an. *renna* (*rinna*) *rann runnum* rinnen hat auch die Bedeutung fliefsen. Somit heifst das von diesem Verbum gebildete Substantiv *rana* bez. *arn* der Flufs. — Glück in seiner Schrift „*Renos*, *Moinos* und *Mogontiacon*"[110] erklärt den Fln. Rhenus für keltisch und leitet denselben ab von der sskr. W. *ri* fliefsen, dessen jüngere eur. W. *li* ist. Es läfst sich aber im Keltischen die zu *rê* gesteigerte W. *ri* gar nicht nachweisen — im Lat. kommt bekanntlich *rivus* von dieser W. —, während sich bei der Erklärung aus dem

[109] Ein paar Stunden von Bad Wildungen

[110] S. bezüglich der in den Bt. S. 105, Anm. 303 erwähnten Behauptung Kieperts, dafs die ursprüngliche Form von *Moinos* *Moginos* gelautet habe, die in Anh. 14 mitgeteilte Ansicht Glücks, welcher beweist, dafs *Moinos*, Main, und *Mogontiâcon*, Mainz, nichts miteinander zu thun haben.

Germ. das Wort unmittelbar auf ein germ. Verbum zurückführen läfst. Ja noch mehr: das e in den ältesten Formen *Rhenus* und *Ῥῆνος* läfst sich vortrefflich mit der urgerm. Form *rennan*, die F. ansetzt, in Einklang bringen; daraus ist als jüngere die mit i entstanden (*Rin* u. s. w.). So erklärt sich ferner das a in *-rana* als Ablaut, ebenso das ü in Rüne, Rhüne, Rhünde als Umlaut des Ablautes u, wie wir ja von binden die Substantiva Binde, Band, Bund bilden. Nur aus dem germanischen Ablaute lassen sich die Formen mit e, i, a und u erklären. Da die Kelten kein gehauchtes r haben,[111] so würde auch durch die Schreibung Rhenus angedeutet sein, dafs Rhenus kein keltisches, sondern ein germanisches Wort sei. Allerdings ist aber bei den Römern der Gebrauch des rh nicht immer durch phonetische Gründe veranlafst, sondern oft rein willkürlich.[112] Mit dieser Auseinandersetzung will ich aber nicht bestreiten, dafs *ren* auch ein keltischer Wortstamm sein kann, wie dies der Fln. Rhenus in Italien anzudeuten scheint. Soweit nämlich unsere jetzige Kenntnis reicht, müssen wir die Kelten Oberitaliens für reine Kelten halten. Hierbei ist aber zu bedenken, dafs eigentlich erst Cäsar den Römern den scharfen Unterschied zwischen Kelten und Germanen klar gemacht hat, während frühere Nachrichten auch solche Völker keltisch nennen, die es entschieden nicht sind. Doch da wir über ein germano-keltisches Volk zur Zeit nichts Sicheres wissen, so wende ich mich der Schlufsauseinandersetzung dieses Abschnittes zu, nämlich der Vermutung, dafs *ra* (ara) und *ara* Abschleifungen aus rana und arna seien.

Dafs es ein Grw. rana bez. arna gegeben hat und dafs dies in Ad-rana u. s. w. zu Tage tritt, davon bin ich allerdings überzeugt, dafs ara aber aus arna (bez. ra [ara] aus rana) in den meisten Fällen entstanden sei, das halte ich selbst nur für wahrscheinlich, allerdings für recht wahrscheinlich.

Dafs nämlich aus *rana ra* werden kann, dafür bietet einen urkundlichen Beweis der Fln. *Amb-ra*, dessen vollere Form *Ambrina* lautet; es müfste denn jemand so thöricht sein, behaupten zu wollen, dafs Ambrina aus Ambra hervorgegangen sei.[113] Ähnlich heifst die Il-m ahd. sowohl *Il-**ma*** als *Il-**mina***, die Wür-m ahd. *Wir-**ma***

[111] S. Glück a. a. O. S. 2.

[112] S. Glück a. a. O.

[113] Aus diesem ra kann sich dann wieder ara entwickeln. Ein Beispiel dafür giebt wohl der Fln. *Amb-ara*, j. Ammer (Isar), der auch *Amb-ra* lautet, s. Fr.

und *Wir-**mina***. So ist auch, wie oben S. 357 gezeigt wurde, *Sval-**ma***, j. Zwal-m und Schwel-m oder Schwel-me, identisch mit *Sval-**mana*** [114] und *Sul-**mana***.

-ra bez. *ara* kann aber nicht blofs aus *rana* entstehen, sondern es kann auch ara aus *arna* gerade so hervorgehen wie *ala* aus *alda*, nämlich durch Wegfall des zweiten Konsonanten. Wir können diesen Ausfall vergleichen mit dem Fortfall des n bei Grw.: neben *Trawina* und *Trawena* begegnet in Zstzg. *Trafa* = *Trawa*,[115] welches offenbar aus **Trawna* entstanden ist, — neben *Isana* [116] erscheint in Zstzg. *Isa*, hervorgegangen offenbar durch Abschleifung aus *Isna*, s. Anm. 116, — neben *Aldena* auch *Elda*,[117] abgeschwächt aus **Eldna*;[118] die *Urse**na*** heifst j. Oertze, welches offenbar aus Oerse verschärft ist. Diese Abschleifung von arna zu ara bez. ere sehen wir z. B. an dem Fln. *Stibh-arna*, der im Jahre 1277, wie ich Oest. entnehme, schon *Stev-ere* heifst. — Wir sehen diese Abschwächung ferner in den heutigen Formen der Fln., deren letzter Bestandteil in der ahd. Sprachperiode noch arna bez. rana lautete. In den heutigen Namen der betreffenden Flüsse ist nämlich das alte arna ausnahmslos zu er geworden, wie dieses auch sehr oft für das alte ara steht. So heifst die *Nit-**orne*** j. Nidd-er, die *Stibh-**arna*** j. Stev-er, die *Ad-arna* j. Ed-er, die *Sid-**runa*** j. Sitt-er, die *Amb-**rina*** j. Emmer, die *Ut-erna* j. Ott-er; die *Quist**irna***, j. Twiste, hat das Grw. bis auf das e ganz eingebüfst und die *Leth-erna* ist im welschen Munde zu Lienne entstellt. Wenn mir nun jemand einwirft: Das kann ja nicht sein; denn da noch sehr viele Fln. selbst in ad. Gestalt das volle arna bez. rana aufweisen, so müfste doch die Weser, deren älteste Form bereits aus dem ersten Jahrh. n. Chr. stammt, sicherlich uns in der Form *Vis-urna* bez. *Visruna* oder *Visrona* [119] überliefert worden sein — so antworte ich auf diesen Einwurf: Der Zufall treibt gar oft mit den Eigennamen sein neckisches Spiel; dem einen läfst er das alte, volle Lautgewand, dem anderen zerzaust er dasselbe zu Fetzen. Nach meiner Ansicht haben wir dieselbe Erschei-

[114] S. S. 356.

[115] S. Bt. S. 5; man vergl. auch, dafs die *Trawena* jetzt Trave (= Trawe) lautet.

[116] S. oben S. 380; man beachte, dafs die Ise (Aller) ad. Hisna heifst.

[117] S. S. 382.

[118] S. S. 387.

[119] Vergl. oben S. 397 über diesen wirklich vorkommenden Fln.

nung in dem Fln. *Lup-ia*, welcher aus Lup-isa, wie ich oben S. 378 ff. annahm, sich entwickelt hat und dessen ursprüngliche Form also schon im ersten Jahrh. n. Chr. nicht mehr vorhanden war, während die Loisach noch in der ahd. Zeit das s zeigt.[120] Hat nicht der **Nag-old**flufs den alten Lautbestand ganz bewahrt, während seine Namensvettern, die verschiedenen **Nagel**bäche, in ganz entstellter Form zum Teil bereits in der ahd. Sprachperiode erscheinen? Hat nicht auch die **Esp-olda** ihren alten schönen Namen behalten, desgleichen die **War-menau**[121] im Gegensatz zur **Wür-m**, die ahd. bereits aufser *Wir-mina* auch *Wir-ma* heifst, — ferner die **Il-menau** (Elbe), während ihre Namensgenossin, die Il-m (Saale), schon i. J. 1099 *Il-m* lautet, demnach nur das m von dem alten Grw. bewahrt hat?[122] — Ich erinnere bezüglich des angenommenen Ausfalls des s in Lupia noch an gr. *γένους* (*γένεος*) aus *γένεσος* gegenüber lat. *generis*: die italische Sprache bewahrte den alten Konsonanten, wenngleich in veränderter Form, während die griechische Schwestersprache den S-Laut schon in uralter Zeit abwarf. Auch bei *Vis-t-ula* statt *Vis-ulta*[123] tritt nach meinem Dafürhalten ein derartiger uralter Ausfall eines Konsonanten hervor.

Dafs also -ra (bez. ara) aus rana und ara aus arna sich entwickeln kann, das wird durch die oben angeführten Beispiele[124] geradezu bewiesen; dafs aber -ara bez. ra in den aus **ahd. Zeit** überlieferten Fln. durchgängig auf arna bez. rana zurückgehe, das halte ich für eine sehr wahrscheinliche Annahme. Dafür spricht auch sehr gewichtig der Umstand, dafs ara so auf ein Wort zurückgeführt wird, in welchem der Begriff des Fliefsens bereits hervortritt, während bei ara selbst sich keine Ableitung finden läfst, die diese Vorstellung des Fliefsens ergiebt.

VII.

Zum Bestimmungsworte war- und al-.[125]

In den Bt. S. 105 habe ich als Fln., in denen das Bstw. *war* bez. *wir* = reifsen, raffen hervortritt, die *War-aha*, *War-inna*,

[120] S. oben S. 379.
[121] Abgesehen davon, dafs a in au entstellt ist; vergl. oben S. 359.
[122] Übrigens heifst die Ilm auch in ahd. Zeit noch *Il-mena*.
[123] S. S. 393.
[124] Ich möchte noch auf den S. 364, Anm. 21 behandelten Fln. *Coch-ara* hinweisen, dessen Nebenform *Coch-ane* sich nur erklären läfst, wenn man als Grundform für den letzten Bestandteil beider Formen -arna annimmt. Ähnlich heifst die Twiste sowohl *Quist-irna* als *Quist-inna*.
[125] S. Bt. S. 24 ff. und Abh. S. 360 ff. und 370.

War-inza, *War-apa*, *War-manou*, **Wir-aha*, *Wir-becke* nebeneinander gestellt. Es war eine augenfällige Inkonsequenz, dafs ich damals in War-inna -in als Suffix und das zweite a als aha fafste, während doch ein solches Bindeglied bei den übrigen Namen derselben Sippe nirgend hervortrat. Da ich aber *anta*, bez. *ana* als Grw. noch nicht nachweisen konnte, so war diese Inkonsequenz erklärlich. Jetzt, wo *-inna* in *Warinna* als das in Abschn. II behandelte Grw. *anta* bez. *ana* betrachtet wird, tritt bei den eben genannten Namen eine durchaus gleichmäfsige Bildungsweise hervor: das Grw. ist an den Verbalstamm gehängt, gerade so wie in unseren heutigen Wörtern Eilzug, Springflut u. s. w.

Dieser Namensippe mit dem Bstw. *war* füge ich jetzt noch als weiteres Glied hinzu die *Wer-isaha*, nach Fr. j. Wer-s oder Wer-sbach (Lahn). Das aha in diesem Fln. ist späterer umdeutender Zusatz, wie uns das schon mehrfach entgegengetreten ist;[126] der Bach hat demnach **Wer-isa* geheifsen und *-isa* ist das in Abschn. III behandelte Grw. *asa*. Dieser selbigen Gruppe zugehörend und identisch mit der *Wer-isaha* ist die Wer-se (Ems), deren Grundform demnach auch *Wer-isa* ohne Zweifel gewesen ist. Die abgeschliffene Form *Wer-se* tritt bereits im Ad. zu Tage, wie sich aus *Wer-si-tharpa*,[127] j. Westrupp, am Einflusse der Werse in die Ems gelegen, entnehmen läfst.

Seit ich ada bez. ata als Grw. erkenne, kann ich auch den merkwürdigen Fln. *Vir-do* = Wir-do, j. Wer-t-ach (Lech), leicht enträtseln; als Grundform von *Wir-do* betrachte ich *Wir-ada*. Auf diese führt auch die ahd. Form *Wer-t-aha*, worin aha ebenso wieder späterer Zusatz ist, wie in *War-it-beke*[128] die Umdeutung *-beke*; *Wer-taha* ist mir demnach eine Entstellung aus **Wer-ita*. Der Flufs heifst im 10. Jahrh. auch einmal *Vindex*; ich halte diese Form für eine gelehrt sein sollende Mönchsetymologie, wie ich Bt. S. 49 die neben *Aschinza* und *Aschenza* überlieferte Form *Ersientia* als eine „latinisierende Mönchsetymologie" nachgewiesen habe, desgleichen in dem Artikel „Was bedeutet der Name Pyrmont?"[129] den Namen *Petri mons* mit anderen als eine Mönchsumdeutung des nicht mehr verstandenen *Per-*

[126] S. oben S. 386.
[127] Also „Dorf an der Werse".
[128] S. Fr., ein ehemaliger Ort bei Höxter.
[129] S. Herrigs Archiv, Band LXX, S. 123 ff.

munt betrachte. Die älteste uns von Fortunatus überlieferte Gestalt des Namens Wertach ist *Virdo*; *Vindo*, welches nach Fr. Paul. diac. hat, halte ich für eine Entstellung aus Vir-do, wenn nicht gar eine Verschreibung vorliegt. Schliefslich stelle ich hierher die War-le, einen Zufluſs der Innerste (Leine, nördlich von Klausthal), als dessen Grundform ich *War-ila*, bez. **War-ala*, **War-alta* ansehe. Wie bereits oben angedeutet, sind demnach diese Flüsse nach ihrem reifsenden Laufe so genannt, was bei einigen nur im Oberlauf der Fall ist.

Ebenso wie das Bstw. *war-* in den oben aufgeführten Fln. scharf hervortritt, gerade so auch das Bstw. *al-* mit der Bedeutung eilen[130] in den in den Bt. S. 105 nebeneinander gestellten Fln. *Al-apa*, *Al-affa*, *Ol-affa*, *Al-ara*, *Al-stra*, *El-stra*, *Al-antia*, *Al-mina*, **Il-apa*, *Il-ara*, *Il-aha*, *Il-mina*, *El-manau*.

Ich stelle zu dieser Namengruppe jetzt noch den Ortsnamen *Il-asan* oder *El-esen*, j. Else bei Paderborn, wie Fr. angiebt, gewöhnlich Elsen genannt.

Ich halte noch immer daran fest, dafs Elsen, im Mittelalter Ilasan oder Elesen heifsend, das alte *Alīso* sei. An der Mündung der Liese kann das Kastell deshalb nicht gelegen haben, weil Cassius Dio ausdrücklich sagt, dasselbe sei am Einflufs des *Elison* in die Lippe angelegt. Die Liese fliefst aber nicht unmittelbar in die Lippe, sondern in die Glenne (Lippe). Auch sprachliche Gründe verbieten die Gleichsetzung von *Liese* und *Elison*, s. darüber sowie über die Bedeutung von Liese Bt. S. 57.

Schon in der Abh. stellte ich aber als möglich auf, dafs der ursprüngliche Name der Al-me, an dessen Mündung in die Lippe Elsen liegt, *Al-isa* gewesen sei. Dies halte ich jetzt, seitdem ich das Grw. asa nachweisen kann, für sehr wahrscheinlich.

Das I in Ilasan wäre an und für sich kein Grund, die Zusammenstellung des ersten Bestandteils mit dem urgerm. Worte *alsa*, *alisa*, *alesa*[131] Else, Erle als unmöglich erscheinen zu lassen. Denn wie ich schon in der Abh. S. 351 bemerkt habe, kann aus *alsa* nach derselben Analogie neben *elsa* auch *ilsa* werden, wie aus *arila* sowohl Erle als Irle geworden ist.[132] Aber das erste a in Ilasan verbietet nach meiner Ansicht diese Zusammenstellung, weil sich dasselbe nicht

[130] S. Abh. S. 360 ff.
[131] S. F. III, 27.
[132] Irle heifst die Erle im Wetterauischen (s. Wg. unter Erle).

durch sprachliche Regeln oder Analogien erklären läfst. Ich betrachte demnach *Il-asan* zsgs. mit *Il-*, welches ich bereits als Bstw. in Il-mina, Il-ara u. s. w. gefunden. *Il-mina* und *Il-ara* : *Al-mina* und *Al-ara* = *Il-asa* : *Al-isa*. Da nun auch *Il-asan* in der Form *El-esen* vorkommt, so ist dadurch die sprachliche Identität von *Ilasan*, *Elesen* und *Elison* zweifellos. Das *-an* bez. *-on* in *Il-asan* bez. *El-ison* ist wohl das Suffix, das ich oben S. 381 bei dem Grw. *asa* bez. *isa* annahm, das demnach ursprünglich *Asana* bez. *Isana* lautet. Dementsprechend hat der Fln. *El-ison* ursprünglich * *El-isana* geheifsen, woraus infolge von Vokalabschwächung **El-isona* bez. *El-ison* geworden ist. — Wie erklärt sich nun aber die Verwandlung von *Al-isa* bez. *El-ison* in *Al-me?* Gerade so wie bei verschiedenen anderen Fln. das nicht mehr verstandene Grw. durch das zu der Zeit gebräuchliche ersetzt wurde; wie z. B. die Dal-ke (Ems) ursprünglich *Delch-ana* heifst und das nicht mehr verstandene Grw. *ana* später durch das gebräuchliche beke ersetzt wurde — denn -ke in Dal-ke ist aus *Dal-beke* entstanden, wie der Ortsname Dal-bke an der Dal-ke zeigt —; wie ferner der Baar-bach bei Iserlohn früher Bar-me[133] genannt wurde und das nicht mehr verstandene *-me*, der Rest des alten Grw. *moina* bez. *mana*, gegen *-bach* umgetauscht wurde: so wurde auch das Grw. asa, das sich nach der in Abschn. III gegebenen Auseinandersetzung auch südlich vom Teutoburger Walde findet, in späterer Zeit vielleicht von einem dort eindringenden Volksstamme nicht mehr verstanden und durch das gebräuchliche Grw. *mana*[134] verständlich gemacht. So entstand aus *Al-isa Al-mina*, wie ich vermute.

VIII.

Das Bestimmungswort nit- und dul-.

a) Das Bestimmungswort *nit-*.

Schon in Abschn. II, S. 363 deutete ich darauf hin, dafs *Nitissa* nicht, wie ich irrtümlicherweise in der Abh. gethan, als Grw. in der Bedeutung „Flufs“ gefafst werden könne und zwar deshalb nicht, da dasselbe sich nirgends in Zstzg. als letzter Teil findet, wie doch *apa*, *aha*, *ara*, *mana*, *trafa*, *alta* u. s. w.

---

[133] S. oben S. 357.

[134] S. über die Zeit, in der das Grw. *moina* im Sprachbewufstsein noch lebendig war, meine Vermutung in Anh. 15.

Zunächst will ich sämtliche nach meiner Annahme mit diesem Bstw. zsgs. Fln. aufführen, sodann zeigen, dafs *nit-* ein Bstw. und der darauf folgende Bestandteil das Grw. ist, schliefslich die Herleitung und Bedeutung von *nit-* entwickeln.

Nat-, bez. mit der Schwächung *nit-*, wie ich unten zeigen werde, und mit dem Ablaut *not-* tritt hervor in den Fln. *Nid-â*,[135] j. Nidda (Main), *Nit-â* bez. *Nit-aha*,[136] j. Nied (Saar) u. Nethe (Weser), *Nit orne*, j. Nidder (Nidda, Main), *Nit-issa*, j. Nette (Rhein), **Nit-affa*, j. Nemphe[137] und Net-phe, ferner in Net-ra (Sonter, Wehre, Werra), in Nat-er (Nesse), in *Naz-aha*, j. Nesse (bei Eisenach) — ein Name, der den T-Laut auf der oberdeutschen Lautverschiebungsstufe zeigt —, sodann in *Not-inna* (Erft, Rhein), in *Not-ar-bag*, worin -bach ebenso wie -beki in dem offenbar von dem Fln. herrührenden Ortsnamen *Not-anbeki*[138] späterer Zusatz ist, — vielleicht auch in *Naut-er*[139] —, weiter in *Nutt-mecke* (Öster, Else, Lenne, Ruhr), in Nuth-e (Hahle, Ruhme, Leine) und *Nuth-e* (Elbe), sowie Nuth-e (Havel), schliefslich in Notte. Die Notte entnehme ich dem Buche von *Vofs*, *Wie ist der Unterricht in der Geschichte mit dem geographischen zu verbinden? Dargelegt an der Provinz Brandenburg?*, S. 21. Dieser brandenburgische Fln. läfst sich nicht von dem gleichfalls brandenburgischen Fln. Nuthe trennen, desgleichen nicht von den anderen Flüssen Namens Nuthe, *Not-inna* u. s. w. Schon in den Bt. S. 86 ff. und S. 89 ff. habe ich darauf hingewiesen, dafs in Pommern und Brandenburg manche Fln. germanischen Ursprungs sind, nur vielfach besonders in den Endungen slavisiert. *Niti-ssa*, j. Nette (Rhein), wird sodann

[135] a = aha, wenn nicht das ursprüngliche Grw. bereits im Ahd. bez. schon früher verloren gegangen ist. Die Nidda heifst in den ältesten Formen *Nita* bez. *Nitta*, abgesehen von dem in einer römischen Inschrift vorkommenden Nida.

[136] *Nit-â* bez. *Nit-aha* ist zu erschliefsen aus *Nit-achgowe;* fast ausschliefslich wird für die Nied (Saar) und Nethe (Weser) in den bei Fr. angeführten Stellen die Form mit t, nicht mit d angewandt. Für den Nethegau findet sich sowohl *Nithegau* als *Netegau*.

[137] Net-phe an der Nemphe bei Frankenberg heifst im Jahre 1243 *Net-phe*, im Jahre 1336 noch vollständiger *Ned-effe* (s. Arn.). Es giebt aber auch ein Nieder- und Obernetphen an der Netphe bei Siegen, im Jahre 1257 *Net-phe* lautend. Hieraus geht klar hervor, dafs Nemphe eine aus bequemerer Aussprache entstandene spätere Form für *Net-phe* ist und, wie *Ned-effe* beweist, aus **Nit-affa* hervorgegangen ist. Das e in Net-phe ist Trübung des i, veranlafst durch das folgende a. Über das Grw. *apa* bez. *affa* und seine Abschleifungen zu *phe*, *ef* u. s. w. s. Fr., Ortsn. S. 30.

[138] *Notanbeki* ist also = **Not-ana* und identisch mit dem Fln. *Not-inna*.

[139] Zufluſs der Frischen Nehrung, den ich Oest. entnehme.

wohl für verschiedene Bäche mit dem jetzigen Namen Nette, die ich in der Abh. bereits erwähnt, die Grundform bilden; sehr wahrscheinlich hat z. B. die osnabrückische Nette **Nit-isa* geheifsen, da das Grw. *asa* sich in der dortigen Gegend mehrfach findet.[140] Auch der Fln. Net (Ocker), den ich Oest. entnehme, hat sein Grundwort verloren.

Sehen wir nun einmal von den Ergebnissen der vorstehenden Untersuchungen, nach denen auch *asa* und *arna* Grw. sind, ab.

Zunächst geht aus einer Vergleichung der Fln. *Nid-â* bez. *Nit-â*, *Nit-orne*, *Nit-issa*, **Nit-affa*, *Net-ra* = **Nit-ara* klar hervor, dafs *nit-* ein allen diesen Flüssen gemeinsamer Wortbestandteil ist. Der hinter *nit-* folgende Wortteil könnte nun entweder eine sogen. blofse Bildungssilbe, ein Suffix, oder ein selbständiges Wort sein; im ersteren Falle wären die genannten Namen Ableitungen, im anderen Zstzg. Es kann aber *Net-phe* = *Nit-affa — im Jahre 1336 noch Ned-effe — keine Ableitung sein, denn affa ist ein ziemlich allgemein anerkanntes Grundwort für Flufs. Da wir nun für das -ra in *Net-ra*, wie geschehen, ohne Zweifel -ara setzen können und ara schon von Fr. als ein Grw. für Flufs gefafst wird, so ist es auch statthaft, das -ra in Net-ra = *ara* = Flufs zu deuten. Fafst man jetzt *-orne* und *issa* in *Nit-orne* und *Nit-issa* als Suffixa, so erhebt sich ein doppeltes Bedenken. Wie kommt es, fragt man mit Recht, dafs bei demselben Worte *nit-* zur Bildung von Namen derselben Gattung einmal Komposita, ein andermal Derivata geschaffen werden? Nehmen wir vorläufig an, dafs die unten begründete Deutung von *nit* = laut rauschend richtig sei, so hiefse also sicher **Nit-affa* und wahrscheinlich **Nit-ara* der laut rauschende Flufs, hingegen *Nit-issa* und *Nit-orne* die Rauscherin bez. der Rauscher. In **Nit-affa* ist also *Nit-* unzweifelhaft Bstw., in **Nit-ara* wahrscheinlich; **Nit-affa* ist also sicher eine Zstzg., **Nit-ara* wahrscheinlich. Sind nun *-issa* und *-orne* in Nitissa und Nitorne Suffixa, so kann Nit- kein Bstw. sein, Nitissa und Nitorne sind demnach Derivata. Dieser Annahme tritt aber als Bedenken die Thatsache entgegen, die sich mir überall bei meinen Untersuchungen ergeben hat, dafs alle nichtzsgs. Fln. auch als letzter Teil von Kompositen vorkommen, wie dies bei aha, apa (affa), *mana*, *trafa*, *alta* u. s. w. der Fall ist. Niemals begegnen aber Nitissa und Nitorne als zweiter Teil in Namen. Lassen wir aber auch dieses

[140] S. Abschn. III.

Ergebnis meiner Untersuchung einmal als nicht vorhanden beiseite, so bliebe immer die auffällige und befremdende Thatsache, dafs ein doppeltes Bildungsgesetz bei der Schöpfung dieser Fln. stattgefunden: dasselbe Wort hat man einmal als Bstw. mit einem Grw. zu einem Kompositum verbunden, ein andermal hat man ein Derivatum gebildet vermittels eines Suffixes und zwar in uralter Zeit zur Bildung von Namen derselben Gattung. Eine solche zwiespältige Bildungsweise wäre nur dann anzunehmen, wenn es keine andere Erklärung gäbe. Eine solche ist aber vorhanden. Da sich nämlich *asa* und *arna* als Grw., d. h. als selbständig vorkommende Simplicia nachweisen lassen, wie in Abschn. III und VI geschehen, so werden die damit zsgs. Wörter doch wohl mit demselben Rechte als Zstzg. anzusehen sein, wie z. B. die mit -heit, -tum u. s. w. gebildeten Komposita. Nur vermöge der Thatsache, dafs sich -heit, -tum u. s. w. noch als selbständige Nomina nachweisen lassen, können wir die damit gebildeten Wörter als Komposita betrachten. Könnten wir aber -heit, -tum u. s. w. nicht mehr als selbständige Nomina nachweisen oder erschliefsen, so würden wir dieselben als sogen. Suffixa auffassen.[141]

Sind aber *asa* und *arna* in *Nit-issa* und *Nit-orne* Grw., so haben wir statt eines zwiespältigen Bildungsgesetzes bei den Namen dieser Gruppe ein einheitliches. Diese Ansicht hebt alle Schwierigkeiten und hat deshalb die gröfste wissenschaftliche Wahrscheinlichkeit für sich, während die Annahme von Suffixen bei diesen Wörtern einmal etwas Unerklärtes, nämlich die Suffixa selbst, zurückläfst, sodann eine fast widerspruchsvoll zu nennende Bildungsweise von Namen derselben Gattung in sich schliefst.

Ich habe meine Anschauungen über die Flufsnamenbildung bei den Namen dieser Gruppe noch einmal und zwar eingehender auseinandergesetzt, um darzuthun, dafs ich in den Bt. nicht folgerichtig genug verfahren habe.

Was nun weiter die übrigen oben aufgeführten, nach meiner Ansicht mit demselben Bstw. zsgs. Fln. betrifft, welche nicht den Vokal i zeigen, sondern a, o und u, so fasse ich diese abweichenden Vokale als Ablaut. Ich nehme nämlich ein germ. Verbum **nata nôt nôtum natans* ertönen an und betrachte *nit* als dessen Abschwächung. Dieses Verbum bringe ich zusammen mit sskr. *nad* **ertönen,** brüllen,

[141] S. Anh. 16 Bopps Ansicht über die Suffixa sowie die Stellung Delbrücks zu derselben.

schreien, aus welcher Bedeutung zend. *nad* schmähen, eig. anbrüllen, anschreien sich entwickelt. „Aus *nad* schmähen ist das indogerm. *nid* schmähen durch blofse Vokalschwächung entstanden,[142] welches wir haben in germ. (*nît*) *nait* schmähen",[143] got. *naitjan*, ahd. *neizen*. Wie nun den Stämmen *ban, kal* und *kar*[144] sowie dem urgerm. Verbum *krainâ* wehklagen[145] in Fln. der ursprüngliche, in der uns überlieferten Sprache jedoch bereits verschwundene Begriff tönen noch innewohnt, so hat auch *nat* bez. *nit* in Fln. die uralte Bedeutung ertönen, gleichsam wie in einer Versteinerung, bewahrt.

Wie erklärt sich nun aber das u in den Fln. Nuttmecke und Nuthe?

Da die Flüsse dieses Namens sich im nd. Sprachgebiet finden, so nehme ich hier denselben Wechsel des langen o mit u an, den *Lübben* in seiner *mnd. Grammatik* S. 25 bespricht. Voraussetzung ist bei diesem Wechsel, dafs o aus uo entstanden ist, und das ist ja auch hier der Fall; denn germ. nôt müfste ahd. bekanntlich *nuot* lauten; auch as. kommt in der fünften Ablautreihe uo neben ô vor, s. Heyne S. 190. Als Beispiele der Art teilt Lübben unter anderen mit: *vuren* und *voren*, *huden* und *hoden*, *dûn* und *dôn*, *kû* und *kô*, *rûren* und *rôren*.

Bezüglich der Nuttmecke bemerke ich noch, dafs ich durch Erkundigung an Ort und Stelle erfahren, dafs dieser Bach einerseits ein überaus grofses Gefälle, also einen sehr rauschenden Gang hat, andererseits aber auch dicht mit Haselnufssträuchen bewachsen ist. Ich glaube aber nicht, dafs diese Haselnufssträuche die Namengebung veranlafsten, da sie sich in gleicher Häufigkeit auch bei anderen Flüssen finden, ohne dafs diese davon den Namen Nufsbach[146] bekommen haben; da ferner mehrfach auf die Thatsache hingewiesen ist, dafs bestimmte Begriffe bei der Flufsnamengebung sich bezüglich der Bstw. wiederholen. Eine solche überaus häufig bei der Namengebung zur Anwendung kommende Vorstellung ist die des Rauschens. Nuttmecke as. **Not-mana*, bedeutet demnach nach meiner Erklärung laut rauschender Flufs.

Weil nun in der näheren Umgebung von Altena fast ausschliefslich das Grw. *moina* vorkommt und zwar in der aus *me*, dem Reste

[142] S. F. I, 125.
[143] S. F. III, 163.
[144] S. Bt. S. 61 ff.
[145] S. oben S. 373 und vergl. F. III, 53.
[146] Nd. heifst die Nufs bekanntlich nut, auch nöt.

von *mana*, + *beke*, also aus mebeke hervorgegangenen Form *mecke*,[147] so glaube ich nicht fehl zu gehen, wenn ich als ursprüngliche Form der Nette (Lenne) **Nit-mana* annehme. Es ist aber auch möglich, dafs die Nette ursprünglich **Nit-isa* genannt ist, da das Grw. *asa*, überhaupt in Westfalen nicht selten, auch in der einige Stunden von der Nette fliefsenden Oese (Hönne, Ruhr) wahrscheinlich vorhanden ist, vergl. Abschn. III, bes. S. 380.

Die übrigen Grw. in den Fln. dieser Gattung sind ja klar: *ana* in *Not-ana* und *inna* in *Not-inna* ist das in Abschn. II behandelte Grw.; **Nit-ara* würde nach Abschn. VI aus **Nit-arna* entstanden und demnach identisch mit *Nit-orne* sein, desgleichen *Nat-er* = *Nat-ara* aus **Nat-arna*.

Was nun die sachliche Angemessenheit des Namens Rauschefluſs betrifft, so pafst derselbe vortrefflich auf die Nette[148] (Lenne), welche zunächst aus starken, nie versiegenden Quellen entsteht, sodann auf einem nur zweistündigen Laufe gegen 250 m Gefälle hat und deshalb mit weithin vernehmbarem Rauschen durch das nach ihr benannte Thal eilt. Das Nettethal ist mit gewerblichen Anlagen, welche die mächtige Wasserkraft ausnutzen, wie besäet. Auch für die übrigen Flüsse ist der Name angemessen, doch bemerke ich, dafs ich über *Notarbay* und *Notanbeki* nichts Näheres habe feststellen können. Besonders pafst der Name auch für die reifsende Nethe (Weser). — Die Nuthe (Elbe) und Nuthe (Havel) entspringen auf dem Fläming. Sie werden deshalb in ihrem Oberlaufe ein ziemliches Gefälle haben, weil sie nach der Karte da ihre Quellen haben, wo der Rücken des Fläming zur vorgelagerten Tiefebene abfällt. — Die Notte entspringt auf der Hochfläche, welche sich nordwärts von der Stadt Baruth erhebt. Von hier ergiefst sie sich in die Sumpfniederung, welche sich von Trebbin bis Königs-Wusterhausen hinzieht, vgl. Vofs a. a. O. S. 21. — Die *Notinna*

[147] Man vergl. folgende Neben- bez. Zuflüsse der Lenne in der Umgebung von Altena: die Brachmecke, Höllmecke, Ismecke, Rüsmecke, Düsmecke, Haimecke, Völmecke, Möllmecke, Kirsmecke, Fismecke, Laasmecke u. s. w. Manche von diesen Namen, wie die Ismecke (Lenne, in Altena), Rüsmecke (Nette, Lenne), Möllmecke (Lenne), Fismecke (Rahmede, Lenne), sind fast nur noch den Besitzern der an diesen Wasserläufen belegenen Grundstücke bekannt.

[148] Von den Flüssen, welche in ihrem Namen das Bstw. *nit-* zeigen, habe ich nur den Lauf der Nette (Lenne) an Ort und Stelle untersuchen können.

— nach Fr. bei Münstereifel in die Erft einfliefsend — hat als Gebirgsflufs sicherlich einen rauschenden Gang.

b) Das Bestimmungswort *dul-*.

Da ich diese Auseinandersetzungen zugleich benutzen will, um solche Aufstellungen in den Bt., die ich jetzt für fehlerhaft halte, zu verbessern, so will ich hier nur möglichst kurz darlegen, warum ich das in den Bt. S. 116 behandelte Bstw. *dul-* bez. *dil-* in Fln. nicht mehr mit unserem nhd. Thal in Verbindung bringe. Völlig überzeugt war ich schon aus allgemeinen Gründen der Namengebung niemals von der Bedeutung Thalflufs; denn schliefslich fliefst jeder Flufs in einer Bodendepression, in einem Thale oder in einer Mulde. Diese Eigenschaft kann also kein Merkmal sein, welches angewandt wird, um einzelne Flüsse durch einen Namen zu kennzeichnen.

Im Buche selbst hatte ich als mit diesem Bstw. zsgs. aufgezählt: **Dul-mana*, einen Fln., den ich in den Bt. S. 116 zu erschliefsen versucht habe aus *Dul-meni*, sowohl Dülmen südwestlich von Münster als Döhlen (Döllen) südlich von Oldenburg im Huntegebiet bezeichnend, — ferner die *Dol-aha*, j. Thalach (Schwarzach, Altmühl), die Del-me (Weser), die ich auf **Dil-mana*, bez. mit der durch das folgende a erfolgten Trübung auf *Dël-mana* zurückgeführt, — sodann die Dill (Lahn) mit fortgefallenem Grw., die *Thil-ia*,[149] j. Dyle, die Diel-fe (Weis, Sieg) zweifelsohne aus **Dil-affa*. Ich füge jetzt noch hinzu die *Tul-ba* oder *Dul-ba*, j. Tulba (fränk. Saale), ohne Zweifel aus **Tul-apa*[150] entstanden, — weiter die *Tull-ina*, j. Tullnerbach (Donau) — über das T statt Th bez. D s. unten — mit dem Grw. *ana*, — die Döl-s (Aller), welche bei Verden einfliefst. Da mit *Τουλ-ί-φουρδον* bei Ptol. wahrscheinlich Verden bez. Dörverden südlich von der Mündung der Aller gemeint ist, so bin ich der Meinung, dafs *Tul-i-phurdum* von der Döl-s den Namen bekommen hat. Dementsprechend nehme ich wegen des s in dem heutigen Namen Döl-s als ursprüngliche Form dieses Fln. **Thul-isa* an, woraus durch Wegfall des s **Thul-ia* entstanden ist, das nach meinem Dafürhalten dem Ortsn. ***Tul-i-****phurdum*, d. h. Furt an der Tulia od. Dölsfurt, zu

[149] *ia* ist *vielleicht* wie in *Lupp-ia*, *Ilun-ia* u. s. w. eine Abschleifung aus *isa*; vergl. besonders den gleich folgenden Fln. Döl-s.

[150] Vergl. Bt. S. 27 über *Els-ba* oder *Els-pa*, sowie oben S. 388, Anm. 67 über Kal-b a(ha).

Grunde liegt.[151] Ferner ziehe ich hierher den Dahl-em-erbach (Kill), als dessen Grundform ich **Dal-mana* ansehe, — sodann den Thaalbach (Prims), woran Tholey. Wahrscheinlich gehört auch hierher das Toll- in dem Fln. *Toll-ense*, welcher bei Älteren auch *Toll-enze* heifst, s. Bt. S. 103. Vielleicht ist *-enze* in diesem Namen auf den Einflufs oberdeutscher Einwanderer zurückzuführen, so dafs die as. Form **Thul-anta* gelautet hat; doch soll dies weiter nichts als eine blofse Vermutung sein.

Nehmen wir nun einmal wieder an, dafs die von mir als Grw. gefafsten Wortbestandteile *asa*, *ana* und selbst *mana*[152] nur Ableitungssilben seien, so haben wir wiederum auch jene oben besprochene zwiespältige und fast widerspruchsvolle Bildungsweise, da *Dol-aha* — abgesehen von **Dil-affa* und **Tul-apa* — deutlich die Zstzg. mit *aha* zeigt; dem gegenüber müfste man demnach *Tullina* u. s. w. als Derivata fassen. Wollte man aber auch diese Willkür bei der Flufsnamenbildung annehmen, so entstände doch eine neue Schwierigkeit.

Angenommen, der gemeinsame Bestandteil *Dul-* bedeute, wie ich unten zu zeigen versuche, Berg,[153] welche Bedeutung soll dann bei der Annahme, *asa*, *mana* u. s. w. seien Suffixe, das so entstehende Derivatum haben? Ein Flufs kann doch nicht blofs „Berg“ heifsen oder, wenn man die vermeintlichen Ableitungssilben durch eine ähnliche ersetzt, der „Bergische“. Sagt man aber: die Erklärung von *dul-* ist nicht richtig, so erwidere ich: Gut, lassen wir die gegebene Erklärung von *dul* als nicht sicher beiseite. Wie werden aber diejenigen, welche sogar *apa*, bez. *affa* als Ableitungssilbe betrachten,[154] einen Namen wie *Pern-affa*, auch *Bern-uffe*, j. Per-f (Lahn), deuten, einen Fln., der von Fr., Arnold und überhaupt ziemlich allgemein als Bärenflufs erklärt wird? Kann ein Flufs „Bär“, bezüglich mit einem Suffix etwa der „Bärische“ heifsen? Denn dafs der erste Bestandteil von *Pernaffa* Bär heifst, darüber kann kein Zweifel bestehen.

[151] Vergl. die Kel-s, ahd. Chel-asa, wie man schliefsen mufs aus *Chel-as-gaue* und aus dem Ortsn. *Cel-eusum*, welches auch Öttling an der Kel-s bedeutet. *Kel-* nebenbei ist das Bstw *kal-*, rauschen, das ich in den Bt. S. 64 besprochen. Vergl. ferner mit Döl-s die Mil-z, welche auf **Mil-isa* zurückgeht, s. oben S. 370.

[152] *mana*, *mina* als Ableitungssilben sind übrigens nicht nachweisbar.

[153] Es wird sich wohl schwerlich eine andere passende Erklärung finden lassen.

[154] Das thut z. B. der sonst so scharfsinnige Buck in seiner Abhandlung „Unsere Flufsnamen“ (Alemannia VIII, S. 148).

Also diese Theorie, die Endsilben fast durchweg als Ableitungssilben zu fassen, bringt den Forscher geradezu in eine Sackgasse.

Weshalb betrachtet man aber eigentlich ziemlich allgemein *aha*, *apa* als Grw. und nicht als Ableitungssilben? — Weil man diese Wörter als Simplicia, als selbständige Wörter nachweisen kann und besonders aha auch in der überlieferten Sprache in der Bedeutung Wasser erscheint, während apa nicht mehr als Appellativum vorhanden ist. Daraus folgt, dafs man berechtigt ist, überhaupt alle diejenigen Wortbestandteile am Schlusse von Fln. als Grw. zu betrachten, welche als selbständige Fln. vorkommen und von denen sich eine sprachliche Ableitung geben läfst, in denen der Begriff des Fliefsens oder des Wassers hervortritt. Diese beiden Forderungen sind aber von mir bez. *moina*, *asa*, *ana* u. s. w. erfüllt.

Das Bstw. *dul-* bringe ich nun zusammen mit nd. *Dülle* = Beule; ravensbergisch heifst *duls*, auch *tuls* Beule; süderländ. bedeutet *düllen* Beule. Ich weise ferner auf die Bergnamen Düllberg, sodann Döllenberg in der Nähe des Döllbaches (Flieder), Tollenberg,[155] ferner *Twiel*, *Twiela* und auch **Duellum**, j. Hohentwiel. Ich weise auch noch auf *Dullide* bez. *Tullida*, j. Tilleda am Kyffhäuser hin, wo ida das ortbezeichnende Suffix ist, über das Fr. S. 1435 zu vergleichen ist. *Dullide* hiefse also der Ort am Berge. Ferner füge ich noch an die das regelrechte Th zeigenden Namen *Thuliberch* und Thulliun, j. Norddöllen bei Visbeck, auch *Dulium*, *Tulon* (vgl. Duellum) und *Thillium* geschrieben, schliefslich *Thuli*, j. Thuil in den Niederlanden. Auch *-dal* in dem **Berg**namen *Sunt-dal*, j. Süntel, kann unmöglich Thal bedeuten; ich sehe vielmehr darin eine abgeschwächte Form von *dul* bez. *dval*, so dafs *Suntdal* Südberg bedeutet; es kommt auch *Sundtal* in den Urkunden vor.

Bezüglich der Etymologie gehe ich auf die eur. W. *tal* bez. *tul* heben zurück,[156] die germ. *thal*, *thul* lauten müfste und in germ. *thulan* tragen, dulden wirklich vorhanden ist. Dafs nun in mehreren der aufgeführten Fln. T statt des zu erwartenden Th[157] steht, ist eine

[155] Auf Sekt. Dortmund der Karte von L. -berg ist in Düllberg u. s. w. späterer erklärender Zusatz.

[156] Vergl. sskr. *tul* aufheben; altlat. tulo, te-tul-i; tollo; gr. *τόλ-μα* u. s. w., s. F. I, 601.

[157] *Thil-ia* zeigt ja die regelmäfsige Lautverschiebung.

Erscheinung, die in den Urkunden bei Eigennamen nicht selten begegnet, worauf ich Bt. S. 93 hingewiesen habe. Die Formen mit D geben das Wort auf der oberdeutschen Lautverschiebungsstufe. Das Wort heifst also, wie auch kelt. *tul* Berg zeigt, ursprünglich Hebung; aus diesem Stammbegriffe zweigen sich dann die Bedeutungen Beule, Hügel, Berg ab.

Was nun den Vokalwandel in *dul*, *dil*, *dal* betrifft, so nehme ich an — es sei dies hier nur kurz angedeutet —, dafs auf das ursprüngliche u noch ein anderer Vokal gefolgt ist, bez. mit u mitgesprochen ist und dafs u vor diesem konsonantisch geworden, d. h. in w übergegangen ist. Demgemäfs möchte ich als ursprüngliche Form von Hohentwiel *Duellum* betrachten, worin *Duel-* aus noch älterem *Dul-* hervorgegangen ist; aus *Duel-* hat sich *Twiel* gebildet durch den Übergang des u in w. Indem nun aus der so entstandenen Neuform Twiel das w fortfiel, wie so oft,[158] erwuchs die Nebenform *Dil-*. Das a in der Nebenform *dal-* ist wohl weiter nichts als ein Afterlaut, der sich unter Anlehnung an Thal entwickelte, als man dies Bstw. nicht mehr verstand; darauf scheint *Dol-aha*, j. Thalach zu deuten, vergl. auch den Fln. Thaalbach; am Thaalbache liegt Tholey.

Es ist aber auch möglich, dafs die verschiedenen Formen mit u, a, i auf ursprachliche Vokalverhältnisse zurückgehen, denn es giebt in den urverwandten Sprachen nicht blofs Substantivbildungen von dem St. *tul*, sondern auch von dem St. *tal*. Der germ. Substantivstamm *thul* Berg wäre demnach mit kelt. *tul* Berg eine Sprofsform des Verbalstammes *tul* heben. Von dem St. *tal* ist aber eur. *tala* Fläche gebildet; s. F. I, 601. Diesem eur. *tala* würde ein germ. Substantivstamm *thal* entsprechen. Da *tal* eigentlich heben bedeutet, so ist die Annahme erlaubt, *tala* hiefse ursprünglich gehobene Fläche; auf diese Grundbedeutung dürfte auch preufs. *talus* Boden = Oberraum hindeuten. Aus dem Sinne gehobene Fläche, Hochfläche kann sich im Germ. die von Bergfläche, Berg entwickelt haben. Ags. *thell*, *thil*, ahd. *dil*, welches eine Abschwächung aus eur. *tala* ist,[159] würde dann ebenfalls ursprünglich gehobene Fläche, dann Fläche, Diele heifsen. Wir müfsten somit annehmen, dafs zur Zeit der Flufsnamengebung noch der Substantivstamm *thal* Bergfläche, Berg

[158] S. Anh. 2; vergl. noch besonders oben *Thullium* mit den Nebenformen *Tullon* und *Thillium*, ferner *Dullide*, j. Tilleda.

[159] Vergl. F. I, 601.

vorhanden gewesen sei und dafs das urgerm. Wort, welchem ags. *thell*, ahd. *dil* entspricht, auch noch Bergfläche, Berg bezeichnet habe.

Mag nun die eine oder die andere Erklärung der Vokalverschiedenheit die richtige sein, so glaube ich doch einmal, dafs dem in Fln. hervortretenden Bstw. *dul* die Bedeutung Berg zukomme, und zum anderen, dafs *dil-* und *dal-* von *dul-* weder begrifflich noch stammlich getrennt werden können.

Einer anderen Untersuchung behalte ich die Entscheidung der Frage vor, ob auch die *Del-v-unda*, j. Delvenau in Lauenburg, sowie die *Del-ch-ana*, j. Dal-ke (Ems),[160] hierher gehört. Es ist mir dies recht wahrscheinlich, indem ich anzunehmen geneigt bin, dafs das v in *Del-v-unda*, desgleichen das ch in *Del-ch-ana* ein Übergangs- bez. ein Bequemlichkeitslaut ist und zwar das v wegen des folgenden verwandten u und ch als eine Verdickung des Hauches, der sich leicht zwischen *Del-* und *ana* einschiebt, wenn man beim Aussprechen von *Del-ana* die Zusammensetzung hervorhebt. Diese Annahme gewinnt bezüglich des Fln. *Del-v-unda* dadurch an grofser Wahrscheinlichkeit, dafs sich, wie ich nachträglich bei Fr. sehe, bei Del-v-unda auch die Variante *Del-unda* findet und bei *Del-v-under*[161] die Variante *Del-under*. Für *Del-ch-ana* findet sich auch die Schreibung *Del-h-na*. Ich möchte jedoch für diesen aus lautphysiologischem Grunde erfolgten Eintritt des v bez. des ch noch anderweitige Beispiele erst herbeischaffen. Vergl. übrigens Anh. 3.

Da einige der oben genannten Flüsse — um das noch zum Schlufs zu bemerken — auf einer mäfsigen Bodenerhebung ihre Quelle haben, so nehme ich an, dafs *dul-* aufser Hügel, Berg auch eine flach ansteigende Bodenerhebung bezeichnet hat.

IX.

Das Bestimmungswort fiur- und im Anschlufs daran einiges über das Grundwort trawa sowie über die Flufsnamen Eider, Exter (Externsteine), Ocker, Haine (Hennegau).

In den Bt. S. 112 habe ich *Fior-menni* und *Vier-becke* als Vierflufs erklärt. Diese Deutung halte ich jetzt für falsch. Die Fln. *For-trapa*, *Farn-thrapa*, *Fir-ni-bach* — -bach späterer Zusatz —,

[160] Dal-ke aus Dal-beke würde auch auf *Dal-* als Bstw. deuten; über Dalke aus Dal-beke s. oben S. 358 und besonders auch S. 407.

[161] So heifst ein Wald an der Delvenau.

Ferr-e-bach,[162] desgleichen *Fior-menni* und *Vier-beche* bringe ich vielmehr zusammen mit ahd. und as. *fiur* Feuer, afr. *fiur*, *fior*, mnl. *vier*, mnd. und md. *vûr*, ags. *fŷr*, *fîr*. Schon Fr. stellt *Fiurbach*, j. Fauerbach, zu *fiur ignis*.

Wie schon oben bei dem Bstw. *fin-* u. s. w. gezeigt wurde, geht sowohl got. *funa* Feuer als Feuer selbst auf den indog. St. *pû* rein, hell machen zurück,[163] wovon bekanntlich auch lat. *purus* herkommt. In diesen uralten Fln. tritt nun nach meiner Ansicht die ursprüngliche Bedeutung des zu Grunde liegenden Stammes, die des Reinen, Glänzenden, noch hervor, so dafs die oben aufgeführten Fln. in die grofse Gruppe derjenigen eintreten, die von dem reinen, glänzenden Wasser den Namen haben.

Das *trapa*[164] in *For-trapa* und *Farn-thrapa*[165] ist das von mir in den Bt. S. 5 besprochene Grw. *trapa*, welches in lautverschobener Form *trafa* heifst.

Ich bemerke jetzt noch, dafs besonders südlich vom Astenberge das Grw. *traf* sich findet, aber vermittels einer Umstellung, der sowohl Volksetymologie als bequemere Aussprache zu Grunde liegt, in der Entstellung -dorf; eine ähnliche Umstellung begegnet bekanntlich in as. *hros* und *hors*, mhd. *ros* und *ors*, in *verscanga* (Frischlinge) statt *vrescanga*, in *burnon* statt *brunnon*[166] u. s. w.; Dorf selbst, as. *thorp*, *tharp*, wird im Nd. sehr oft zu *-trup* verändert. So giebt es daselbst einen Fln. Elsendorf (Eder) = Elsen- oder Erlenflufs, sodann die *Ferndorf* (Sieg), offenbar gleich dem oben erwähnten *Farntrapa*, mit Anlehnung an fern; ferner die Am-dorf (Dill) = dem Fln. *Antrafa* (Anatrafa), der von mir in den Bt. S. 6 besprochen ist;[167] die Amdorf ist mir identisch mit En-dorf-er Bach;[168] weiter die As-dorf (Sieg) aus Astrafa und dies wohl aus *Asc-trafa* hervorgegangen, wie *Aspach* aus *Asca-bach* (s. Fr.) schon im 9. Jahrh. *Asbach* lautet, wie *As-loha* schon im 9. Jahrh. für *Asca-loha* und

---

[162] Das alte Grw. ist wohl ausgefallen und durch bach ersetzt.

[163] Vergl. F. I, 677 ff. u. III, 187.

[164] In -menni in Viormenni, dem Ortsn., habe ich schon in den Bt. das Grw. *mana* erkannt; vielleicht liegt in dem -ni- in Fir-ni-bach noch ein Rest des Grw. *ana* vor.

[165] n in *Farnthrapa* mufs ein späterer Zusatz sein.

[166] Vergl. Kemper, Münsterländische Götterstätten, S. 42 u. 43.

[167] Ich halte also Amdorf für eine Entstellung aus Andorf besonders auch wegen Endorfer Bach.

[168] Nbfl. der Röhr (Ruhr).

Asmeri schon im 9. Jahrh. für *Asc-meri* vorkommt; — Asdorf ist demnach gleich **Asc-trafa* bez. **Asca-trafa* und bedeutet Eschenflufs.[169]

Auch bei den Fln. *Dura*,[170] j. Thur (Rhein), Tyra[171] sowie bei dem *-dora* in *Egidora*,[172] j. Eider, nehme ich eine Umstellung an und halte *dora* für gleich mit *trawa*, *drawa*, wie ich in folgendem zu zeigen versuchen will.

Fr. führt unter dem St. drav an, dafs „Bopp Dravus mit sskr. *drawas* fluens" zusammenstelle. Nun finde ich bei F. I, 347 *drapsa* Tropfen, Funken von dem St. *drap* laufen, der bekanntlich eine Weiterbildung von *drâ* laufen ist. Es erscheint aber, wie F. I, 809 unter *skap*, *skip* bemerkt, das urverwandte auslautende p im Germ. sehr oft unverschoben. Wir erhielten demnach statt des eur. St. *drap* den germ. St. *trap*.[173] In dieser Gestalt tritt das vorliegende Grw. nach meiner Ansicht in *For-trapa* und *Far-n-trapa* zu Tage, während die Fln. *Ana-trafa*, *Ben-trepha* u. s. w. — s. Bt. S. 5 — das Wort mit verschobenem Auslaut darbieten. Da nun f auch mit w wechselt und w wieder mit b,[174] so erklären sich die Formen *Trafa*, *Trawena* und *Drabonus*.

Wegen *-trapa*, das doch ohne Zweifel von *trafa* nicht getrennt werden kann und das ich aus einem St. *draw* nicht zu erklären vermag, gehe ich nicht auf die allgemeine Grundwurzel *dra* zurück, sondern auf die aus dieser erwachsene W. *drap*, die bekanntlich auch in

---

[169] Vergl. über die von der Esche den Namen führenden Flüsse S. 388, Anm. 65.

[170] Auch *Tura* und *Thuria*.

[171] In Thüringen; *Tyr-ungun*, j. Tyrungen, unweit des Kyffhäusers, an der Tyra.

[172] Die an. Form *Oegisdyr* = Thüre des Meeres betrachte ich als eine an. Volksetymologie, die an die Stelle des nicht mehr verstandenen eigentlichen Sinnes trat. Die Volksetymologie ist z. B. schon im Ahd. thätig, wie Andresen in seinem bekannten Buche zeigt.

[173] Urverwandtes dr erscheint übrigens nicht selten im Germ. unverschoben, z. B vergleicht F. germ. *dragan* tragen mit gr. *δράσσομαι*, ksl. *držǫ* halten, sskr. *darh*, — ferner urgerm. *dragja* Hefe mit preufs. *dragios*, — *draban* hauen mit ksl. *drob-ljǫ* conterere, — *drastja* Trester mit ksl. *droštija*, — urgerm. *dreugan* trügen mit sskr. *druh* schadigen, zend. *druj*, — urgerm. *drauga* Trugbild mit sskr. *druh* = zend. *druj* Unhold; ferner bringt er urgerm. *dreugan* wirken, leisten, wovon urgerm. *druhti* Gefolge abstammt, mit lit. *draugas* = ksl. *drugu* Genosse zusammen. So erscheint es mir auch angänglich, dafs urgerm. *dreupan* triefen und *drupan* Tropfen (s. F. III, 155) stammverwandt sei mit sskr. *drapsa* Tropfen.

[174] Vergl. oben S. 394.

gr. *δράπων*, *δραπέτης* hervortritt. Deshalb genügt mir zur Erklärung des germ. *trapa* nicht die mir erst nachträglich bekannt gewordene Auseinandersetzung J. Wolffs über unser Grw. in seiner sehr gründlichen Abhandlung „*Zur Etymologie siebenbürgischer Flufs- und Bachnamen* (Archiv des Vereins für siebenbürgische Landeskunde. Neue Folge. Band XVII, Heft 3). Dazu kommt, dafs in der Sprofsform der W. *drap*, nämlich sskr. *drapsa* Tropfen, Funke,[175] schon auf die für ein Grw. wie *trapa*, *trafa* notwendige Bedeutung Fliefsen, Wasser klar hingedeutet ist und diese Bedeutung nicht erst aus dem allgemeinen Sinne der indog. W. *dra*, nämlich laufen erschlossen zu werden braucht.

Was nun die Doppelformen *trapa* und *trafa* bez. *trawa* betrifft, die ich nicht als nd. und oberd. Form, sondern als uralte, gleichzeitige Wortgestalten auffasse, so ist es ja auch sonst der Fall, dafs bei dem einen germ. Stamme in demselben Worte die Muta unverschoben erscheint, bei dem anderen verschoben: got. *luftus* Luft heifst an. *lupt*, got. *ufta* oft an. *opt*[176] u. s. w. Daher ist auch die Annahme gestattet, dafs bei dem einen Stamme die Form *trapa*, bei dem anderen *trafa* bez. *trawa* gebräuchlich war.[177]

Ich komme jetzt zur Erklärung des Fln. *Dura* bez. *Tura* und des *dora* in *Egidora*.

Ich gehe hierbei von der Form *drawa* bez. *trawa* aus und nehme zunächst die Umstellung in **darwa* bez. **tarwa* an,[178] auf der auch die oben mitgeteilte Entstellung in -dorf beruht. Wie nun F. (I, 115) ahd. *duna* auf *danva* zurückführt, wie er *δοῦρος* aus der Grundform *δόρϝος* erklärt, desgleichen *φαῦλος* aus *φάλϝος* (II, 70 und III, 209), ebenso möchte ich annehmen, dafs aus darwa dura entstanden sei. Es ist aber auch möglich, dafs w wie so oft einfach ausgefallen und die Rundung des Vokals a zu u[179] unter dem Einflusse der Liquida r entstanden ist, die oft eine Trübung des A-Lautes veranlafst, vergl. z. B. bei *Lübben, mnd. Gramm.* (S. 13) *solt* = Salz, ferner *olt*, *kolt*, *wold* (Gewalt und Wald), *holden*. Bezüglich der Stammver-

[175] Vergl. oben S. 364 sskr. *indu* Tropfen, Funke.
[176] Vergl. Heyne S. 144.
[177] Über das antretende Suffix *-ena* u. s. w. s. S. 362, Anm. 17.
[178] Buck bemerkt (Alemannia VIII, 170), wie ich nachträglich sehe, dafs der Fln. Tarbe sowohl *Tarba*, *Turba*, als *Travia* heifse; dieser Fln. ist offenbar identisch mit dem Grw. *trawa*, wie auch Buck meint.
[179] S. *Sievers, Grundzüge der Phonetik* über diese Rundung und Entrundung der Vokale S. 201.

wandtschaft von *-dora* in *Egi-dora* mit dem Grw. *trawa* fällt nun noch bedeutend der Umstand ins Gewicht, dafs dies Grw. gerade nördlich der Elbe auch sonst noch sich findet. Das beweist ganz besonders der Name des Flusses Treene, **eines Nebenflusses der Egi-dora.** Die Treene ist offenbar aber derselbe Name wie *Trawena*, j. Trave: der heutige Name Treene oder Treen erinnert durchaus an die Drän am Fichtelgebirge, die ahd. *Trewina* heifst, während der mittelalterliche Name der Treene, nämlich *Treya*,[180] auf die Form *Trewa* deutet, woraus der Diphthong durch Vokalisierung des w entstanden ist.[181] Dieselbe Vokalisierung habe ich bereits in den Bt. S. 11 bei dem Fln. Un-treu (Saale, oberhalb Hof) angenommen, den ich daselbst auf die Grundform **Un-trawa* zurückgeführt.

Es ist übrigens denkbar, dafs eine solche Vokalisierung auch dem Fln. Dura und dem -dora in *Egidora* zu Grunde liegt: aus *Drawa* und *Egi-trawa* würde zunächst **Drau* und **Egi-drau*; vergl. aufser den eben angeführten Fln. *Treya* und *Un-treu* die *Drone* (Mosel), welche im 4. Jahrh. *Drabonus*, im Jahre 752 *Drona* lautet, ferner die Traun, ahd. *Drona* und *Truna*, an deren Zurückführung auf **Drawonus* ich festhalte, da das Beispiel von Drabonus = Drona unmittelbar darauf hinweist. Aus *Drau* ergab sich sodann durch Umstellung die Form *Daur*; hieraus bildete sich durch Verengung des au in ô *Dor*, ein Übergang, der im Ahd. und bes. im As. sehr gewöhnlich ist.[182] Obgleich ich den Fln. *Dravus*, j. Drau, nicht für germanisch[183] halte, so will ich doch beispielshalber auf die Nebenformen *Draus* und *Δάρος*[183] hinweisen; *Δάρος* statt *Δράβος* zeigt auch gänzlichen Ausfall des *β* und Metathesis. — Übrigens ist es mir nicht zweifelhaft, dafs auch *Drubenaha*, j. Traubenbach (Regen), aus **Drubena* entstanden ist.[184] Man verstand den Namen nicht mehr und deshalb verwandelte man, wie so oft, a in aha. — Dafs dies Grw. Trawa in der Gegend des Fichtelgebirges eine nicht unbekannte Bezeichnung für Flufs war, folgt aus dem Namen der oben erwähnten Untreu,

[180] S. Oest. unter Treen.

[181] Trewa, Treua, Treya; man vergl. das *Τρήουα* (Trewa) des Ptol. in der Gegend der Trawe. Die Form Treene mufs demnach zunächst auf *Trewina* und nicht auf *Trawena* zurückgeführt werden.

[182] Got. áu, ahd. in der älteren Schreibung noch au, dann ou, welches vor verschiedenen Konsonanten zu o wird, s. Heyne S. 35, 38, 45.

[183] Das vorliegende Grw. ist wie man besonders auch aus der Auseinandersetzung Wolffs a. a. O. sehen kann, ein indogermanisches Erbwort.

[184] Dasselbe vermutet, wie ich nachträglich sehe, Buck (Alem. VIII, 170).

sowie aus dem Fln. Thronbach (Selbitz, Saale), worin -bach späterer Zusatz ist; der Traubenbach, j. Altbach, fliefst in der Nähe von Cham in den Regen ein, also südlich vom Fichtelgebirge.

Wir haben demnach hauptsächlich vier Gegenden in Deutschland, wo dies Grw. vorkommt: nördlich der Elbe, südlich vom Astenberge, in Bayern und schliefslich zwischen Mosel und Nahe, wo vom Hochwald z. B. die Drone bez. Thron zur Mosel fliefst und die Traun zur Nahe und drittens bei Traben in die Mosel ein Bach einmündet, für den ich als alten Namen **Trawena* vermute. Aus dem ahd. Namen für Traben a. d. Mosel, nämlich *Trawana*, schlofs ich, dafs dieser Ort von einem gleichnamigen Bache den Namen habe. Darauf fand ich bei Dechen S. 595 den bei Trarbach einmündenden Kautenbach mit den Nbfl. Kleinicherbach, Ilsbach, Trabenerbach, Waschbach. Auf der Karte von L. sah ich sodann, dafs der Kautenbach in seinem Quellaufe Trabenerbach heifst. Hieraus sowie aus dem Umstande, dafs Traben gerade Trarbach, wo dieser Bach in die Mosel fällt, gegenüber liegt, schliefse ich, dafs der Bach ursprünglich **Trawana* bez. **Trawena* geheifsen und dafs Trawana von diesem Bache den Namen bekommen hat. — Aber nicht blofs Traben, sondern auch das gegenüberliegende Trarbach hat, und zwar wohl zuerst, von dem Bache den Namen erhalten. Dieser hiefs also ursprünglich *Trawana. Aber wie die holsteinische Trave ahd. Trawena, jedoch schon früh blofs Trawe genannt wurde — siehe Oest. —, so wird auch der Trabenerbach schon früh statt **Trawana* blofs *Trawe* genannt sein. Die Anwohner dieser Trawe hiefsen mit dem bekannten Ortssuffix die **Trawari*. Ähnlich nun, wie oben S. 377 bei der Hesper, ahd. *Hesapa*, gezeigt wurde, beeinflufste der Ortsname den alten Fln., der nicht mehr Trawa, sondern etwa *Trawerbach hiefs, woraus denn Trarbach durch Ausfall des w gerade so hervorging, wie Trier aus *Treweri*; Trier kommt in den Urkunden auch als *Trer*[185] vor. — Meine Meinung ist es nun auch, dafs der Volksname der Treveri, die im Moselthale wohnten, mit dem Grw. *Trawa* zusammenhängt. Die kleine Thron entspringt gar nicht weit von dem Trabenerbache, wie andererseits die grofse Thron unweit der zur Nahe gehenden Traun ihre Quellen hat. Hier hat demnach offenbar ein Volk gewohnt, welches zur Bezeichnung von Flufs das Wort *Trawena*

[185] S. Oest.

bez. *Trawa* anwendete. Da nun bei den genannten Fln., sowohl der Thron, in alter Gestalt *Drabonus*, als dem Trabenerbach, wie der Traun das N-Suffix am Ende erscheint, so mufs man entweder annehmen, dafs zur Bildung des Volksnamens das Wort Trawa ohne Suffix verwandt ist[186] oder, was mir wahrscheinlicher ist, dafs der Name ursprünglich *Trawenri lautete und das n vor r der bequemeren Aussprache halben ausgefallen ist. Daraus, dafs Glück in seinem Buche *Die bei Cäsar vorkommenden keltischen Namen* den Stamm „*Trêv*“ nicht erklären kann, möchte ich gerade schliefsen, dafs der Name Treveri nicht keltischer, sondern germanischer Abkunft sei. Was die Form *Treveri* statt der zu erwartenden *Travari* betrifft, so erinnere ich an den bei Ptol. vorkommenden oben erwähnten Ortsn. *Τρήουα*, *Trewa*, der ohne Zweifel mit dem Fln. *Trawe* zusammenhängt, ferner an den Fln. *Trewina* am Fichtelgebirge, sowie daran, dafs z. B. dem got. ê in den Wurzeln meistens ahd. à entspricht.[187]

Am Schlusse dieser von -dora ausgehenden Bemerkungen über das Grw. *trawa* möchte ich noch darauf hinweisen, dafs wir in dem -dera in dem Fln. *Cruof-dera*[188] wohl eine abgeschwächte Form des *dora* haben.[189]

Da ich oben die Erklärung Thüre des Meergottes abgewiesen, so bleibt mir nach der Klarlegung des Grw. *dora* noch die Deutung des Bstw. *Egi-* übrig.

Das *Egi* bez. *Aegi-* bringe ich zusammen mit dem Bstw. in den Fln. ***Agi-stra***,[190] ***Ag-ara*** und ***Eg-ira***, j. Eger (Elbe),[191] ***Ach-asa***, j. Esch-az (Neckar) = *Ach-asa unter Annahme der bekannten Verschärfung des s in z, sodann in ***Ag-asta***,[192] j. Aist (Donau) =

---

[186] Ich neige mich der anderen Annahme zu, weil sicherlich zur Zeit der Treverer die betreffenden Flüsse die vollere Namensgestalt mit dem Suffix gehabt haben.

[187] Buck bringt gleichfalls (Alemannia VIII, 170), wie ich nachträglich sehe, den Namen *Treveri* mit dem Stamme *draw*, *traw* als „umgelautete Form“ in Verbindung, ohne jedoch auf die Gebräuchlichkeit dieses Grw. in der Heimat der alten Treveri hinzuweisen.

[188] Nach Fr. in der Nähe von Königstein, nordöstlich von Wiesbaden.

[189] Über das Bstw. Kruf- einmal später.

[190] In Agi-ster-stein steckend. Fr. hat das Verdienst, Agi-stra bez. Egi-stra in Agi-stra-stein als einen Fln. erkannt zu haben, ohne freilich Agi- selbst zu deuten; s. über das von Fr. festgestellte Grw. stra Fr. unter *-stra* und vergl. Bt. S. 5.

[191] S. Fr. über die heutigen, dem alten *Ag-ara* entsprechenden Fln.

[192] asta fafst auch Buck (Alemannia VIII, 151) als identisch mit asa. Derselbe führt als eine solche „Umformung“ auch an *Jag-st*, *Jag-ista* neben

Ag-asa* = *Ach-aza*, weiter in *Og-ata*[193] = **Agata*, j. Oichten (Salzburg), ferner in *Acc-ussa-bach*[194] — auch *Ach-is-bach* ist überliefert —, *Ac-arse*,[195] j. Axe (Ems), *Ak-eda*, j. Acht, westlich von Koblenz.[196] Dieses Bstw. *ag-*, *ak-*, *ach-* bez. *eg-* stelle ich nun zu urgerm. *agja* Schärfe, Ecke, dann **Bergkamm, Berg, Egge,[197] ahd. *ekka*, mhd. *ecke* und *egge*, an. *egg*, as. *eggja*. Wie nun das Thema *harja* den Themavokal a in Kompositen abwirft und das j zu i vokalisiert, z. B. in der Zstzg. *heri-zogo*, as. *heri-togo*, so auch *agja* in den Kompositen *Aegi-* bez. *Egi-dora* und in *Agi-stra*; vergl. noch as. *hellja-grund*, helli-grunt; hingegen vor einem Vokal fällt das i aus, wie in *Ach-aza* u. s. w.; übrigens ist auch neben *Egi-dora* wiederholt *Eg-dora* bez. *Eg-dore* überliefert.

Die Bedeutung Eggeflufs = Bergflufs pafst ganz vortrefflich auf die *Agi-stra*, von der die Externsteine den Namen haben. Dieser Bach, der an den Steinriesen vorbeifliefst, entspringt nämlich an der noch jetzt so genannten Kleinen Egge. Die Richtigkeit der Erklärung Eggenflufs ist wohl zweifellos; die übrigen Deutungen des Namens Externsteine, Steine von ehgestern[198] oder Elsternsteine,[199] müssen gegenüber der einfachen Deutung Steine an der Agi-stra oder Felsen am Bergbache aufgegeben werden. Die Exter — und das ist noch sehr wichtig

---

Jag-is (Fr. hat Jag-as), *Jag-ese*. Dieses Beispiel halte man noch zu den übrigen bei der Erklärung des t in Vis-t-ula oben S. 395 angeführten.

[193] So heifst die *Ag-ara* auch *Og-ra*. Die Form *Og-ina*, die Fr. für denselben Flufs neben Og-ete bietet, betrachte ich als eine Abschwächung aus *Og-intu*; diese Form würde wiederum dafür sprechen, dafs ata weiter nichts als eine Abschwächung aus anta sei, wie oben S. 366 angenommen ist.

[194] -bach ist späterer Zusatz; *Acc-ussa* ist = *Ac-ussa* = *Ac-asa* = *Ach-aza*. *Ac-ussa* zeigt, wie die folgenden Fln. *Ac-arse* und *Ac-eda*, das urgerm. Wort agja (s. F.), mit welchem ich dies Bstw. im Text zusammenbringen werde, auf der oberdeutschen Lautverschiebungsstufe; bei der auf nd. Gebiet fliefsenden *Ac-arse* — der Name ist aus dem 11. Jahrh. überliefert — möchte ich das oberdeutsche *ac-* auf den auf as. Gebiet eingreifenden Einflufs des Ahd. zurückführen, der den Schreiber veranlafste, die ihm vielleicht näherliegende ahd. Umformung des Namens zu wählen.

[195] Über *-arse* als Grw. s. Bt. S. 95 und vergl. oben S. 381. Wahrscheinlich gehört hierher auch der Fln. Arse in Ostpreufsen, den ich Oest. entnehme.

[196] *-eda* ist = *ada* = *ata*, *Akeda* demnach im Grunde = *Og-ata*.

[197] S. über die mannigfachen Bedeutungen, die Egge z. B. in der Schweiz hat, das Schweizerische Idiotikon von Staub und Tobler S. 157.

[198] Diese Erklärung stammt bekanntlich von Grimm.

[199] Diese Deutung knüpft an die nd. Form des Wortes Elster an; sie ist noch neuerdings wieder aufgestellt worden; die Elster heifst ravensberg. z. B. *iakster*, wo ia älterem a entspricht, s. *Jellinghaus, Westfäl. Gram.* S. 37.

für die gegebene Erklärung — ist auch ein Flufs, der in der Nähe von Rinteln in die Weser mündet; derselbe geht demnach auch auf die as. Form **Agi-stra* zurück. Er kommt vom Teutberge bei Alverdissen. In der Quellgegend dieses Flusses ist der Name Egge auch recht gebräuchlich; z. B. findet sich dort die Steinegge.

Egge bezeichnet aber nicht blofs einen einzelnen Berg, sondern auch einen Höhenzug. So heifst bekanntlich der südlichste Teil des Teutoburger Waldes, der nördlich bis zum Velmers-toot[200] reicht und das Randgebirge der Hochfläche von Paderborn bildet, die Egge. In der Schweiz bedeutet Egge auch eine langgestreckte Hochebene.[201] So konnte auch füglich der holsteinische Landrücken, auf welchem die Eider entsteht, als Egge bezeichnet werden und demgemäfs der von dort kommende Flufs als Eggenflufs. Es scheint mir nämlich nicht angänglich, das *Egi-* in Egidora von dem in den oben aufgeführten Fln. hervortretenden Bstw. zu trennen, ebenso wenig wie das -dora von dem Fln. Dura u. s. w. Deshalb kann ich nicht umhin, die Deutung „Thür des Meergottes", obgleich sie von bedeutenden Gelehrten gebilligt wird, für unrichtig zu halten, zumal da eine solche Bezeichnung für einen Flufs eine ganz vereinzelte und auffällige Benennung wäre, die sich auf keine Weise mit der sonstigen Flufsnamengebung in Einklang bringen liefse.[202]

Die Bedeutung Eggenflufs wird auch bei den übrigen Fln. passen, wie sie z. B. für die Axe oder Axel angemessen ist, welche auf den Höhen von Beckum entspringt. Nicht unwichtig erscheint es mir, dafs das von mir in *Ac-arse* angenommene Grw. ungefähr vier Meilen von der Quelle der Axe in der bei Hamm in die Lippe gehenden Ahse hervortritt, welche in alter Form *Ursena* lautet. Das U in *Ursena* steht im Ablautsverhältnis zu dem a in *-arse*.

Wie nun — um das hier anzuschliefsen — aus *Eg-dora* das

---

[200] So trenne ich und nicht Völmer-stoot, weil ich das -toot mit dem Teut- in Teutberg und Teut-o-burger Wald zusammenbringe, worüber einmal später.

[201] S. Schweizerisches Idiotikon I, 157.

[202] Übrigens war ich sehr erfreut, nachträglich zu bemerken, dafs auch Buck (Alemannia VIII, 154) bezüglich des Fln. Egidora sagt: „Von *dora* = Thor kann keine Rede sein", — dafs er ferner gleichfalls alle die Fln., die ich aufgeführt, mit Ausnahme des fehlenden Agi-stra unter einem St. *ak*, *ag* zusammenstellt, freilich ohne diesen Stamm zu erklären; *-id-ora* fafst er als Doppelsuffix; über die Bedeutung desselben wird nichts gesagt.

heutige Ei-der wird, wie *hai-stalt* aus *haga-stalt* (Hagestolz, s. Wg. u. d. W.), wie aus *Hegibach* das jetzige *Heubach*, so ist auch nach meiner Ansicht das *Ard-ey*[203] = *Ard-egge* und dies mit weggefallenem H, wie so oft, = **Hard-egge* = Berg-zug = Haarstrang der Bedeutung nach. In Herd-ecke am Südfufse des Ard-ey oder der Hard-egge wäre demnach der alte Name bewahrt, und Herd-ecke = Hard-egge. Man vergl. das österr. Hard-egg, alt *Hard-ekke* und *Hard-eck*, sodann das steierm. *Hard-egg*, alt *Hard-eke*, sowie den Namen der nassauischen Ruine *Ard-eck* (s. Oest.).

Dementsprechend betrachte ich nun die Hai-mecke (Rahmede, Lenne, Ruhr), desgleichen die Hai-mecke (Nette, Lenne, Ruhr) als hervorgegangen aus **Hag-mana* und als identisch mit den Fln. Hach-mecke und Hech-mecke im Kreise Altena. Hagen aber, besonders in der Entstellung Hahn, ist auch im westfälischen Süderlande eine ganz gebräuchliche Bezeichnung für Bergwald, Berg.[204] Die erwähnten Fln. bedeuten demnach der Hag- oder der Bergwaldbach. Die zuerst genannte Haimecke entspringt an einem Bergzuge, der noch jetzt in dem nach Altena hin belegenen Teile der breite Hagen oder Hahn heifst, gegenüber liegt der dicke Hagen. — So erkläre ich auch den Fln. *Hag-na*, j. Haine,[205] als *Hag-ana* = Hag- oder Bergwaldflufs, indem ich *ana* als das Grw. fasse. Im Anschlufs daran deute ich *Hainnoum*, j. Hennegau, folgendermafsen.

Die Form *Hai-on-avius* (pagus) ist bei Fr. unter den ausdrücklich mit der Jahreszahl bezeichneten die älteste, danach *Hag-in-ao*. Das *Hai-* in der ersteren Form ist aus *Hag-* entstanden; die *Hag-na* kommt schon in der ahd. Zeit selbst mehrfach als *Hai-na* vor. Die folgende Silbe *on-* ist der Überrest des Grw. *ana* in der Abschwächung *on(a)* und *-avius* eine adjektivische Bildung von *-awa* Aue;[206] das Adjektiv ist wegen des folgenden Substantivs *pagus* gebildet. Als Name des Flusses ergiebt sich zunächst *Hag-ona*, daraus entsteht mit Anhängung von *awa Hag-on-awa* = Bergwaldflufs-Au.[207] Durch

[203] Bekanntlich ein Teil des Ruhrgebirges.

[204] Übrigens erscheint in Fln. nur das Stammwort Hag, von dem Hagen eine Ableitung ist.

[205] „Der Hennegau ist danach benannt" (Fr. S. 692).

[206] S. bei Fr. in der Aufzählung der Zstzg. die verschiedenen Formen dieses Wortes.

[207] Wahrscheinlich ist *Haganowa*, j. Hagenau u. s. w., derselbe Name, falls nicht hier eine Ableitung von *hagan* vorliegt.

Ausfall des w[208] und Anfügung der ortbezeichnenden, dativischen Endung *um* statt des jüngeren *un* erklären sich sodann die Formen mit oum bez. aum in *Hai-n-oum* und *Hai-n-aum*, in denen aufserdem der Vokal vor n ausgefallen ist; das o in oum geht auf die häufig vorkommende Nebenform *owa* zurück.

In Anknüpfung an die obigen Fln. mit dem Bstw. *ag-* u. s. w. möchte ich meine jetzige Ansicht über den Fln. Ocker im Gegensatz zu der Erklärung in den Bt.[209] noch auseinandersetzen. Ich bin nämlich bezüglich eines dort vermuteten Grw. *acra* sehr zweifelhaft geworden und zwar erstens, weil in den oben aufgeführten Fln. das Bstw. *ag-* u. s. w. sich wohl nicht von dem Ag- in *Ag-ara* trennen läfst, mithin der Schlufs nahe liegt, dafs in Ag-ara ara das Grw. sei, — zweitens, weil sich nirgends sichere Beispiele finden, dafs dies vermeintliche Grw. in Kompositen auftritt, — drittens, weil für acra sich weder im Germ. noch im Indog. ein Wort bez. ein Stamm auffinden läfst mit der Bedeutung Wasser bez. Fliefsen. Gerade diese Forderung, dafs diejenigen Wörter, die man als Grw. betrachtet, auf ein Etymon zurückgeführt werden müssen, in welchem bereits der Begriff Wasser bez. ein verwandter Begriff zur Erscheinung komme, — eben diese Forderung habe ich in den Bt. nicht genügend berücksichtigt. Es war mir deshalb sehr lieb, dafs Herr Prof. Paul in Freiburg die Güte hatte, mich brieflich infolge meiner Bitte, mir sein Urteil über die ihm zugesandten Bt. nicht vorzuenthalten, auch auf diesen Punkt aufmerksam machte, wofür ich ihm meinen freundlichen Dank hier ausspreche. Ich möchte deshalb die Ocker, ad. *Ob-ac-ra* bez. *Ov-ok-are*, als eine Doppelzstzg. ansehen, wie ich schon in den Bt. die *Reth-rat-enza*,[210] die *Orc-unt-rura* und die *March-lupp-â* als solche gefafst habe. Diese Doppelzusammensetzungen finden sich besonders da, wo eine Unterscheidung von einem Quellflufse bez. Nebenflusse als notwendig erscheint, wie das der Fall sein dürfte nach der unten folgenden Darlegung bei der Ocker gegenüber ihrem Nbfl. der Ecker. Eine solche Differenzierung möchte ich nun auch bei der *Ob-ac-ra* annehmen. *Ob-* erkläre ich noch gerade so wie in den Bt., nämlich = ahd. *opa*, *oba*, *obe* = oben, oberhalb, über, — das *ac-* aber wie in *Ack-ara*, j. Agger (Sieg), in *Ak-ela*, *Ac-ussa*, *Ac-arse* u. s. w.

[208] Vergl. *Welan-ao* statt *Welan-awa* bei Fr.
[209] S. 115 Anm. 338.
[210] S. S. 31, S. 39 u. 81.

als Egge, Berg, — schliefslich *ara* = Flufs. So hiefse denn *Ob-ac-ra* Hoch-berg-flufs oder Hoch-eggen-flufs. Diese Bedeutung würde vortrefflich passen; denn die Ocker entspringt an dem über 3000 Fufs hohen Bruchberge und zwar nach der Karte von R. ziemlich nahe dem Hochrücken dieses Berges. Die Ecker entspringt am Abhange des Brockenfeldes und fliefst in die Ocker. Die alte Namensform von Ecker ist mir zwar nicht bekannt; ich vermute aber darin **Ak-ara*, so dafs **Akara* : *Ecker* = *Ag-ara* : *Eger* sich verhalten würde; **Ak-ara* hiefse somit Bergflufs. Nun ist das Brockenfeld 992 m hoch, während der Bruchberg nur 975 m. Man sollte also meinen, dafs die Ecker mit gröfserem Rechte Hocheggenflufs genannt würde als die Ocker. Unsere Vorfahren kannten aber die genaue Höhe der Berge nicht. Da das Brockenfeld „eine über 7 km lange, etwa 5 km breite Sumpffläche mit mächtiger Torfbildung" ist, demnach, wie auch der Name besagt, als ein Feld sich darstellt, so konnte es sehr wohl der Fall sein, dafs man die am Bruchberge entspringende Ocker als Hocheggenflufs, hingegen die Ecker einfach als Eggenflufs bezeichnete. Man ging sonach hierbei nur von der äufseren Gestalt, dem äufseren Anschein aus, nach welchem in sehr vielen Fällen ein an sich höher gelegenes Bergfeld niedriger erscheint als eine Bergspitze, vorausgesetzt, dafs beide Höhen nicht nebeneinander liegen, sondern, wie das bei dem Bruchberge und dem Brockenfelde der Fall ist, durch Höhen und Tiefen getrennt sind, demnach eine unmittelbare Höhenvergleichung nicht möglich ist.

Anhangsbemerkungen.

1.

Abkürzungen.

Anh. Anhangsbemerkung.
Bt. Lohmeyer, Beiträge zur Etymologie deutscher Flufsnamen.
Abh. Lohmeyer, Zur Etymologie hauptsächlich westfälischer Flufs- und Gebirgsnamen. (Abhandlung in Herrigs Archiv Bd. LXIII.)
Fr. Förstemann, Altdeutsches Namenbuch, 2. Bd: Ortsnamen. (2. Aufl.)
F. Fick, Vergleichendes Wörterbuch der indogermanischen Sprachen. (3. Aufl.)
Schade. Schade, Altdeutsches Wörterbuch. (2. Aufl.)
Kluge. Kluge, Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache.
Wg. Weigand, Deutsches Wörterbuch. (3. Aufl.)
Heyne. Kurze Laut- und Flexionslehre der altgermanischen Dialekte. (3. Aufl., 2. Abdruck.)

Oest. Oesterley, Historisch-geographisches Wörterbuch des deutschen Mittelalters.
R. Reymanns topographische Specialkarte von Mitteleuropa.
L. Liebenow, Topographische Karte von Rheinland und Westfalen.
Arn. Arnold, Ansiedelungen u. Wanderungen deutscher Stämme.
D. Dechen, Orographische und hydrographische Übersicht der Rheinprovinz und der Provinz Westfalen.
Grw. Grundwort.
Bstw. Bestimmungswort.
j. jetzt.
Lenne (Ruhr, Rhein) bedeutet z. B.: die Lenne, ein Nebenfluſs der Ruhr, eines Nebenflusses d. Rheins.
Fln. Flufsname.
Nbfl. Nebenflufs.
u. d. W. unter dem Worte.
zsgs. zusammengesetzt.
Zstzg. Zusammensetzung.
indog. indogermanisch.
eur. europäisch. (Die europäisch-indogermanische Ursprache ist damit gemeint „vor der Spaltung der Europäer nach Nord und Süd, Tiefebene und Bergland". Fick, Wörterbuch.)
germ. germanisch.
got. gotisch.
ad. altdeutsch.
nld. niederländisch.
n. neu.
md. mitteldeutsch.
amhd. altmittelhochdeutsch.
nnd. neuniederdeutsch.
St. Stamm.
W. Wurzel.

Die übrigen Abkürzungen, wie ahd. u. s. w., sind bekannt.

2.

(Zu S. 357, Anm. 5.)

Der Übergang des *v* (= *w*) in *u*, der bei dem St. *swal* hervortritt, ist überaus häufig. Oft fällt auch das w einfach aus, wie z. B. germ. *kwiwa* = *kwiwa* (s. F.) ahd. *quëc* und *chëch* heifst, amhd. aber auch *choch*, wie ferner germ. *qvath* sagen (s. F.) ahd. *quëdan* und *chëdan* lautet. Für den Übergang des w in u erwähne ich noch folgende Beispiele, deren germanische Urform ich nach F. mitteile: germ. *kvam* kommen, got. *qiman* ist as. *kuman*; germ. *kverru* ruhig ist an. *kyrr* = *kurja*, mhd. *kürre* = *kurrja* aus älterem *kvirru*, germ. *hvota* Drohung ist an. *hôt*, dazu gehört as. *hôti* infensus, germ. *hvernja*, got. *hvairnei* ist ahd. *hirni* und zugleich ein Beispiel für den gänzlichen Ausfall des Spiranten; *hvôstan* Husten ist an. *hôsti*, ahd. *huosto;* germ. *dval* erscheint in an. *dul*, as. *dol*, engl. *dull*, ahd. *tol;* aus eur. *dhvan* tönen wird an. *dynr*, as. *dunjan* dröhnen, an. *duna* fragor; eur. *dhvas* zerstieben tritt hervor in ags. *dust*, engl. *dust* Staub, ags. *dysig*, nd. *dösig* besinnungslos, nd. Dusel; F. bemerkt (III, 324) unter *sunnan* Sonne: „erweitert aus *sun; sun* für *svan*, wie *hun* für *hvan* in *hunda* Hund"; germ. *svôtja* süfs wird an. *soetr* d. i. *sôtjas*, ahd. *swuazi* und gewöhnlich *suazi*; germ. *svath* sieden ist die Grundform zu *siuthan sauth* u. s. w. sieden; von germ. *svam* schwimmen kommt her germ. *sunda* das Schwimmen, Meerenge, Sund. — Aus eur. *svar* tönen, schwirren wird sowohl germ. *svaran* schwören und. an. *sveri* Schwur als *svar* schwirren, und unser surren ist nicht, wie Wg. vermutet, aus mittellat. *surrare* für *susurrare* entstanden, sondern urverwandt mit diesem Worte, ebenso wie mit lit. *surma* Pfeife.

Mit diesem Verbum *svar* bringe ich jetzt auch zusammen abweichend von der in den Bt. S. 22, Anm. 71 ausgesprochenen Ansicht die Fln. *Sur-apa*, j. Sorpe (Lenne), — *Sur-â* — j. Sauerbach, südlich von Weifsenburg, und Sure (Mosel), sowie Sur (Salzach) — dessen Grw. wohl â = aha ist, es kann jedoch auch ein anderes Grw. bereits abgefallen sein —; sodann *Sor-na*, j. Zorn (Rhein) aus *Sor-ana*, ferner die *Sor-aha*, ein Bach bei Soisdorf, ad. *Soresdorf*, — schliefslich unter Annahme des Ausfalls des w *Sar-awus*,

j. Saar (Mosel), womit zu vergl. die Ortsnamen Sar-beck (Saerbeck, Sorbeck) im Kr. Münster, ad. *Sar-bikie*, und *Sarbach* (aus dem J. 839) in Schwaben. In *Sar-awus* fasse ich -awus als das Grw. *awa* Flufs, s. Fr. unter *awa*. Ich bringe diese Namen deshalb mit *svar* und nicht mehr, wie in den Bt., mit dem eur. *sar* (*sal*) gehen, eilen zusammen, weil eur. *svar* sich auch noch im Germ. als Verbum erhalten hat, dagegen nicht *sar*, *sal*, weil sich ferner das in den meisten Namen hervortretende u (o) durch den Übergang des w in u in *swar* auf die einfachste Weise erklären läfst. Wie bei den Stämmen *kar*, *kvain*, *ban* und *nid* — s. S. 411 — so tritt auch bei *swar* die ursprüngliche Bedeutung tönen in Fln. noch hervor.

Ich wollte aber in dieser Anhangsbemerkung nicht blofs den Übergang des w in u u. s. w. zeigen, sondern auch das Bstw. *swal-* in Fln. erklären.

Swal schwellen erscheint gleichfalls als *sul* in got. *sulja* Sohle, ferner in ags. *syll*, nd. *süll* Schwelle — vergl. lat. *solea*, gr. *ὑλία* —, weiter in an. *sullr* Geschwulst (am Fufse). Von *swal* kommt auch mhd. *swëlle* Geschwulst, ferner ahd. *swil* Schwiele, eig. die Schwellung, im Lat. aber aufser *salebra* auch *saltus*, eig. die Schwellung, woraus sich die Bedeutung Waldgebirge u. s. w. entwickelt (s. F. II, 286, vergl. I, 842 u. III, 363).

Auf Grund nun dieser letzten Bemerkungen und besonders in Anbetracht der Bedeutung von *saltus*, nämlich Gebirge, wurde ich darauf geführt, das *Swal-* in folgenden Bergnamen als eine uralte Bezeichnung für Berg zu fassen und in dem demselben oft angehängten Berg einen späteren erklärenden Zusatz, der gemacht wurde, als man das Wort *swal-* nicht mehr verstand. Bergnamen dieser Art sind: der Schwalenberg — südlich von Lügde bei Pyrmont — an dessen Südfufse der Ort Schwalenberg liegt, im Mittelalter *Svalenborgh* und *Swalenberg* lautend, — ferner der Saalberg bei Alverdissen, nordwestlich von Pyrmont, — weiter der Süllberg im Kr. Iserlohn und Suelberg bei Blankenese in Holstein, im Mittelalter *Sollonberg* und *Sulenberg* lautend, ein Name, den ich Oest. entnehme, — sodann der Solling, bei Oest. in den Formen *Sollingus*, *Solingk* und *Sullingswald* aufgeführt. Im Sollinger Walde liegt Sohlingen, ad. *Sulligi*; ich möchte deshalb vermuten, dafs in Solling das *ing*, *ig*, wie in *Osning*, wo wir aufser *Asnig* noch die klare, unzweifelhaft auf Egge deutende Form *Osneggi* haben, ich möchte glauben, dafs auch *ing*, *ig* in Solling = Egge sei. Da Egge auch — s. oben S. 425 — eine langgestreckte Hochebene bedeuten kann und der Solling von allen Seiten zu weiten Hochebenen schwach ansteigt, so wäre Berg-egge keine Tautologie. Oest. entnehme ich gleichfalls den Ortsn. *Sol-berg* im Kanton Bern, im Mittelalter *Solberc*. Auf der Karte von R. fand ich den Ort Sülldorf, südwestlich von Magdeburg, ad. *Sul-dorp*, an der Sulze, sowie an demselben Flusse den Ort Sohlen am Fufse der Sohlberge. Da nun die Schwale (Stör) nach Oest. im Mittelalter aufser *Svale* auch *Sala* heifst, da ferner der Gau Schwalefeld um die Schwale (Wernitz) in der vit. s. Bonif. auch *Salafeld* lautet und das w, wie oben gezeigt, überhaupt mehrfach ausfällt, so ziehe ich hierher auch den Namen eines Berges bei Plettenberg (Kr. Altena), nämlich Sal-ey, dessen -ey ich wie in Ardey — s. oben S. 426 — als Egge fasse; Saley wäre demnach = **Swaley* = **Swalegge* = **Sulegge* = *Soll-ing*.

Auf Grund dieser verschiedenen Bergnamen mache ich den Schlufs, dafs *Swal-* bez. *Sul-* in Schwalenberg u. s. w. Berg heifse und Berg selbst ein späterer Zusatz sei; diese Bedeutung entwickelt sich, wie *saltus* Gebirge, leicht aus dem ursprünglichen Sinne Schwellung. Man vergl. F. I, 507: „*ἴδη* = *ἴδι* = Waldgebirg (Schwellung, wie lat. *saltus* von *sval* schwellen)"; ferner setzt F. (II, 33) bedeutsam zu *ἴδη* saltus als Erklärung Solling, womit er doch wohl die etymologische Ableitung des Namens Solling von swal andeuten will. — Somit möchte ich jetzt

nicht blofs die Fln. hierherziel en, welche *Swal-* oder *Sul* zeigen, wie in Abschnitt I die *Swal-mana* u. s. w. und den eben genannten Fln. Schwale, sowie die in den Bt. S. 22 ff. behandelten Fln., nämlich *Sul-aha*, bezeichnend sowohl die Suhla (Hasel. Werra), als die Suhla (Werra) und die Suhle (Hahle, Ruhme, Leine, Aller, Weser), die Sál-mecke (Verse, Lenne, Ruhr), die *Sol-anza*, j. Sulz (Altmühl), schliefslich die von einem Fln. herrührenden Ortsn. *Sul-beke*, j. Süllbeck bei Bückeburg, sondern ich möchte jetzt auch mit diesem Bstw. in Verbindung bringen die verschiedenen Flüsse des Namens Saale (s. Abh. 369 ff.), desgleichen die Selke (Bode, Saale). ad. *Sal-ica* — über eca vergl. oben S. 393 —, ferner die *Sal-mana*, j. Salm (von der Eifel), ein Fln, dessen sprachliche Gleichheit mit *Swal-mana*, j. Schwalm (Eder) wohl jedem einleuchtend sein dürfte. Ich bringe diese Fln. deshalb nicht mehr mit eur. *sal* gehen, eilen zusammen, weil dieser St. sich sonst im Germ. nicht nachweisen läfst. Seit ich nun von dem Vorhandensein eines Grw. *anta* bez. *ata*, seiner Abschwächung, überzeugt bin, deute ich auch nicht mehr die Fln. *Sul-zaha*, j. Sulzbach und *Sul-zi-bach* — s. Fr. —, sowie *Sal-ta*, j. Salza (Saale), westlich von Halle, desgleichen die verschiedenen Flüsse des Namens *Sal-zaha* als Salzbach, sondern ich betrachte in Sul-zaha und Sulzibach -aha und -bach als spätere Zusätze, wie auch in dem unten erwähnten *Zul-te-bach* und als Grundform der Namen mit *Sul-* *Sul anta oder in der oberdeutschen Lautverschiebung *Sul-anza*, woraus Sul-aza, Sul-za sich entwickelte, sodann als Grundform der Fln. mit *Sal-* *Sal-anta* bez. lautverschoben *Sal-anza*, aus denen durch Abschleifung **Sal-ata*, *Sal-ta* bez. **Sal-aza*, *Sal-za* hervorging; für die Formen mit *Sal-* aber wie für die mit *Sul-* ist die Urform *Swal-*. Ich bemerke, dafs die *Sol-anza*, j. Sul-z, demnach derselbe Name sein würde wie die *Sul-z-aha*, j. Sul-z-bach, denen sich noch als identisch die Süel-z (Agger, Sieg), für welche Oest. aus dem Mittelalter die Form *Sul-tze* bietet, anreihen läfst. Es verhält sich demnach *anta : ata = anza : aza*. Besonders lehrreich ist für die obige Auseinandersetzung der Ortsn. Süll-dorf, ad. *Sul-dorp*, südwestlich von Magdeburg, an der *Sül-ze*. Man sollte nach dem Fln. Sül-ze meinen, Sülldorf müsse ad. etwa *Sult-dorp* heifsen und Sult- sei eine Nebenform von *salt* = Salz; da der Ort aber Sul-dorp lautet, so wird mir daraus klar, dafs weder das *Sul-* in *Sul-dorp* noch das Sül- in Sül-ze mit Salz zusammenhängt. Bei der Annahme eines sult als einer Nebenform zu salt bliebe überdies, da sult nicht als Verbalsubstantiv und dementsprechend u als Ablaut gefafst werden kann, das u ohne genügende Erklärung, während bei meiner Ableitung das an die Stelle eines ursprünglichen w getretene u vortrefflich begründet wird.

Da sich nun auch ein Ort *Soll-ern* im bayr. Kr. Moosburg findet, der im Mittelalter Soll-eren lautet — s. Oest —, so erscheint es mir recht wahrscheinlich, dafs auch der Bergname *Zol-ro*, bez. *Zol-ra*, *Zol-ron* aus *Zol-ra* vermittels des wiederholt in dieser Arbeit erwähnten Überganges des s in z entstanden sei. Ich sehe in dem *-ra* das Suffix *ari*, welches die Bewohner eines Ortes anzeigt. Die **Sol-ari* sind also die von der Suhle oder Schwale, d h. die vom Berge. Demnach sind die Herren von Schwalenberg und die von Zoll-ern Namensvettern. Diese Erklärung erscheint mir viel einfacher als die aus dem keltischen *tul* = Berg, welche *Buck* in seinem *oberdeutschen Flurnamenbuche* S. 312 giebt, und zwar deshalb, weil wir in dem bayrischen *Solleren* eine Parallelform haben; auch scheint mir der Bergname *Sal-t-eri* — westlich von Gandersheim an der Leine — aus **Swal-eri* mit eingeschobenem t entstanden zu sein, demnach = Sol-ra = Zolra. Überaus wichtig ist ferner für die Deutung von *Zolra*, dafs ein Berg in Baden j Grichtszoller heifst, aber im vorigen Jahrh. noch Gritz-sohler. s. Buck a. a. O. S. 311. Einen Übergang des s in z in dem eben behandelten Worte *swal* bez. *sul* haben wir, glaube ich, auch bei *Zull-inga*, j. Zollingen, welches ich für identisch mit dem oben erwähnten

Sohlingen halte, ad. Sul-ingen und *Sul-iggi*. — So ist mir auch das von Fr. aufgeführte *Zul-te-bach* sprachlich zusammenfallend mit dem oben erwähnten *Sul-ze-bach*, nur dafs dieses in der oberdeutschen Lautgestaltung erscheint.

3.

(Zu S. 366, Anm. 25.)

Es ist kein Zweifel, dafs auch das *Sinc-* in *Sinc-fala* dasselbe Bstw. ist, was in *Sinc-alta* hervortritt. Dieser Flufs heifst jetzt Zwin; vielleicht hat sich in der jetzigen Form noch das alte w erhalten.

-fala ist mir noch durchaus nicht klar; es ist auf jeden Fall eine Entstellung eines alten Grw., möglicherweise von *alta* in der Abschwächung ala unter Einschiebung eines f als Bequemlichkeitslautes, wie das w in Del-w-unda als solcher S. 417 angenommen wurde. Ist vielleicht aber zum Behufe leichterer Aussprache eine Versetzung des w in Dwel-unda zu Del-w-unda durch Analogien wahrscheinlich zu machen?[1] Dann würde auch ich eine solche Versetzung eines aus w entstandenen f — s. darüber S. 394 u. 419 — in *Swinc-ala zu Sinc-f-ala annehmen und einen ähnlichen Vorgang in dem sonst ganz unerklärlichen Fln. *Cas-p-enze* (Main), der in dem heutigen Namen Gersprinz noch eine weitere ganz auffallende Entstellung gefunden hat. Ich stellte dann das Bstw. Cas- zu den oben S. 400 behandelten Fln. mit dem Bstw. *kwis-*, **kwas-* und *Cas-* in *Cas-p-enze* unmittelbar zu dem Fln. *Cas-ella*. Die Urform würde demnach **Kwas-anta* bez. in verschobener Gestalt **Kwas-anza*, **Kwas-enze* lauten, woraus durch Versetzung der Spiranten **Kas-w-enza*[2] und durch Verhärtung des w zu p Kas-p-enze würde. Eine ähnliche Umformung des Spiranten w zu b haben wir in *Del-b-ende*, einer Nebenform zu *Del-w-unda*. Das p in *Cas-p-enze* könnte man auch so erklären, dafs man, ausgehend von der unverschobenen Form *Cas-w-ente, unter Annahme der Vertauschung von w mit dem verwandten f und der oberdeutschen Lautverschiebung des f in p zu der Form *Cas-p-enze* gelangte, bez. zu **Chas-p-enze*; diese Vermutung ist deshalb durchaus nicht eine haltlose, da wir wirklich die Form Gas-p-ensa schon aus dem J. 1012 haben, der Eintritt aber des G für Ch in den Urkunden nicht selten ist, vergl. *Crutheim*, *Chrutheim* und *Grutheim*, ferner *Grezzibach*, *Chresbach* und *Cresbach*, sodann *Griesinga* und *Chresinga*, *Groninpach* und *Chroninpah*, desgleichen *Guginhusa*, *Chuginhuson* und *Kuginhusir* u. s. w. — Die Kas-pau (Leine) wird wohl auf **Kas-apa* zurückgehen. Ich möchte die vorgetragene Erklärung eher für richtig halten, als *Casp-* für stammverwandt ausgeben mit dem nd. Kaspe = Leiste, welches wahrscheinlich zum germ. St. *kusp* knüpfen *gehört*. Es läfst sich wohl nicht nachweisen, dafs Kaspe = Leiste wie Leiste selbst die Bedeutung Halde, Berg gehabt und *Casp-entia* und *Casp-au* Bergflufs bedeuten. S. über Leiste = Halde, Berg Bt. S. 51 und über Kaspe = Leiste *Berghaus*, *Sprachschatz der Sassen* u. d. W.

4.

(Zu S. 366, Anm. 26.)

Ich bemerkte oben, dafs ich in verschiedenen Fln. den indog. St. *svap*, *svab*, germ. *svip*, *svif* heftig bewegen annähme. Zu diesen rechne ich den Σούηβος des Ptol., *Suevus* oder *Suebus*, von einigen als identisch mit

[1] Vergl. oben S. 413 ff. über *dul-*; *Del-* in Del-w-unda würde dann auf *dvel* zurückgehen, vergl. Hohentwiel, ahd. *Twiela* und *Duellum*, oben S. 415.

[2] Es ist ja keine Frage, dafs Del-w-unda und Cas-p-enze viel leichter auszusprechen ist als Dwel-unda und Cwas-enze.

der Warnow, von anderen als die Oder betrachtet.[3] Dazu gehört ferner die *Swab-aha* oder *Swab-â*, j. Schwabach (Rednitz); man vergl. bei Fr. den ad. Gaunamen *Suaba*, der auch *Suawa* und *Sueba* lautet. Unter Annahme des oben besprochenen Ausfalls des w stelle ich weiter hierher die *Sew-ena*,[4] j. Sewe (Elbe), die *Sew-ira*, j. Zeier (zwischen Unterösterreich und Steiermark), sodann die Sieb-er im Harz, die ich auf **Swib-ara* bez. **Swib-arna* zurückführe und für sprachlich gleich halte mit Seib-er-s-bach (Güldenbach, Nahe).[5] So erkläre ich auch den merkwürdigen Fln. *Zwivalt-aha*, nordöstlich von Sigmaringen, als entstanden aus **Swiw-alta* und *aha* als eine aftergelehrte Etymologie, wie sie als solche sich deutlich zu erkennen giebt in den Worten in *Ortliebi Zwifalt. chr.* (Pertz, Mon. Germ. XII, 72): nomen autem a duplici flumine accepit,[6] qui duplex fluvius Zwivaltaha vocatur". Dafs aha ein späterer Zusatz ist, geht auch daraus hervor, dafs es in den übrigen Formen bei Fr. nicht erscheint, sondern blofs das bekannte Grw. *alta* bez. in den Formen *ulda* und *ilda* oder mit dem Ortssuffix -un in *Zwiv-altun*. Auf den Übergang des s in z ist ja wiederholt hingewiesen.

5.

(Zu S. 368.)

Ebbegebirge erkläre ich nicht mehr als Wassergebirge, sondern sehe mich durch verschiedene Bergnamen, wie der kahle Eb bei Bielefeld und der zweimal daselbst begegnende Bergname der Eb u. s. w., veranlafst, ein Wort Ebbe = Abhang, Berg anzunehmen, welches ziemlich sicher auch wohl in *Hepin* erscheint mit unorganischem H, das so sehr oft vortritt, vergl. Bt. S. 46, Anm. 142 die urkundlichen Belege für diese unorganische Vorfügung des H. — *Hepin* bez. *Heppiun* ist übrigens ein Dat. Plur., der ja so oft zur Bezeichnung des Ortes gebraucht wird, und die ad. Form sowohl für Eppe im Fürstentum Waldeck als für Heepen bei Bielefeld, das auf einem besonders von den den Ort umgebenden Flufsthälern aus als Anhöhe sich darstellenden Hochfelde liegt. Ob dieses Wort mit Ebbe = Rückflut, Abflut zusammenhängt, welches Kluge mit got. *ibuks* zurück zusammenbringt, oder ob es von der indog. W. *abh* schwellen abzuleiten ist, mufs eine spätere Untersuchung lehren.

6.

(Zu S. 368, Anm. 29.)

Bruch = Sumpfboden erscheint in heutigen Namen in der Form -brück z. B. in Wallenbrück — bei Spenge, Kr. Herford —, welches in der ältesten Form *Waldenbrug* lautet und demnach *Waldsumpf* bezeichnet, ein Name, der vorzüglich auf die frühere und zum Teil noch auf die jetzige Beschaffenheit der Gegend pafst, wie mir Pastor Jellinghaus in Wallenbrück mitgeteilt. Auch Wiedenbrück an der Ems, ad. *Widen-*

---

[3] S. bei Fr. noch andere Meinungen. — Es ist übrigens sehr wohl möglich, dafs die Sueben von dem Suebus den Namen haben; die Erklärung „Schweifende" wird ja von mehreren als unwahrscheinlich betrachtet; vergl. oben S. 398, Anm. 99 darüber, dafs die Sueben Cäsars wahrscheinlich östlich der Elbe gewohnt haben.

[4] Aus *Sew-en-ones* kann *Sew-nones bez. *Semnones* entstanden sein, vergl. *Samnites* aus *Sab-nites* aus *Sabinites*.

[5] Wahrscheinlich steckt auch in Sobernheim, ad. *Sob-ern-heim*, ein Fln. **Swib-arna*, der durch Übergang des w in u bez. o zu **Sob-arna* wurde.

[6] Der Ort heifst nämlich ebenfalls *Zwiv-alt-aha*.

brugga und *Vitunbrucca* = Weidenbruch, zeigt Bruch als -brück. Vitunbrucca ist die nd. Form, denn der Bruch heifst nd. *brôk*, ahd. *bruoh*, md. *brûch*, — die Brücke aber bekanntlich ahd. *brucca*, nld. *brug*, nd. *brugge*. Zwischen diesen Wörtern konnte leicht eine Verwechselung eintreten.

7.

(Zu S. 372, Anm. 34.)

Den Bergnamen Brehloh bei Altena, sowie die Ortsn. Breeloh im Kr. Hagen, Brelon im Kr. Iserlohn, schliefslich den Stadtnamen Brilon im Rgbz. Arnsberg habe ich in der Abh. als leuchtender Wald gedeutet. Seitdem ich aber bei Fr. den Waldnamen *Braclog* gefunden, kann ich diese Erklärung nicht mehr aufrecht erhalten. *Brac-* in *Braclog* ist das nd. *brake* = Unterholz, Schlagholz, eig. wohl Holz zum Brechen, Abhauen bedeutend; *log* ist = Loh = Wald und lautet mhd. *lôch*, welches in den Urkunden aus der ahd. Sprachperiode auch in der Schreibung *log* erscheint. *Braclog* heifst demnach Unterholzwald. Gerade wie nun bei *Brac-bant* bez. *Bragbant*, j. Brabant, schon häufig in den Urkunden aus der ahd. Zeit das e bez. g fortfällt, so ist nach meiner Ansicht auch in *Bre-loh* u. s. w. das e abgestofsen zugleich mit Abschwächung des a in e bez. i. Es ist demnach *Breloh* = *Breeloh* = *Brac-loch*. In *Bri-lon* ist *lôn* kontrahiert aus *lohun*, dem ortsanzeigenden Dat. Plur. von *lôh*, s. Bt. S. 144, Anm. 338, wo ich *-lon* in *Uflon* bez. *Uflahun* als eine derartige Zusammenziehung nachgewiesen.

Es bedeutet demnach *Breh-loh* Unterholz-Wald, eine Bedeutung, die vortrefflich auf den hohen Brehloh bei Altena pafst, dessen Gipfel noch jetzt mit niedrigem Holze bestanden ist.

Auch in dem Fln. *Brach-ysa*, j. Brexbach bei Sayn im Rgbzk. Koblenz, ist Brach- dasselbe Wort nur in oberdeutscher Lautgestalt, und der Name bedeutet wie Brach-mecke (Lenne, Ruhr), *Brach-t-aha*, j. Bracht (Kinzig), Brach-t-pe u. s. w. — s. Abh. und Bt. S. 43 — Unterholz-Flufs; *-ysa* = *isa* = *asa* ist das Grw.

8.

(Zu S. 372, Anm. 35.)

Ich möchte in dem Bergnamen *Meli-bocum* in *Meli-* den oben S. 371 besprochenen St. *mel-* schwarz sehen. Da nun *buck*, mittellat. *bucus* „in Franken häufig, aber auch in Oberschwaben und am Oberrhein“[7] begegnet und zwar in der Bedeutung Berg (Waldberg), so deute ich *Melibocum* als Schwarzberg. Das Wort *buk* möchte ich als stammverwandt und im Ablautsverhältnisse zu *baka* Rücken stehend betrachten, s. über germ. *baka* Rücken F. III, 198. Über die Verwandtschaft mit ahd. *puhil* = Bühel = Hügel, nach meiner Ansicht der oberdeutschen, lautverschobenen und mit einer Ableitungssilbe versehenen Form von buc, gedenke ich einmal später zu sprechen.

9.

(Zu S. 378, Anm. 46.)

Auch die Lenne (Ruhr) möchte ich jetzt nicht mehr, wie in der Abh., auf **Hlin-aha*, sondern auf *Hlin-asa* zurückführen, denn *asa* als Grw. findet

[7] S. Buck, Oberdeutsches Flurnamenbuch.

sich nicht blofs in Nord-, sondern auch in Mittel-[8] und Süddeutschland; bezüglich des Vorkommens von asa in Südwestfalen verweise ich besonders auf die Oese (Hönne, Ruhr), vergl. S. 380. Einen Fingerzeig, dafs *asa* und nicht *aha* das ursprüngliche Grw. von Lenne gewesen, möchte ich jetzt auch in dem Namen des Astenberges sehen, an dessen Kopfe die Lenne an mehreren Stellen aus den Steinen hervorquillt.

Möglich ist es zunächst, dafs Astenberg zurückgeht auf *As-ithi*, bez. *As-ide*, *As-ite*.[9] Diesen Namen haben wir in *As-ithi*, j. Oes-ede, einem Kirchspiel südlich von Osnabrück an den Abhängen des *Asn-ig*, des Osnings, nicht weit von den Quellen der *Asa*, j. Hase, und ihres Nbfl, der Düte. Am Abhange des Astenberges liegt die Ortschaft Astenberg. Diese müfste dann in alter Form As-ithi geheifsen und somit einen Ort bezeichnet haben — das liegt in dem Suffix —, der von dem Wasser, *asa*, seinen Namen erhielt. Es ist nun allerdings eine merkwürdige Erscheinung, dafs in dieser Höhe am Kopfe des Berges aus dem Gestein das Quellwasser der Lenne hervorbricht, so dafs es sehr natürlich erscheint, dafs der Ort bez. Berg nach dem Wasser benannt wurde. Dann hätte also der Berg von dem Orte As-ithi den Namen der *As-(i)thenberg* bekommen. — Eine zweite, möglicherweise richtige Erklärung ist jedoch folgende.

Der Bestandteil *-at*, *et* kommt nicht selten in Bergnamen vor. So heifst das Erzgebirge bez. der Böhmerwald *Sud-eta*, der Idt, südöstlich von Hameln, *Ig-ath*, ein Berg bei Attendorn der Ata-Hügel, ferner giebt *Woeste* in dem *Wörterbuch der westfäl. Mundart* einen Bergnamen *Eiden*, j. Ebberg. Ist dieses *at*, bez. *ait*, *et* wirklich ein selbständiges Wort, wie ich allerdings vermute, so könnte dasselbe mit dem eur. St. *id*, *aid* schwellen zusammenhängen, von der bekanntlich *ἴδη saltus*, eig. Schwellung, sowie der Bergname *Ἴδη*, ferner *οἴδος* Geschwulst u. s. w. herkommen.

F. setzt als urgerm. an *aita* Geschwür von dem St. *ait* schwellen; *aita* bedeutet demnach eigentlich die Schwellung, gerade so wie *ἴδη saltus*. Wie aber bei *ἴδη* die Bedeutung Berg aus der Grundbedeutung Schwellung hervorgegangen ist, so kann auch *aita* ursprünglich die Bedeutung Bodenanschwellung, Berg gehabt haben. Ähnlich bedeutet an. *eitill* Drüse norweg. auch Knoten im Speck und isländisch Knorren am Baum, Bedeutungen, die sich sämtlich aus dem Sinne „Schwellung" entwickeln. Hat demnach *aita*, bez. in der Verdichtung *êta*[10] wirklich Berg geheifsen, so würde ich als ursprüngliche Form von Astenberg *As-at* annehmen = Wasserberg, an welches später -berg als Erklärung getreten. Aus **As-atberg* wurde so *As-t-berg* und daraus durch die Weiterbildung *Astenberg*. Astenberg würde dasselbe bedeuten, was ich auch in *Sud-eta* vermute, dessen Sud- ich mit mhd. *sôt*, ags. *seáth* fons zusammenbringe. Bei *Lübben* u. s. w. im *mnd. Lexikon* heifst es: „sôt aufwallendes Wasser, Quelle." Demnach wäre *Sud-eta* = Quellberg. Vielleicht steckt dieses Wort **aita* auch in den Ortsn. *Eiden-* oder *Eitenhusen* bei Minden, j. Eidinghausen, sowie in *Aidanthorp* und *Eitindorf*, ferner in *Eiteslebe*.[11] In der

---

[8] Hier besonders in Thüringen.

[9] S. die verschiedenen Formen dieses Ortsnamen-Suffixes bei Fr. S. 1435 an den Beispielen und vergl. über dasselbe überhaupt Förstemann, Deutsche Ortsn. S. 227.

[10] Wie sich at zu aita verhält, ist mir noch nicht klar. Hat sich aus e â entwickelt, wie z. B dem got. ê im Ahd. und As. sehr häufig â entspricht?

[11] *-leiba*, *-leva*, *-lebe* bedeutet nach meiner Ansicht in den zahlreichen Kompositen Feld, eig. Abhang, da es, wie ich annehme, das so oft vor l ausfallende h eingebüfst — vergl. bei Fr. *Hleo*, in Zstzg. *-le*, zu ahd. *hlêo* gehörig — und mit got. *hlaiva* Hügel, ahd. hlêo, eig. die Lehne (vom St. *hli* lehnen siehe F. III, 88) zusammenhängt; Feld bedeutet auch *lar* in Zstzg., welches ich für

Abh. hatte ich Astenberg als Â-stên = Ahastein = Wasserfels gedeutet und -berg auch als späteren Zusatz gefafst.

Für wahrscheinlicher als die beiden vorgetragenen Erklärungen halte ich jedoch die Annahme, dafs der Berg ursprünglich *Asberg* geheifsen, wie der Quellberg der Hase — s. oben S. 368 —, wie ferner der Hohen-Asperg in Würtemberg, der in ahd. Form Assesberg lautet; das -es ist unorganische Genitivsendung, als ob von einem Personennamen die Rede wäre; s. darüber z. B. Fr. S. 34 u. *Förstemann, D. Ortsn.* S. 188 ff. Hierher gehört auch wohl der Escheberg, ad. *Alssiberg*. Am südlichen Abhange des Hohen-Aspergs entspringen nach der Karte von R. zwei Quellbäche, die einen in den Neckar fliefsenden Bach bilden; demnach würde die Deutung Wasserberg passen. Der Asperg heifst im Mittelalter auch **As-t-berg.** Dieser Name wäre ein unmittelbares Seitenstück zu As-t-en-berg, nur dafs letzterer Name durch das ableitende -en weitergebildet ist. Dafs übrigens asa in der Umgegend des Hohen-Aspergs gebräuchlich war, ersieht man aus dem Fln. Glem-s (Enz, Neckar), für welchen Fr. unter *Glem-is-gowe* als alte Form Glem-isa hinstellt. Das *Glem-* in *Glem-isa* ziehe ich zu *glam*, das F. (III, 113) als W. von germ. *glomja* strepere bezeichnet. Man vergl. an. *glumra* dröhnen, amd. *glumen* d. i. *glumjan* dröhnen u. an. *glam* heller Klang. Das e in *Glem-isa* ist der durch das i der folgenden Silbe bewirkte Umlaut von a. *Glemisa* heifst also Rauscheflufs.

10.

(Zu S. 379, Anm. 47.)

Der in Anh. 9 behandelte Fln. Glemisa zeigt auf das deutlichste, dafs das Grw. *asa* bez. isa mit specifisch deutschen Wörtern zsgs. ist, da, wie F. sagt, „die Basis *glam* sich sonst nicht nachweisen läfst". Dasselbe folgt aus dem Fln. *Lin-isa*, der nach meiner Ansicht ziemlich sicher mit *hlîna* Berglehne zsgs. ist; dasselbe ergiebt sich sodann aus dem Fln. *Hun-usa*. j. Hunse.[12] Das germ. Wort *han* tönen — s. F. III, 61 — habe ich in den Bt. S. 69 ff. in den Fln. *Han-afa*, *Hun-efa*, *Hun-asa* u. s. w. nachzuweisen gesucht.

11.

(Zu S. 381, Anm. 50.)

Dafs die *Isara*, j. Isère und Oise, keltischen Ursprungs sind, daran wird wohl keiner zweifeln. Auch die *Isara*, j. Isar in Bayern, wird wohl

identisch mit *Hleri* (Fr. S. 811) und *Hlara* (Fr. S. 809) und für eine Parallelbildung mit as. *hlôr* Wange, engl. *leer* Backe halte, dem St. *hli* entsprossen. Ich werde später an den zahlreichen Zstzg. in Verbindung mit anderen Thatsachen zeigen, dafs *leiba* und *lar* die Bedeutung Feld gehabt haben, an dieser Stelle nur hinweisen auf die Bedeutung von germ. *hlîda*, nämlich **Seite,** Halde, die sich aus der von Lehne, Bergseite entwickelt, sowie auf die Sprofsformen des germ. *vanh* schief gehen, von denen germ. *wanga* Feld heifst, hingegen *wangan* die Wange. Beide Bedeutungen entwickeln sich aus der Grundbedeutung „geneigte Fläche", gerade so wie bei germ. *hlûra* Wange und *hlîda* Seite. Man vergl. auch *campus* Feld von dem St. *kamp* = biegen. — In Fln. erscheint **hlaira* (hlara, lar, hleri, leri) noch in der Bedeutung Berghalde, Berg z. B. in *Lar-aha*, auch in der Nebenform *Lara* = *Lar-â*, j. Lohr (Main), ferner in *Lar-bach*, sodann in *Ler-na*, j. Lehre, östlich von Verden, mit dem Grw. *ana*, und in dem Ortsn. *Ler-biki* j. Lerbeck bei Minden.

[12] S. oben S. 390, Anm. 76 und Bt. S. 72.

keltischer Herkunft sein. Es fragt sich aber, ob nicht die Iser (Lahn), sowie der Iserbach (Sayn) germanischen Ursprungs sind und vielleicht ursprünglich **Is-arna* = dahinschiefsender Bach oder **Isc-arna Eschenbach*[13] gelautet haben; s. über ara aus arna Abschn. VI und über den Ausfall des c hinter *As-* z. B. S. 418. So wird auch die Is-mecke bei Altena, die gewöhnlicher Esmecke heifst, höchst wahrscheinlich Eschenbach bedeuten. Das keltische *Isara* hingegen würde ich mit dem eur. Worte *isara* kräftig, rege zusammenbringen und, wie bereits andere, als die Rasche erklären. Steht doch z. B. nach meiner Erklärung die deutsche *Amb-ra*, welche ursprünglich *Amb-riuna* lautet, vielleicht in gar keinem Zusammenhange mit dem gall. Fln. *Ambris*, der sehr wahrscheinlich mit sskr. *ambu* Wasser, gr. *ὄμβρος*, lat. *imber* zusammenhängt. Doch erkläre ich ausdrücklich, dafs ich über den Fln. Iser auf deutschem Boden noch keine auch nur einigermafsen mir selbst wahrscheinliche Meinung habe.

12.

(Zu S. 385, Anm. 58.)

Dys-aldes-husun, j. Delligsen, liegt nach der Karte von R. an einem Nebenbache der *Wispe*, die bei diesem Orte zusammenfliefsen. Von dem Nebenbache, der wohl den Namen **Dys-alda* bez. **Dus-alda*[14] gehabt hat, ist nach meiner Ansicht der Ort genannt. Dies Bstw. *dus-* bez. *tus-* mit der Abschwächung *dis-* bez. *tis-* zeigt sich in den Fl. *Tuss-ale* = **Tus-alda*, j. Düssel (Rhein), — in *Duos-na* — na = ana —, ferner in dem mit *Duos-na* identischen *Diuz-in-bach* = *Dius-ina* mit tautologischem *-bach*, — sodann in *Diezz-enten-bach*, worin *-bach* späterer Zusatz und *enta* das oben S. 365 behandelte Grw. ist, — weiter in *Düs-mecke* (Lenne), vermutlich = altem **Dius-mana* oder mit der Trübung **Diosmana*, — desgleichen in *This arespach* mit Zusatz von *bach*, — auch in *Thyez-â*, j. Dies bei Nassau, — der Duse, auch Dase und Dause, sowie der Dause, beides Zuflüsse der Erpe (Twiste, Diemel) u. s. w. — Das vorliegende Bstw. ist nicht, wie Fr. und Buck — allerdings nur in Bezug auf Diezzentenbach bemerken — [15] mit ahd. *diozan* laut ertönen zusammenzustellen, sondern mit unserem uhd. tosen, welches Wg. unter tosen auf ein vorauszusetzendes ahd. Wurzelverb *diosan*[16] zurückführt. Beweisend für das ursprüngliche s nicht z ist die Dusmecke bei Altena auf nd. Sprachgebiet. Dieser Bach zeigt mit den überaus zahlreichen Absturzen seines ziemlich steil vom Berge zu Thale sich ziehenden Bettes, wie passend der Name Tosebach ist. Auch bei der Düssel wird die Bedeutung auf den Oberlauf passen.

13.

(Zu S. 389, Anm. 72.)

Da ich diese Abhandlung benutzen will, um solche Aufstellungen in den Bt., die ich jetzt für unrichtig halte, zu berichtigen, so bemerke ich in Anknüpfung an *Velisena*, dafs ich ein Grw. *Sinna* nicht mehr annehme und

---

[13] S. über *Isc-* = Esche oben S. 388.

[14] Vergl. den Ortsn. *Dios-na*, der auch *Dissina* lautet.

[15] *Tuss-ale* u. s. w. erklärt Fr. nicht.

[16] u in *Tuss-ale* ist wohl eine Verdichtung aus iu, ie bez. blofs i Abschwächung aus iu. Vergl. übrigens S. 379 über *Liub-*.

zwar aus dem mehrfach erwähnten Grunde nicht, weil sich nirgends ein Wort findet mit der Bedeutung Wasser oder Fliefsen, worauf Sinna sich zurückführen liefse. Wie Sinna als Simplex zu erklären ist, darüber habe ich zur Zeit nur Vermutungen; ich möchte jedoch bereits die Vermutung jetzt aussprechen, dafs -sina als letzter Teil in Zstzg., ebenso wie die von Fr. mit dem Schlufsbestandteil *-sna* aufgeführten Fln. auf das Grw. Isana,. Isna zurückgehen. So z. B. wäre der Fln. *Al-isna* = *Al-isana* = *Al-isa* = *El-ison*; die Ab-ens (Donau) heifst in der ältesten Form *Ab-usina* = **Ab-asana;* das u in Abusina zu vergleichen mit dem u in Fil-usa. *Ab* heifst vielleicht Berg, s. Anh. 5. — Die *Ant-isna*, j. Ant-isse (Inn), heifst noch *Ant-isina,* in den ältesten bei Fr. mit einer Jahreszahl bezeichneten Formen *Ant-esana.* Ant- würde ich für eine Weiterbildung von *an* halten, s. über *an anan ôn anana* hauchen bez. auch eilen, wie ich glaube, S. 383 und über das die Weiterbildung mit dem T-Laute bei diesem Verbum Bt. S. 2 ff. *Ant-isna* ist also im Grunde = *An-isa.* Diese Bemerkungen sollen eine blofse Andeutung enthalten; ich kann auf die übrigen Komposita jetzt nicht eingehen.

14.

(Zu S. 401, Anm. 110.)

In den Bt. S. 105, Anm. 303 hatte ich mitgeteilt, dafs *Kiepert* in seinem *Lehrbuch der alten Geographie* es als ganz bestimmt hinstelle, dafs „*die Römerfestung Mogonti cum nach dem einfliefsenden Main benannt*" sei und dieser ursprünglich *Moginos* geheifsen habe. Kiepert bemerkt nämlich a. a. O. S. 520, Anm.: „Römisch *Moenus*, altkeltisch, wie Glück nachgewiesen, *Moinos* und ursprünglich *Moginos.*"

Ich hatte aus diesen Worten Kieperts geschlossen, es sei auch Glücks Ansicht, dafs Mainz von dem Main benannt sei und dieser ursprünglich *Moginos* geheifsen habe. Nachdem ich mir aber die betreffende Schrift *Glücks*, nämlich *Rénos*, *Moinos* und *Mogontiâcon* u. s. w. angeschafft, war ich sehr erfreut zu finden, dafs es daselbst S. 14 heifst: „Auffallen mufs es, dafs es noch in unseren Tagen selbst von anerkannten Sprachforschern für möglich gehalten wird, in dem Namen der Stadt *Mainz* stecke der Flufs *Main*", — ferner S. 27: „*Mogontiâcon* hat seinen Namen von einem Gallier *Mogontios*, der sich dort ansiedelte und den Ort nach sich benannte ... *Mogontios* (ursprünglich *Mahantias*) heifst der Grofse, Mächtige, Starke." S. 14 beweist Glück sodann, dafs der Main nicht ursprünglich *Moginos* geheifsen haben könne, da „in der alten keltischen Sprache weder g noch sonst ein Mitlaut zwischen zwei Selbstlauten ausfällt" — und sagt S. 13: „Im 11. u. 12. Jahrh. erscheinen die scheufslichen lat. Formen *Mogus* und *Mogonus*, die dem mittelalterlichen Einfalle, dafs die Stadt Mainz von dem Flusse Main den Namen habe, ihren Ursprung zu verdanken scheinen."

Während ich also durchaus der Ansicht Glücks bin, dafs in Mainz nicht der Fln. Main stecke, sowie dafs der Main ursprünglich nicht *Moginos* gelautet habe, kann ich andererseits weder Glücks Meinung von der keltischen Herkunft des Namens Main annehmen, noch die a. a. O. S. 11 aufgestellte Ableitung des Fln. *Moenus* „von der zu *moi* gesteigerten W. mi, lat. *meare*", nach welcher Main bedeute „Flufs als gehender, sich bewegender". Main erscheint mir germ. Ursprungs, weil die mit diesem Grw. verbundenen Bstw. sich sämtlich aus dem Germ. erklären lassen — vergl. Bt. S. 105 ff. —; sodann halte ich die Etymologie Glücks nicht für wahrscheinlich, weil sich erstens die zu *moi* gesteigerte W. *mi* sonst nirgends nachweisen läfst — s. die Sprofsformen dieser W. bei F. I, 725 — und zweitens der Begriff des Fliefsens, bez. des Wassers, dessen Belegbarkeit wenigstens im Europäischen oder Indogermanischen ich für ein Grw. fordere, sich nicht

in der W. *mi minâti* treten, gehen, führen — s. F. a. a. O. — bez. in ihren Sprofswörtern aufweisen läfst.

Ich halte demnach an der in den Bt. S. 108 ff. gegebenen Etymologie fest.

15.

(Zu S. 407, Anm. 134.)

Dafs das Grw. *moina, mana* noch im 5. und 6. Jahrh. verstanden wurde, scheint mir aus folgendem hervorzugehen.

Im westfälischen Süderlande findet sich mehrmals der Fln. *Kirsmecke*. So giebt es eine Kirs-mecke (Else, Lenne, bei Plettenberg) und eine Kirs-mecke (Lenne, zwischen Werdohl und Altena). Mit *Kirs-* ist auch der Fln. *Kiers-pe*[17] zsgs., der ahd. *Kirs-apa* lautet, wie mir Professor Crecelius mitgeteilt. Ich selbst hatte Kierspe schon in der Abh. als Kirschbach erklärt. Als mir nun Crecelius seine Deutung, nämlich Kressenwasser, mitteilte, reiste ich nach Plettenberg, um an Ort und Stelle Untersuchungen anzustellen. Das Vorkommen der Kresse an diesem Bache habe ich nicht bemerkt. Hingegen fanden sich zunächst nicht weit von der Quelle ziemlich viele Kirschbäume, sodann ungemein zahlreich weiter abwärts in einer Schlucht, deren Enge das Ausrotten der Kirschbäume[18] verhinderte. In der Mitte des Flufslaufes, wo die Hänge der Thalmulde sehr flach zu dem Wasserlaufe verlaufen und wo deshalb Ländereien sich befinden, sind die Kirschbäume wahrscheinlich ausgerottet; vereinzelt stehen sie aber auch noch hier. — Desgleichen finden sich noch in der Thalmulde der Kirsmecke (Lenne) häufig Kirschbäume, aber nicht in der auffälligen Menge wie bei der Plettenberger Kirsmecke. An der Kierspe sowie der gleichfalls dort fliefsenden Kerspe finden sich dieselben nicht mehr. Es giebt bei Lüdenscheid auch einen Kerssiepen — ein Siepen ist eine wasserdurchzogene Schlucht —, ferner bei Altena den Kirshahn = Kirschhagen, wo noch vor ein paar Jahrzehnten, wie mir von Altenaern mitgeteilt, sehr viele wilde Kirschbäume gestanden haben.

Der Name Kirsche ist nun aber erst seit dem 5. Jahrh.[19] in Deutschland gebräuchlich geworden. Kluge bemerkt u. d. W. Kirsche: „Die Entlehnung ins Hochdeutsche fällt vor das 7. Jahrh., wie das Beibehalten des c als k im Hd. zeigt." Daraus kann man also schliefsen, dafs der Fln. Kirsmecke erst in oder nach dem 5. Jahrh. entstanden ist, dafs demnach das Grw. *mana*, dessen Entstellung bekanntlich *mecke* ist, wenigstens im 5. oder 6. Jahrh. noch verständlich war.

16.

(Zu S. 410, Anm. 141.)

Bopp hat bekanntlich die Mehrzahl der Stammbildungssuffixe aus Pronominen, also aus selbständigen Wörtern abgeleitet und für einen Teil,

---

[17] Bei Lüdenscheid.

[18] Es ist die in den Bergen des Süderlandes recht zahlreich wild wachsende Vogelkirsche.

[19] Sofern ich die Zeitangabe bei *Hehn, Kulturpflanzen und Haustiere in ihrem Übergange aus Asien nach Griechenland und Italien* richtig behalten habe. Das Buch ist mir augenblicklich nicht zur Hand. — Die Kirsche heifst bekanntlich ahd. *kirsâ*, mhd. *kërse, kirse*, auch im westfäl. Süderland noch *kirse*, bez. kirfse.

z. B. *tar*, die Zurückführung auf prädikative Wurzeln unternommen. Danach haben alle derartigen Suffixe ursprünglich eine ganz bestimmte Bedeutung. Unter allen Ansichten giebt *Delbrück* in seiner *Einleitung in das Sprachstudium* (S. 89) dieser den Vorzug, wenngleich er im Einverständnis mit Scherer sich nur die Herleitung von Suffixen aus prädikativen Wurzeln recht anschaulich machen kann.

Altena (Westf.). Th. Lohmeyer.

Beurteilungen und kurze Anzeigen.

Friedrich Diez' kleinere Arbeiten und Recensionen herausgegeben von Hermann Breymann. München, Oldenbourg, 1883.

Unter diesem Titel liegt uns eine für jeden Romanisten sehr wertvolle Sammlung Diezscher Schriften vor, für welche wir Herrn Prof. Breymann um so mehr zu Dank verpflichtet sind, als die gröfsere Anzahl der darin enthaltenen kleineren Arbeiten entweder gar nicht oder nur äufserst schwer verschaffbar waren, und die Herausgabe mit gröfster Sorgfalt geschehen ist. Die Grundsätze, nach denen Breymann die Ausgabe besorgt hat, und die er im Vorwort klarlegt und rechtfertigt, verdienen vollste Anerkennung; wenn auch von einem Kommentar abgesehen wurde — es geschah dies ganz mit Recht —, so blieb für den Herausgeber immerhin noch sehr viel zu thun übrig: es gab eine Menge von Fehlern auszumerzen, welche sich in die Originalausgabe eingeschlichen hatten; alle Citate mufsten nachgeschlagen und verglichen, viele ergänzt werden u. s. f.

Da es bei dem grofsen Interesse, das wohl alle Fachgenossen diesem Buche entgegenbringen, erwünscht sein dürfte, über den Inhalt desselben genauer unterrichtet zu werden, so lassen wir hier das Verzeichnis folgen: 1) Silva de romances viejos publicada por Jacobo Grimm. 2) Depping, Sammlung spanischer Romanzen. 3) Le rime di Francesco Petrarca (Übersetzung von Karl Förster). 4) Ariosts Rasender Roland übersetzt von K. Streckfufs. 5) Choix des poésies originales des Troubadours par Raynouard und Observations sur la langue et la littérature provençales par A. W. de Schlegel. 6) Floresta di rimas antigas castellanas ordenada por Don J. N. Bohl de Faber. 7) Petri Alfonsi Disciplina clericalis. Zum erstenmal herausgegeben etc. von Fr. Wilh. Val. Schmidt. 8) Fragmentos de hum cancioneiro inedito etc. Impresso a custa de Carlos Stuart. An diese Recensionen folgt als Einladungsschrift zu seiner in Bonn gehaltenen Antrittsvorlesung: 9) Antiquissima Germaniæ Poeseos Vestigia (Bonn 1831), darauf die weiteren Recensionen: 10) Der Roman von Fierabras, provenç. Herausgegeben von Immanuel Bekker. 11) Altfranz. Grammatik, worin die Konjugation vorzugsweise berücksichtigt ist. Von Konrad von Orell. 12) Über die jetzigen roman. Schriftsprachen mit Vorbemerkungen etc. von L. Diefenbach. 13) Der Cid. Ein Romanzenkranz. Im Versmafse der Urschrift aus dem Spanischen übersetzt von M. Duttenhofer. 14) Teatro español anterior á Lope de Vega. 15) Die Lusiaden des Luis de Camoëns verdeutscht von Donner. 16) Elnonensia. Monuments des langues Romane et Tudesque dans le neuvième siècle publiés par Hoffmann de Fallersleben.

17) Chronica del Famoso Cavallero Cid Ruydiez Campeador. Nueva Edicion por V. A. Huber. Hier reihen sich an: 18) die in Haupts Z. f. D. Altert. VII. Bd. 1849 erschienene Abhandlung: Über die Kasseler Glossen, und 19) eine andere: Gemination und Ablaut im Romanischen, welche 1851 in Höfers Z. f. d. W. d. Sp. veröffentlicht wurde. Weiter noch die drei Recensionen: 20) Ein altprovenç. Prosadenkmal herausgegeben von C. Hofmann. 21) Glossaire roman des chroniques rimées de Godefroid de Bouillon, du Chevalier au cygne et de Gilles de Chin, par E Gachet, und 22) Étude sur le rôle de l'accent latin dans la langue française par Gaston Paris. Endlich die beiden Abhandlungen 23) Zur Kritik der altroman. Passion Christi aus dem Jahrbuch f. Rom. u. Engl. Lit. Bd. VII, und 24) Wiener Glossen, ebendaher Bd. VIII.

Die Seiten 235—351 werden von zwei Appendices und einem genauen Register ausgefüllt. Appendix 1 enthält einen von Prof. Breymann schon Ende vorigen Jahres in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung mitgeteilten, von Diez als sechzehnjährigen Gymnasiasten gedichteten Bacchischen Chor und ein kleines Gedichtchen an Schiller, ferner die Übersetzung von Byrons Corsar und Lara; Appendix 2 eine Übersicht der von Diez gehaltenen Vorlesungen und Auszüge aus den Vorlesungsverzeichnissen. Aus ihnen wird erst so recht klar, wie weitgehend und segensreich unseres Meisters Wirken als Universitätslehrer sein mufste; so las er z. B. in den Jahren 1823—1868 italienische Grammatik 69 mal, 1824—1869 althochdeutsche Grammatik 29 mal; mittelhochdeutsche Dichter des dreizehnten Jahrhunderts erklärte er 27 mal, Dantes Divina Commedia 26 mal u. s. f.

Nicht unerwähnt dürfen wir die besonders treffliche Ausstattung lassen, welche der Verleger dem Buche gab; das wohlgetroffene Porträt des unsterblichen Diez ist eine höchst willkommene Beigabe.

Augsburg. G. Wolpert.

Choix de lectures françaises à l'usage des Écoles secondaires, par H. H. Wingerath (Direktor der Realschule bei St. Johann in Strafsburg i. E.), deuxième partie: Classes moyennes; deuxième édition entièrement refondue. Köln, DuMont-Schauberg. VI u. 394 S.

Die Wingerathschen französischen Lesebücher sind bereits, trotz ihrer Neuheit, schon so oft besprochen worden, dafs eine eingehendere Betrachtung ihrer Anlage fast überflüssig erscheint. Indes bieten dieselben so viel des Guten, dafs sie nicht genug der Aufmerksamkeit der Fachgenossen empfohlen werden können. Wie Recensent seinerzeit in den „Pädagogischen Blättern für Elsafs-Lothringen“ 1878, pp. 285, 286, und später in diesem „Archiv“ LXVIII. Band, pp. 423—425 hervorgehoben, hat auch im LXIX. Band, 1. Heft, Ph. Plattner betont, dafs W., abweichend von ähnlichen früheren Leistungen, in seinem Lesebuche eine Konzentration des Unterrichts erstrebt. Ganz besonders beachtenswert ist die bei gröfster Reichhaltigkeit des Stoffes selten vermifste logische Ordnung, durch welche der Schüler nicht blofs sprachlich gebildet wird, sondern auch nebenbei noch tüchtige Kenntnisse zu erreichen vermag, ein Vorteil, der nur durch eine mit grofsem pädagogischen Geschick und gutem Geschmack veranstaltete Sammlung erstrebt werden konnte. Dabei verlor indes W., neben der Absicht der Weiterbildung des von dem Schüler bereits Gelernten, niemals den Hauptzweck aus dem Auge, auch nur wirklich Mustergültiges in Bezug auf die Sprache als solche zu bringen

Die zweite Auflage des für die Mittelklassen bestimmten zweiten Teils ist von 34 auf 25 Bogen reduziert worden, deren Seiten aufserdem noch eine geringere Anzahl von Zeilen enthalten. Die in der ersten Auflage gebrachten Caractères moraux und Dialogues, Physique et Chimie, Notions mathématiques sind vollständig weggefallen, die Abschnitte Religion, morale et philosophie und Sujets divers sind in gedrängter Weise unter letzterem Titel zusammengefafst; dieselben können recht gut als Muster zu ähnlichen von den Schülern anzufertigenden Arbeiten gebraucht werden. Für die vollständig ausgelassenen Stücke sind neue eingetreten; mancher Titel blieb stehen, während der Inhalt von einem anderen Verfasser herrührt (z. B. III, 16. 26, und teilweise 47), besonders aber sind viele von den der Geschichte zufallenden Auszügen in sehr bedeutendem Mafse gekürzt worden, ein Verfahren, das man nur billigen kann; doch vermifst Ref. nur ungern die auf S. 194 und 195 der ersten Auflage enthaltenen Briefe der Königin Luise. Trotzdem ist es W. gelungen, recht Tüchtiges von der Geschichte des Mittelalters bis auf die Neuzeit zu bieten; letztere Periode reicht bis zur Schlacht bei Sedan und der Kaiserproklamation zu Versailles (welche die zweite Auflage in durchweg neuer Übersetzung aus dem Staatsanzeiger bringt). Namentlich neu ist die Gestaltung der unter der Rubrik Géographie enthaltenen Lesestücke. Das Gebotene unterweist den Leser in schöner Reihenfolge in dem Wissenswertesten und Interessantesten über die einzelnen Länder, hauptsächlich Europas. Sehr erwünscht und dankenswert ist die Aufnahme einer Anzahl neuer Stücke über Land und Leute in Frankreich, welches durch folgende Abschnitte: La France, Les Français, La Provence, Le Dauphiné, La Franche-Comté, Ile-de-France, Paris, La Bretagne, La Touraine et les rives de la Loire, L'Auvergne, Les Landes in der ausführlichsten Weise besprochen wird: ein Beweis, wie sehr der Verfasser den vielseitig gehegten Wünschen (zuletzt Archiv, Ph. Plattner, a. a. O. p. 118 unten) gerecht zu werden weifs. Die Lettres sind nicht nur in geschichtlicher und litterarischer Beziehung recht interessant, sie bieten auch in elegantestem Stile Muster für allerlei Gelegenheitsbriefe.

Der poetische Teil ist besonders hinsichtlich der Narrations vermehrt, der Abschnitt Romances, élégies, hymnes, cantiques, chansons dagegen gekürzt worden. Dafs kein Auszug aus dramatischen Werken aufgenommen wurde, kann man für die betreffende Stufe nur billigen; dieselben gehören allenfalls unter Berücksichtigung der Litteraturgeschichte in die Oberklassen, auf welchen man überhaupt besser ganze Werke lesen lassen sollte: die richtige Auswahl zu treffen, dürfte keinem Lehrer grofse Mühe kosten.

Über welche Belesenheit übrigens der Verfasser verfügt, beweisen im prosaischen Teile die Auszüge von Schriftstellern aus allen, besonders aber aus den neueren Zeiten, unter letzteren hauptsächlich A. Dumas, Xavier Marmier, Ém. Deschamps, Aug. Thierry, Ségur, Michaud, Rémusat, Villemain, Michelet, Mignet, Lanfrey, Charras, Thiers, V. Duruy (für den geschichtlichen Abschnitt), Él. Rechis, Taine, Prévost-Paradol, A. de Vigny, Chateaubriand, Ampère (für die geographischen Bilder), P. L. Courier, Edg. Quinet, Ximenès Doudan, H. de Balzac, P. Mérimée (für die Briefe). Der poetische Teil bringt, abgesehen von den Classiques, eine stattliche Anzahl von Gedichten aus der neueren Litteraturperiode, darunter solche von V. Hugo, Legouvé, É. Deschamps, Reboul, Lamartine, G. Nadaud, Béranger, F. Coppée, um nur die Bekanntesten zu nennen.

Wer die abgedroschenen Lesestücke aus den besonders in Frankreich eingeführten, und nicht minder aus den für Deutschland bestimmten Chrestomathien (Plötz, Lüdecking u. a.) so und so oft durchgenommen und erklärt hat, der wird W. zu ganz besonderem Dank verpflichtet sein, dafs er einmal Neues gebracht und besonders auch die neuere Zeit berücksichtigt hat; denn es ist gewifs nicht wünschenswert, dafs Menschenalter hindurch immer dasselbe gelesen werde, sowohl hinsichtlich des Lehrenden als des Lernen-

den, sonst geht der Lehrer schliefslich in einer Tretmühle, und was für den Schüler dabei abfällt, das kann man sich denken.

Das Buch weist für jeden Verfasser die allerdings nicht immer zutreffenden Angaben über Geburts- und event. Todesjahr desselben, sowie eine Reihe von Noten auf. Mit letzteren hat es seine eigene Bewandtnis; W. hat besonders die geschichtlichen Abhandlungen, darunter vorzugsweise die auf England bezüglichen, damit reich bedacht; manches durfte als zu weitläufig und geringfügig wegfallen, während — da einmal Noten beigefügt sind — vieles unerklärt bleibt. Nicht unerwähnt bleibe der Umstand, dafs durchweg die neue Orthographie mit all ihren eigentümlichen Widersprüchen (*événement* neben *avènement*, *rythme*, *phrisie* neben *rhéteur* u. s. w.) angewendet wurde. Schliefslich mögen einige Kleinigkeiten aufgeführt werden, nach deren Beseitigung das Buch ganz gut stereotypiert werden könnte. Neben É steht häufig E (= é); die Franzosen setzen meistens keine accents auf Majuskeln. Warum p. 132 le grand Frédéric neben p. 139 Frédéric le Grand? Nur letzteres ist dem gewöhnlichen Gebrauche entsprechend. In einem der Briefe befindet sich die Unterschrift des Königs: *Fédéric*; eine Note dürfte erklären, dafs Friedrich der Grofse sich dieser dem Italienischen entlehnten Form seines Namens bediente. In dem 5. Abschnitte, Sciences naturelles, dürfte die Aufeinanderfolge der einzelnen Stücke eine logischere sein: Le chien mufs offenbar zwischen 3 und 4, Le cygne nach 5 eingereiht werden. In dem poetischen Teil sollten Mort d'Hipolyte (Racine) und Combat du Cid contre les Maures (Corneille) mit Rücksicht auf den Inhalt und die Verfasser am Anfang des Abschnitts B (Narrations) stehen. P. 199 statt Guillaume I lies Guillaume Ier; ähnlich pp. 254 und 317 statt 1 janvier, 1 décembre lies 1er; p. 339 „votre comprssion“ : „votre compassion“; p. 341 Le charretier : Le chartier (so lautet bei La Fontaine der Titel, entsprechend der Form im Gedichte selbst); p. 237 steht effraye, p. 251 essayerai, p. 248 essaient: Der Dictionnaire de l'Académie française (1878) läfst bei den Verben auf -ayer nur noch die Form mit y zu (dagegen mufste p. 361 des Reimes wegen effraie gesetzt werden.) Einem etwas allzu übertriebenen pädagogischen Taktgefühl entstammen wohl die Änderungen in dem bekannten Gedichte Le Meunier de Sans-Souci. Statt ces malheureux rois . . . ont du bon quelquefois schreibt W. toutefois, und später ist tout roi qu'il était in die eigentümliche Wendung grand roi qu'il était umgekleidet; auch schliefst das Gedicht mit den Worten ab: Ma foi, messieurs, je crois qu'il faut changer nos plans, offenbar um das der Republik zufallende Komplimentchen des Dichters nicht zur Geltung kommen zu lassen.

Den am Schlusse des Lesebuches angezeigten Druckfehlern füge ich noch folgende bei: p. 8 statt Epinaéthé lies Épiméthée, p. 30 nach lui dit-il fehlt das Komma; p. 43 le hauteurs (les hauteurs); p. 57 Boiens (Béiens); p. 93, Note, épître (épitre); p. 103 Espagne (Espegne); p. 104, Note, voyer (voyez); p. 106 huits (huit); p. 110 quatre-vingt (quatre vingts); p. 182, Note, nach Uriques Eléonore fehlt das Komma; p. 160 moitie (moitié); p. 165 toutes attitudes (toutes les attitudes); p. 211 a perte du vue (à perte de vuet; pp. 235, 238 rhythme (rythme [Acad. fr. 1878]); p. 234 ça et là (çà et là; cf. pp. 240, 256); p. 269 de Belgique (de la Belgique); p. 279 émotious (émotions); p. 280 nymphes (nymphes); p. 356 avec que (avecque).

Um schliefslich auch die äufsere Seite dieser zweiten Auflage nicht zu übergehen, so mufs die ganze Ausstattung des Buches lobend hervorgehoben werden; Druck und Papier sind sehr schön, und auch der Preis ist ein bedeutend niedrigerer als derjenige der ersten Auflage (3 Mk. statt 5 Mk.).

Wie sehr übrigens der von W. eingeschlagene Weg von anderen befolgt worden ist, beweisen ähnliche, seitdem erschienene Werke, wie z. B. Wershoven, Französisches Lesebuch für höhere Lehranstalten, und Saure. Englisches Lesebuch, sowie dessen Französisches Lesebuch für höhere Mädchenschulen. Letzterer Verfasser hat offenbar W.s eigene Fufsstapfen be-

treten; abgesehen davon, dafs er mit derselben Interpunktion und sogar mit denselben Druckfehlern (!) Stücke wiedergiebt, die vor W. niemals in einem Lesebuch gestanden haben, wiegt der Umstand viel schwerer, dafs die ganze Anlage der beiden Saureschen Werke dem Herausgeber von W. geliefert worden zu sein scheint. So schreibt er ausdrücklich auf S. 8 seiner die Vorrede ersetzenden Broschüre „Methodik der französischen Lektüre“: „Der Inhalt des Lesebuches mufs sich dem Lehrplane der Schule harmonisch einfügen und seinen Beitrag zur Konzentration der Unterrichtsstoffe liefern“ etc., eine Methode, die doch zuerst von W. ausgesprochen und auch praktisch durchgeführt worden ist.

Doch nicht blofs in Deutschland hat das W.sche Werk Anklang gefunden: auch in unserem Nachbarlande wurde demselben die Anerkennung nicht versagt. Rec. glaubt daher diese Besprechung nicht besser beschliefsen zu können als durch Hinzufügung einer Empfehlung, wie sie nicht besser gewünscht werden kann. Die bekannte Pariser Revue critique etc. von Guyard, Havet, Monod und Gaston Paris (Nr. 8 vom 19. Febr. 1883) bringt eine sehr günstige Kritik über den besprochenen Band; es heifst darin u. a.: „Ce recueil est composé de morceaux intéressants; la prose a la part du lion, et il y a peut-être trop peu de morceaux de poésie. Mais en général, tous ces morceaux sont choisis avec goût; nous recommandons surtout la partie consacrée à l'histoire: on y trouve, à partir du XVIe siècle, les morceaux suivants qui feront juger de l'habileté de l'éditeur: ... Toute cette partie consacrée à la prose, est fort bien composée: un élève qui aura lu et traduit ces morceaux, y aura acquis, à la fin de l'année, à la fois beaucoup de mots et beaucoup d'idées, et nous comprenons que l'ouvrage ait été mis, dans les gymnases allemands, entre les mains des élèves.*

Somit kann der W.sche Choix de lectures françaises den Schulen nicht warm genug empfohlen werden; abgesehen von dem Umstand, dafs die meisten reichsländischen Anstalten sich bereits seit einer Reihe von Jahren der W.schen Werke bedienen, mag noch ganz besonders hervorgehoben werden, dafs dieselben u. a. in Berlin (Leibniz-Gymnasium) und an mehreren gröfseren preufsischen Lehranstalten eingeführt und auch von den Ministerien zu Strafsburg i. E., Berlin, Dresden, Stuttgart offiziell empfohlen worden sind. Dafs auch Ref. sich auf Grund mehrjähriger, genauer Bekanntschaft mit den beiden Teilen der Choix de lectures des Verfassers äufserst empfehlend über dieselben auszusprechen im stande zu sein glaubt, mag nur mit geringem Gewichte in die Wagschale fallen; wenn indes die genannten Werke von Hauschild (Frankfurt a. M.), Bechtel (Wien), Klotzsch (Borna), Bischoff (Bonn) u. a. in den bewährtesten Blättern lobend erwähnt wurden, so ist dies gewifs der deutlichste Beweis ihrer aufserordentlichen Tüchtigkeit.

Altkirch i. E. Th. Krafft.

M. A. Thibaut, Wörterbuch der französischen und deutschen Sprache. 100. Auflage. Braunschweig, G. Westermann.

Wohl kein Schulwörterbuch dürfte sich im Laufe der Zeit einer so grofsen Verbreitung zu erfreuen haben wie das zuerst im Jahre 1786 erschienene französisch-deutsche und deutsch-französische Wörterbuch von M. A. Thibaut, dessen Absatz sich bis jetzt auf annähernd 480 000 Exem-

* Dieselbe Revue critique, Nr. 13 vom 26. März 1883, schreibt übrigens in einer kurzen Anzeige des ersten Bandes u. a. folgendes: Ce volume est composé avec le même goût que le précédent, et sera très utile. ... Il renferme un excellent Vocabulaire alphabétique qui forme un véritable petit lexique, etc.

plare beziffert. Im Jahre 1846 in den Verlag von G. Westermann übergegangen, wurde es durch eine lange Reihe von Auflagen und wiederholte Bearbeitung — zuletzt 1871 — auf der Höhe berechtigter Ansprüche zu halten gesucht. Allein ein Buch seiner Art überlebt sich rasch, und mehr denn je erhebt der erweiterte Horizont des Wissens und Schaffens unserer Tage fast übergrofse Ansprüche, wechselnd und steigend in fast überkurzer Zeit, an die Leistungen eines Wörterbuches, dessen Sprachschatz sich unter den Einflüssen der neueren Wissenschaften in unglaublicher Schnelle bereichert. Diese Erkenntnis und das Bestreben, das Buch auf der Höhe der Zeit und somit lebens- und konkurrenzfähig zu erhalten, vor allem aber der Umstand, dafs fast gleichzeitig vor mehreren Jahren in Frankreich und in Deutschland eine neue Orthographie eingeführt wurde, veranlafste die Verlagshandlung, abermals eine neue Bearbeitung und Vervollständigung vornehmen zu lassen. Als die reife Frucht mehrjährigen Fleifses liegt nun heute, nachdem fast ein Jahrhundert seit seinem ersten Erscheinen verflossen ist, diese neue Bearbeitung des Werkes vor, und wohl niemals hat dasselbe einen mehr berechtigten Anspruch machen dürfen, in der That zu sein ein Buch, das durch gründliche Forschung und kritische Behandlung des Gegebenen befriedige, was die Schule und das Leben bedürfen. Zum erstenmal finden sich in diesem Werke die beiden neuen Orthographien streng durchgeführt; die Aussprache ist überall da angegeben, wo für den Ausländer eine Schwierigkeit vorliegt, der Wortschatz und die Phraseologie sind vollständig nach den mafsgebenden Wörterbüchern von Littré, der Académie, von Sachs und Sanders gegeben; für die technischen Gebiete wurden Specialwörterbücher benuzt; die verschiedenen Bedeutungen der einzelnen Wörter sind streng logisch geordnet und durch zahlreiche Beispiele, sowie durch synonymische Erklärungen veranschaulicht. Die Zahl der Eigennamen ist bedeutend vermehrt; aufser der Übersetzung ist eine kurze Erklärung gegeben worden und auf die Grammatik ist gröfsere Rücksicht genommen. Das Hauptverdienst um diese neue treffliche Bearbeitung hat sich Prof. Dr. Wüllenweber erworben, welcher bereits für die früheren Ausgaben mit grofsem Fleifse und aufserordentlichem Geschicke thätig gewesen ist. Was die äufsere glänzende Ausstattung dieser Jubel-Ausgabe betrifft, so unterscheidet sich die neue Auflage von den bisherigen durch gröfseres Format und vermehrte Bogenzahl, durch deutlicheren Druck, der durch den gelblichen Ton des Papieres in einer für das Auge wohlthuenden Weise noch besser hervortritt, und endlich durch mancherlei typographische Einrichtungen, welche das Aufschlagen und Finden der Wörter wesentlich erleichtern. — Wir begrüfsen das Werk in seiner neuen Gestalt mit wahrer Freude und zweifeln nicht daran, dafs sich die Zahl seiner Freunde wesentlich vermehren wird.

Gallia. Kritische Monatsschrift für französische Sprache und Litteratur. Hrsgb. von Dr. Ad. Krefsner in Kassel. Bd. I, Nr. 1—6.

Diese neue Zeitschrift hat sich, wie aus dem Vorwort des Herausgebers hervorgeht, die Aufgabe gestellt, nur das Französische älterer und neuerer Zeit in Betracht zu ziehen und über die neuesten Erscheinungen zu orientieren, aber in den kritischen Beurteilungen nicht nur die französische Philologie, sondern auch Belletristik, Geschichte und Philosophie zu berücksichtigen. Durch dies im Vergleich zu anderen Zeitschriften geistreichere Programm ist die Gallia im stande, einen weiteren, nicht blofs aus Fachkennern bestehenden Leserkreis zu gewinnen. Wer vieles bringt, wird manchem etwas bringen, gilt auch hier. Wie reichlich der Stoff fliefst, geht aus dem Inhalt hervor. Der Herausgeber eröffnet (p. 1—7) den philologischen Teil mit einer Beurteilung von „Le Roman de Renart. Publié par Ernest Martin.

Première (sic!) Volume. Première Partie du Texte: L'Ancienne Collection des Branches. Strafsburg: Trübner 1882. XXVII, 484. 10 M." und giebt aufser einer Inhaltsangabe der 11 Branchen einige Bemerkungen zum Texte, dessen Druckfehler aufgezählt werden. Hierauf beurteilt der Herausgeber (p. 7—10) „Fables de J. de La Fontaine. Erklärt von E. O. Lubarsch. I. Teil, Buch 1—3. Berlin 1881." Hieran schliefsen sich (p. 10—13) Anzeigen von Programm-Abhandlungen, wie: 1) Pierre Corneille. Ein Beitrag zur Förderung des Studiums dieses Dichters. Von Dr. A. Reifsig. 2) Analyse et Critique des Satires de Mathurin Régnier. Von L. Laps. 3) Vie et Satires de Mathurin Régnier. Von Dr. Werneke. 4) Esquisse de la Poésie Satirique en France du Temps de la Renaissance. Par A. Schepkowski. In der nun (p. 13—19) folgenden Besprechung von Zeitschriften, so des Archivs für neuere Sprachen Bd. LXVII, Heft 1, der Zeitschrift für neufranzösische Sprache und Litteratur Bd. III, Heft 3, der Zeitschrift für Romanische Philologie Bd. V, Heft 2—3, werden nur die Artikel über Französisch berücksichtigt. Unter dem Abschnitt über Belletristik, Geschichte, Philosophie (p. 20—32) wird besprochen Sauvageonne par André Theuriet, Paris 1881; dann A. Theuriet, Mme Heurteloup, Paris 1882; Ed. Rod, Les Protestants, I, Côte à Côte, Paris 1882; L. Gagneur, Le Roman d'un Prêtre, Paris 1882; E. Zola, Pot-Bouille, Paris 1882; Marie Colombier, Le Carnet d'une Parisienne, Paris 1882; G. Lafenestre, Bartoloméa, Paris 1882; D'Arnoldi, Natacha, Paris 1882; Catalogue de Journaux publiés ou paraissant à Paris, par Victor Gébé, IV. éd. Paris 1881; La France Lyrique, Album de meilleures poésies lyriques des auteurs fr. par Mme Pauline Fouré, IV. éd. par Otto Kamp, Gütersloh 1882. Weiter folgen Inhaltsübersichten der Revue des deux Mondes, 1. avril 1882 et 15. avril 1882 vom Herausgeber. Der III. Abschnitt (p. 32—36) ist betitelt: Neuere Publikationen und Recensionen. Endlich (p. 37—40) folgen noch Anzeigen. Aus den folgenden inzwischen erschienenen neuen Nummern geht hervor, dafs die in die Reihe der Fachzeitschriften getretene Gallia sich, von Mitarbeitern unterstützt, als lebensfähig erweist.

Französische Studien. Hrsgb. von G. Körting und E. Koschwitz. III. Bd., 3—4 Heft: Die Wortstellung in der altfrz. Dichtung „Aucassin et Nicolete" von Julius Schlickum. Heilbronn, Henninger, 1882. 45 S. Historische Entwickelung der syntaktischen Verhältnisse der Bedingungssätze im Altfranzösischen von Jos. Klapperich. Heilbronn 1882. 65 S.

Hatte H. Brunner in seiner Dissertation Über Aucassin et Nicolete, Halle 1881, sein Augenmerk hauptsächlich auf die Entstehungszeit, den Ursprung und die Quellen der altfrz. Dichtung Aucassin et Nicolete gerichtet, so bezieht sich die vorliegende grammatische Untersuchung von Schlickum auf die Wortstellung in diesem metrisch und prosaisch abgefafsten Sprachdenkmale des 13. Jahrh. In vier Abschnitten wird 1) die Stellung des Subjekts, Objekts, Prädikats und Adverbials zum Verbum; 2) die Stellung der von einem Infinitiv oder Particip des Präsens abhängigen Satzglieder; 3) die Stellung des Attributs zu seinem Bestimmungsworte und anhangsweise die Stellung der Sätze zu einander erörtert. Als Muster hat dem Verfasser bei Abfassung seiner Arbeit die Abhandlung von H. Morf, Die Wortstellung im altfrz. Rolandsliede in Böhmers Romanischen Studien III vorgeschwebt, die er zwar nicht erreicht, aber zu erreichen versucht hat. Die Untersuchung, in der auf den Gebrauch im Neufranz. gebührend Rücksicht genommen ist, bringt verschiedene neue beachtenswerte Beobachtungen bei. — Die ausführlichere Abhandlung von Klapperich über „historische Entwicke-

lung der syntaktischen Verhältnisse der Bedingungssätze im Altfrz." enthält wichtige Beiträge zur Erklärung mancher im Neufrz. nicht begegnenden Eigentümlichkeiten im Gebrauche der Konditionalsätze. Mit Berücksichtigung des Neufrz. wird hier auf Grund von 31 altfrz. Denkmälern zum erstenmale ein anschauliches Bild der Syntax der Konditionalsätze im Altfrz. gegeben, und zwar wird in acht Kapiteln über vollständige und unvollständige hypothetische Satzgefüge, Vertretung hypothetischer Nebensätze, Konditionalsätze in Vertretung verwandter Nebensätze, hypothetische Nebensätze als Beteuerungsformeln, negative Konditionalsätze, Anreihung konditionaler Nebensätze und über die Form der Bedingungssätze gehandelt und der Gebrauch durch zahlreiche Beispiele erläutert. Für seine Arbeit verdient der Verfasser, dessen Darstellung die Vorarbeiten von Diez und Mätzner sehr erweitert, volle Anerkennung. R.

Émile Zola. Au Bonheur des Dames. Paris 1883.

Wer im „Bonheur des Dames" ein Seitenstück zu den ekelerregenden Werken sucht, die man nur mit der Feuerzange anfassen möchte und trotzdem als bedeutend anerkennen mufs, wird das Buch enttäuscht weglegen. Obschon eigentlich eine Fortsetzung des berüchtigten Pot-Bouille, ist es in ganz anderem Tone geschrieben. Hier braucht Zola keine gewagten Exkursionen ins Gebiet des Grobsinnlichen mit dem Mäntelchen „Natur" zu verhüllen, er bewegt sich durchweg in anständigeren Stoffen und unter anständigen Leuten. In keinem seiner bisherigen Romane, selbst nicht im Assommoir, entwickelte er eine so erstaunliche Beobachtungsgabe und eine so gewaltige Kunst der Beschreibung und Malerei. „Au Bonheur des Dames" ist die Verkörperung des naturalistischen Programms ohne seine widerlichen Auswüchse: „Le naturalisme," hat Zola selbst gesagt, „c'est le retour à la nature, c'est cette opération que les savants ont faite le jour où ils se sont avisés de partir de l'étude des corps et des phénomènes, de se baser sur l'expérience, de procéder par l'analyse. Le naturalisme dans les lettres, c'est également le retour à la nature et à l'homme, l'observation directe, l'anatomie exacte, l'acceptation et la peinture de ce qui est" (Roman Expérimental, p. 115).

Hauptheld des Romans ist der als Allerwelts-Donjuan aus Pot-Bouille bekannte Octave Mouret, der Liebhaber der Frau Prinzipalin. Diese verunglückt durch einen Sturz beim Neubau und Mouret bleibt Inhaber der Firma. Jetzt erscheint der ehemalige Wüstling als Kaufmannsgenie ersten Ranges. Stück für Stück wird das Handelshaus erweitert, und schliefslich ist Mouret Besitzer einer jener grofsartigen Kaufhallen mit Tausenden von Angestellten und vielen Millionen Umsatz, wie die Magasins du Printemps, du Louvre, du Petit-Saint-Thomas und dgl. Den Verzweiflungskampf der kleinen Kaufleute gegen das unwiderstehlich anwachsende Ungeheuer, das sie zu verschlingen droht und zuletzt auch nacheinander verschlingt, hat Zola mit dramatischer Gewalt und mit düsteren Farben geschildert; in dem alten Onkel Denises, in dem alten Schirmmacher hat er lebenswahre und lebenswarme Typen geschaffen. Dem Hause „au Bonheur des Dames" hat er ähnlich wie der Schnapskneipe im Assommoir eine lebende Seele eingehaucht, wohl nach dem Vorbild in Notre-Dame de Paris. Denn wie in Hugos schönstem Roman, so ist hier der grofse Bau mit den Menschen, die ihn beleben, mit dem rastlosen Treiben, das ihn erfüllt, mit dem unaufhörlichen Summen und Drängen der Menge als ein lebendes Wesen dargestellt und die Personifikation in allen Einzelheiten fein ausgeführt. Auf diesem gigantischen Hintergrunde heben sich die einzelnen Menschengestalten scharf und klar ab Neben Mouret nimmt die junge Verkäuferin aus der Provinz, Denise, ihres reinen Charakters und ihrer seltenen Vorzüge wegen unser Interesse in Anspruch. Sie hat die Fürsorge für ihre Geschwister übernom-

men, sie mufs sich das Geld für die Vergnügungen des leichtlebigen Bruders abdarben, sie sieht Mourets unwiderstehliche Leidenschaft für sie erwachen, behält aber immer die Besinnung, um schliefslich vor der Versuchung zu entfliehen. Mouret schaut gleichgültig auf alle, über welche er unumschränkt gebeut und welche nur seines Winkes harren, da ihn Denise verschmäht, diese kleine Probiermamsell aus der Provinz. Wie ein schriller Mifsklang tönen die kalten Worte „Et elle ne voulait pas“ durch die Schilderung aller Herrlichkeiten des jungen Kaufherrn hindurch, wie am Schlusse von Nana das wilde Kriegsgeheul „à Berlin“ die Staffage zur Sterbescene abgiebt. Der Schlufs ist ein bei Zola unerwarteter: Denise zieht nach mancherlei Wechseln des Schicksals als Herrin in das Haus au Bonheur des Dames ein.

Wenn nun manche Kritiker in diesem etwas banalen Schlusse und in dem zahmeren Tone des Romans einen Rückschritt und ein Nachlassen der schöpferischen Kraft Zolas erblicken, so möchte Referent eher dieses jüngste Produkt des gefeierten Romancier für das reifste und am besten durchdachte von allen bisherigen erklären: nach der unruhigen Gärungsperiode wird Zola jetzt genieſsbar. Wenn er auf diesem Wege weiter wandelt, kann er sich in der Litteraturgeschichte eine hervorragende Stellung erringen und als wahrer Erbe Balzacs und Mérimées die Prosalitteratur in neue Bahnen lenken, wie Hugo der Poesie ihren künftigen Weg vorgezeichnet hat.

Dickmanns französische und englische Schulbibliothek. Leipzig, Rengersche Buchhandlung (Gebhardt & Wilisch). Preis durchschnittlich 1 Mk. 25 Pf.

Es existieren jetzt mehrere Ausgaben französischer und englischer Schulautoren, und darunter so brauchbare, dafs es als gewagtes Unternehmen erscheinen könnte, die Zahl dieser Sammlungen um noch eine zu vermehren. Wenn aber ein Unternehmen mit solchem Nachdruck lanciert wird und sich von vornherein so vorteilhaft einführt, dann mufs man seine Berechtigung anerkennen und darf ihm die gebührende Anerkennung nicht versagen. Jedermann kennt die grauen Hefte der Weidmannschen Sammlung und die eleganten gelben Bändchen der Prosateurs von Velhagen & Klasing; jeder Lehrer hat schon das eine oder das andere gern benutzt. Beiden Sammlungen ist jetzt ein gefährlicher Konkurrent erstanden.

Der Redacteur der neuen Schulbibliothek Otto Dickmann kämpft mit offenem Visier und bringt im Prospekt seine Grundsätze in Gegensatz zu denjenigen, die bei jeder der beiden obengenannten Sammlungen obwalteten. Im Gegensatz zu Weidmann, der womöglich ganze Werke bringt und darum oft viel zu viel bietet — man vergleiche z. B. die vorzügliche Ausgabe La Fontaines von Lubarsch in vier Heften! — will die neue Schulbibliothek in jedem Bändchen den Lesestoff für ein Semester geben, weil die Schüler nur dann Achtung vor der Lektüre haben, wenn sie auch alles lesen müssen. Dieser Erwägung trug die Velhagen-Klasingsche Sammlung besser Rechnung, wenn sie von gröfseren Werken, Thiers, Barante, Erckmann-Chatrian u. a. Auszüge für die Schule veranstaltete. Die Rengersche Schulbibliothek veröffentlicht nur „Teile eines Ganzen, die in sich eine Art Ganzes bildend, eine hinreichende Bekanntschaft mit den bedeutendsten Geisteswerken und deren Verfassern ermöglichen“.

Was der Benutzung vieler von den praktischen und beliebten Bändchen von Velhagen & Klasing in der Schule und namentlich in obersten Klassen entgegenstand, war der Umfang des Kommentars, ein Umstand, der auf die doppelte Bestimmung derselben zum Schul- und Privatgebrauch zurückzuführen ist. Wenigstens schwebt strengeren Pädagogen trotz Überbürdungsgeschrei und trotz der Parole „Entlastung“ eine Sammlung französischer Schulautoren als Ideal vor, wie die Teubnersche Bibliothek von

Schriftstellern aus dem Altertum. Diese werden nun mit Freuden nach Dickmanns Sammlung greifen, da der Text so gut wie frei von Anmerkungen und der Kommentar, der meist sachliche Erklärungen enthält, als Anhang beigegeben ist.

Dem Referenten liegen drei Bändchen der französischen Abteilung vor: 1) Michaud, Hist. des Croisades; 2) Montesquieu, Considérations; 3) Duruy, Hist. de France. Die Auswahl ist als aufserordentlich geschickt zu bezeichnen. Von Michaud hat Franz Hummel die Partie mit der Belagerung von Antiochia und der Einnahme Jerusalems herausgegriffen und zu einem Bändchen von X und 86 Seiten vereinigt. Der Text umfafst 76 Seiten, 7 entfallen auf den Kommentar, je zwei auf die biographische Einleitung, die historische Vorbemerkung und die am Schlufs des Bändchens befindliche Zeittafel. Von den Considérations, deren Platz trotz etwas veralteter Sprache im Kanon unerschütterlich feststeht, hat B. Lengnick die ersten fünfzehn Kapitel und den Anfang des sechzehnten gebracht und den letzten Teil, der die spätere und späteste Kaiserzeit behandelt, als nicht mehr zum Gesichtskreis der Schule gehörig gestrichen. Naturgemäfs ist hier der Kommentar viel umfangreicher als bei Michaud: er geht von S. 85 bis 105, einschliefslich des Verzeichnisses der citierten Autoren. Ebenso mufsten am Fufse einzelner Seiten seltenere Wendungen erklärt werden. Aus Duruy hat Alfred G. Meyer den Abschnitt von 1560—1643 genommen, eine Zeit, die neben der Revolution mit Recht als die interessanteste bezeichnet wird; die einzelnen Teile sind mit kurzem deutschem Text verbunden, an einer Stelle ist ein Stück aus der Petite histoire des nämlichen Verfassers eingefügt. Die Anmerkungen, genealogischen Tafeln u. s. w. nehmen den gleichen Umfang ein wie beim vorhergehenden Bändchen. Überall sind sie nach den besten historischen Werken zusammengestellt und für Schüler und Lehrer gleich wertvoll.

Die Ausstattung läfst alles weit hinter sich, was bisher von Schulverlegern geleistet wurde. Noch nie sind Schulbücher so schön, so scharf und so korrekt gedruckt worden; — in Band I fand Referent bei aufmerksamster Durchsicht nur zwei Fehler, S. 2, Z. 8 Sarrassins und S. 9, Z. 1 ambuscade, die beiden anderen sind gänzlich fehlerfrei; — das Papier ist vorzüglich, der Einband sehr elegant und dauerhaft dabei, Karten und Skizzen jedem Bändchen beigegeben. Der Rengersche Verlag hat mit diesem Unternehmen den Konkurrenten einen empfindlichen Schlag versetzt und wird dieselben zu manchen Verbesserungen anspornen, die schliefslich der Schule am meisten zugute kommen müssen.

La France lyrique, Album des meilleures Poésies lyriques des auteurs français par Mme Pauline Fouré. Quatrième édition entièrement refondue et augmentée par Otto Kamp, Dr. etc. Gütersloh, Bertelsmann 1882.

Die erste Auflage der vorliegenden Anthologie erschien vor ungefähr zwanzig Jahren. Da seit dieser Zeit nicht allein neue Lyriker von Bedeutung aufgetreten sind — es genügt, François Coppée erwähnt zu haben — sondern der Lyrik durch die Arbeiten von Champfleury, de Gagnon und durch Ph. Kuhff („les Enfantines du bon pays de France“) zwei neue Gebiete erschlossen wurden, die Volkspoesie und die Kinderpoesie, so war eine gründliche Umarbeitung und Vermehrung des besonders in Norddeutschland weitverbreiteten Buches notwendig und zeitgemäfs. Eine Aufnahme dieser jüngsten und bis jetzt sehr stiefmütterlich behandelten Kinder der Poesie kann man nur mit Freuden begrüfsen; dafs der neue Herausgeber in seiner Sammlung ihnen allzu reiche Gastfreundschaft gewährt hat, könnten nur

Pedanten finden, die für die leider so wenig durchforschten* und doch unendlich reichhaltigen Volksdichtungen in Frankreich kein Herz und keinen Sinn haben. Die sieben Abschnitte des Buches — 1) Nature, 2) Patrie, 3) Famille, 4) Jeunesse, 5) Amour, 6) Vie humaine, 7) Religion — enthalten zusammen nicht weniger als fünfundzwanzig Volks- und vier Kinderlieder im engeren Sinne, fast lauter kräftige Blüten, wie sie eben auf dem gesunden Boden französischen Volkslebens wachsen und gedeihen können. Sonst möchte man unter der Zahl der Lyriker — und sie ist in Frankreich gewaltig grofs — kaum einen bedeutenderen vermissen von Charles d'Orléans und Olivier Basselin an bis auf Victor Hugo und François Coppée. Béranger, Hugo, Lamartine sind mit je zwölf Stücken vertreten: für Gustave Lemoine aber sind dreizehn zu viel; auch gehören die vier Fabeln La Fontaines nicht in eine lyrische Anthologie. Ferner hätte — das ist aber lediglich Geschmacksache — das allzu kneipselige und dabei seichte Lied des biederen Olivier Basselin Seite 356 fehlen können.

Bei aller Anerkennung, die wir dem geschmackvoll zusammengestellten und auch sehr geschmackvoll ausgestatteten Buche zollen müssen, darf nicht unerwähnt bleiben, dafs der Herausgeber das prächtige Rondell Nr. 14 des Herzogs von Orléans (1391—1465) in unverantwortlicher Weise beschnitten hat. Wir stellen seinen Text mit dem ursprünglichen zusammen.

Kamp:

Le temps a laissé son manteau
De vent, de froidure et de pluie,
Et s'est vêtu de broderie,
De soleil luisant clair et beau.
Il n'y a ni bête ni oiseau
Qu'en son jargon *ni* chante ou crie:
Le temps a laissé son manteau.

Bartsch (S. 453 der altfrz. Chr.):

Le temps a laissié son manteau
De vent, de froidure et de pluye,
Et s'est vestu de broderye
De soleil raiant (*radiantem*) cler et beau.
Il n'y a beste ne oiseau
Qui en son jargon ne chante ou crye:
Le temps a laissié son manteau
De vent, de froidure et de pluye.
Riviere, fontaine et ruisseau
Portent en livree jolye
Goultes d'argent d'or favrerie;
Chascun s'abille de nouveau.
Le temps a laissié son manteau
De vent, de froidure et de pluye.

Die orthographischen Verjüngungen waren allerdings unerläfslich. Der sechste Vers aber ist in Kamps Lesung grammatisch fehlerhaft und durch die Auslassung des letzten Verses des zu Anfang, in der Mitte und am Schlusse zu wiederholenden Refrain geht gerade das Charakteristische des prächtigen Rondells verloren.

Dr. Klöpper, Englische Phraseologie für höhere Schulen und Studierende. Münster, Aschendorff, 1883. Preis 2 Mk. 50 Pf.

Durch seine früheren Werke hat Klemens Klöpper in Rostock sich unter den Fachgenossen einen guten Ruf als tüchtiger Sprachkenner erworben. Die französische Sprache beherrscht er in ihrem ganzen Umfang nicht minder als die englische, und seine drei Synonymiken befinden sich in

* Endlich bekommen wir ein wissenschaftliches Buch über franz. Volkspoesie. Der Dresdener Privatdocent Wilhelm Scheffler giebt bei Bernh. Schlicke (Balth. Elischer) in Leipzig ein gröfseres Werk unter dem Titel heraus: „Die franz. Volksdichtung und Sage, ein Beitrag zur Geistes- und Sittengeschichte Frankreichs."

den Händen vieler Studierender.* Auf gleicher Höhe steht die englische Phraseologie, der eine französische alsbald folgen soll.** Quellen waren außer Roget, Thesaurus of English Words and Phrases umfangreiche Excerpte und Kollektaneen aus Gibbon, Gillies, Goldsmith, Hume, Macaulay und Robertson.

Der Stoff ist unter zehn Gesichtspunkte verteilt: 1) Der Mensch, mit fünf Abteilungen a) Körper, b) Eigenschaften und Zustände, c) Geist, d) Vorzüge und Fehler, e) allgem. menschl. Verhältnisse und Zustände. — 2) Familie und persönl. Verkehr. — 3) Religion und Kultur. — 4) Handel und Wandel. — 5) Bildung u. s. w. — 6) Staat. — 7) Rechtspflege. — 8) Heerwesen. — 9) Seewesen. — 10) Natur. — In diesen engen Rahmen sind auf 414 Seiten die gebräuchlichsten Phrasen so gut es ging untergebracht worden. An Fleifs und Umsicht hat es dabei nicht gefehlt; Unrichtigkeiten vermochte Referent bei mehrfachem Gebrauch des Buches keine zu entdecken. Es ist demnach den bisherigen trefflichen Leistungen des Verfassers entsprechend und bestens zu empfehlen.

K. A. Oberle, Überreste germanischen Heidentums im Christentum, oder die Wochentage, Monate und christlichen Feste etymologisch, mythologisch, symbolisch und historisch erklärt. Baden-Baden, Sommermeyer, 1883.

Das Buch erschien anfangs dieses Jahres und fand in einer Menge politischer Tagesblätter jeder Parteischattierung Beachtung und (bis auf die schwärzesten Kaplanorgane) freundliche Beurteilung. Der Verfasser hat ein Laienpublikum im Auge, das mufs man bei einer Anzeige in dieser Zeitschrift berücksichtigen, und ist fern von dem Ehrgeiz, „Neues und Epochemachendes zu leisten“ (cf. Vorrede). Darum hat Oberle die Umwälzungshypothesen von Bugge und Baug nicht behandelt und sich auf die näher liegenden Quellen und Wiedergabe der Forschungen von Gelehrten wie Grimm, Simrock, Holtzmann, Holder, Weinhold, Felix Dahn beschränkt. — Überhaupt scheint das Thema neuerdings beliebt zu werden. Denn seit Böhme (Unterricht über den Ursprung u. s. w., Zwickau 1817) hat Nover den Gegenstand in Virchow-Holtzendorffs Sammlung wissenschaftlicher Vorträge (Jahrg. 1880, Nr. 350; Berlin, Habel) und Durmayer in einem neuerdings erschienenen Broschürchen (Reste des altgermanischen Heidentums in unseren Tagen, Nürnberg, Korn, 1883) populär behandelt. Specielles Interesse verdient Oberles Buch deshalb, weil die volkstümlichen Bräuche des badischen Landes vielfach Gegenstand der Betrachtung sind, und darum bietet „die schlichte und anspruchslose Arbeit“ des fleifsigen und umsichtigen Verfassers vielleicht auch für Fachgelehrte manches Neue und Anziehende.

Baden-Baden. Joseph Sarrazin.

Rudolf Falb, Das Land der Inka in seiner Bedeutung für die Urgeschichte der Sprache und Schrift. Leipzig 1883, J. J. Weber. XXXVI und 455 S. gr. 8.

Rudolf Falb hat sich einen Namen als Naturforscher gemacht und seine Lehren von der Geschichte und Entwickelung der Erde besonders in den

* 1) Gröfsere englische Synonymik für Lehrer und Studierende. Rostock, Werther, 1881. 30 Bogen gr. 8. Preis 9 Mk. 2) Englische Synonymik für höh. Lehranst. 7 Bogen. 1 Mk. 60 Pf. 3) Französische Synonymik für höh. Schulen. Leipzig, Sengbusch, 1881. Preis 2 Mk. 80 Pf.

** Ein ähnliches Unternehmen hat Beauvais ins Werk gesetzt. Seine Phraseologie erscheint bei Zwifsler in Wolfenbüttel in 30 Lieferungen à 50 Pf.

Werken „Gedanken und Studien über den Vulkanismus", Graz 1875, und „Von den Umwälzungen im Weltall", Wien 1881, niedergelegt. Auf vulkanische Ursachen führt er alle bedeutenden Veränderungen unseres Erdkörpers zurück, so namentlich auch die letzte grofse Eis- und Überschwemmungszeit, welche etwa auf 4000 vor Chr. zu setzen und sich vielleicht noch schärfer etwa um 6500 nach Chr. wiederholen dürfte. Auf Vulkan und Feuer führt er auch in diesem den Ursprung von Sprache und Schrift erforschenden Werke alle Anfänge von Mythologie, Religion, menschlichem Denken, Schreiben und Sprechen zurück. Das in jedem Sinne innerlich und äufserlich sehr fein angelegte und ausgestattete Buch, sieht man schon nach diesen wenigen Worten, mufs in hohem Grade anziehend und fesselnd sein; ich habe es, abgesehen von Nachschlagungen, Vergleichungen und dergl. einmal von vorn bis hinten gelesen, wie mancher ein feines Unterhaltungsbuch verschlingt, und kehre gewifs noch öfter zu ihm zurück.

Der Verfasser weilte nämlich vom 8. August 1877 bis zum 4. März 1880 auf amerikanischem Boden, anfangs um sich „über die Verteilung der Erdbeben der südlichen Hemisphäre nach den einzelnen Monaten des Jahres zu erkundigen und etwaige sismische und vulkanische Phänomene an Ort und Stelle zu beobachten", dann aber, nachdem ein halbjähriger Aufenthalt in Chile diesem Zwecke gedient hatte, in Bolivien bei dem ältesten Indianerstamme, den Aimarà, einmal zu der Vorliebe seiner Jugendjahre, dem Sprachstudium zurückzukehren.

Der Ausgang und Mittelpunkt von allen diesen seinen Sprachforschungen wurde dem Verfasser das prähistorische Sonnen-Thor-Monument von Tiahuanaco am Titicaca-See und die Inschrift desselben. Den historischen Inka (welchen Namen der Verfasser mit *ἄναχτες* Herrscher zusammenbringt) hatte der Geschichtschreiber Garcilasso de la Vega trotz seiner Vorliebe, ihnen alles Schöne und Grofsartige zuzuschreiben, dieses Denkmal abgesprochen und es auch schon für prähistorisch erklärt. Schade, dafs dem typographisch prächtigen Werke nicht Gesamtbilder dieses Denkmals und der Umgebungen beigefügt sind. Die Inschrift auf der Brust des weinenden Sonnengottes in dem Bilde eines Schiffes besteht in folgendem. Zwei gleichseitige Dreiecke sind in der Art nebeneinander, dafs die Grundlinie des einen die Verlängerung von jener des anderen ist; mitten unter beiden aber befindet sich ein Kreis: alle diese drei Zeichen in einander entsprechender ungefähr gleicher Gröfse. Wie sehr nun freilich das Bild der weinenden Sonne auf Feuer und Wasser, auf Vulkan und unzählige an diesen sich anknüpfende Naturkräfte und Wunder hinweist, müssen wir doch gestehen, dafs uns die geistvollen, kühnen Versuche mit Hilfe von Vergleichungen von Formen und Schriftzügen aus allen Teilen der Erde diese Zeichen mit Tet, Hermes-Tôt, mit persischem dôd (Gerechtigkeit) und anderem zusammenzubringen wohl sehr anmuten, aber doch leider nicht endgiltig befriedigen können. Die Inschrift ist eben leider gar zu kurz, als dafs man auf eine einigermafsen sichere Deutung derselben hoffen dürfte. Was soll man machen, wenn nicht die Wiederkehr derselben Wörter und Zeichen einigermafsen unterstützt? Den jetzigen Namen des Ortes Tiahuanaco erklärt der Verfasser einmal als Sitz des Schatzes, Schatzhaus, dann wieder als Sitz des Todes, dann als Sitz des Moloch, dann als Sitz des Phönix oder Phönicius, d. i. des Erzeugers, des Urmenschen, des wilden Menschen, des Kaninchens! Titicaca, der Name jenes Sees, wird als Flut und Ebbe gedeutet. Werke wie Faulmanns „Geschichte der Schrift", Reinischs „Der einheitliche Ursprung der Sprachen der alten Welt" haben den Verfasser offenbar begeistert und in ihm den Gedanken gezeitigt, dafs ein der Aimará-Sprache abgelauschtes Gesetz der Lautlehre, aus einem „hua", einem Hauche, einer Art Digamma, welches dieser Sprache eigen, entwickeln sich die übrigen Laute, der Schlüssel zum Verständnis aller Sprachen der Erde, dafs der Ursprung aller menschlichen Sprachen in Amerika zu suchen sei. Und

wohl mag er schön sein, dieser Gedanke, und wohl mögen ähnliche Bestrebungen noch eine grofse Zukunft haben. Dafs aber hier zunächst noch unendlich viel wild und blind herumgetappt wird, ist wohl auch nicht in Abrede zu stellen. Das ärgste Stück, welches die auf allen Gebieten unermüdliche Divinationsgabe unseres Verfassers zu stande gebracht hat, ist die Belehrung, dafs der Daktylus, der bekannte Versfufs der Griechen und Römer, phallisch sei. Da noch in früheren Jahren der Zusammenhang zwischen Vers oder Versfufs und diesem oder jenem Teile der Gottesverehrung bei den Griechen nicht wenig angezogen hatte, war ich nicht wenig begierig, hier etwas Neues zu erfahren, und bekam nach einigem Nachschlagen hier den Aufschlufs, dafs ja die Art, in welcher man diesen Versfufs zu malen pflegt, jeden Zweifel ausschlösse. Das sieht doch wirklich mehr wie ein loser, nicht sehr feiner Witz als nach wissenschaftlicher Untersuchung aus. Wie harm- und arglos geht der Verfasser seinen einmal gefafsten Meinungen nach, wenn er z. B. den Mond in folgenden Wörtern erkennt: nemo „kein Mond", nihil „keine Helle (oder kein Faden — auch nicht die feinste Licht-Sichel mehr)", niemand „kein Mond", nessuno „kein Schein", niente „keine Sichel" (ente = ense = indu, inti), nade, nada „kein Tau = kein Faden". Im Griechischen ist der Stamm ne-mo zu *νόμος* „Gesetz" geworden. Venezia ist unserem Verfasser Phönicia, Kelten und Chaldäer sind ihm eins. Numa, Noah (= Schiff), Johannes, Oannes ist ihm dasselbe. Mit Schein und schön bringt er hebräisches schejn „Urin" zusammen. Neben solchen überstürzten und bedenklichen Sachen finden sich aber auch nicht wenige ein fruchtbares Nachdenken anregende, sehr beachtenswerte. So stellt der Verfasser peruanisches urca „Berg" mit Orcus zusammen, wozu auch noch die Vergleichung von umbrischem ukar, okar = Berg zu gehören scheint. Mit lateinischem rex bringt er wohl hebräisches rosch und resch = Kopf nicht übel zusammen. Wohl zu bedenken mag sein Peru = Ophir, sizilisches Enna = hebr. ain (Auge), Äschylos = Achill = Kyklops, zusammen gehören *χιτών* Kleid, *ὀδόνη* Leinen, Schleier, catena Kette, deutsch Faden, hebr. aethun Faden, arabisches othan Tauwerk, kaidun Kette, kasân Linnen, cotton Kattun und anderes.

Die Deutung mythologischer Sagen auf das Erwachen des Frühlings ist unserem Verfasser ein Mifsgriff: alles ist vielmehr auf Findung, Wiederfindung und eigene Bereitung des Feuers zurückzuführen. Dem Waldbrände erregenden Sturme lernte der Mensch diese letztere ab. Die Sage vom Phönix deutet auf eine grofse Weltperiode hin, der Fisch ist das Sinnbild der die Sündflut Überlebenden, daher des Erlösers. Die Umgebung des Titicacasees ist ein Ausgangspunkt für die Wiederbevölkerung der Erde nach der grofsen Eis- und Überschwemmungszeit gewesen, wie dieses Sonnenthor-Denkmal mit seiner Inschrift besagt, und sie kann es dereinst wieder werden, wenn sich die Menschen in einer neuen Eis- und Überschwemmungszeit in die Gebirge und womöglich in die Hochländer tropischer Gegenden retten.

Dieses Sonnenthor-Denkmal hat in seiner einfachen Gröfse bisher die Aufmerksamkeit der Reisenden in nur geringem Grade erregt, und glaubt unser Verfasser, auf dasselbe von Don Pedro José de Guerra in seinem Landhause Cotania am Fufse des Illimaki-Gletschers aufmerksam gemacht, ihm seine alle kulturhistorischen Denkmäler überragende Stellung angewiesen, seine wahre Bedeutung erkannt zu haben, und sieht voraus, dafs es samt seiner Umgebung noch seinen Schliemann finden werde.

H. Buchholtz.

Beitrag zu einer wissenschaftlichen Grundlage für etymologische Untersuchungen auf dem Gebiete der französischen Sprache. Von Heinrich August Schoetensack. Bonn, Commissions-Verlag von Emil Strauſs, 1883. 626 S. 8.

Der Titel dieses Buches klingt einigermaſsen überraschend. Entbehren wir denn etwa noch eine wissenschaftliche Grundlage für die Erforschung der Etymologie der französischen Wörter? Das Erstaunen wächst aber bei der Lektüre der Vorrede. Nach einigen einleitenden Bemerkungen über etymologische Forschung auf dem indogermanischen Sprachgebiet geht der Verfasser nämlich zu den romanischen Sprachen über und nennt hier als seine Vorgänger Diez, Mahn, Atzler, Brandes, Mätzner und Schuchardt (Vokalismus). Damit schlieſst nun seine Kenntnis der bisherigen Romanistik ab! Dabei ist Diez nur genannt, nicht einmal wirklich benützt! Um möglichst gerecht und vollständig zu sein, können wir höchstens noch folgende Bemerkung des Verfassers hinzufügen: „Manches auf die französische Etymologie Bezügliche von Wert findet sich auch zerstreut in gröſseren Werken der bedeutendsten Etymologen der neueren Zeit.“ Es versteht sich von selbst, daſs ein Buch, welches in solcher Weise unbekümmert um den gegenwärtigen Stand der Wissenschaft verfährt, so gut wie wertlos ist; und es ist nur zu verwundern, aber auch zu bedauern, daſs ein an sich zu fruchtbringendem sprachgeschichtlichem Studium durchaus nicht unbefähigter Mann in völliger Abschlieſsung von der fortschreitenden Wissenschaft auf eigene Hand seine Forschung betreibt und die Frucht derselben nun in einem Werke der Öffentlichkeit übergiebt, dessen Aufnahme seitens der kompetenten Beurteiler ihn jedenfalls enttäuschen muſs.

Zur Begründung meines Urteils möge folgende Auswahl aus dem Inhalte des Buches dienen.

Muet, das eigentlich mute lauten müſste, soll durch Umstellung aus mutus entstanden sein (S. 7). Von der Entwickelung der lat. Endung or zu eur, wie dolor, douleur, soll cœur eine Ausnahme sein (S. 8). Oiseau wird von avicella, avicula und taureau von taurulus abgeleitet (S. 18). Die Bindung wird (S. 25) folgendermaſsen erklärt: „Auf das in der französischen Sprache herrschende Bestreben, das Redetempo zu beschleunigen, deutet auch hin die Gewohnheit, auslautende Konsonanten bei der Aussprache mit einem anlautenden Vokale des folgenden Wortes in eine unmittelbare Verbindung zu bringen.“ Dies klingt, als wären die Endkonsonanten ursprünglich stumm gewesen und später hörbar gemacht worden. Die Endung *ich* in den deutschen Namen Biberich, Sinzich u. s. w. soll aus aha = aqua kommen (S. 32); es ist bekanntlich -iacum. Ai aus betontem a vor m, n und ai aus a + Guttural wird (S. 33) konfundiert, wo es auch sonst ganz gegen die Lautlehre heiſst: „Auch erweitert sich ein fremdes a im Franz. gern zu ai, z. B. aimer (amare), aigu (acutus), aisse (assis), essaim (examen); doch durfte das a in den meisten Wörtern beibehalten werden, so in estran (Strand), état (status), escalin (Schale), estamper (stampfen) und vielen anderen.“ Fanage soll aus fœnum kommen, dessen œ zuerst é und dann a wurde (S. 33). Délivrer trennt der Verf. von libérer, dessen gelehrten Charakter er übersieht, und leitet es von livrer vom deut. leihen, got. leihvan her (S. 40). „Möglich wäre es, daſs poudre aus pulver in der Weise entstanden wäre, daſs man das lat. u zu o herabgestimmt, das v aber in der Gestalt von u an o gerückt, um ou zu gewinnen, und d von der Endung re eingeschoben hätte“ (S. 67). In vingt aus viginti soll das (gelehrte) g umgestellt sein, damit Mouillierung des n möglich wurde (S. 115). Die Ableitung lætitia liesse wird verworfen (S. 150). In peur von pavor soll u aus v entstanden sein (S. 249). Laize wird von latus durch Verwandlung des t in z abgeleitet (S. 288). Vrai wird aus

ahd. wâri durch Metathesis erklärt (S. 310). „Als allgemeinster Grund für den Eintritt eines oi sowie auch eines ai statt ursprünglicher einfacher Vokale möchte sich der anführen lassen, dafs man für die Einbufse, welche so häufig die fremde Form bei der Aufnahme in die franz. Sprache teils durch Synkope, teils durch Apokope oder auch durch beide zugleich erlitten, eine Art Ersatz hat geben wollen durch Verwandlung des ursprünglichen einfachen Vokales in einen Doppelvokal, nämlich des o in oi, wie es z. B. geschieht mit o in oi bei poids aus pondus und Loire aus Liger. Aber selbst dieses trifft nicht immer zu; denn sonst müfste das aus nuptiæ gebildete noces lauten noices, wogegen sit nicht in soit, und sitis nicht in soif hätte verändert werden dürfen, da ja hier weder eine Synkope noch eine Apokope mit der lateinischen Form sit vorgenommen worden ist" (S. 316). Diese zufällig herausgegriffenen Beispiele, welche sich beliebig vermehren liefsen, mögen genügen. Schliefslich kann ich nur mein Urteil wiederholen, dafs der fruchtlos gebliebene Fleifs des Verfassers zu einem Bedauern zwingt.

Grammatik der englischen Sprache nebst Übungsstücken von Dr. F. W. Gesenius. 6. Aufl. Halle, Hermann Gesenius, 1881.

Die Grammatik der englischen Sprache von F. W. Gesenius hat in verhältnismäfsig kurzer Zeit den Weg in viele Schulen gefunden und erfreut sich in ziemlichem Grade des Beifalles der Schulmänner. Und im ganzen und grofsen gewifs mit Recht. Die dargebotenen grammatischen Regeln sind durchweg korrekt, logisch, präcis und mafshaltend — in richtiger Würdigung des durch die Zwecke der Schule Gebotenen — im einzelnen, und ihre Verbindung und Anordnung ist sowohl klar und durchsichtig, als auch andererseits methodisch wohldurchdacht. Auch bieten die Beispiele gutes Englisch dar. Besonders verdient die Behandlung der Präpositionen, wie sie in der sechsten Auflage durchgeführt ist, Lob. Während in den früheren Auflagen nämlich die deutschen Präpositionen der Reihe nach abgehandelt und ihre verschiedenen Bedeutungen und Übersetzungen angegeben wurden, werden nunmehr die englischen Präpositionen in alphabetischer Reihenfolge aufgeführt und (auf zwanzig Seiten) sehr gründlich erörtert. Der erstere Weg bereitet zwar dem Schüler die gröfsere Bequemlichkeit für die Übersetzung, allein durch das letztere Verfahren wird, was höher zu schätzen ist, ein deutlicheres und genaueres Bild von der Individualität der englischen Präposition gewonnen. Dafs das Kapitel in seiner früheren Gestalt als Anhang unverändert abgedruckt ist, soll nicht getadelt werden, wenn auch freilich die Zahl derjenigen strebsamen Schüler, welche für die äufserst lehrreiche Vergleichung der beiden Seiten der Präpositionsbehandlung ein spontanes Interesse besitzen, ziemlich gering sein dürfte.

Im einzelnen möchten wir uns folgende Bemerkungen erlauben.

Im XVI. Kapitel heifst es gleich zu Anfang: „Während das Adjektiv die Eigenschaft eines Substantivs oder Fürworts angiebt"; das Adjektiv giebt aber die Eigenschaft eines Gegenstandes und nicht die seines sprachlichen Ausdrucks an. Im XX. Kapitel und ebenso in § 269 wird in einer Note zu to seek gesagt: „Nach etwas suchen heifst gewöhnlich to look for"; es hätte diese in solcher Allgemeinheit unrichtige Bemerkung entweder wegbleiben oder der synonymische Unterschied zwischen to seek und to look for angegeben werden sollen. In § 4 ist die Fassung der Regel 1 ziemlich schlecht. § 6, 1 ist in den Regeln darüber, ob Titel und Verwandtschaftsnamen vor Personennamen die Auslassung des Artikels bedingen, Lady nicht erwähnt, welches den Artikel nur vor sich hat, wenn dieser Titel der Dame durch Geburt, nicht durch Verheiratung zukommt. § 25 ist für letters die Bedeutung „Wissenschaften" angegeben, dagegen die „Litteratur" nicht erwähnt. § 27, wo die pluralia tantum in 1) „Namen von Dingen, die aus

zwei gleichartigen Teilen bestehen“ und 2) andere eingeteilt werden, gehörte lungs in die erste Klasse. § 66, 1 ist das „deshalb“ in folgender Regel schlechthin sinnlos: „Die Komparative elder und latter, sowie die von Adverbien gebildeten inner, outer, utter, upper, former, hinder werden nur attributiv, nicht prädikativ gebraucht. Sie können deshalb niemals mit than verbunden werden.“ § 68 lautet: „Ein sehr hoher Grad der Eigenschaft ohne Vergleichung wird durch most (nicht *the* most) ausgedrückt, welches dem deutschen höchst, äufserst, überaus entspricht A most able man ein äufserst tüchtiger Mann; most able men äufserst tüchtige Männer.“ Der Artikel ist aber nur bei most die meisten als Superlativ von many ausgeschlossen. Wenn § 86, 1 diese Fassung erhält, so wird dadurch der § 84, Anmerk. 2 angegebene Fall mit umfafst, so dafs es auch hier heifsen müfste: I am *so* u. s. w. § 95 wird gesagt, dafs in Verbindung mit Präpositionen die persönlichen Fürwörter statt der reflexiven stehen, wenn die Beziehung räumlich ist, und fortgefahren: „In diesem Falle ruht der Hauptton auf der Präposition (Beispiele 1—3 und 7), oder es wird im Deutschen ein mit der Präposition zusammengesetztes Verb ohne Reflexivpronomen gebraucht (Beisp. 4—6).“ Das „oder“ ist unrichtig, da sich die beiden Fälle nicht ausschliefsen; die Präposition hat vielmehr in allen diesen Fällen den Ton. Zu § 96 ist hinzuzufügen, dafs myself auch Prädikat sein kann; z. B. Dickens, Christm. Car.: „The figure fluctuated in its distinctness: being now a thing with one arm, now with one leg, now with twenty legs, now a pair of legs without a head ... And in the very wonder of this, it would be itself again.“ § 105 ist für that in Fällen wie: He had no fortune, but that of his friend was ample als deutsche Übersetzung „der-, die-, dasjenige“ angegeben, während nur „der, die, das“ sprachrichtig ist. § 109, 1 waren nicht die dort breit gedruckten Worte, sondern: aus einer Anzahl u. s. w. durch den Druck hervorzuheben. § 113 hat sich das Beispiel: „Douglas was then ordained to be put into the abbey of Lindores, to which sentence he calmly submitted“ unter die Beispiele zur Hauptregel verirrt, während es in die erste Anmerkung gehörte; denn which ist hier adjektivisch gebraucht, nicht jedoch auf den vorhergehenden Satz bezogen. Nach § 114 hat that nur Platz „in solchen Relativsätzen, welche die Stelle eines attributiven Adjektivs vertreten, die mithin für das Verständnis des Hauptsatzes wesentlich sind.“ Es ist durchaus nicht gesagt, dafs ein attributives Adjektiv oder ein dasselbe vertretender Relativsatz für das Verständnis des Satzes, bezw. Hauptsatzes wesentlich ist. § 116 sind die ersten Worte: „in ähnlicher Weise“ unklar. § 126 wird gesagt: „Kein ohne Substantiv heifst none. Keiner, niemand = none, no one, nobody, not anybody.“ Das deutsche „kein“ steht aber nicht ohne Substantiv. § 127, 2 ist die Fassung der zweiten Anmerkung schief. § 134, 3 heifst es, das Adjektiv well bleibe als Adverb unverändert (z. B. all is well that ends well.)! § 138 ist die Unterscheidung zwischen Adverbien, welche zum Verbum gehören, und solchen, welche sich weniger auf das Verb als auf den Inhalt des ganzen Satzes beziehen, wenig deutlich. Nach § 141, 3 wird about um bei unbestimmter Angabe der Zeit gebraucht; deutsch „um 9 Uhr“ ist aber nicht unbestimmte, sondern bestimmte Zeitangabe. § 147b ist die Erklärung: „all besides me = alle, ich eingeschlossen“ doch sehr mifsverständlich. § 151 hätten die beiden wesentlich verschiedenen Fälle: „Stellvertretung, Verwechselung“ und „Vorteil“ getrennt werden sollen, wie sonst stets. § 158, Anmerkung: „Over = bei, neben giebt den Gegenstand einer gleichzeitigen oder Nebenbeschäftigung an. She was singing over some household task.“ Hier ist wohl umgekehrt die Arbeit Haupt- und der Gesang Nebenbeschäftigung. § 167 sind die im Englischen transitiven Verben to follow und to meet fälschlich als Intransitiva, welche mit to have konjugiert werden, aufgeführt. § 172 wird nach den angeführten Beispielen gesagt: „In den vier letzten Sätzen scheint dem Subjekt eine Thätig-

keit beigelegt, von der es in Wirklichkeit das Objekt ist.“ Dies gilt aber nicht nur von den vier letzten, sondern von allen (sieben) vorangehenden Sätzen. Schief ist die Anmerkung zu § 182: „Man verkürzt, aber nur in der Umgangssprache, do not in dŏn't, he does not in he doesn't, he did not in he didn't. In der Schrift sind diese Abkürzungen nicht anzuwenden.“ Man schreibt gewöhnlich do not (aufser wenn man eine mündliche Unterhaltung schriftlich fixieren will), liest aber fast immer dŏn't; nicht Umgangssprache und Schriftsprache, sondern Aussprache und Orthographie sind einander gegenüberzustellen. F. L.

Englisch für Kaufleute. Unter Mitwirkung von Fachmännern von Prof. Dr. C. van Dalen. Berlin, Langenscheidtsche Verlagsbuchhandlung, 1884.

In gewohnter Ausstattung und bei ihr üblichem Format, das allerdings etwas handlicher gewünscht werden könnte, hat uns die Langenscheidtsche Verlagshandlung wiederum um ein vorzügliches Lehrbuch mehr bereichert, welches wir ihrer und des rühmlichst bekannten Verfassers Sorgfalt in der Ausführung verdanken. Zwar wäre dem Bedürfnis der Schule und des Privatunterrichts noch mehr Rechnung getragen worden, wenn auch deutsche Briefe zum Übersetzen ins Englische im Buche enthalten wären, doch mufs die Verlagshandlung ihre Gründe zur Auslassung solcher gehabt haben, auch will sie ja, wie sie namentlich bei dem Systematical Vocabulary bittet, nur „das Gegebene, nicht das Fehlende“ beurteilt haben. Alles was in dem knappen Rahmen geboten wird, kann ich nach sorgfältiger Prüfung als vorzüglich empfehlen. Es sind dies 1) die so nötigen Forms of directing, commencing, and concluding Letters, wobei ich nur gern der Erklärung des Esquire die Bemerkung hinzugefügt gesehen hätte, dafs es bei etwaigen dem Namen vorangehenden Titeln, namentlich akademischer Grade, nicht gebraucht werden darf, eine Regel, gegen welche Deutsche so oft verstofsen. 2) Inland Rates of Postage. 3) Musterbriefe und zwar Cards and Notes und Letters on various Subjects. 4) Mercantile Correspondence, jedoch, wie erwähnt, nur in englischer Sprache als Muster. Dann unter B. Buchführung: Single und Double Entry; unter C. Winke über den abgekürzten Stil der Telegramme; D. Annoncenstil; unter E. Englische Gewichte, Mafse und Münzen; Post-Portosätze zwischen Deutschland und England; alphabetisches Vokabular, zugleich Register des Ganzen und schliefslich das Systematical Vocabulary, welches sowohl juristische wie merkantilische Ausdrücke nach Art des Rogetschen Thesaurus enthält und so reichhaltig ist, dafs wohl kaum eine Lücke darin zu finden sein wird.

Als Beweis für die Sorgfalt, welche auf die Korrektur verwendet worden und die ich der Prüfung des Inhalts gewidmet, führe ich die einzigen Druckfehler an, auf die ich gestofsen bin. Sie befinden sich auf p. 76, wo unter dem Stichworte: „Staatspapiere“ „stationery“ (Schreibmaterialien) statt stationary (stillstehend) steht und unter „Stimmung“ die sonst im Buche nicht gebrauchte amerikanische Schreibweise „favorable“ statt favourable sich eingeschlichen hat. Wenn ich an dem sonst tadellosen Englisch in dem Buche etwas aussetzen soll, so wären es etwa folgende zwei oder drei Ausdrücke. Ich bemerke dabei zugleich, dafs selbst wenn sie englischen Quellen entnommen sind, sie nichtsdestoweniger zu mifsbilligen seien. Anderson, dem mehrere Briefe entlehnt sind, ist überhaupt etwas veraltet. In Brief 111, S. 22 gefällt mir also das „no other alternative save“ nicht. Es hiefse richtiger: no alternative but, das other vor alternative wird von Grammatikern für pleonastisch erklärt und save ist etwas zu kanzleistilartig. S. 43: Mehrere der „Gesuche“ enthaltenden Annoncen

beginnen nicht, wie es in englischen Zeitungen üblich ist, mit Wanted. Dieses Anfangswort erleichtert nämlich dem Setzer die Arbeit, da er dann gleich weifs, welcher Spalte er die Anzeige einzureihen hat, und dem Suchenden fällt es um so leichter ins Auge. S. 44 würde ich in der letzten Anzeige das einfache quiet dem dort gebrauchten „quietude" vorziehen. S. 50 endlich vermisse ich bei „Bahnhof" terminus neben dem gegebenen railway-station.

Histoire de la Civilisation en Europe depuis la chute de l'empire Romain jusqu'à la Révolution française par M. Guizot. Erklärt von Dr. H. Lambeck, Oberlehrer am Herzogl. Ludwigs-Gymnasium zu Köthen. Zweiter Band: Leçon VII—XIV. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1883.

Indem ich den kürzlich erschienenen zweiten und Schlufsteil des obengenannten Werkes anzeige, beziehe ich mich auf das, was ich in meiner Besprechung des ersten Teils gesagt habe (s. Archiv Bd. 68, S. 427) und füge nur noch die Bemerkung hinzu, dafs es wünschenswert wäre, wenn die Lehrer, die französische Werke dieser Art in der Schule benutzen, sie nicht blofs als Unterrichtsmittel verwenden, sondern zugleich dem nicht minder hoch anzuschlagenden Zwecke dienen lassen möchten, ein besseres Verständnis zwischen den Deutschen und Franzosen anbahnen zu helfen. Ist einmal die Achtung vor einer Nation eingetreten, so kann sie nicht verfehlen, wie beim einzelnen, wenn auch nicht Liebe, so doch eine dieser sich nähernde Gesinnung zu erzeugen, und Achtung gebietend sind, das wird niemand leugnen, solche Werke wie Guizots und der vielen ihm ebenbürtigen Schriftsteller Frankreichs, von denen die obige Verlagshandlung Schulausgaben hat besorgen lassen, doch gewifs. Um nach Kritiker-Art doch etwas an diesem Bande zu tadeln, will ich nicht unerwähnt lassen, dafs mir S. 97 die Übersetzung „freier Schützen" für francs archers statt Freischützen aufgefallen ist. Da ich aber sonst nichts weiter zu bemäkeln finden konnte, so wird sich der Herausgeber über meine Strenge wohl nicht zu beklagen haben und diese eine Ausstellung, die er übrigens durch die Entschuldigung, dafs er nur wörtlich übersetzt habe (Sachs thut es freilich nicht; siehe dessen Wörterbuch sub franc), leicht beseitigen kann, gewifs nur als eine Belobung ansehen. Und so sei dieses schöne Werk nochmals allen Lehrern und allen, die es noch nicht kennen, bestens empfohlen.

Leipzig. David Asher.

The real Lord Byron. New views of the poet's life. By John Cordy Jeaffreson. In three volumes. Leipzig, Bernhard Tauchnitz, 1883.

Durch eine nachträgliche, oft unerwartete Publikation archivalischen Quellenmaterials und lange verschlossen gehaltener Dokumente wird oft das Bild, das persönliche und litterarische Porträt einer in der Litteraturgeschichte bereits fixierten Erscheinung vollständig umgestaltet.

Das Leben kaum eines Dichters des 19. Jahrhunderts war mehr den Kontroversen und Konjekturen preisgegeben als dasjenige Lord Byrons. Wir besitzen in Deutschland die Biographien von Eberty und Karl Elze. Allein viele Lücken blieben in ihnen unausgefüllt resp. waren sie der Hypothese zugewiesen.

Unerwartet erscheint auf dem Büchermarkte eine englische Biographie

des grofsen Briten, welche die rührige und verdienstliche Tauchnitzsche Handlung zugleich in einer billigeren Ausgabe dem Publikum bietet. Hier sind ganz neue Schlaglichter auf das Leben des Dichters geworfen. Hier tritt er in seinem privaten Leben uns so entgegen, dafs der Verfasser des obigen Buches mit Recht demselben den Titel „The real Lord Byron" geben durfte. Den Fabeleien und Schmähungen, wie sie so zahlreich über den Briten verbreitet waren, wird hier auf den Grund gegangen.

Wer sich über Byrons Leben in objektiver Weise und auf Grund der neuen Dokumente orientieren will, der wird des obigen Buches nicht entraten können. Die Byronforschung ist damit in eine neue Phase eingetreten und als Ergänzung zu Jeaffresons „The real Lord Byron" glauben wir auf das von uns seltsamerweise gleichzeitig veröffentlichte Werk: „Lord Byrons Einflufs auf die europäischen Litteraturen der Gegenwart (Hannover, Arnold Weichelt)" hinweisen zu dürfen, welches zugleich das neue Porträt des Dichters abzuschliefsen geeignet ist.

Hamm. Dr. Otto Weddigen.

Shakespeare für Schulen. Ausgewählte Dramen. Mit Einleitungen, erklärenden Anmerkungen und Abrifs der Shakespeare-Grammatik. Bearbeitet und herausgegeben von Dr. K. Meurer. III. Macbeth. Köln, Römke & Comp., 1882. 114 S.

Nachdem im ersten und zweiten Bande des Shakespeare für Schulen The Merchant of Venice und Julius Cæsar erschienen waren, liegt jetzt als dritter Band Macbeth vor. In demselben wird nach einem kurzen Vorwort eine Inhaltsangabe des Macbeth gegeben und werden dann die Entstehungszeit, die Quellen, die Komposition und der Versbau des Stückes in übersichtlicher und für den Schüler auskömmlicher Weise erörtert. In dem Abdruck dieses mit Anmerkungen unter dem Texte versehenen Werkes sind die anstöfsigen Stellen, welche der Herausgeber dem Schüler oder der Schülerin vorenthalten zu müssen geglaubt hat, durch Punkte bezeichnet. Im übrigen ist die Einrichtung des Buches dieselbe wie in den ersten Bänden, auch insofern im Anhang ein Abrifs der Shakespeare-Grammatik des Macbeth zusammengestellt ist. C. Deutschbeins Shakespeare-Grammatik für Deutsche kennt der Herausgeber noch nicht. Für Schulzwecke ist diese Ausgabe des Macbeth zu empfehlen.

English Library. Zürich, Rudolphi & Klemm. 17 Hefte à 40 Pf.

Die vorliegende Sammlung verdient den grofsen Beifall, welchen sie bereits in weiten Kreisen gefunden zu haben scheint. Die Ausstattung ist sehr schön, der Druck recht korrekt (Ref. hat nur einige wenige Fehler bemerkt) und das Format aufserordentlich kompendiös. Wahrhaft angenehm ist es, dafs wir im Gegensatze zu den vielfach ganz fabrikmäfsig besorgten Konkurrenzarbeiten mit den sogenannten erklärenden Noten ganz verschont werden. Was den Inhalt betrifft, so sei bemerkt, dafs folgende Stücke unverkürzt geboten werden: 1) Mark Twain, Sketches. 2) W. Scott, The Lay of the Last Minstrel. 3) Goldsmith, She stoops to conquer. 4) Marlowe, Doctor Faustus. 5) Byron, Lara and the Prisoner of Chillon. 6) Martingale, Salt water bubbles. 7) Shakespeare, Sonnets. 8) Leland, Hans Breitmann's ballads. 9) Bret Harte, Tales of the Argonauts. 10) Sheridan, The Rivals. 11) Johnson, Richard Savage. 12) Jonson, Every man in his

humour. 13) Irving, Sketch book. 14) Aldrich, Marjorie Daw. 15) Massinger, A new way to pay old debts. 16) Shelley, Queen Mab. 17) Neele, Romances and tales.

In Vorbereitung ist eine Ausgabe von Neele's Lectures on English poetry.

Asher's Collection of English authors, british and american. Hamburg, Grädener & J. F. Richter. Vol. 204 and 205.

In den neuesten Bänden dieser Sammlung erhalten wir die New Arabian nights von L. Stevenson, welche sich gut lesen und viel Interessantes bieten, obwohl sich nicht leugnen läfst, dafs sich daneben auch manches recht Ungeheuerliche vorfindet. Die Ausstattung verdient gelobt zu werden, das Papier ist vortrefflich und die Schrift grofs und scharf. Ref. hat nur wenige Druckfehler bemerkt. Es ist erfreulich, dafs sich diese Sammlung auch neben der äufserst schätzbaren Tauchnitzschen halten kann, indem dadurch der Beweis dafür geliefert wird, wie sehr das Studium der englischen Sprache an Verbreitung zugenommen hat.

Miscellen.

Abgerissene Bemerkungen zu Goethes Faust.

Von Adalbert Rudolf.

Über Goethes Meisterschöpfung ist soviel des Besprechenden, Erläuternden und auch Bekrittelnden zusammengeschrieben worden, dafs schier unmöglich erscheint, wesentlich Neues zu Tage zu fördern. So auch beabsichtige ich durchaus keine Abhandlung über Goethes Faustwerk zu geben, sondern ich beschränke mich hier auf die Darbietung einiger abgerissenen Bemerkungen, um einzelne Züge und Worte der Dichtung zu erörtern, und ich glaube, dafs manche meiner Gedanken den Anspruch auf Neuheit werden erheben dürfen.

Mephistopheles (Hephästophilus*), der Freund des Hephästus-Lucifer, ist in der Volkssage ein Unterteufel, Unterthan des Satan, bei Goethe aber ohne Zweifel der Oberteufel, der Höllenfürst selber. Nur dieser kann die Wette mit dem Herrn eingehen, und auch am Schlusse der Faust-Dichtung kann unter Mephistopheles einzig der Beherrscher der Hölle verstanden sein. Man beachte ferner, dafs die Hexe in der Hexenküche ihn mit „Junker Satan“ anredet (wobei keine Betonung auf „Junker“ ruht), und dafs das Irrlicht in der Walpurgisnacht sagt:

(V. 3625.**) Ich merke wohl: Ihr seid der Herr vom Haus.

Aber seltsamerweise hat Goethe diesen Gesichtspunkt nicht immer scharf festgehalten; so sagt auf dem Blocksberg Faust, dem Mephistopheles widerstrebend:

(V. 3796 etc.) Dort droben möcht ich lieber sein! etc. etc.
Dort strömt die Menge zu dem Bösen.

und unter den Paralipomena findet sich das Bruchstück eines längeren Auftrittes, wo Mephistopheles den Faust auf den „Gipfel des Brockens“ führt — „Der Satan auf dem Thron, grofses Volk umher, Faust und Mephistopheles im nächsten Kreise“; der Satan redet da vom Throne:

Die Böcke zur Rechten!
Die Ziegen zur Linken! u. s. w.

---

* Man vergl. die einschlägigen Abhandlungen: Archiv LXII, S. 289 „Der Name Mephistopheles“; LXV, S. 369 „Meister Hephästus-Lucifer“; LXVII, S. 241 „Theophilus-Faust und Mephistopheles“ und LXVIII, S. 255 „Eutychianos-Faustus senior und junior“.

** Nach meiner eigenen Verszählung: Ich zähle alles, was zur eigentlichen Handlung gehört, fortlaufend — Prolog im Himmel, Faust 1. Teil, 2. Teil —, im ganzen 11869 Verse; an mehreren Stellen weiche ich von den übrigen Zählungen ab.

Etwas die Gedankeneinheit störend erscheinen mir auch die Worte des Herrn:

(V. 95 etc.) Ich habe deinesgleichen nie gehafst:
Von allen Geistern, die verneinen,
Ist mir der Schalk am wenigsten zur Last.

sowie die Selbstdeutung des bösen Geistes:

(V. 1093 etc.) (Ich bin) ein Teil von jener Kraft,
Die stets das Böse will und stets das Gute schafft.

welcher sich allerdings gleich danach anschliefst:

(V. 1096.) Ich bin der Geist, der stets verneint.

Am liebsten möchte ich, um die Widersprüche zu heben, alle jene zweifelhaften Stellen — wenigstens bei Bühnendarstellungen, mit welchen man jetzt doch einmal zu rechnen hat — gestrichen oder leicht geändert sehen.*

In Faustens Monolog begegnet die Stelle:

(V. 176 etc.) Flieh! Auf! Hinaus ins weite Land! etc.

(V. 184 etc.) Umsonst, dafs trocknes Sinnen hier
Die heilgen Zeichen dir erklärt — —
Ihr schwebt, ihr Geister, neben mir —
Antwortet mir, wenn ihr mich hört!

Hierzu einige erläuternde Worte: Anstatt des doppelten Gedankenstriches hat das Fragment wunderlich nur ein Komma, für welches später ein Doppelpunkt gesetzt ward; mir schien die obige Änderung empfehlenswert. Der Gedankengang ist etwa folgender: Faust hat sich erhoben und will hinauseilen, in die freie Natur stürmen, weil er nur dort Heilung zu finden hofft. Plötzlich — er hat halbbewufst das Buch des Nostradamus aufgeschlagen — fährt er in Verzückung auf: er wähnt oder fühlt, dafs die Geister ihn bereits umschweben. Die Begeisterung, die Vorahnung und das Vorgefühl seines Glückes, welche an Stelle des trockenen Sinnens getreten war, hatte ihn für das geistige Gebiet empfänglich gemacht. Nur notdürftig läfst auf solche Weise der ursprüngliche Widerspruch sich heben, welchen die Stelle eigentlich enthält. Wenn sicher anzunehmen wäre, wie ich glaube, dafs Goethe den Faust ursprünglich für die Bühne beabsichtigt hatte, so würde ich ohne mindestes Bedenken sagen: Der Dichter hat hier der Bühneneinfachheit, Beschränkung der Scenerien die Gedankeneinheit zum Opfer gebracht. Für Aufführungen empfehle ich Streichung der Verse 184—187.

„Er (Faust) schlägt das Buch auf und erblickt das Zeichen des Makrokosmus."

(V. 188.) Ha, welche Wonne fliefst in diesem Blick! u. s w.

Das Zeichen des Makrokosmus, der Grofswelt, des Weltalls, Gottes? Was ist das für ein Zeichen? Wie wäre solches darzustellen? Etwas mufs geschehen, um dem Zuschauer, entgegen dem Leser, dies deutlich zu machen. Entweder müfste Faust ausrufen: „Makrokosmus!" Oder besser vielleicht liefse die Buchfigur durch Bewerkstelligung eines Feuerzeichens an der

* Vielleicht werde ich mich einmal bei einer anderen Gelegenheit des Näheren hierüber äufsern.

dunklen Wand sich wiedergeben, durch ein sinnbildliches Zeichen oder noch einfacher und bestimmter durch das Wort „MARKO-KOSMUS“. Die Kabbalistik des Zauberbuches mufs unter allen Umständen dem Zuschauer deutlich vor das Auge geführt werden; während der Erscheinung würde ein Melodram die zauberische Wirkung vorteilhaft erhöhen.

„Er (Faust) schlägt unwillig das Buch um und erblickt das Zeichen des Erdgeistes.“

(V. 218 etc.) Wie anders wirkt dies Zeichen auf mich ein!
Du, Geist der Erde, bist mir näher. u. s. w.

Dieser Geist der Erde braucht nach dem Begriffe des Wortes „Geist“ nicht gerade männlich zu sein; jedoch scheint Goethe ihn sich so gedacht zu haben. Die bei weitem meisten die Erde ausdrückenden Worte, sowohl im Deutschen und Nordischen als auch im Griechischen und Lateinischen, sind weiblich; mit dem Begriffe „Erde“ war der Gedanke der weiblichen, mütterlichen Gottheiten auf das engste verknüpft (vergl. auch die „Mütter“ des zweiten Teiles, welche als Erdgöttinnen, Todesgöttinnen aufzufassen sind). Man wende nicht ein, dafs der Erdgeist Goethes eine vielseitigere Bedeutung habe; es würde uns doch kaum über die Schwierigkeit hinweghelfen. Den irrtümlichen (?) Wechsel des Geschlechts wird der männliche Artikel vor dem Worte „Geist“ bewirkt haben. Vielleicht könnte als schwacher Notbehelf der allgemeine Ausdruck „TERRÆ SPIRITUS“ dienen, um gegenüber dem MAKRO-KOSMUS ein den Zuschauern sichtbares Zeichen zu haben, wenngleich die bestimmten Worte des Faust „Du, Geist der Erde“ etc. etc. allenfalls genügen würden.

Später heifst es: „Er (Faust) fafst das Buch und spricht das Zeichen des Geistes geheimnisvoll aus“ u. s. w. Spricht aus? Das ist für den Leser! aber auf der Bühne? Goethe hat kein bezügliches Zauberwort überliefert; daher genüge einfacher: „Er fafst das Buch und macht eine beschwörende Gebärde.“ „Es zuckt eine rötliche Flamme, der Geist erscheint in der Flamme.“ Näher über die Art und Weise der Erscheinung sich auszusprechen, würde hier zu weit führen; nur ein flüchtiger Vorschlag sei mir gestattet: Könnte man es nicht einmal mit einer weiblichen Erscheinung versuchen und dem entsprechend vorher das Feuerzeichen „GÆA“ anwenden?

Zum Schlusse komme ich zu der Frage: Wer ist der Erdgeist eigentlich in genauerer Feststellung? und wie erweitert der Begriff des Erdgeistes von dem rein-elementaren zum geistigen Wesen, wie Goethe es bietet?

(V. 266 etc.) So schaff' ich am sausenden Webstuhl der Zeit
Und wirke der Gottheit lebendiges Kleid.

Der Erdgeist ist also zunächst ein guter Elementar-Geist, welcher der Gottheit lebendiges Kleid, die Natur der Erde, schafft; er ist im Vergleiche mit dem Makrokosmus die auf unseren Erdball beschränkt gedachte Naturkraft, eigentlich nur ein Teil jenes. Das geistige Verhältnis zwischen dem Erdgeiste und Mephistopheles fasse ich kurz so: Der als „Erdgeist“ bezeichnete Geist und Mephistopheles in seiner jetzigen Auffassung sind beide „Erdgeister“, jener im guten, dieser im bösen Sinne, dieselben Kräfte aufser dem Menschen, welche im Menschen wohnen, als

(V. 870.) Zwei Seelen wohnen — ach! — in meiner Brust.

Beide Geister sind also schroff entgegengesetzt und sich feindlich — Theophilus und Hephästophilus. Der „Erdgeist“ ist der himmlische, Mephistopheles der höllische Anteil an der Erde; so ist ersterer der Vermittler zwischen Himmel (Gott, Makrokosmus) und Erde, während letz-

terer in der Volkssage und im Puppenspiele zwischen Hölle (Urteufel) und Erde vermittelt. Wie Mephistopheles von sich sagt: „Ich bin ein Teil von jener Kraft“ u. s. w., so ist also der Erdgeist ein Teil des Makrokosmus, der göttlichen Kraft. Wenn der „Erdgeist“ sagt (V. 270 etc.): „Du gleichst dem Geist, den du begreifst, nicht mir!“ so bedeutet dies: „Die Neigung zum Thatkräftig-Guten, Himmlischen ist dir bis dahin verschlossen; dein Herz ist noch ungereinigt: Die eine Seele, welche in derber Lebens- und Liebeslust sich und dich mit klammernden Organen an die Welt im schlechteren Sinne, an die Hölle, klammert, hat mächtig die Oberhand bei dir.“ Er verwirft ihn zunächst, wenigstens äufserlich; verloren aber giebt er ihn nicht. Wenn er auch des Herrn, des grofsen Gärtners, Zukunftsblick nicht hat —

(V. 68 etc.) — Weifs doch der Gärtner, wenn das Bäumchen grünt,
Dafs Blüt und Frucht die künftgen Jahre zieren. —

wenn er auch nicht wissen kann, ob nicht noch durch einen rauhen Sturmwind die Blüten werden verweht und die Früchte ungereift bleiben werden, so läfst er doch den Faust nicht aus den Augen, sondern ist unaufhörlich bestrebt, in seinem Schützling allmählich das bessere Teil, die bessere Seele, zu wecken. Er wendet ihm wiederholt, so in dem Auftritte „Wald und Höhle“ (V. 2976 etc.) sein Angesicht im Feuer zu, wie der Gott des alten Bundes dem Moses, und belehrt ihn, um ihn mit seinem Gotte zu versöhnen; ganz nackt ausgedrückt: Faust hält dann Zwiesprach mit seinem besseren Ich und schöpft Kraft aus der Betrachtung der grofsen, göttlichen Natur. In solcher Weise arbeitet also der Erdgeist dem Herrn in die Hände, dem Teufel entgegen, zwischen Himmel und Faust vermittelnd. Wenn auch Mephistopheles dem Faust verderblich werden könnte, so ist das doch nur eine scheinbare Gefahr; in Wirklichkeit ist jener bestimmt, wie er selber ironisch äufsert, Gutes zu wirken; und so hegt auch der Erdgeist die Hoffnung in demselben Sinne, wie der Herr sagt:

(V. 98 etc.) Des Menschen Thätigkeit kann allzu leicht erschlaffen,
Drum geb ich gern ihm den Gesellen zu,
Der reizt und wirkt und mufs, als Teufel, schaffen.

Eine sympathetische Kur! — Zum Schlusse: Der Erdgeist ist der „gute Geist, Ithuriel“ des Volksschauspieles. Schade, dafs Goethe gegen seine ursprüngliche Absicht den Gedanken des Erdgeistes nicht weiter fortgesponnen, sondern im Sande hat verlaufen lassen! Allerdings ist dieser Gedanke schon durch die Auffassung des Mephistopheles als Oberteufel in etwas getrübt worden.

(V. 392 etc.) Dem Herrlichsten, was auch der Geist empfangen,
Drängt immer fremd und fremder Stoff sich an.

Man hat vielfach hin- und hergestritten, ob „fremd und fremder“ Adverbial- oder Adjektivform, ob zwei Komparative, oder Positiv und Komparativ — ob also „fremd und fremder“ als Abkürzung stehe für „fremd(e)rer und fremd(e)rer“ oder für „fremder und fremd(e)rer“. Alles dies ist entweder unmöglich oder wenigstens gezwungen. Es liegen vielmehr zwei positive Adjektivformen vor: „fremd' und fremder Stoff“, welche durch Nebeneinanderstellen eine Steigerung wirken sollen, also in dem Sinne von „immer fremder und wieder fremder Stoff“. Man vergleiche hierzu Redefiguren wie „halb und halb“, „immer und immer wieder“, „es geht und geht nicht!“ u. s. w. So auch bei Goethe (V. 3135—3136):

Ich finde sie nimmer
Und nimmermehr.

(V. 422 etc.) Was grinsest du mir, hohler Schädel, her,
Als dafs dein Hirn (wie meines, nicht verwirret)
Den leichten Tag gesucht und in der Dämmrung schwer,
Mit Lust nach Wahrheit, jämmerlich geirret?

Kaum dürfte es hier einer Erörterung bedürfen. Allein weil man mehrfach für „leichten Tag" „lichten Tag" hat lesen wollen, sei es mit einigen Worten abgethan: Jeder, welcher den Satz mit Verständnis zu lesen weifs, mufs jene Auffassung als undenkbar zurückweisen. Der „leichte Tag" ist der „Dämmrung schwer" gegenübergestellt, wie denn der Gegensatz des leicht aufsteigenden Morgens oder Tages und der schwer sinkenden Dämmerung des Abends, der Nacht in der Volksanschauung wurzelnd häufig begegnet. Anderenfalls, wenn man anstatt „leicht" „licht" (= hell) behaupten wollte, würde der erwähnte Gegensatz verloren gehen; dann würde „schwer" nur Adverbium zu „geirret" sein können. Aber derartigem Gedankengang würde dann sofort die unmögliche, weil erschrecklich-unschöne, Häufung der Adverbien „schwer (mit Lust nach Wahrheit), jämmerlich geirret" entgegentreten.

(V. 283.) Mephistopheles: Nun, Fauste, träume fort, bis wir uns wiedersehn!
Faust (erwachend): Bin ich denn abermals betrogen? u. s. w.

Dieser erste Abgang des Mephistopheles, dramatisch kaum begründet, scheint eine unbewufste Beibehaltung aus dem deutschen Puppenspiele zu sein, wo der Unterteufel abgeht, um von seinem Herrn, Lucifer, Pluto, die Erlaubnis zu dem Vertrage mit Faust einzuholen. Oder soll man so deuten: dafs Mephistopheles nicht gezwungen einen zu befürchtenden ungünstigen Vertrag eingehen wollte, während er später ganz frei wiederkehrt, um einen durch die Lage unbeeinträchtigten Bund abzuschliefsen!? — Ob Goethe dann zwischen dem ersten Abgange und dem zweiten Auftreten des verneinenden Geistes einen kürzeren oder längeren Zeitraum annahm, mufs dahingestellt bleiben; man beachte, dafs wir äufserlich zwei ganz getrennte Scenen vor uns haben, welchen mindestens die Nacht zwischenliegen mufs, vielleicht aber ein gröfserer Zwischenraum, um Fausts Begierde reger zu erhalten, obgleich letztere Wirkung nicht erzielt wird:

(V. 1288 etc.) Faust: Es klopft? Herein! Wer will mich wieder plagen? u. s. w.

(V. 1421.) Aus dieser Erde quillen meine Freuden.

Das ungewöhnliche, mundartliche „quillen" anstatt des schriftdeutschen „quellen" begegnet auch sonst:

(V. 3550.) Regt sich's nicht quillend schon etc.

(V. 3008 etc.) So tauml' ich von Begierde zu Genufs;
Und im Genufs verschmacht ich nach Begierde.

Diese Verse in dem Auftritte „Wald und Höhle. Faust allein" erscheinen nicht an ihrem Orte. Der Grund liegt darin: Die Reihenfolge der Scenen war in dem ursprünglichen Fragment eine andere als in der späteren Faust-Ausgabe. Während hier „Wald und Höhle" noch dem Falle Gretchens vorausgeht, steht sie dort erst vor dem Zwinger-Auftritte — und selbst hier nicht ganz logisch, wenn man die Verse erwägt:

Hilf, Teufel, mir die Zeit der Angst verkürzen!
Was mufs geschehn, mag's gleich geschehn!
Mag ihr Geschick auf mich zusammenstürzen,
Und sie mit mir zu Grunde gehn!

Obige Verse 3008 und 3009, oder vielmehr schon 3006—3009 können bei Veränderung der Reihenfolge nur aus Versehen stehen geblieben sein, weshalb sie für Bühnenaufführungen gestrichen werden müssen.

Scene „Dom; Amt, Orgel und Gesang; Gretchen unter vielem Volke, böser Geist hinter Gretchen“ V. 3535 etc.

Der „böse Geist“ ist — so seltsam es klingt — ein guter Geist, ungenaue Kürzung für „Geist des bösen Gewissens“. Ich nehme keinen Anstand, dafür den Erdgeist unterzuschieben; derselbe männliche oder weibliche Geist, welcher sich um Fausts sittliche Hebung bemüht, redet auch hier dem unschuldig-schuldigen Opfer in das Gewissen.

In dem Auftritte „Walpurgisnacht-Harzgebirg“ findet sich eine wunderliche Stelle, welche der Beachtung wert ist:

Hexenmeister. (Halbes Chor.)

(V. 3737 etc.) Wir schleichen wie die Schneck im Haus,
Die Weiber alle sind voraus.
Denn geht es zu des Bösen Haus,
Das Weib hat tausend Schritt voraus.

(Andere Hälfte.)

Wir nehmen das nicht so genau.
Mit tausend Schritten macht's die Frau;
Doch wie sie auch sich eilen kann,
Mit einem Sprunge macht's der Mann.

Was soll man sich darunter denken? Unter „Andere Hälfte“ ist das andere Geschlecht, sind den Hexenmeistern gegenüber die Hexen verstanden. So erst erhält die Stelle ihren richtigen Sinn, indem sie eine muntere Neckerei der Geschlechter enthält. Es würde zu widersinnig und unnatürlich sein, dafs die eine Hälfte der Männer gegen die andere Hälfte die Frauen in Schutz nehmen sollte, sich selber herabsetzend; da liegt doch viel näher, dafs die Frauen mit ihrer Redefertigkeit sich selber verteidigen, und die Hexen besonders werden nicht in Verlegenheit sein, für sich selber zu sorgen. Ob „Andere Hälfte“ ein Versehen oder absichtlicher Scherz Goethes ist, vermag ich nicht zu entscheiden. Streicht man „Halbes Chor“ und setzt einfach „Hexenmeister“ — „Andere Hälfte“, so ist schon das Verständnis viel sicherer. Wahrscheinlich ist „Halbes Chor“ erst nachträglich irrtümlich dem Bestimmungsworte „Hexenmeister“ angefügt worden, und so wäre auch die Verwirrung in der Bezeichnung der Chöre zu erklären. Es mufs also heifsen für „Hexenmeister (Halbes Chor)“ = „Chor der Hexenmeister“, und für „Andere Hälfte“ = „Chor der Hexen“, zusammengefafst als „Beide Chöre“.

Seltsam wunderlich steht inmitten der Poesie der Prosa-Auftritt „Trüber Tag, Feld“ da und hat vielfache Erwägungen des Warum? wachgerufen. Vielleicht erschien dem jungen Goethe die Stimmung zu gewaltig, um die

Gedanken in regelrechte Verse, geschweige denn Reime, einzuzwängen. Vielleicht war der Auftritt ähnlich dem folgenden „Nacht, offen Feld“ in freiem Versmafse beabsichtigt, später aber prosaartig zusammengeschrieben; leichtlich kann man noch jetzt ein Einteilen in Verse vornehmen, z. B.:

Im Elend! Verzweifelnd!
Erbärmlich auf der Erde lange verirrt
Und nun gefangen!
Als Missethäterin im Kerker
Zu entsetzlichen Qualen eingesperrt,
Das holde, unselige Geschöpf!
Bis dahin! dahin! —
Verräterischer, nichtswürdiger Geist,
Und das hast du mir verheimlicht! —
Steh nur, steh!
Wälze die teuflischen Augen ingrimmend
Im Kopfe herum! Steh und trutze mir
Durch deine unerträgliche Gegenwart! u. s. w.

Die Stelle „Wandle ihn, du unendlicher Geist etc.“ darf nicht, wie geschehen, auf den Erdgeist bezogen werden; denn dieser ist nur ein endlicher, durch die Schranken der Erde gebundener Geist. Vielmehr ist mit dem „unendlichen“ Geist, wie leicht zu verstehen, der unbegrenzte Geist des Makrokosmus, Gott selber, gemeint. Im Gegensatze dazu ist der „erhabene Geist“ des Auftrittes „Wald und Höhle“ zweifelsohne der Erdgeist, wie die Monologworte Fausts sofort erkennen lassen: Das grofse Makrokosmus war Faust verschlossen, aber der freie Einblick in die Natur der Erde war ihm vergönnt.

„Wandle ihn, du unendlicher Geist, wandle den Wurm wieder in seine Hundsgestalt, wie er sich oft nächtlicher Weise gefiel, vor mir herzutrotten etc.“ — Nächtlicher Weise ist jedenfalls nicht richtig; ein Versehen, ein Flüchtigkeitsfehler wird vorliegen. Entweder mufs es heifsen, wie H. Düntzer empfiehlt: „nächt*lich*er Weil*e*“, d. i. zur Nachtzeit, oder: „nächt*ig*er Weise“, d. i. nach Art der tagescheuen, nächtigen Geister.

Nacht. Offen Feld.
Faust, Mephistopheles, auf schwarzen Pferden daherbrausend.

(V. 4158 etc.) Faust. Was weben sie dort um den Rabenstein?
Meph. Weifs nicht, was sie kochen und schaffen.
Faust. Schweben auf, schweben ab, neigen sich, beugen sich.
Meph. Eine Hexenzunft.
Faust. Sie streuen und weihen.
Meph. Vorbei! Vorbei! —

Sind in dieser kurzen, grausig-packenden Scene unter den Geistern am Rabensteine, an der Richtstätte, böse Geister, etwa die Geister der Hingerichteten, Gespenster oder — wie Mephistopheles sagt — Hexen zu verstehen? Oder anderenfalls: Könnte Goethe an gute Geister, Engel gedacht haben? Letztere Ansicht hat schon seit längerer Zeit Vertreter gehabt, ohne jedoch jemals wirksam durchgedrungen zu sein.

Betrachten wir genau die Ausdrücke, welche Faust gebraucht: „um den Rabenstein weben, auf- und abschweben, sich neigen und beugen, streuen und weihen.“ Ich frage: Hat es Wahrscheinlichkeit für sich, dafs wirklich böse Wesen, Hexen gemeint seien? Herr Dr. G. v. Loeper

sagt zwar, dafs hier die kirchlichen Bräuche parodiert sein sollten; aber diese Auslegung erscheint mir sehr gezwungen. Wenn Mephistopheles die Geisterschar eine „Hexenzunft“ nennt und von dem hexischen „Kochen“ spricht, so bedenke man, dafs er der Geist ist, „der stets verneint“; dazu beachte man, was Goethe den Mephisto gegen Schlufs des 2. Teiles von und zu den Engeln sagen läfst:

(V. 11454) Es sind auch Teufel, doch verkappt. —
(V. 11527 etc.) Ihr schönen Kinder, lafst mich wissen:
Seid ihr nicht auch von Lucifers Geschlecht? —
(V. 11538 etc.) Ihr scheltet uns verdammte Geister
Und seid die wahren Hexenmeister.

Zieht man nun noch zur Vergleichung den Streit der Teufel und der zur Errettung von Faustens Seele gesandten, schwebenden, weihenden und Rosen streuenden Engel heran:

(V. 11434 etc.) Folget, Gesandte,
Himmelsverwandte,
Gemächlichen Flugs!
Sündern vergeben,
Staub zu beleben;
Allen Naturen
Freundliche Spuren
Wirket im Schweben
Des weilenden Zugs. —
(V. 11457 etc.) Rosen, ihr blendenden,
Balsam versendenden, etc. etc.
(V. 11463 etc.) Eilet zu blühn!
Frühling entsprieſse,
Purpur und Grün!
Tragt Paradiese
Dem Ruhenden hin!

so mufs man unwillkürlich den Gedanken aufnehmen und festhalten, dafs auch dort, in der Scene am Rabensteine, unter den webenden, schwebenden, weihenden und streuenden Wesen gute Geister gemeint sein müssen, Engel, welche nach Vertreibung der nächtigen, bösen Geister die Seelen der hingeschiedenen Sünder zu erlösen bemüht sind, dichterisch die zukünftige Errettung Gretchens versinnlichend. Darum auch wird dem Mephistopheles unheimlich zu Mute, und er drängt den Gefährten, dessen Blicke er vergeblich abzulenken gesucht hat, zur Eile — „Vorbei! Vorbei!“

Bildliche Darstellungen des wirksamen Nachtstückes haben vielfach stattgefunden, schon zu Goethes Lebzeiten von Cornelius und Delacroix; seltsamerweise scheinen diese ohne Goethes Widerspruch die Geister als Gespenster behandelt zu haben, wenngleich die Sache nicht ganz sicher ist. Auf dem Bilde von Cornelius wird Gretchen von einem Geistlichen zum Richtplatze hinaufgeleitet, Martha und drei Teufel — diese gleichsam als Bedeckung — folgen, unheimliche Gestalten schweben darüber; das Kreuz, welches von der einen Person getragen wird, könnte gegen böse Geister sprechen, und wenn die Scharwache äufserlich mit Hörnern erscheint, so kann das den Hafs und die Verachtung ausdrücken sollen, welche den Häschern im allgemeinen dargebracht werden; Cornelius hat übrigens das „streuen und weihen“ nicht ausgedrückt, aber ein Engel schwebt über Gretchen — (V. 4370:) „(Sie) Ist gerettet!“; die Absicht ging wahrscheinlich dahin, das darzustellen, was auf der roten Erde Westfalens ein Vorgesicht genannt wird. Über das Bild von Delacroix kann ich nicht näher urteilen, weil mir nur eine kurze Bemerkung Goethes und das in Ecker-

manns „Gesprächen mit Goethe“ Befindliche bekannt geworden ist. Goethe äufsert sich: „Zwei Probedrücke liegen vor uns, die auf das Weitere begierig machen. Der eine davon stellt die auf Zauberpferden in der Nacht am Hochgerichte vorbeiströmenden Gesellen dar, wo, bei aller der entsetzlichen Eile, Fausts ungestüme neugierige Frage und eine ruhig abweisende Antwort des Bösen gar wohl ausgedrückt sind u. s. w.“ Sodann sagt über dieselbe Darstellung Eckermann in den „Gesprächen“: „‚Da wir vom Mephistopheles reden,‘ fuhr Goethe fort, ‚so will ich Ihnen doch etwas zeigen, was Coudray von Paris mitgebracht hat. Was sagen Sie dazu?‘ — Er legte mir einen Steindruck vor, die Scene darstellend, wo Faust und Mephistopheles, um Gretchen aus dem Kerker zu befreien, in der Nacht auf zwei Pferden an einem Hochgerichte vorbeisausen. Faust reitet ein schwarzes, das im gestrecktesten Galopp ausgreift und sich sowie sein Reiter vor den Gespenstern unter dem Galgen zu fürchten scheint u. s. w.“, und im Anschlufs hieran legt er Goethe die unbestimmte Bemerkung in den Mund: „Da mufs man doch gestehen, dafs man es sich selbst nicht so vollkommen gedacht hat.“ Der Ausdruck „Gespenster unter dem Galgen“ ist der hauptsächlichste Haken meines Deutungversuches. Aber vielleicht steht hier „Gespenster“ nur allgemein für „Geister“, und dann — was die gelegentlichen Äufserungen Goethes, wie sie gethan sein sollen und nachher geschrieben und gedruckt worden sind, anbelangt, so darf man nicht zuviel Gewicht auf dieselben legen: Wer kann da wissen, wieviel der Hörer, wenn auch unbewufst, trotz allen Bestrebens der Treue, hinweggenommen und hinzugethan hat? Auch nimmt ein flüchtiges Wort in die Fesseln der Buchstaben gekleidet sich oft ganz anders aus, als es gemeint war. — Man halte sich einfach an das, was in Goethes Buche selber steht; die Worte der Dichtung müssen entscheidend sein, und diese drücken ganz bestimmt und entschieden den Widerwillen des Mephistopheles gegen die Geister aus und zeigen, wie widerwillig er die Fragen Fausts beantwortet und schliefslich ablehnt. — Somit sind die Geister nach den Worten der Dichtung zweifelsohne als gute Geister, Engel zu verstehen.

In der klassischen Walpurgisnacht (2. Teil, 2. Akt) trifft Mephistopheles die Greife:

(V. 6857 etc.) Ein widrig Volk! Doch darf's mich nicht verdriefsen,
Als neuer Gast anständig sie zu grüfsen . . .
Glück zu den schönen Fraun, den klugen Greisen!
Greif: Nicht Greisen! Greifen! Niemand hört es gern,
Dafs man ihn Greis nennt. Jedem Worte klingt
Der Ursprung nach, wo es sich her. bedingt u. s. w.

Weder auf „Greisen“, noch auf „gern“ ist ein Reim vorhanden; reimlose Verse sind zwar bei Goethe häufig eingeflochten, aber diese aufeinanderfolgenden zwei reimlosen Verse geben der Vermutung Raum, dafs sie vielleicht untereinander reimen sollten. Auch erscheint das „Greisen“ nicht als scharfer Gegensatz zu „Fraun“. Die Stelle könnte gelautet haben:

Meph.: Glück zu den schönen Fraun, den klugen Herrn,
Den Greisen!
Greif: Greifen! — Niemand hört es gern,
Dafs man ihn Greis nennt.

Der Reim könnte zufällig, irrtümlich verloren gegangen sein. Man bedenke, dafs Goethe meistens diktierte; bei der späteren Durchsicht können einzelne Mängel leicht übersehen worden sein.

In der Unterredung zwischen Faust und Chiron, wo dieser über Helena Auskunft giebt, begegnet mitten unter fünf- und einigen wenigen vierfüfsigen, gereimten Jamben der wunderliche, schwerfällige sechsfüfsige, reimlose Vers:

(V. 7188) Die Brüder wateten, ich patschte, schwamm hinüber.

Ob Goethe nicht im Sinn gehabt hatte:

Die Brüder wateten, ich patschte, schwamm
Hinüber (, bis ich ans Gestade [an das Ufer] kam);
Da sprang sie ab etc. etc. ?!?

Goethe mochte seinem Schreiber diktiert haben:

Die Brüder wateten, ich patschte, schwamm
Hinüber —

und dann, nicht gleich des im Sinne gehabten Reimwortes mächtig, einstweilen zum nächsten Verse übergegangen sein. Bei der bekannten Lässigkeit und Bequemlichkeit Goethes in der Durchsicht seiner Diktate ist das Stehenbleiben der mangelhaften Stelle leicht erklärlich. Der anscheinend matte Reim „schwamm — kam“ läfst sich schriftsprachlich und mundartlich rechtfertigen.

Euphorion. (V. 9610 etc.) Träumt ihr den Friedenstag?
Träume, wer träumen mag!
Krieg ist das Losungswort!
Sieg! Und so klingt es fort. —

(V. 9618 etc.) Welche dies Land gebar
Aus Gefahr in Gefahr,
Frei, unbegrenzten Muts,
Verschwendrisch eignen Bluts,
Mit nicht zu dämpfendem,
Heiligem Sinn —
Alle den Kämpfenden
Bring es Gewinn!

Das sind so echt verquickte Verse, wie Goethe sie zuweilen liebte! Unbegreiflicherweise hiefs es ursprünglich:

etc. etc. Verschwendrisch eignen Bluts.
Den nicht zu dämpfenden etc. etc.

Die obige Änderung scheint gerechtfertigt, wenngleich dadurch der unreine Reim „dämpfende*m* — Kämpfende*n*“ hervorgebracht ward. Anstatt „Alle den Kämpfenden“ hätte man „Alle*n* etc.“ erwarten sollen. Der Gedankengang ist folgender: „Das Losungswort ‚Krieg — Sieg!‘ bringe allen Kämpfern (welche in Griechenland mit Lebensgefahr zu immer neuen Gefahren als freie Bürger geboren sind, stets einen grenzenlosen Mut bewährt und ihr Blut freigiebig zum Wohle des heifsgeliebten, heiligen Vaterlandes vergossen haben) Gewinn.“ Der Altmeister hätte leichter verständlich setzen können:

Krieg ist das Losungswort!
Sieg! Und so klingt es fort.
Allen den Kämpfenden,
Welche dies Land gebar
Aus Gefahr in Gefahr,
Frei, unbegrenzten Muts,
Verschwendrisch eignen Bluts,

Mit nicht zu dämpfenden
Heiligen Sinnen,
(Allen den Kämpfenden)
Bring es Gewinnen!

Die Wiederholung von „Allen den Kämpfenden“ ist geschehen, um nach den schleppenden Zwischenversen den Gedankengang wieder anzuknüpfen.

(V. 9809 etc.) Der Einsamkeiten tiefste schauend unter meinem Fufs,
Betret ich wohlbedächtig dieser Gipfel Saum etc. etc.

Fausts Monolog auf dem „Hochgebirg“ ist in sechsfüfsigen Jamben geschrieben; nur Vers 9809 ist siebenfüfsig. Dies hätte leicht vermieden werden können:

Der Einsamkeiten tiefste schauend unterm Fufs.

V. 10351 etc.) Die rechte Flanke hält sich kräftig;
Doch seh ich ragend unter diesen
Hans Raufbold, den behenden Riesen,
Auf seine Weise rasch beschäftigt.

„Kräftig — beschäftigt“ ist kein Reim. Es mufs „geschäftig“ heifsen. Das Wort kann beim Diktat von dem Schreiber mifshört worden sein; wenn Goethe aber auch „beschäftigt“ gesagt hat, so ist es irrtümlich geschehen: Zweifellos hat er „geschäftig“ im Ohre und Sinne gehabt. Dem haben Dr. G. von Loeper und Professor Dr. K. J. Schröer zugestimmt; Letzterer hat die Änderung in den Text aufgenommen. Der Reim „geschäftig — kräftig“ begegnet auch in der „Hexenküche“:

(V. 2130 etc.) Ein stiller Geist ist jahrelang geschäftig,
Die Zeit nur macht die feine Gärung kräftig.

(V. 10605 etc.) Mach fort und schleppe, was du hast!
Hier sind wir nicht willkommne Gast.

Trotz Düntzers Citat „Drei arme Kind“ wäre doch der allgemein singulare Ausdruck „willkommen Gast“ vorzuziehen gewesen; denn in „Drei arme Kind“ liegt dem letzten Worte die ältere Pluralform „Kinde“ (anstatt „Kinder“) zu Grunde, so dafs nur das Endungs-e in Wegfall gekommen ist, während bei „willkommne Gast“ der Verlust des Umlautes sehr störend ist.

---

5. Akt. Offene Gegend.

(V. 10821 etc.) Ist es doch die alte Stelle,
Jene Hütte, die mich barg,
Als die sturmerregte Welle
Mich an jene Dünen warf!

„barg — warf“ kein Reim, aber Assonanz!

(V. 10857 etc.) Das Euch grimmig mifsgehandelt,
Wog auf Woge, schäumend wild,
Seht als Garten Ihr behandelt,
Seht ein paradiesisch Bild.

Vor „Das Euch“ ist „Das Meer“ ergänzend zu denken. „mifsgehandelt — behandelt“ ist kein Reim. Man kann wohl mit Fug und Recht annehmen, dafs Goethe beabsichtigt hatte:

Seht als Garten Ihr verwandelt.
oder Seht zum Garten Ihr verwandelt.

Man vergleiche die Worte des Doktor Marianus:

(V. 11858 etc.) Werde jeder bessre Sinn
Dir zum Dienst erbötig!
Jungfrau, Mutter, Königin,
Göttin, bleibe gnädig!

der Stelle des Sirenensanges:

(V. 7808 etc.) Dir zu jedem Dienst erbötig,
Schöne Luna, sei uns gnädig!

(V. 11862 etc.) Alles Vergängliche
Ist nur ein Gleichnis;
Das Unzulängliche,
Hier wird's Erreichnis.

Ich nehme keinen Anstand, nach der Vermutung Julius Bodes (Sorau, Niederlausitz) für das in den Ausgaben befindliche Wort „Ereignis“ „Erreichnis“ einzusetzen. Bei Goethes Vorliebe für neue Wortbildungen darf das nicht verwundern; „Erreichnis“ entspricht dem Worte „Erlangung, Gewinnung“ und ist gebildet wie „Hemmnis, Wagnis“ u. a. Das Unzulängliche, d. i. das auf Erden nicht zu Erlangende, Erreichende, wird im Jenseits erlangt, erreicht, wird Erreichnis! So erscheint die Deutung ungezwungener, als wenn wir „Ereignis“ = „Thatsache“ festhalten.

Die „Zwölften“ in der Provence.

In vielen Gegenden Deutschlands beginnt der Bauer das neue Jahr keineswegs mit dem 1. Januar, sondern mit dem „grofsen Neujahr“, dem Dreikönigstag. Die Nächte von Weihnachten bis zum grofsen Neujahr — denn der Germane zählte, ebenso wie der Jude, nach Nächten, nicht nach Tagen — sind die sogenannten „Zwölften“, die zwölf Nächte, denen im Volksglauben eine besonders bedeutungsvolle Rolle zugewiesen ist.

Dies hängt mit dem grofsen altheidnischen „Julfest“ zusammen, an dessen Stelle die christliche Kirche nach Gregors des Grofsen klugem, tolerantem Grundsatz das Fest Christi Geburt treten liefs. In der That heifst „Weihnachten“ im Dänischen und Schwedischen „jul“, im Altenglischen „yule“, und in diesen nordischen Ländern flackert noch heute am heiligen Abend der heilige Julblock im häuslichen Herde. Das deutsche Wort „Weihnachten“ selbst hängt wiederum, wie aus der Pluralform hervorgeht, die mit der dänischen Nebenbezeichnung „julen“ (gleichfalls Plural) sich vergleichen läfst, mit dem heidnischen Wintersonnenfest zusammen: die Weihnachten sind die zwölf heiligen, geweihten Nächte, die auf jenes Julfest folgten. Weil dieses nun ein Fest der wiedergeborenen, zum Lenze sich hinwendenden Sonne war, so hatten besonders Wodan und Freya daran Teil. Wodan führt seine Braut Holda auf dem Lande umher und verbreitet

überall Segen; der Himmel öffnet seinen Schofs, und das wilde Heer, das von Wolken umgeben um den Herrscher Wodan schlief, darf während der Sonnenwendzeit frei schalten und walten.

Diesen heiligen zwölf Nächten mafsen unsere Altvordern eine grofse Bedeutung bei. Sie galten als vorbedeutend für das beginnende Jahr; wie das Wetter vom 25. Dezember bis zum Dreikönigstag ist, so wird es in den zwölf Monaten des kommenden Jahres sein. Wenn man zwölf Gefäfse mit Salz während dieser zwölf Tage aufstellt, so kann man das Wetter eines jeden Monats voraus verkünden: die Gefafse, deren Salz Wasser zieht, bedeuten dann feuchte Monate. Darum nannten auch die Angelsachsen diese Weihnachtszeit „Modra necht", Mutternächte, weil sie nämlich gleichsam die Mütter der zwölf kommenden Monate sind. Dies ist uns durch den ganz zuverlässigen Zeugen, Beda Venerabilis (672—735), ausdrücklich überliefert.

Wenn nun nach altgermanischem Glauben in der Wintersonnenwendzeit der „Kalender" für das folgende Jahr gemacht wurde, so liegt die Frage nahe, ob ein ähnlicher Aberglaube bei den Romanen sich nachweisen läfst. Bei den Nordfranzosen tritt uns keine Spur desselben entgegen; jenseits der Loire aber, wo so manche alte Tradition weiterblüht, entdeckte man mehrere Anzeichen eines Analogon: Weihnachten heifst im Provençalischen nicht blofs „Nouvè" = Noël (vom lat. natalia; cf. portugiesisch Dia de natal = Geburtstag), sondern auch „calèndo"; in dem Dauphiné heifst der bei dem Germanen gebräuchliche Julblock „chalendal", in Marseille ähnlich: „calendeau" oder „calignean". Diese Bezeichnungen haben eine angenfällige Verwandtschaft mit demKalender, so dafs man schon daraus die Vermutung schöpfen könnte, es habe im Volksglauben des Provençalen jene Sonnenwendzeit ebenfalls einen Einfluls auf den Kalender gehabt.

Diese Annahme wird bestätigt durch eine Bauernregel aus dem bei Roumanille in Avignon erscheinenden „Armana prouvençau". Unter den prouvèrbi zum Monat Dezember lesen wir dort nämlich folgendes:

„Apèllon coumtié o calendriéu li douge jour d'avans Nouvè. N'i a qu'afourtisson qu'en remarcant lou tèms que fai dins chascun d'aquéli jour, se pòu saupre lou tèms que fara dins chascun di douge mes de l'an."

Bemerkenswert ist, dafs bis heute noch niemand auf diese auffällige Übereinstimmung aufmerksam geworden ist.

Baden-Baden. Joseph Sarrazin.

Un autre „Übersetzungskuriosum".

En feuilletant les derniers volumes de cette Revue, je trouve une traduction fantastique qu'une maison italienne ajoute aux circulaires destinées à ses clients d'Allemagne (Vol. 66, pag. 238). Le morceau est édifiant, je l'avoue. Mais qui est-ce qui exige sérieusement qu'un Italien écrive l'allemand avec perfection? Ceci me rappelle la parabole du fétu et de la poutre et m'engage à soumettre aux lecteurs de l'„Archiv" un délicieux petit spécimen de prose française cueilli dans le prospectus d'une fabrique d'appareils de physique pour les écoles.

„Le chemin de fer électrique comme apparat pour servir à un cours.

On a construit, il est vrai, déjà beaucoup de chemins de fer électriques comme apparats pour servir à un cours, mais le plus nouveau, fait du mécanicien Ernecke à Berlin se distingue avantageusement de tous les autres. Il est petit et à bon compte, et il court dans une voie fermée et circulaire: un seul élément suffit, pour transporter la locomotive en un cours assez vite.

Figure 1 fait reconnaître la voiture électrique de même que les deux rails, où les fils de fer des pôles sont conduits. Figure 2 montre l'arrangement plus exact de la voiture. Une roue de fer A de six larges dents incisés profondément est en face de la substance de fer K d'un électromagnet E; la roue peut se tourner autour de son axe; les extrémités de l'axe sont aux couches des bandes de métal m et m'. Figure 3 montre la roue A vue du côté. Sur l'axe a il y a à un côté une impulsion T, qui s'engrène dans la roue dentée r et à l'autre côté une petite roue r' de peu de dents incisées profondément; en face de cette dernière roue il y a une plume f. L'axe de la roue r est en même temps celui de la roue de voiture U; quand r se tourne, il faut qu'U se tourne aussi; les trois autres roues de voiture courent simplement avec la roue r.

Le torrent positive va sur l'un des rails (à p), entre dans la roue U, va de son axe sur la bande de métal i et de là par le fil de fer d dans les tortillements de l'électromagnet E, court alors de l'autre extrémité des tortillements de fils de fer par d' à la plume f et, si celle-ci touche une dent de la roue r', sur r' et a au porteur m de l'axe de la roue de voiture U au torrent négative, qui entre dans le deuxième rail à n.

Aussitôt que le torrent est fermé (si la plume f touche une dent de r'), la substance de fer K attire une dent de la roue A, ainsi qu'A se tourne un peu; par cela r se tourne en même temps tellement que la plume f vient maintenant entre deux dents de r; le torrent est alors interrompu; mais la roue A se tourne encore un peu selon l'inertie. Bientôt après, quant la dent de A, qui se trouvait fraîchement en face de la substance de fer de l'électromagnet, s'en est éloigné un peu, la plume f touche de nouveau une dent de r'; le torrent est fermé de nouveau, la dent suivante de A est attiré de la substance de fer etc. De cette manière A se tourne bien rapidement et cause par cela en même temps le tournoiement de la roue de voiture U; le mouvement progressif vient de la friction de la roue U au rail."

Dr. Krebs. (Tirage particulier du „Humboldt", avril 1882, page 146.)

Quel amphigouri! Enfoncés les „viri obscuri"!!! — Espérons pour l'honneur de ces „apparats" qu'ils valent mieux que la prose de ce bon Docteur Krebs ou de son traducteur.

Bade, Pentecôte 1883. Joseph Sarrazin.

Allerlei Sprachliches.

1. Die mit Präpositionen zusammengesetzten Verba bieten im Deutschen vielfach Gelegenheit zu interessanten Beobachtungen. Dafs durch die Stellung der Präposition zu dem Verbum oft ein wesentlicher Unterschied in der Bedeutung desselben bedingt wird, ist allgemein bekannt (vergl. übersetz'en u. ü'bersetzen, umschrei'ben u. um'schreiben, durchbrech'en u. durch'brechen, unterhalt'en u. un'terhalten etc.). In dem einen Falle ist die Präposition bekanntlich trennbar von ihrem Verbum, in dem anderen nicht (vergl. „ich übersetze ein Buch", „ich setze einen Mann über etc."). Im Deutschen (wie in allen german. Sprachen) herrscht aber auf diesem Gebiete eine auffallende Freiheit, sowie auch ein durch die fortschreitende Sprachentwickelung bedingter Wechsel, indem z. B. Verba comp., die früher für trennbar galten, später als untrennbar behandelt werden. Man denke an das Verbum „anerkennen", das jetzt vorwiegend als untrennbar gebraucht wird.* — Doch wir kehren zurück zu dem oben Gesagten und

* „Diese die Reichseinheit repräsentierende Fahne anerkenne er nicht" (Post v. 21 Okt. 1878, Beil.); „Stolz auf den eignen Sieg, anerkannte er doch auch neidlos etc. (Gartenlaube 1878 S. 720). So sehr oft.

geben zunächst einige Beispiele auffallender Anomalien: vergl. Schillers Gedichte I, 29 (Wo [scil. ist] das Aug den Abgrund durchzuschaun?); Schiller, Fiesko I, 4 (eine Heldin, die kühn genug ist, die Ringmauer des Ranges durchzubrechen), Göthe, Iphigenie V, 3 (Gebirg' und Wälder durchzustreifen); ib. V, 6 (Von tausend durchgeweinten Tag' und Nächten); Göthe, Tancred IV, 6 (Den ungeheuren Schmerzen lag ich unter); Wieland, Ges. Werke XII, 34 (... Läfst man dem Leser zu untersuchen über). Vergl. Wieland III, 40. Weniger auffallend ist Schiller IX, 313 (... Um auf seine eigene Person die Souveränetätsrechte überzutragen = hinüberzutragen — sensu proprio). Man vergl. ferner Henning, Gallerie hist. Erzählungen, I. Samml. S. 23 (Du hast alles durchgedacht = durchdacht). Ganz verschieden von den oben angeführten Beispielen sind diejenigen Fälle, wo die Trennung der Präposition von ihrem Verbum (die Diäresis) blofs dazu dient, die Präposition selbst mit gröfserem Nachdruck hervortreten zu lassen: Vergl. Chamisso, Schlofs Boncourt („Ich aber will auf mich raffen, mein Saitenspiel in der Hand" etc.); Heinr. v. Kleist, Der zerbrochene Krug VII, 477 („Just da sie auf jetzt rasselt"); ib. 505 („auf sich rappeln").

Merkwürdige Trennungen finden sich (wie wir hier gelegentlich bemerken wollen) auch bei anderen Kompositis: vergl. Schiller, Gedichte I, 37 (Liebgekost vom Balsam-West); ebenso Wieland, Ges. Werke III, 8 (liebzukosen), ibid. XIII, 11 (zu stehen oder liebzukosen); vergl. Wieland, Oberon XII, 12 (mifszutrauen).*

Übrigens ist auch die entgegengesetzte Erscheinung (dafs nämlich die Trennung unterbleibt, wo man sie erwarten würde) nicht ganz selten: Vergl. Rotteck, Weltgeschichte, neu bearb. von Dr. Zimmermann, Teil I, S. 148 („Sie übersetzten ihn" scil. den Hellespont);** Rodenberg, Deutsche Rundschau V, 1 p. 29 („Eine falsche Erziehungsmethode angewöhnt häufig ein äufseres Benehmen" etc.); vergl. Schiller, Gedichte S. 103 („Ach, sie widerhallen leer!"); Anastasius Grün, Der letzte Ritter, S. 177 („So. Fürst, aufragst im Leben du, kronumglänzter Mann!"), ibid. S. 178 („Und dem verlornen Hütlein nachläuft die Heiligkeit").

2. In gewissen Schriften, deren nähere Bezeichnung ich dem Kundigen gegenüber mir ersparen kann, findet man (als Plur. von „Tochterloge") nicht selten die Form „Töchterlogen" statt des allein richtigen „Tochterlogen". „Töchterlogen" könnten sprachlich nichts anderes sein als Logen für Töchter. Mit Recht spricht man von „höheren Töchterschulen", während „Tochterschulen" (wenn das Wort vorkäme) nur solche Schulen sein könnten, die von einer anderen (Mutterschule) aus gegründet wären. In derselben Weise sind „Hausfreunde" etwas ganz anderes als „Häuserfreunde" und wiederum würden „Häuserdiebe" etwas ganz anderes sein als „Hausdiebe".

3. Eine wohl schon öfter besprochene Eigentümlichkeit der deutschen Umgangssprache ist der pleonastische Gebrauch des Pron. possess. der 3. Person (neben einem Genitiv): vergl. „In der Mutter ihrem Garten; an des Vaters seinem Geburtstage" etc. Beispiele der Art werden sich in der Schriftsprache wohl nur selten finden: vergl. Schiller, Wallenstein S. 165 („Ich mach mir an des Illo seinem Stuhl deswegen auch zu thun");*** ebenso Just. Kerner, Der heil. Regisw. von Lauffen: „Da safs Herrn

* Bei diesem Verbum ist jetzt die Untrennbarkeit durch den Usus vollkommen festgestellt.

** Nach der Analogie von „überschreiten".

*** Die Worte spricht einer von den Bedienten, dem eine solche Ausdrucksweise wohl angemessen ist.

Ernsts sein Töchterlein.“ — Mehr fällt es uns auf, wenn bei Subst. verschiedenen Geschlechts das zu beiden gehörige Pron. poss. nur einmal und in einer Form gesetzt wird: vergl. Göthe XXII, 286 („Ihre Gestalt und Wesen“ st. „und ihr Wesen“).

Dafs das Pron. pers. von den Dichtern oft weggelassen wird, ist so bekannt, dafs es kaum der Erwähnung bedarf: vergl. Bürger, Leonore („Wie bist noch gegen mich gesinnt?“); Göthe, Fuchs u. Kranich („Wenn die Leute willst gastieren“ etc.); Göthe IV, 2 („Will mich unter Hirten mischen“); ibid. („Wenn mit Karavanen wandle“); Simrock, Wieland der Schm. 3. Abent („Wenn aus dem Schofs der Erde die goldnen Schätze hebst“).

Ldsb. a. W. A. W.

Variations in the use of words.

It will hardly be denied in any quarter that the speech of the United States is quite unlike that of Great Britain in the important particular that here we have no dialects. Trifling variations in pronunciation and in the use of a few particular words certainly exist. The Yankee „expects“ or „calculates“, while the Virginian „reckons“; the illiterate Northerner „claims“, and the Southerner of similar class, by a very curious reversal of the blunder, „allows“ what better educated people merely assert. The pails and pans of the world at large become „buckets“ when taken to Kentucky. It is „evening“ in Richmond while afternoon still lingers a hundred miles due north at Washington. Vessels go into „docks“ on their arrival at Philadelphia, but into „slips“ at Mobile; they are tied up to „wharves“ at Boston, but to „piers“ at Chicago. Distances are measured by „squares“ in Baltimore, by „blocks“ in Providence. The „shilling“ of New York is the „levy“ of Pennsylvania, the „bit“ of San Francisco, the „ninepence“ of old New England, and the „escalan“ of New Orleans. But put all these variations together, with such others as more careful examination might reveal, and how far short they fall of representing anything like the real dialectic differences of speech that obtain, and always have obtained, not only between the three kingdoms, but even between the contiguous sections of England itself! It ought to be remembered also that the ordinary language of the United States includes not greatly more of what may be called caste variations than of those that are attributable to differences of localities. The speech of the lower orders of the people, whether examined in regard to its vocabulary, its construction, or its pronunciation, differs from what all admit to be the standard correctness by a much smaller degree than is the case in England. A comparison of slang dictionaries will reveal a far longer list of unauthorized words as current among British „codgers“ than among their congeners in the United States. Grammatical rules are violated badly enough by the ignorant of our own cities every day, no doubt; but how often, after all, will you hear from intelligent and respectable working people of American descent quite such a solecism as the „I were“ and „he were“ that one so frequently notices in the mouths of lower middle-class Britons, accustomed all their lives to conversation with speakers of the purest English? And as for the pronunciation, we have our faults, of course, in abundance, but where, from the Atlantic to the Pacific, will you discover any such utter disability of hearing or discernment as can permit men to drop or multiply their h's or transpose their w's and y's.

Prof. Tucker, North American Review.

Bibliographischer Anzeiger.

Allgemeines.

B. Haushalter, Die Sprachgrenze zwischen Mittel- und Niederdeutsch von Hedemünden an der Werra bis Stafsfurt an der Bode. (Halle, Tausch & Grosse.) 1 Mk. 20 Pf.

H. Steinthal, Über Wilhelm von Humboldt. (Berlin, Dümmler.) 60 Pf.

F. Harder, Werden und Wandern unserer Wörter. Etymologische Plaudereien. (Leipzig, Reifsner.) 3 Mk.

M. Schreiber, Schrift und Sprache. Regelung der deutschen Orthographie. (Wien, Pichler.) 1 Mk. 60 Pf.

F. Kern, Zur Methodik des deutschen Unterrichts. (Berlin, Nicolai.) 1 Mk. 80 Pf.

Grammatik.

M. Trautmann, Über die Sprachlaute im allgemeinen und die englischen, französischen und deutschen im speciellen. (Leipzig, Fock.)

M. Reimann, Die Sprache der mittelalterlichen Evangelien. Ein Beitrag zur englischen Grammatik. (Berlin, Weidmann.) 3 Mk.

H. Ziegler, Der poetische Sprachgebrauch in den sogen. Caedmonschen Dichtungen. (Münster, Coppenrath.) 1 Mk. 50 Pf.

F. Körnig, Der syntaktische Gebrauch des Imperfekts und des historischen Perfekts im Altfranzösischen. (Breslau, Köhler.) 1 Mk.

A. Schneider, Die elliptische Verwendung des partitiven Ausdrucks im Altfranzösischen. (Breslau, Köhler.) 1 Mk.

F. Neumann, Zur Laut- und Flexionslehre im Altfranzösischen, hauptsächlich aus pikardischen Urkunden von Vermandois. (Heilbronn, Henninger.) 3 Mk. 60 Pf.)

J. Spelthahn, Das Genus der französischen Substantiva. (Amberg, Pohl.) 1 Mk.

H. A. Schoetensack, Beiträge zu einer wissenschaftlichen Grundlage für etymologische Untersuchungen auf dem Gebiete der französischen Sprache. (Bonn, Straufs.) 10 Mk.

E. Pariselle, Über die Sprachformen der ältesten sicilianischen Chroniken. (Halle, Diss.) 1 Mk.

Hjalmar Edgren, Quelques observations sur l'élément roman de l'anglais, considéré dans ses rapports au français moderne. Lund. 1 Mk.

Lexikographie.

J. u. W. Grimm, Deutsches Wörterbuch. 7. Bd. 4. Lfrg. bearbeitet von M. Lexer. (Leipzig, Hirzel.) 2 Mk.

C. Villate, Parisismen. Alphabetisch geordnete Sammlung der eigenartigen Ausdrucksweisen des Pariser Argot. (Berlin, Langenscheidt.) 4 Mk.

L. Clugnet, Glossaire du patois de Gilhoc (Ardèche) suivi d'un essai grammatical. (Paris, Leroux.) 2 fr.
W. M. Grein, Kleines angelsächsisches Wörterbuch. Nach Greins Sprachschatz der angelsächsischen Dichter bearbeitet von F. Groschopp. (Kassel, Wigand.) 5 Mk.
F. Flügel, Wörterbuch der englischen und deutschen Sprache. 2 Teile. 14. verbesserte Ausgabe. (Leipzig, Brockhaus.) 15 Mk.
J. Haller, Altspanische Sprichwörter. 2. Teil: Litteratur der Sprichwörter. (Regensburg, Manz.) 9 Mk.

Litteratur.

Otfrids Evangelienbuch. Mit Einleitung, erklärenden Anmerkungen und ausführlichem Glossar herausgeg. von Paul Piper. 2. Teil, Glossar 1. Lfrg. (Freiburg im Br., Mohr.) 3 Mk.
F. Hirsch, Geschichte der deutschen Litteratur von ihren Anfängen bis auf die neueste Zeit. 1. Lfrg. (Leipzig, Friedrich.) 1 Mk.
Johs. Crueger, Der Entdecker der Nibelungen. (Frankfurt a. M., Litterarische Anstalt.) 1 Mk.
F. Miklosich, Über Göthes Klaggesang von den edlen Frauen des Asan Aga. (Wien, Gerold.) 1 Mk. 40 Pf.
A. Hagemann, Göthes Iphigenie auf Tauris. (Dorpat. Schnakenburg.) 1 Mk. 60 Pf.
Th. Frimmel, Beethoven und Göthe. Eine Studie. (Wien, Gerold.) 1 Mk.
E. Belling, Die Metrik Schillers. (Breslau, Köbner.) 8 Mk.
C. Fr. Michaëlis, Lessings Minna von Barnhelm und Cervantes' Don Quijote. (Berlin, Gärtner.) 1 Mk.
A. Wiskemann, Die Katastrophe in Lessings Emilia Galotti. (Marburg, Elwert.) 60 Pf.
Gustav Schwabs Leben. Erzählt von seinem Sohne. (Freiburg, Mohr.) 4 Mk.
E. Koschwitz, Überlieferung und Sprache der Chanson du Voyage de Charlemagne à Jérusalem et à Constantinople. (Heilbronn, Henninger.) 3 Mk.
. Banquier, Bibliographie de la chanson de Roland. (Heilbronn, Henninger.) 1 Mk.
. Freymond, Jongleurs und Menestrels. (Heidelberger Habilitationsschrift, Halle.)
. Levy, Der Troubadour Bertolome Zorzi. (Halle, Niemeyer.)
. Fischer, Der altfranz. Roman de Troie des Benoît de Sainte-More als Vorbild für die mittelhochdeutschen Trojadichtungen des Herbart von Fritzlâr und des Konrad von Würzburg. (Paderborn, Schöningh.) 1 Mk.
. Genovesi, Molière e la commedia moderna. (Mantova, Mondovi.) 50 c.
. Faguet, La tragédie française au seizième siècle. (Paris, Hachette.) 3 fr.
. Cordier, Bibliographie des œuvres de Beaumarchais. (Paris, Quantin.) 10 fr.
. Darmesteter, Essais de littérature anglaise. (Paris, Delagrave.) 5 fr.
. Koch, Über die Beziehungen der englischen Litteratur zur deutschen im achtzehnten Jahrhundert. (Leipzig, Teubner.) 75 Pf.
. Albrecht, Das englische Kindertheater. (Halle, Dissertation.) 1 Mk.
. Brandes, Über die Quellen der mittelenglischen Paulus-Vision. (Halle, Dissertation.) 1 Mk.
. Groschopp, Das angelsächsische Gedicht „Christ und Satan". Leipzig, Dissertation.) 1 Mk.
. M. Garnett, Beowulf, an anglosaxon Poem, and the fight at Finnsburg, translated by J. G. (Boston, Quin, Heath & Co.)
eorge Peele, Untersuchungen über sein Leben und seine Werke von R. Lämmerhirt. (Lübeck, Dittmer.) 1 Mk. 50 Pf.

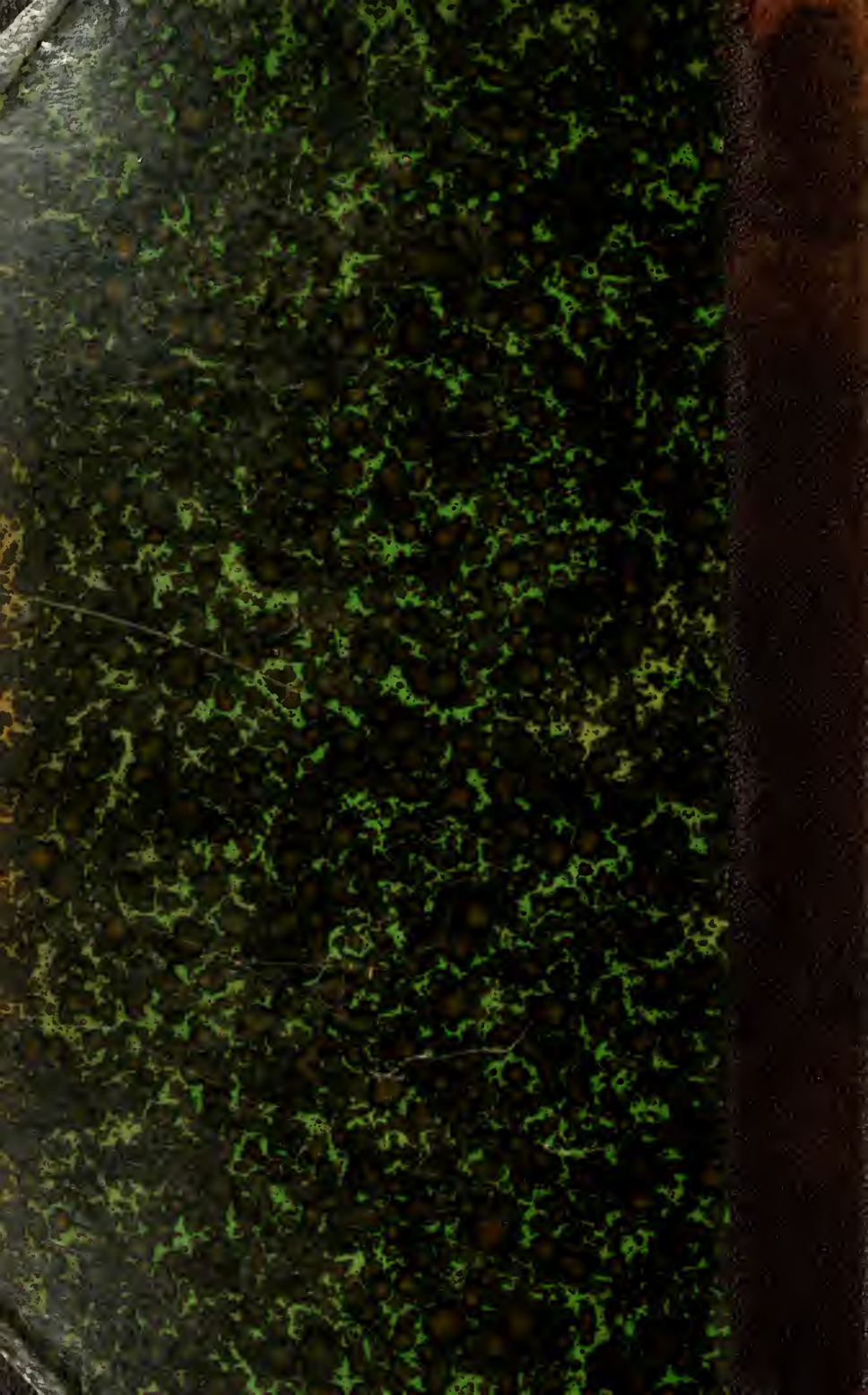
H. A. Lüder, Carlo Goldoni in seinem Verhältnis zu Molière. (Oppeln, Franck.) 1 Mk. 50 Pf.
F. Colagrosso, Studj sul Tasso e sul Leopardi. (Neapel, Detken & Rocholl.) 4 fr.
De Hassek, Delle tragedie d'Alessandro Manzoni. (Triest, Progr.) 1 Mk.
N. Bobowski, Die polnische Dichtung des fünfzehnten Jahrhunderts. I. Mariengedichte. (Breslau, Köhler.) 1 Mk.

Hilfsbücher.

A. Engelien, Leitfaden für den deutschen Sprachunterricht. 1. u. 2. Teil. (Berlin, Schultze.) 1 Mk. 50 Pf.
W. Liermann, Übersetzungsbuch für den Unterricht in der deutschen Sprache. Grammatik und Stil. 5. Schuljahr. (Frankfurt a. M., Auffarth.) 40 Pf.
M. Laue, 270 Stilübungen für Mittel- und Oberklassen der Volksschule. (Langensalza, Schulbuchhdlg.) 40 Pf.
Deutsche Sprichwörter als Materialien zu Aufsatzübungen für die Oberklassen der deutschen Volksschule. 6. Heft. (Würzburg, Staudinger.) 80 Pf.
J. Gossel, Aufsatzübungen für Volks- und Mittelschulen. 2 Hefte. (Berlin, Th. Hofmann.) 90 Pf.
J. Gossel, Praktische Aufsatzschule und ausgeführte Beispiele zu den Aufsatzübungen. (Berlin, Th. Hofmann.) 2 Mk. 60 Pf.
A. Wagner, Orthographisches Wörterbuch der deutschen Sprache, zunächst für die luxemburger Schulen. (Luxemburg, Breisdorff.) 50 Pf.
C. Hoffbauer, Kurzer Abriſs der deutschen Litteraturgeschichte. (Frankfurt a. O., Harnecker.) 90 Pf.
K. Th. Kribitzsch, Zur Poetik. Anhang zu Lesebüchern für Seminarien. (Gotha, Thienemann.) 50 Pf.
H. Damm, Familien deutscher Wurzelwörter. Für den Schulgebrauch. (Berlin, Müller.) 3 Mk.
L. Gerlach, Theorie der Rhetorik und Stilistik. (Dessau, Baumann.) 1 Mk.
A. Glanz, La ruche. Abécédaire pour les enfants. (Wien, Sintenis.) 1 Mk. 60 Pf.
K. Meurer, Franz. Lesebuch. I. Teil für Quarta und Unter-Tertia. (Leipzig, Fues.) 1 Mk. 10 Pf.
K. Kaiser, Franz. Lesebuch in drei Stufen. Inhaltsverzeichnis der Mittelstufe mit Hinzufügung der wichtigsten Autoren der Unterstufe. Ergänzung zu dem Aperçu de la lit. franç. (Mülhausen, Bufleb.) 12 Pf.
K. Kaiser, A brief history of the english language and literature, arranged for the use of schools. (Mülhausen, Bufleb.) 1 Mk.)
A. Verron, Englisches Lesebuch für die unteren und mittleren Klassen der höheren Lehranstalten. (Münster, Coppenrath.) 2 Mk. 40 Pf.
R. Wileke, Anleitung zum franz. Aufsatz. (Hamm, Grote.) 1 Mk. 40 Pf.
Biblioteca italiana. Für den Unterricht im Italienischen mit Anmerkungen. 2. Heft: Il cane del cieco. Herausgeg. von A. Scartazzini. (Davos, Richter.) 75 Pf.
L. Borghetti, Italienische Grammatik für den Schul- und Privatunterricht. (Leipzig, Hässel.) 3 Mk. 60 Pf.
F. Demattio, Libro di lettura ad uso della I—IV classe di tutte le scuole secondarie. (Innsbruck, Wagner.) 5 Mk. 20 Pf.
J. Bastos u. A. Schmidt. Portugiesische Unterrichtsbriefe für das Selbststudium. Schlufsbrief. (Leipzig, Morgenstern.) 50 Pf.

PB
3
A5
Bd.70

Archiv für das Studium
der neueren Sprachen

PLEASE DO NOT REMOVE
SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO
LIBRARY